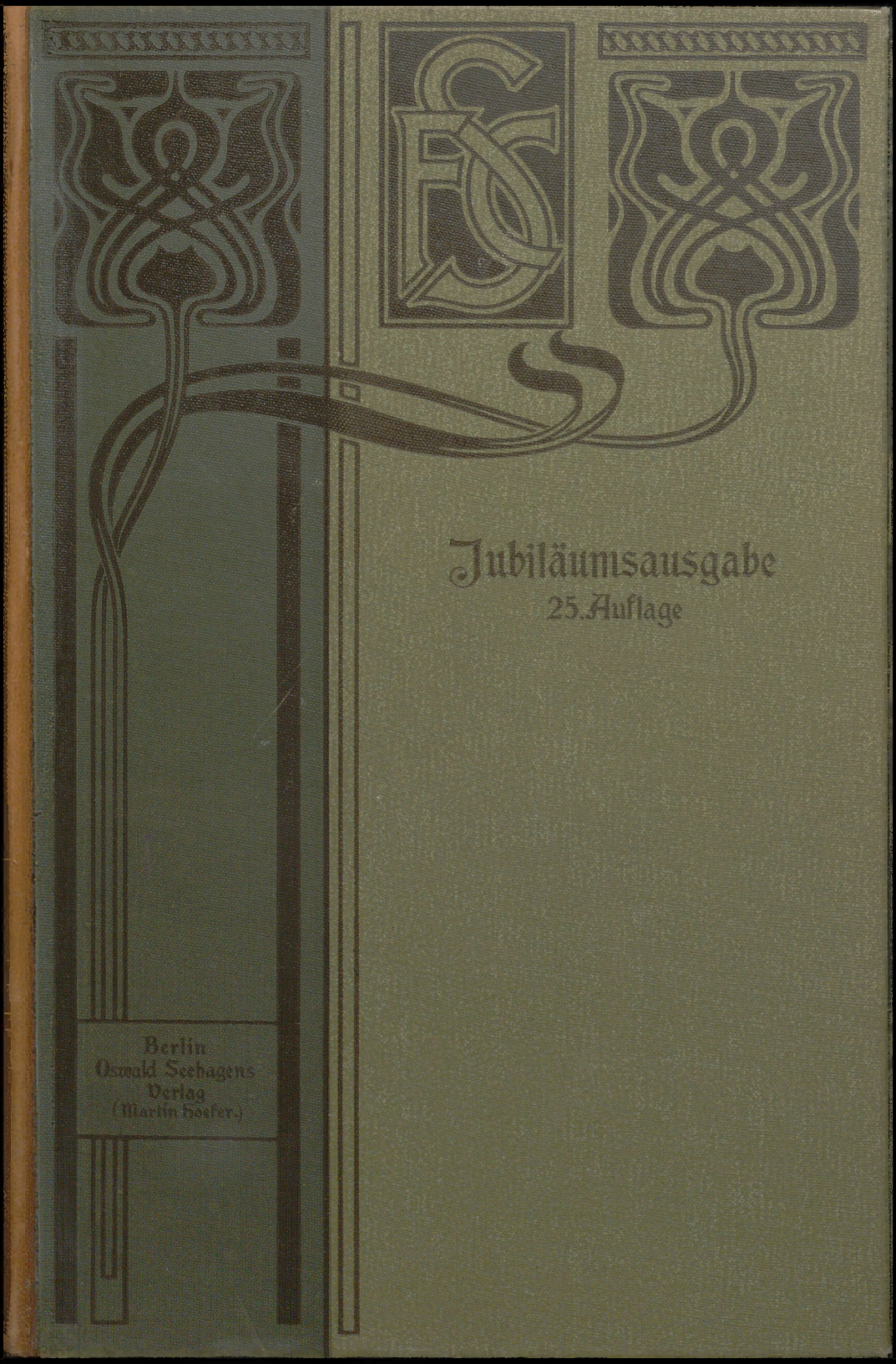

Part Code
ST1316
R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
DANES-PICTA .COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Jubiläumsausgabe
25. Auflage
Berlin
Oswald Seehagens
Verlag
(Martin Boeser.)
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres
DANES-PICTA .COM



Jubiläumsausgabe
25. Auflage

Berlin
Oswald Seehagens
Verlag
(Martin Hoefer.)



Aus Kiepert u. Wolff's historischem Atlas. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin.

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Von neuem durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger und **Dr. Franz Wolff.**

Fünfte Ausgabe.

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten.

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage.

Fünfter Band.

Berlin 1901.
Oswald Seehagen's Verlag.
(Martin Hoefer.)

Geschichte
des
Mittelalters.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Durchgesehen und ergänzt
von

Dr. Franz Wolff.

Zweiter Band.

Mit Abbildungen und Karten.

Fünfte Ausgabe.

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage.

Berlin 1901.
Oswald Seehagen's Verlag.
(Martin Hoefer.)

93/100)

Alle Rechte vorbehalten.

31534/2



Die Zeit von Karl dem Großen

bis zum Beginn der Kreuzzüge.

(Fortsetzung.)

II. Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser.

1. Erste Niederlassung der Normannen in Unteritalien und Heinrichs II. letzte Lebensjahre.

Unteritalien war noch immer eine griechische Provinz; doch hatten sich die Araber bereits in dem Lande festgesetzt, und außerdem bestand noch eine Anzahl langobardischer Fürstentümer, von welchen Benevent und Capua die bedeutendsten waren, und deren Beherrscher entweder gar nicht oder doch nur vorübergehend die Oberhoheit der griechischen Kaiser anerkannten. Das Land hatte durch die Plünderungen der Araber, durch die Herrschsucht und Raubgier der langobardischen Großen, noch weit mehr aber durch die Willkür und den Despotismus der griechischen Statthalter viel zu leiden. Die Bedrückungen der letzteren riefen öfters Aufstände hervor. Eine dieser Empörungen ist vorzugsweise wichtig, weil sie die Einwanderung normännischer Raubscharen zur Folge hatte. Ein angesehener Langobarde aus dem Lande Apulien, Melus, lehnte sich zur Zeit Heinrichs II. gegen den griechischen Statthalter auf, wurde aber besiegt und floh nach Capua. Er verband sich später mit einigen jener rüstigen Skandinavier, die sich in Frankreich niedergelassen hatten und auch von hier aus die Welt fortwährend mit dem Schrecken ihres Namens und dem Ruf ihrer Kühnheit erfüllten. Der Sage nach, deren Wahrheit dahingestellt bleiben mag, lernte er bei Gelegenheit einer Wallfahrt nach dem apulischen Berge Gargano eine Schar Normannen kennen und bewog sie durch die Aussicht auf leichten Raub und auf Ansiedelung in dem schönen Lande zu dem Versprechen, ihm ihren Arm gegen die Griechen zu leihen. Sie kehrten nach Hause zurück und fanden, da die Nor-

mannen sich mehr als alle anderen Völker durch Abenteuer reizen ließen, leicht eine Anzahl gleichgesinnter Landsleute, welche im nächsten Jahre (1016) mit ihnen nach Unteritalien zogen. Hier kämpften sie unter Melus mit wechselndem Glücke gegen die Truppen des griechischen Statthalters. Doch waren ihnen diese im ganzen genommen überlegen, weil sie damals einen Kaiser hatten, der den Umständen gewachsen war. Basilius II. mit dem Beinamen des Bulgarentöters, der früher erwähnte Bruder der Kaiserin Theophano, hatte nicht allein einige ausgezeichnete Generale, die sich gegen ihn empörten, zu bezwingen gewußt, sondern auch die Bulgaren wieder unterworfen, in Asien die Ehre der griechischen Waffen behauptet und einen großen Teil von Dalmatien erobert. Von dem letzteren Lande aus konnten seine Truppen in Unteritalien leicht Verstärkungen erhalten; Melus, welcher bereits tief in Apulien eingedrungen war, ward daher ungeachtet seiner Normannen von den Griechen völlig geschlagen (1018) und mußte aufs neue die Flucht ergreifen. Er begab sich mit dem Normannen Rudolf nach Deutschland und bat den Kaiser Heinrich II. um Hilfe, starb aber, noch ehe dieser nach Italien aufbrach. Seine Normannen, welche bald durch neue Ankömmlinge aus ihrer Heimat und durch unternehmende Langobarden verstärkt wurden, beschäftigten sich nach jener Niederlage teils mit ritterlichem Raub, teils dienten sie den größeren oder kleineren langobardischen Herren des Landes.

Um dieselbe Zeit wie Melus war auch der Papst Benedikt VIII. nach Deutschland gekommen, um die Stiftskirche von Bamberg einzusegnen. Dieser suchte den Kaiser ebenfalls zu einem neuen Zuge nach Italien zu bewegen, weil er durch die Deutschen seine eigenen Feinde von sich halten wollte, um seine Familie erheben zu können. Heinrich hatte ihn wieder abreisen lassen, ohne Anstalten zu einem Zuge zu treffen, weil sich damals wieder einige Große, an ihrer Spitze Otto von Hammerstein, gegen ihn erhoben hatten. Als diese Gefahren beseitigt waren, entschloß er sich, die Ehre des Reiches in Italien zu schützen. Er brach 1021 an der Spitze einer ansehnlichen Kriegsmacht auf und drang ohne Widerstand bis an das Neapolitanische, wo die Normannen sich an sein Heer anschlossen. Obgleich er hier mehrere Städte, namentlich das von einem griechischen Statthalter kurz vorher angelegte sehr feste Troja, eroberte und einen der größeren langobardischen Fürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwang, so gewann doch das Reich durch diesen Zug nichts; im Gegenteil, die deutsche Nation büßte durch verheerende Krankheiten, welche das ungewohnte Klima erzeugte, die Blüte ihrer Streiter ein, und der Kaiser mußte aus diesem Grunde schon im Sommer des nächsten Jahres nach Deutschland zurückkehren. Nur der Papst und diejenigen Leute,

welche den Aberglauben an die Stelle der wahren Religion gesetzt zu sehen wünschten, mochten Vorteil bei dem Zuge eines Mannes haben, von dem ein Mönch rühmt, daß er keinen Tag habe vorübergehen lassen, ohne sich entweder mit dem Bau oder mit der Verschönerung einer Kirche oder mit Schenkungen an dieselbe zu beschäftigen. In der That verließ ihn die Gewohnheit, Kirchen zu bauen und die Klöster mit reichen Gaben zu bedenken, auch in Italien nicht. Wie es aber mit dem Charakter jener Leute und mit Heinrichs Verhältnis zu ihnen beschaffen war, zeigt sich am deutlichsten bei seiner Zusammenkunft mit dem heiligen Romuald, dem Stifter des Kamaldulenser-Ordens. Dieser trat in Verona vor den Kaiser, redete aber kein Wort zu ihm; denn nach seiner Meinung glaubte er Gott einen Dienst damit zu erweisen, daß er sich der Sprache, die derselbe Gott den Menschen als Werkzeug der Vernunft gegeben hat, nicht bediene. Der Kaiser sprang bei Romualds Erscheinung sogleich von seinem Sitze auf und rief in tiefer Bewegung des Herzens: „O möchte doch meine Seele in deinem Körper wohnen!“ Trotz der dringenden Bitte des Kaisers war der heilige Mann an diesem Tage nicht zum Sprechen zu bewegen. Als er am anderen Morgen wieder in den Palast kam, umringten ihn die Deutschen aus des Kaisers Gefolge, beugten demütig ihr Haupt vor ihm, suchten begierig einige Zotten von dem Tierfelle, mit welchem er bekleidet war, zu erhaschen und verwahrten sie sorgfältig, um sie als Reliquien mit in die Heimat zu nehmen. Diesmal sprach Romuald vor dem Kaiser, und zwar von dem, was nach seinem Dafürhalten das Wohl der Kirche erheische. Der fromme Kaiser schenkte ihm zwei Klöster, um sie für seine vielen Schüler einzurichten. Auf solche Weise glaubte Heinrich, dessen Vorliebe für die strenge kirchliche Richtung, die von Clugny ausging und von Benedikt VIII. begünstigt wurde, im Verlauf seines Lebens immer mehr zunahm, am besten für sein Reich zu sorgen. Er hat sich dadurch ebenso, wie früher Ludwig der Fromme, den Ruhm erworben, das Mönchswesen in der deutschen Nation einheimisch gemacht zu haben. Doch muß man zu seiner Ehre eingestehen, daß er, wie er selbst ein halber Geistlicher war, eine sehr strenge Aufsicht über die Klosterzucht führte. Auch in einer anderen Rücksicht zeigte er sich gegenüber der Kirche als einsichtsvollen Regenten. Er unterstützte nämlich in der letzten Zeit seines Lebens die deutschen Bischöfe sehr kräftig, als sie in einer Kirchenversammlung zu Seligenstadt (1022) das Gesetz feststellten, daß kein Laie ohne Erlaubnis seines Bischofs nach Rom gehen dürfe, um sich vom Papste die Absolution geben zu lassen. Dieses Verbot war höchst weise; denn es wirkte dem Übergewicht, das der römische Bischof allmählich über die anderen Bischöfe erhalten hatte, entgegen und verhinderte, daß durch das zu-

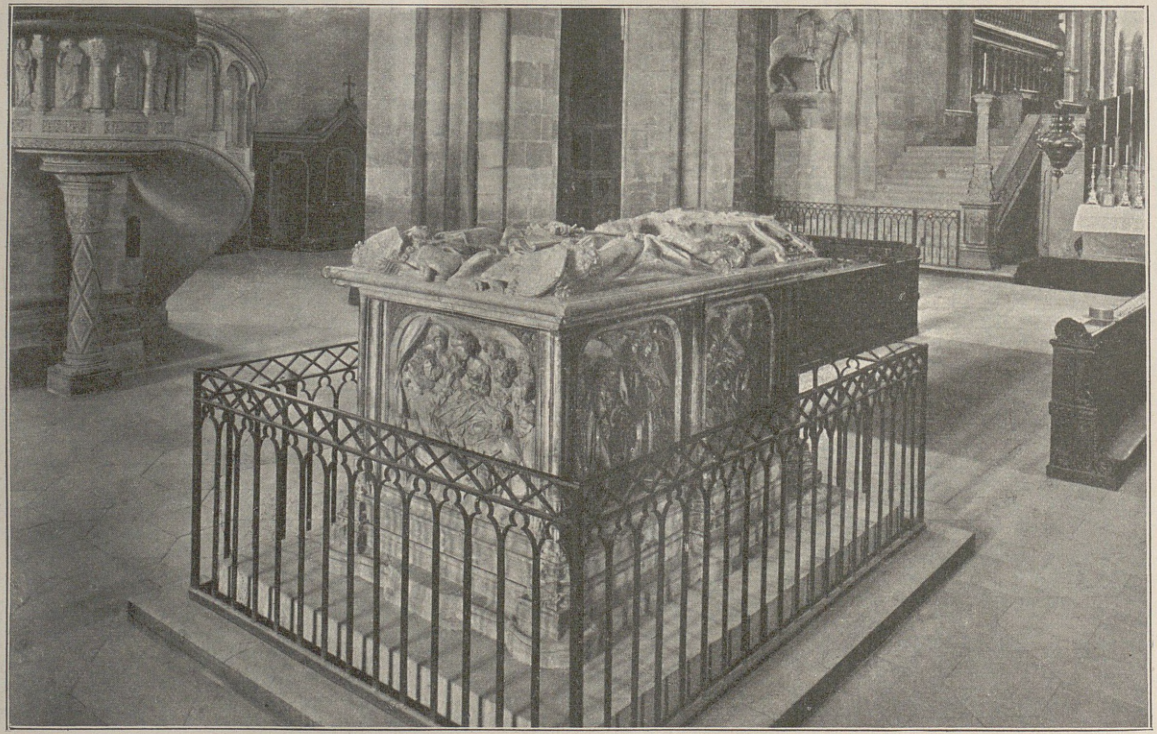
nehmende Ansehen des Papstes der wohlthätige Einfluß der einheimischen Bischöfe und Priester bei Großen und Geringen, Laien und Geistlichen vernichtet und unwirksam gemacht und die so sehr zur Roheit und Gewaltthätigkeit geneigte Welt der einzigen Strafe, die man fürchtete, der kirchlichen, entzogen werde. Erwägen wir, wie damals die rheinische Geistlichkeit unter Leitung des Erzbischofs Aribo von Mainz ihre Rechte gegen Rom verteidigte, wie der berühmte Burkard von Worms die Priesterehe in Schutz nahm, welche Benedikt VIII. bereits abzuschaffen gedachte: so gewährt dies einen Einblick in die Gegensätze, die später unter Heinrich IV. so mächtig hervortraten.

Außer der Berichtigung burgundischer Angelegenheiten, deren weiter unten gedacht werden wird, und außer neuen Schenkungen unternahm Heinrich nach seiner Heimkehr nichts weiter. Auch wegen seines Nachfolgers traf er keine Verfügung; er gab vielmehr, als er 1024 kinderlos auf der Burg Grona unweit Göttingen starb, die Reichskleinodien seiner Gemahlin Kunigunde, um sie dem frei gewählten neuen König der Deutschen zu überreichen. Er wurde in seinem Lieblingsdome zu Bamberg beigesetzt; der prächtige Sarkophag jedoch, der in demselben zum Andenken des Kaisers und seiner gleich ihm vom Papste heilig gesprochenen Gemahlin errichtet ist, stammt aus dem 16. Jahrhundert.*)

2. Geschichte der Deutschen, Burgunder, Ungarn und italienischen Normannen zur Zeit Konrads II.

Die Deutschen waren nach Heinrichs II. Tode entschlossen, an der sächsischen Familie möglichst festzuhalten; nur fragte es sich, welchen von den beiden Nachkommen Ottos des Großen, die allein noch am Leben waren, man wählen sollte. Diese beiden Männer waren Konrad von Franken und sein gleichnamiger jüngerer Vetter, die Urenkel Konrads des Roten, welchen Otto der Große zum Herzog von Franken er-

*) Das Recht, fromme Verstorbene heilig zu sprechen, stand anfangs jedem Bischof für seine Diöcese zu; im Jahre 993 übte es zum erstenmal der Papst aus, und erst Alexander III. erklärte es für ein alleiniges Vorrecht des römischen Stuhles. Den Heiligen wurde nach der echten katholischen Lehre wohl Verehrung (dulia), aber nicht Anbetung (latria) zu teil. In der Regel erfolgt zuerst die Seligsprechung (Beatifikation) oder die Erklärung, daß der Verstorbene durch seine Verdienste die Seligkeit gewonnen habe; die höhere Stufe der Kanonisation erfolgt meist in der Art, daß vor dem Papste eine Untersuchung des Wandels, der Verdienste und der bethätigten Wunderkraft des Seligen stattfindet, wobei derjenige Sprecher, der die Berechtigung desselben bestreitet, Advocatus Diaboli, Sachwalter des Teufels, genannt wird, aber bei der rein formalen und demonstrativen Einrichtung des Prozesses denselben niemals gewinnt. Nun erst wird der Name des Heiligen in den Kanon der Messe aufgenommen, d. h. im stillen Priestergebet erwähnt.



Sarkophag Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg.

Nach einer Original-Photographie.

hoben und mit seiner Tochter Liutgard vermählt hatte, und der im Kampf mit den Ungarn eines rühmlichen Todes gestorben war. Konrad stammte aus einer Familie der salischen Franken und führt daher, wiewohl erst bei den Geschichtschreibern des 14. Jahrhunderts, den Beinamen des Saliers. Er war Graf im rheinischen Franken und stand seinem Vetter, welcher Herzog der Franken war, an Macht und Ansehen weit nach. Lange schwankte die Wahl der deutschen Fürsten, die mit großen Scharen bei Oppenheim an beiden Ufern des Rheins lagerten, zwischen beiden, bis es endlich der Erzbischof Aribo von Mainz dahin brachte, daß man sich für den älteren Konrad entschied (September 1024), dem alsdann die Kaiserwitwe Kunigunde die Reichskleinodien übergab. Bei dieser Gelegenheit erscheint das Reich zum erstenmale als wirkliches Wahlreich; denn es ward damals zuerst eine eigentliche Wahlversammlung der Großen der Nation gehalten, in welcher über die Ernennung eines neuen Königs beratschlagt und dann in aller Form die Wahl vorgenommen wurde. Übrigens erkannte man damals auch dem Volke noch sein Recht zu; denn als die Fürsten Konrad gewählt hatten, stellten sie ihn den versammelten Völkerschaften zur Annahme vor, und diese billigten durch Zuruf die getroffene Wahl. Auch zeigt sich hier zum erstenmale, wenigstens nach der gewöhnlichen Annahme, die Nation in die sechs Heeresabteilungen oder, wie man sie nannte, Heerschilde getrennt, zu welchen bald nachher noch die siebente hinzukam. Der erste Heerschild oder die erste Schar, welche unter einem gemeinschaftlichen Banner geführt ward, bestand aus den Reisigen des Königs, den zweiten bildeten die geistlichen Fürsten mit ihren Leuten, den dritten hoben die Herzöge, den vierten die Grafen, den fünften die Mittelfreien oder diejenigen, welche nicht mehr, wie die Führer der vier anderen Heerschilde, zum hohen Adel gerechnet wurden und keine eigentliche Herrschaft besaßen, aber doch noch Freie zu Vasallen haben konnten. Der sechste endlich umfaßte die gemeine Ritterschaft. Die sechs Heerschilde stellten eigentlich die Nation vor; denn der Rest des Volkes wurde bloß als Zahl und Masse betrachtet, und das Fußvolk galt bereits im Ansehen nichts mehr. Schon unter dieser Regierung aber kam ein neuer Stand, den man früher nicht gekannt hatte, empor; gewerbtreibende Bürger und Handelsleute erhielten eine gleiche Existenz und Anerkennung als die Krieger und bildeten dann den siebenten Heerschild, zu welchem, wie man sich ausdrückte, jeder gehörte, der von ehelicher Geburt und nicht einem anderen eigen war, d. h. jeder eigentliche Bürger.

Konrad II., mit welchem eine neue Herrscherfamilie, die fränkische oder salische, auf den deutschen Thron kam, reiste gleich nach seiner in Mainz vollzogenen Krönung in Deutschland umher, um seine Würde

durch die Huldigung der einzelnen Völkerschaften zu erhöhen und seine Gewalt durch Ausübung der kaiserlichen Gerichtsbarkeit geltend zu machen. Dann suchte er sich die Erbfolge im Burgundischen Reiche zu sichern, dessen Herrscherhaus damals dem Aussterben nahe war. Dies macht einen Rückblick auf die Geschichte von Burgund nötig, deren Kenntnis auch zum Verständnis dessen, was der Herrschaft Konrads eine welthistorische Bedeutung verliehen hat, durchaus erforderlich ist. Konrad gab nämlich zwölf Jahre später dem italienischen Teile des Reichs eine Ordnung, welche bis in die neuesten Zeiten hinein auf ganz Europa einen großen Einfluß gehabt hat, und er würde sich schwerlich dazu entschlossen haben, wenn er nicht im Burgundischen Reich solche Zustände angetroffen hätte, die er ebendeshalb auch in anderen Gegenden weniger auffallend fand.

Es ist bereits oben angegeben worden, auf welche Weise die beiden Königreiche, die man das cisjuranische und das transjuranische Burgund genannt hat, fast zu gleicher Zeit entstanden waren. Das erstere ward von Anfang an in kleine Herrschaften zerstückelt, deren Besitzer nach ihrem Oberherrn wenig fragten. Schon der Enkel des ersten Königs, Karl Konstantin, hatte ein so geringes Ansehen, daß einer seiner Großen, Hugo, nicht allein unumschränkt herrschte, sondern auch, ohne auf ihn im mindesten Rücksicht zu nehmen, das Reich durch einen förmlichen Vertrag an den König des transjuranischen Burgunds, Rudolf II., abtrat. Auf diese Weise wurden im Jahre 933 die beiden burgundischen Königreiche miteinander vereinigt. Karl Konstantin, der ein kleines Gebiet um die Stadt Vienne behielt, mußte Rudolf II. als seinen Herrn anerkennen. Rudolfs junger Sohn und Nachfolger, Konrad der Friedfertige (937—993), zu dessen Vormund sich Otto der Große auf kurze Zeit aufgeworfen hatte, war kein Mann für das Burgundische Reich. Schon sein Beiname bezeichnet in Zeiten, wo nur äußere Gewalt galt, eben nicht einen tüchtigen Regenten; doch bewies er sich im Anfang seiner Regierung tapfer und schlau gegen die Ungarn und Mohammedaner, welche zu gleicher Zeit in das Land einfielen und es weithin verwüsteten. Er bewog sie, indem er beiden seine Hilfe versprach, zum Kampfe miteinander, fiel dann über beide zugleich her und schlug sie; er selbst rieb die ungarischen Scharen einzeln auf, einer seiner Vasallen aber, Graf Wilhelm I. von Arles, rottete die Mohammedaner aus. So glücklich die Burgunder unter Konrad gegen äußere Feinde waren, so schlecht ging es im Inneren ihres Reiches. Das Land bestand aus einer Menge von Lehnsgütern, deren Besitzer von jeher weder an Gehorsam, noch an Zusammenhalten gewöhnt waren; die Gemüter der Einwohner waren durch Natur und Lebensweise zur Unruhe geneigt, und die herrschende Gesetzlosigkeit

steigerte den Hang zu Gewaltthätigkeiten in einem so hohen Grade, daß uns manches, was aus jenen Zeiten berichtet wird, fast unbegreiflich ist. So ließ z. B. einst der mächtige Graf Wilhelm von Poitiers einen Bischof, der vom deutschen Kaiser Lehen genommen hatte, wie ein wildes Tier mit Hunden jagen. Das Königtum bestand nur noch dem Namen nach, das Schicksal des Landes aber lag ganz in den Händen einer Aristokratie, die unter sich uneinig war. Durch Konrads Schwäche wurde das Übel noch vermehrt. Er war in der letzten Zeit seines Lebens bloß auf friedliche Beschäftigungen und fromme Stiftungen bedacht, ließ den zur Leitung des Staats nötigen Ernst ganz schwinden und beging noch dazu die Unvorsichtigkeit, seinen zahlreichen Verwandten so viele Lehen und Privilegien zu erteilen, daß er seinem Sohne und Nachfolger, Rudolf III., nur noch wenige Krongüter hinterlassen konnte.

Der neue König, welcher von 993 bis 1032 regierte, war von Natur noch weniger als sein Vater fähig, ein gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Er versuchte dies zwar einmal und machte Anstalten, die verschleuderten Krongüter wieder an sich zu ziehen; die Großen ergriffen aber sogleich die Waffen und schlugen ihn in die Flucht, so daß er auch noch den Rest der Macht, die ihm vorher geblieben war, verlor. Er litt seitdem oft sogar am Nötigen Mangel und konnte sich dann nur an die Geistlichkeit halten, die jedoch auch nicht immer geben konnte oder wollte. Die Nachkommen jenes Wilhelm, der unter Konrad die eingedrungenen Mohammedaner vertilgt hatte, entzogen sich damals der burgundischen Herrschaft ganz und gründeten als Grafen der Provence eine unabhängige Herrschaft.

Rudolf III. war der letzte aus dem Mannesstamme des burgundischen Königshauses. Er sah sich daher schon früh nach einem künftigen Erben des Reiches um und wählte dazu den Kaiser Heinrich II., einen Sohn seiner ältesten Schwester Gisela, der ihn in seiner Not mit Geld unterstützt hatte. Von seinen beiden anderen Schwestern war die ältere, Bertha, zuerst mit dem Grafen Odo I. von der Champagne und dann mit dem König Robert I. von Frankreich, die jüngere, Gerberga, aber mit dem Herzog Hermann II. von Schwaben vermählt, und jede von beiden hatte ebenfalls einen Sohn. Odo der Jüngere, Berthas Sohn, widersetzte sich gleich anfangs den Ansprüchen Heinrichs. Heinrich unternahm daher einen Kriegszug nach Burgund, hatte aber nicht mehr Vorteil davon, als von seinen Zügen gegen die Polen. Mehrfach trat er für Rudolf ein, der auch auf die Krone und die Ausübung der Herrschaftsrechte verzichtete zu Gunsten seines Neffen, so oft die Not ihn dazu zwang. Aber kaum hatte Heinrich das Land verlassen, so gab er sich wieder seinen aufständigen Großen hin. Als

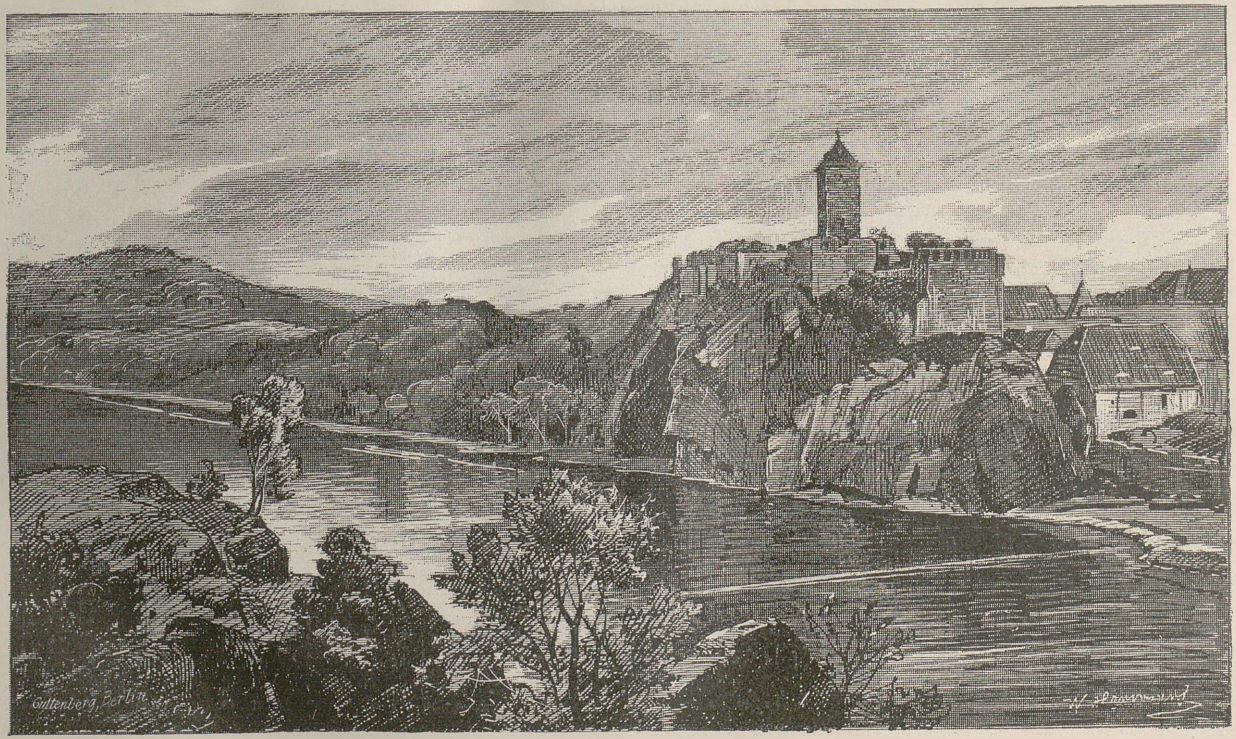
dann Heinrich kinderlos gestorben war, sahen sowohl der König von Burgund, als seine Großen den mit ihm geschlossenen Erbvertrag als erloschen an, und Odo wäre nun, wenn es auf den nächsten Grad der Verwandtschaft angekommen wäre, rechtmäßiger Erbe der Krone von Burgund gewesen. Allein der neue deutsche König, Konrad II., nahm Burgund für sich und für das Deutsche Reich in Anspruch, obgleich er als Verwandter keineswegs das nächste Recht dazu hatte. Er hatte nämlich die jüngere Gisela, die Tochter der Gerberga, eine sehr begabte und ehrgeizige Frau, zur Gemahlin genommen; diese hatte aber von einem früheren Gemahle einen Sohn, den Herzog Ernst II. von Schwaben. Ebenso war es mindestens zweifelhaft, ob Konrad als Heinrichs Nachfolger in Deutschland Anspruch auf Burgund machen konnte. Kaiser Heinrich hatte allerdings zu den Zügen, die er wegen Burgunds unternahm, deutsche Reichsheere aufgeboten und dadurch kundgegeben, daß er den künftigen Besitz von Burgund als Reichssache betrachte. Aber Rudolf hatte sich nie mit Bestimmtheit erklärt, ob er ihm die Nachfolge als deutschem Könige oder als dem Sohne seiner ältesten Schwester zugesagt habe, und konnte überhaupt nach Gesetz und Herkommen jener Zeit über sein Reich nicht wie über ein persönliches Eigentum verfügen. Konrad fragte nach diesem allem nichts. Er erkannte in der ganzen Lage der Sache eine gute Gelegenheit, das Deutsche Reich zu vergrößern, rückte 1025 mit einem Heere in Burgund ein, nahm die Grenzfeste desselben, Basel, ein und brachte zwei Jahre später den König Rudolf dahin, ihm und seinem Sohne Heinrich in einem zu Basel abgeschlossenen Vertrage die Erbfolge zuzusichern. Er zerfiel darüber mit seinem Stiefsohne, Ernst von Schwaben, welcher seitdem stets auf Empörung sann. Ernst verband sich gegen seinen Stiefvater schon 1025 mit den lothringischen Großen, welche den neuen König haßten, weil sie sahen, daß er sich mit dem Scheingehorsam, den die Lothringer seither dem Reiche geleistet hatten, nicht genügen lassen werde. Konrad wußte jedoch seinem Sohne und dessen Verbündeten zu begegnen, und Ernst sah sich bald mit seinen Anhängern zu einer Aussöhnung mit seinem Stiefvater genötigt, welche Gisela vermittelte, und bei der er von Konrad die Abtei Kempten zum Lehen erhielt. Einer seiner Freunde, Graf Werner, ergab sich sogar dann nicht, als sein Schloß Kyburg in der Nähe von Zürich erobert war, und wußte auch der drohenden Haft zu entgehen.

Noch ehe dies geschehen war, hatte Konrad einen Zug nach Italien unternehmen müssen, weil die Lombarden sich weigerten, einen von den Deutschen eingesetzten König auch als ihren Herrn anzusehen. Dazu kamen noch andere Dinge, welche die Gegenwart Konrads in Italien dringend forderten. Grafen, Markgrafen, Herzöge und Bischöfe, ja

Städte und bloße Gutsbesitzer hatten sich gewaltsam des Eigentums der Schwächeren und der Reichsgüter bemächtigt und wollten von keinem Oberherrn wissen. Die Pavesaner hatten gleich nach Heinrichs II. Tode den neuerbauten Königspalast in ihrer Stadt bis auf den Grund niedergerissen und den Pfalzgrafen, der im Namen des Königs ihre Gerichte leitete, verjagt. Ein Teil der Großen von Oberitalien endlich hatte die lombardische Krone zuerst dem Könige Robert I. von Frankreich und dann dessen Sohne Hugo angeboten. Keiner von beiden hatte jedoch die Krone angenommen, weil sie entweder den Italienern nicht trauten oder nicht Macht genug besaßen, um sich gegen Konrad behaupten zu können. Man hatte sich darauf an einen anderen auswärtigen Fürsten, den Herzog Wilhelm von Aquitanien, gewandt, weil er nebst seinem Bruder, Odo von der Champagne, der mächtigste Herr in Frankreich war und den habsüchtigen Italienern auch noch andere Vorteile darzubieten schien. Er hatte sich ihnen auf seinen wiederholten Pilgerreisen durch Reichtum und Freigebigkeit bekannt gemacht und dabei auch eine große Liebe zu Pracht und Aufwand gezeigt, die den Aquitaniern von jeher eigen war, und um derentwillen man sie, wie noch jetzt die Gascogner, stets als Windbeutel verschrie. Überdies waren die italienischen Geistlichen für einen Fürsten romanischer Zunge um so mehr eingenommen, je mehr sie die von Heinrich II. in Italien eingesetzten deutschen Bischöfe beneideten und vertrieben zu sehen wünschten. Wilhelm war jedoch viel zu klug, als daß er sich unbesonnen in die italienischen Angelegenheiten hätte ziehen lassen. Er nahm die angebotene Krone weder an, noch lehnte er sie ab, suchte aber die Dinge soviel als möglich seinem Interesse gemäß zu gestalten und besonders die Lothringer in Aufregung zu bringen, um seinen Gegner Konrad in Deutschland zu beschäftigen. Nachdem ihm das letztere gelungen war, reiste er nach Italien, wo er sich besonders auf den gewandten und einflußreichen Bischof Leo von Vercelli, welchen Arduin aus seinem Bistum vertrieben hatte, zu stützen suchte. Wilhelm erkannte jedoch bald, daß er den Italienern nur als Werkzeug ihrer Herrschsucht und Habgier dienen sollte, und daß es eine Partei, auf die er sich verlassen konnte, wenn es, wie vorauszusehen, zu ernstlichen Kämpfen kam, überhaupt nicht gab, gab daher die Sache wieder auf und kehrte noch vor Konrads Ankunft nach Aquitanien zurück.

Konrad war bei dem Aufstande der lothringischen Herzöge, die auch den französischen König herbeigezogen hatten, schnell mit einem Heere nach Lothringen gezogen und hatte die Empörer zum Gehorsam gezwungen, die Franzosen aber von der Grenze zurückgeschreckt (1025). Hierauf machte ihm der neue Herrscher von Polen, Mieczislaw, manche Sorge; um ihm entgegenzuwirken, verständigte sich Konrad mit dem

mächtigen Knut dem Großen von Dänemark dahin, daß die Mark Schleswig mit Dänemark vereinigt und Knuts junge Tochter Gunilde nach einigen Jahren mit des Kaisers Sohn Heinrich vermählt werden solle. Diese Abmachungen wurden hauptsächlich durch den Erzbischof von Bremen herbeigeführt, noch ehe Konrad die Fahrt nach Rom antrat. Im nächsten Jahre brach er mit seinem Sohne nach Italien auf. Der Erzbischof Heribert (Aribert) von Mailand war schon vorher mit ihm in Verbindung getreten; den selbstsüchtigen Bischof Leo von Vercelli aber gewann er dadurch, daß er ihm wieder zu seinem Bistume verhalf. Die Verbindung mit dem letzteren kam übrigens dem Könige nicht lange zu statten, da Leo schon 1026 starb. Doch war dies eher ein Glück, als ein Unglück zu nennen; denn Leo war der unzuverlässigste Mann und unterhielt sogar noch, als er sich an Konrad angeschlossen hatte, eine Korrespondenz mit Wilhelm. Konrad zog, nachdem er in Mailand durch Heribert gekrönt worden war, geradeswegs gegen Pavia, dessen Bürger ihn vergebens durch eine Gesandtschaft zu beschwichtigen gesucht hatten. Zu einer Belagerung der Stadt reichte die Zahl seiner Truppen nicht hin; er mußte sich daher mit der Verwüstung der Umgegend begnügen, wandte sich dann nach Tuscien, und da er auch hier Widerstand fand, so kehrte er über Ravenna nach dem Norden zurück, um Verstärkungen zu erwarten. Schon am Ende des Winters (1027) erschien er wieder vor den Thoren von Pavia, und diesmal ergab sich ihm die Stadt, nachdem er ihr Gebiet nochmals verwüstet hatte. Dann zog er durch Tuscien, das sich ihm jetzt ebenfalls unterwarf, nach Rom. Hier ward er nebst seiner Gemahlin Gisela zu Ostern vom Papste Johann XIX. mit ganz außerordentlicher Feierlichkeit in der Peterskirche gekrönt; denn es waren dabei nicht nur die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, sondern auch König Rudolf von Burgund und der Beherrscher von England und Dänemark, Knut der Große, gegenwärtig. Die Anwesenheit der Erzbischöfe von Ravenna und Mailand führte eine unangenehme Scene herbei; sie gerieten um einer Ceremonie willen in Streit, der durch Konrad zu Gunsten Ariberts geschlichtet wurde. Überhaupt stieg aller Feierlichkeiten ungeachtet sowohl in Rom, als an anderen Orten der Widerwille der Deutschen und Italiener gegeneinander immer höher und erzeugte öftere und blutige Streitigkeiten, bei welchen im offenen Kampfe die Deutschen, aus dem Hinterhalt aber die Italiener die Oberhand behielten; in Rom und Ravenna verloren viele der ersteren vor den Augen des Kaisers selbst das Leben. Von Rom begab sich Konrad nach Unteritalien, wo sich ihm Benevent, Capua und andere Städte nebst ihren Fürsten teils freiwillig, teils gezwungen unterwarfen. Das Wichtigste, was er dort that, war die Bestätigung einer



Feste Giebichenstein bei Halle a. S.

Gezeichnet von W. Herwart

Schenkung, welche Herzog Sergius von Neapel dem Führer der Normannen, Rainulf, kurz vorher gemacht hatte. Sergius war aus seinem Herzogtume vertrieben, mit Hilfe Rainulfs aber wieder dahin zurückgeführt worden und hatte diesem dafür die nachherige Grafschaft Aversa zu Lehen gegeben. Durch Konrads Bestätigung wurden die Normannen Vasallen des Reiches. Diese Verleihung einer Grafschaft (1027) ist eigentlich als die erste feste Ansiedelung der Normannen in Italien anzusehen, und auf ihr beruht die nachher so weit ausgedehnte Herrschaft derselben in jenem Lande. In Capua wurde Pandulf von Konrad anerkannt.

Konrad mußte schon im Frühling die Rückreise nach Deutschland antreten, weil die daselbst ausgebrochenen Unruhen seine Gegenwart nötig machten. Sein Stiefsohn, Ernst von Schwaben, war von ihm kaum nach Deutschland entlassen worden, als er verheerend in das Elsaß und in Burgund einfiel; er konnte ungeachtet des Baseler Vertrages nicht vergessen, daß die Anwartschaft auf Burgund nach dem Rechte der Verwandtschaft ihm und nicht dem Kaiser oder gar seinem Stiefbruder gebühre. Sein Freund, der schwäbische Graf Welf II., einer der beglaubigten Stammherren des berühmten Welfischen Hauses, verwüstete indes das Land seines Feindes, des Bischofs Bruno von Würzburg; des Kaisers Vetter, Herzog Konrad von Franken, betrug sich am Rhein, als wäre kein König im Reiche; der Herzog Friedrich von Niederlothringen unterhandelte verräterisch mit Frankreich; ja, selbst ein Stiefbruder des Kaisers, Gebhard, stand gegen ihn in Waffen. Das Erscheinen des Kaisers und die ernsten Maßregeln, die er ergriff, stillten schnell die Unruhen. Er berief einen Reichstag nach Ulm, um, wie die kräftigen Könige der früheren Zeit, über die Empörer in Schwaben Gericht zu halten. Hierhin zog sein Stiefsohn Ernst, auf das zahlreiche Gefolge seiner Vasallen vertrauend; aber diese, die ihm vorher ohne Bedenken gegen des Vaters beste Freunde gefolgt waren, verweigerten ihm den Dienst, als es den Kaiser selbst galt; nach dem Berichte des Chronisten Wipo erklärten sie dem Herzog, sie gehörten ihm nur bedingungsweise an und könnten ihm nicht gegen denjenigen beistehen, von dem als Lehnsherrn die Quelle seines Rechtes ausgehe.*) Ernst mußte sich also seinem Vater auf Gnade und Ungnade ergeben. Dieser schickte ihn nach der Feste Giebichenstein bei Halle und hielt ihn dort eine Zeitlang gefangen. Seine Verbündeten wurden ebenfalls zur Unterwerfung gebracht und bestraft. Des Kaisers Bruder, Gebhard, mußte in den geistlichen Stand treten; Konrad von Franken, der sich freiwillig gestellt hatte, ward seines Herzogtums beraubt und verbannt,

*) Illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter.

er fügte sich aber so ruhig in des Kaisers Willen, daß ihm dieser einige Zeit nachher das Herzogtum Kärnten erteilte.

Konrad hatte sich schon längst bemüht, das Reich seinen Nachkommen zu sichern. Er hatte vor dem Zuge nach Italien seinen erst acht Jahre alten Sohn, Heinrich III., zu seinem Nachfolger bezeichnet und gab ihm nach der Rückkehr von dort nicht allein das erledigte Herzogtum Bayern, sondern ließ ihn auch mit Bewilligung der Fürsten des Reiches zu Aachen als deutschen König feierlich salben und krönen (1028). Zu dem Lande Bayern gehörte damals auch ein großer Teil des jetzigen Österreichs. Wahrscheinlich war es daher der Wunsch, seines Sohnes Ansehen an der Ostgrenze geltend zu machen, was den Kaiser zu dem Kriege bewog, den er 1030 mit den Ungarn begann. Die Ungarn waren seit ihrer Niederlage auf dem Lechfelde vorsichtiger geworden. Sie hatten seitdem ihre Angriffe auf andere Völker nicht mehr bloß wie streifende Raubscharen unternommen, sondern sich durch die Aufnahme von Petschenegen und anderen Barbaren verstärkt sowie auch nach Art der Avaren die Wüsten, Moräste, Seen und Wälder der westlichen Grenzgegenden durch Wälle, Gräben und Verhaue ganz unzugänglich gemacht, um ihr Land, das gegen die Polen durch die Karpathen gedeckt war, auch gegen Deutschland besser verteidigen zu können. An der Südgrenze wohnten vermischte Stämme, welche ebenfalls vom Raube lebten und gern mit den Ungarn gemeinschaftliche Sache machten, wenn diese entweder das herrliche, damals in sich zerrissene Oberitalien und das in ähnlichem Zustande befindliche südliche Frankreich im schnellen Ritte durchzogen, oder, was seit der Niederlage in Deutschland am häufigsten geschah, die Bewohner des Griechischen Reiches plünderten. Von Taksony, dem Sohne und Nachfolger des Oberchans Zultan (946—972), wissen wir bestimmt, daß er tief in die Länder der Griechen streifte und sich gegen sie sogar mit den Russen verband; er ward aber auch, wie diese, von dem Kaiser Tzimiskes geschlagen. Taksonys Sohn, Geisa I. (972—997), erhielt besonders durch zwei Dinge eine große Bedeutung für Ungarn. Er zog Kolonisten aus der Bulgarei ins Land, welche Handelsgeist und einige Künste mitbrachten, und legte den Grund zur Einführung der christlichen Religion, die von seiner Gemahlin Sarolta begünstigt und durch Bekehrer, welche Bischof Piligrim von Passau absandte, in Ungarn gepredigt wurde. Er selbst hatte zwar keinen Sinn für die Lehren des Christentums und erschwerte sogar die Verbreitung desselben in Ungarn dadurch, daß er neue Scharen von Petschenegen herbeizog, welche die Roheit der Ungarn vermehrten; allein er scheint doch die äußeren Vorteile der Einführung des Christentums erkannt zu haben. Dies bewies er nicht bloß durch den Schutz, den er den

christlichen Missionären in seinem Lande gewährte, sondern auch dadurch, daß er seinen Sohn Waik, der als christlicher König den Namen Stephan I. annahm, von dem Apostel der Preußen, Adalbert, taufen ließ.

Der gelehrte und eifrige Adalbert trug, wie es scheint, auch weiterhin zur Bildung Stephans bei; wenigstens that dieser nachher als König (997—1038) alles, was in seinen Kräften stand, um das Christentum in seinem Lande einzuführen. In dieser Gesinnung wurde Stephan dadurch befestigt und erhalten, daß er die fromme Gisela, eine Schwester des Kaisers Heinrich II., heiratete und mit Otto III. enge Freundschaft schloß. Wahrscheinlich beurteilte er auch den Einfluß, den das Christentum und die Kultur auf die Vermehrung seiner Macht haben mußte, richtiger als sein Vorgänger; denn obgleich man ihm später den Beinamen des Heiligen gegeben hat, so war es ihm doch bei der Bekehrung der Ungarn mindestens ebensoviel um die Verstärkung seiner königlichen Gewalt, als um die Verbreitung der neuen Lehre zu thun. Er rief Mönche und Geistliche in sein Reich, ließ Klöster stiften und richtete im ganzen Lande Bistümer ein; aber er umgab sich zugleich mit einer Schar tapferer Deutschen, die mit seiner Nation nichts gemein hatten und in dem Vorteil des Königs auch den ihrigen sahen. Er selbst hoffte von dem Christentum einen anerkannten Königstitel sowie unbestimmte Rechte, die sich an diesen knüpfen ließen; seine Ungarn dagegen erwarteten davon keine Vorteile, sie sahen im Gegenteil deutlich ein, wie verderblich Stephans Verbindung mit den Deutschen ihren alten Sitten und Gewohnheitsrechten werden müsse. Sie widersetzten sich also der Einführung des Christentums und erhoben die Waffen gegen den König; allein sie erlagen seiner Übermacht und mußten sich dann gleichsam von Rechts wegen und als Besiegte alle neuen Einrichtungen gefallen lassen. Dafür konnte sie der Glanz der Krone, welche der Papst und Kaiser ihrem Könige zugestanden, sowie der Beiname des Apostolischen Königs, welchen ihm der erstere verlieh, und welcher mit der Herrschaft von Ungarn auf das Haus Habsburg überging, nur wenig entschädigen.*) Bei den Gesetzen, welche Stephan nach der Annahme des Christentums und des königlichen Titels erließ, hatte er ebensowohl den Zweck, die Macht der Stammfürsten, bei denen er vorher nur der Erste unter Gleichen gewesen war, zu vertilgen, als eine regelmäßigere Staats-

*) Die berühmte Stephanskrone, welche von den Ungarn noch heutzutage als ein Nationalheiligtum verehrt wird, ist aus zwei Hälften zusammengesetzt, deren jede eine Krone für sich bildet; die untere wurde dem späteren König Geisa von dem griechischen Kaiser Michael Dukas geschenkt (um 1072), die obere hatte Stephan vom Papst Silvester II. (Gerbert) erhalten.

verwaltung herzustellen und mildere Sitten einzuführen. Seine deutsche Garde endlich diente ihm, wie fremde Garden zu dienen pflegen: sie half ihm nicht bloß die im Lande angesiedelten Petschenegen bezwingen, sondern auch seine eigenen Verwandten, welche in Siebenbürgen herrschten, unterdrücken. Mit der dabei gemachten Beute gründete Stephan milde Stiftungen und vermehrte den Glanz der ungarischen Bistümer und ihrer Kirchen. Nur die Feststellung einer bestimmten Erbfolge versäumte er; es galt bloß im allgemeinen als zweifellos, daß ein Sprößling von Arpads Hause die Krone tragen müsse.

So stand es mit Ungarn, als Konrad 1030 dasselbe anzugreifen beschloß. Sein Kriegszug war nur von sehr kurzer Dauer. Die Unzugänglichkeit des Landes auf der Westseite erschwerte den deutschen Truppen das Eindringen; auch die Unterstützung durch Bretislaw von Mähren nützte nichts, es griff Unzufriedenheit um sich, und zu gleicher Zeit brachen in Schwaben neue Unruhen aus, welche die Anwesenheit des Kaisers nötig machten. Konrad kehrte daher, nachdem er bloß das Land an der Grenze verwüstet hatte, wieder um; es folgten Plänkeleien in den Grenzgebieten, und endlich schickte Stephan an Heinrich von Bayern Gesandte mit Friedensvorschlägen, welche angenommen werden konnten. Konrad bestätigte dann die Abmachungen. Übrigens blieb die Mehrzahl der ungarischen Nation, trotz des Eifers und der Macht ihres Königs Stephan, dem Heidentum ergeben, und als dieser beim Tode seines einzigen Sohnes seinen Neffen, Peter, zum Nachfolger bestimmte, suchten sie einen Fürsten unter den roheren Anverwandten Stephans, damit die verhaßten neuen Einrichtungen wieder aufgehoben würden. Die daraus entstandenen Thronstreitigkeiten brachten später (unter Heinrich III.) die Ungarn in dieselbe Abhängigkeit von Deutschland, in welche die Böhmen und Polen durch ihre gegenseitige Feindschaft bereits geraten waren.

Ernst von Schwaben, der nach zweijähriger Gefangenschaft aus der Haft entlassen worden war, erhielt 1030 von Konrad sein Herzogtum zurück. Dieser verlangte aber dafür, daß Ernst seinen früheren Verbündeten, den Grafen Werner von Kyburg, als Reichsfeind bekriegen helfe. Dessen weigerte sich Ernst. Er wurde deshalb auf einem Reichstag ebenfalls für einen Feind des Reiches erklärt, seines Herzogtums und aller seiner Güter beraubt und durch die Bischöfe sogar aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Ernst entfloh mit seinen wenigen Anhängern zu seinem Anverwandten, Odo von der Champagne, kehrte aber, nachdem er bei diesem vergebens Hilfe gesucht hatte, bald wieder zurück, setzte sich auf der Felsenburg Falkenstein bei Schramberg im Schwarzwald fest und führte daselbst ein halb räuberisches, halb ritterliches Leben. Als er endlich durch Truppen, welche der Bischof

Warmann von Konstanz, als Vertreter des Reichs in Schwaben, gegen ihn absandte, zum Äußersten gebracht worden war, verließ er die Burg und ward samt allen seinen Anhängern in einem blutigen Treffen erschlagen (August 1030). Der Kaiser verlieh das Herzogtum Schwaben zum Troste der Mutter seinem jüngeren Stiefsohne, Hermann IV. Das Volk, das meist einer kühnen Auflehnung gewogen ist, besonders wo die Beweggründe etwas Großmütiges haben, behielt den tapferen Ernst in treuem Andenken; an seinen Aufstand knüpfte sich ein Gewebe von Sagen, in welchen man ihn, nach dem inneren Gesetz derartiger Überlieferungen, zu einem Sohne Ottos, also zu einer Person mit dem noch unvergessenen Ludolf machte; beim Eindringen orientalischer Vorstellungen reihete man noch viele Abenteuer an, die an „Tausendundeine Nacht" erinnern, und so entstand im 12. Jahrhundert das später umgearbeitete Volksbuch vom Herzog Ernst.

Konrad hatte kaum den ungarischen Krieg beendigt und die von seinem Sohn erregten Unruhen gestillt, als er gegen die slawischen Völker im Osten von Deutschland aufbrechen mußte. Der Anlaß zu diesem Kriege ward von den Polen und Böhmen gegeben. Boleslaw I. von Polen, welcher in der letzten Zeit seines Lebens den königlichen Titel angenommen hatte starb 1025. Sein Sohn, Mieczislaw II., geriet sogleich mit zwei Brüdern in Streit über das väterliche Reich, und Ulrich von Böhmen benutzte dies, um sich des ihm von Boleslaw entrissenen Landes Mähren wieder zu bemächtigen. Mieczislaw fiel nachher zweimal (1028 und 1030) verheerend in die deutschen Grenzlande ein. Beide Male zog Konrad gegen ihn zu Felde. Das erste Mal konnte er nicht viel ausrichten, weil die Verhältnisse im Innern des Reiches ihn zu sehr in Anspruch nahmen; beim zweiten Zuge aber nötigte er, durch eine Verbindung mit Mieczislaws Bruder Bezbriem, den Polenkönig zu einem Frieden, in welchem dieser die Lausitz an Konrad zurückgeben mußte. Gleich nachher ward Mieczislaw von seinem Bruder gestürzt und verjagt. Er floh zu Ulrich von Böhmen, welcher damals mit dem Kaiser in gespanntem Verhältnis stand; dieser bot dem letzteren die Auslieferung desselben an, Konrad aber war edel genug, sie zurückzuweisen, indem er sagte, er wolle den Feind nicht vom Feinde erkaufen. Bezbriem machte sich durch Grausamkeit verhaßt und wurde 1032 von seinem Volke ermordet. Sogleich kehrte Mieczislaw wieder nach Polen zurück. Er war unterdessen milder geworden, sah die Unmöglichkeit ein, sich im fortgesetzten Kampfe mit den Deutschen zu behaupten, und unterwarf sich deswegen dem Kaiser. Dieser gab damals gern die Lausitz an die Polen zurück, weil durch den Frieden mit ihnen das an der Elbe wohnende slawische Volk der

Liutizen seinem Schicksale überlassen wurde. Die Liutizen waren durch die Mißhandlung der sächsischen Herzöge zur Verzweiflung gebracht worden und hatten nicht nur die benachbarten Grenzstriche des Reiches schrecklich verheert, sondern auch in ihrem eigenen Lande alle Priester getötet und alle Kirchen niedergerissen. Konrad führte die Sachsen gegen sie, ward aber, nachdem er den Krieg kaum begonnen hatte, durch die Nachricht vom Tode des burgundischen Königs Rudolf (1032) genötigt, ihn einstweilen einzustellen, um seine Ansprüche an Burgund geltend zu machen. Zwar waren Abgesandte bei Konrad eingetroffen, welche ihm den Speer des heiligen Moritz und andere burgundische Insignien überbrachten; aber inzwischen war Odo von der Champagne nach Burgund geeilt und hatte einen großen Teil des Landes besetzt. Konrad sammelte in Norddeutschland ein Heer, zog nach Burgund und brachte die Einwohner durch sein bloßes Erscheinen zur Unterwerfung (1033); seinen Nebenbuhler, der mittlerweile auch in Lothringen eingerückt war, aber nötigte er dadurch, daß er in die Champagne einbrach, zu einem Vertrag, in welchem Odo seinen Ansprüchen an Burgund entsagte (1033). Als dann Odo seine Truppen nicht aus Burgund zurückzog, rückte Konrad nochmals in das Land ein, zugleich mit ihm ein größeres Heer von Italien aus. Darauf wurde er zu Genf gekrönt, und es gehörten nunmehr die Rhonemündungen sowie Toulon und Marseille, Savoyen, Genf und die spätere Franche Comté in derselben Weise wie Oberitalien zum Deutschen Reich. In dem neuerworbenen Gebiete war die strenge, fast idealistische Auffassung der Kirche, nach welcher dieselbe zur Leitung der Christenheit und zur Aufrechthaltung des Friedens in ihr berufen wäre, auch unter dem Volke mächtig; ein Umstand, der bald auch auf Deutschland seine Wirkung äußerte. Odo versuchte nachher zwar noch einige Male sein Recht geltend zu machen, alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich. Konrad wandte sich alsbald wieder gegen die Liutizen und führte einen blutigen Krieg mit ihnen, in welchem er selbst große persönliche Tapferkeit zeigte und mehrmals bis am Gurt im Sumpfe stehend mitfocht. Sie wurden nach hartnäckigem Widerstand im Jahre 1035 aufs neue unterworfen.

Jetzt glaubte Konrad sich wieder nach Italien begeben zu können, wo während der langen Abwesenheit des Oberherrn die mächtigeren Herren sich zu Gebietern der kleineren Gutsbesitzer, von denen sie vorher nur durch ihr größeres Vermögen unterschieden waren, aufgeworfen hatten und ihr Ansehen zu Willkürlichkeit und Bedrückung mißbrauchten. In Oberitalien geschah auf diese Weise zuerst, was nachher überall eintrat, daß einige wenige das Reich vorstellen wollten und alle anderen als ihre, nicht als des Reiches Vasallen betrachteten. Man würde

übrigens die kleinen Tyrannen, die jetzt von größeren verschlungen werden sollten, mehr bedauern, wenn man nicht wüßte, daß auch sie ihre Macht gegen die Besitzer weniger Hufen Landes, welche einst ebenso frei und unmittelbar wie sie gewesen waren, geltend gemacht und sich des Bedürfnisses der Könige ebenso zur Unterdrückung dieser Freien bedient hatten, wie dasselbe jetzt von den größeren Herren gegen sie selbst benutzt ward. Zu jenen übermächtigen Unterdrückern in Oberitalien gehörten ganz vorzüglich die Bischöfe, vor allen der Erzbischof Aribert von Mailand. Ihnen gewährte noch besonders der Umstand, daß sich zu jenen Zeiten in der Lombardei viele Ketzer erhoben, eine gute Gelegenheit, die Macht der Bistümer zu vermehren und Religion und Politik zu vermengen. Diese Ketzer, welche damals auch in anderen Ländern auftraten, trugen nicht allein Lehren vor, die für jene Zeiten viel zu hoch und der Geistlichkeit entgegen waren, sondern sie drohten auch der ganzen äußeren Form des Christentums den Untergang. Sie mußten daher notwendigerweise gewaltsam unterdrückt werden, wenn man nicht wollte, daß der Fanatismus mit dem Geiste des Kultus auch das schwache Gerüst des Staates zerstöre. Aus diesem Grunde waren selbst die weltlichen Großen so sehr gegen die Ketzer erbittert, daß sie dieselben manchmal sogar mit noch mehr Eifer, als die Geistlichen, verfolgten.

Im Jahre 1035 brach endlich die Wut der kleineren Herren gegen ihre Unterdrücker in einen förmlichen Krieg aus, und die letzteren wurden von den ersteren so sehr in Not und Bedrängnis gebracht, daß sie den Kaiser dringend um Hilfe angingen, wobei ihr Begehren vor allem auf Sicherung des Rechtes durch eine bestimmt abgefaßte Gesetzgebung gerichtet war. Konrad erschien 1037 und ward in Mailand mit großer Pracht und Feierlichkeit empfangen. Aber es war nur scheinbar eine wohlwollende Aufnahme, es brach auf ein Gerücht hin ein Aufstand aus, dessen Veranlassung Konrad dem Aribert zuschrieb. Er befahl dem Erzbischofe wie auch den anderen Großen Italiens, zu Pavia auf einem Reichstage sich einzufinden. Hier untersuchte er die Sache genau und fand, daß die Bischöfe und unter ihnen besonders Aribert sich viel Reichsgut angemaßt hatten; er beschloß daher mit aller Strenge einzuschreiten und ließ, als Aribert sich trotzig weigerte, ihm Rede zu stehen, denselben in Haft nehmen. Dieser Schritt brachte das ganze Land in Aufregung. Zum Unglück entkam Aribert bald seiner Haft. Er ward von den Mailändern mit Jubel aufgenommen und setzte nun alles an Konrads Vernichtung. Er wollte mit Odo von der Champagne anknüpfen, der in Konrads Abwesenheit in Lothringen eingefallen war; dieser sollte König von Italien werden. Die Lage des Kaisers schien sehr bedenklich zu werden, da kamen Boten

aus Lothringen, welche an Konrad das abgeschlagene Haupt Odos brachten: bei der Belagerung von Bar war er gefallen. Konrad beschloß vor allem anderem, die Mailänder zu bestrafen. Er zog gegen ihre Stadt, und da er sie nicht einzunehmen vermochte, so ließen seine Deutschen ihre Wut an der Umgegend aus. Auch Parma, wo der Kaiser den Winter zubrachte, mußte ihre Roheit erfahren, was die deutsche Herrschaft eben nicht empfehlen konnte. Im nächsten Frühjahre (1038) zog Konrad in das mittlere und südliche Italien, teils um den sittenlosen Benedikt IX., welcher 1033 im 10. Lebensjahre auf den päpstlichen Stuhl erhoben und vor kurzem von den Römern verjagt worden war, wiedereinzusetzen, teils um die Bewohner von Unteritalien gegen die Bedrückungen des Fürsten Pandulf IV. von Capua, eines furchtbaren Tyrannen, zu schützen und ihre Streitigkeiten mit den unruhigen Normannen zu schlichten. Beides gelang ihm ohne Schwierigkeit. Nachdem er den Papst nach Rom zurückgeführt hatte, zog er nach Unteritalien, vertrieb Pandulf aus seinem Fürstentum, gab dasselbe dem Beherrscher von Salerno, Waimar, ordnete die Verhältnisse der Normannen und sicherte ihnen den Besitz der Grafschaft Aversa nochmals zu, weil er wünschte, daß sie als seine und des Reiches Vasallen Waimar schützen möchten. So übel spielte das Schicksal damals mit den unglücklichen Bewohnern von Unteritalien! Ihr Oberherr gab ihnen Räuber zur Beschützung; ja, er hatte sie vorher sogar durch einen Vertrag mit Pandulf in die Hände dieses schrecklichen Peinigers geliefert und denselben erst dann abgesetzt, als Pandulf ihm die auferlegte Strafsumme nicht ausbezahlte. Übrigens war alles, was Konrad in Unteritalien verfügte, nur für den Augenblick gethan; schon nach neun Jahren verlor Waimar das Fürstentum Capua wieder, Pandulfs IV. Sohn wurde Besitzer desselben, und auch die Normannen begannen ihre Unruhen bald von neuem. In Oberitalien, wohin der Kaiser sobald als möglich zurückkehrte, bekümmerte man sich weder um den Bischof Ambrosius, den er an Ariberts Stelle ernannt hatte, noch um den Kirchenbann, mit welchem der letztere vom Papste belegt worden war. Konrad selbst vermochte nichts gegen Aribert und seine erbitterten Mailänder. Dieser hatte die gesamte Bevölkerung seines Sprengels unter die Waffen gerufen und suchte seinen Kampf gegen die Deutschen zu einer Art von heiligem Kriege zu machen. Er erfand ein heiliges Abzeichen, welches gleich der israelitischen Bundeslade seinen Streitern zum Mittelpunkte der Vereinigung dienen und durch seinen Anblick ihren Mut im Kampfe entflammen sollte. Dies war das bei den Mailändern auch später im Gebrauch gebliebene Carocium. Es bestand aus einer hohen Stange, welche auf einem roten, von Ochsen gezogenen Wagen errichtet war, und an der sich oben ein

goldener Apfel und zwei weiße Fahnen, in der Mitte aber ein Crucifix mit weit ausgebreiteten Armen befand. Konrad sah sich bald genötigt, nach Deutschland zurückzukehren, weil ansteckende Krankheiten, die gewöhnliche Wirkung des italienischen Klimas, viele seiner tüchtigsten Anführer und Streiter hinrafften (1038) und auch in seiner Familie durch den Tod seiner Schwiegertochter und seines Stiefsohnes schmerzliche Lücken rissen. Ehe er abzog, ließ er sich von seinen Anhängern eidlich geloben, daß sie den Kampf mit den Mailändern noch ein Jahr lang fortsetzen würden.

Was die eigentliche Ursache seines zweiten Zuges nach Italien, das Verhältnis der größeren und kleineren Gutsbesitzer zu einander, betrifft, so hatte er im Frühling 1037, während der Belagerung von Mailand, seinen Willen darüber kundgemacht und das älteste eigentliche Lehnsgesetz erlassen, welches in der Geschichte vorkommt. Er sicherte in diesem Gesetz allen Vasallen der größeren weltlichen und geistlichen Herren den erblichen Besitz ihrer Güter im Mannesstamme zu, so daß ihnen diese nicht anders genommen werden könnten, als durch den Spruch eines aus Vasallen ihresgleichen zusammengesetzten Gerichtes, von welchem die Berufung an den Kaiser oder an seinen Stellvertreter gestattet war. Zugleich setzte er fest, daß die Vasallen nur zu solchen Lieferungen an das kaiserliche Heer verpflichtet seien, welche schon seinen Vorgängern geleistet worden wären. Diese Verordnung Konrads bildet die Grundlage des geschriebenen Lehnrechtes, das sich in den folgenden Zeiten entwickelte, obgleich sie keine bindende Kraft hatte, da ihr die Zustimmung vieler italienischen Großen fehlte. Eine andere wichtige Ordnung, welche Konrad zum Gesetz zu machen strebte, war der sogenannte Gottesfrieden; doch gelang es erst seinem Nachfolger, Heinrich III., dieselbe im Deutschen Reiche einzuführen. Sie rührte freilich nicht unmittelbar von ihm her und er schadete durch seine Bemühungen um sie auf der einen Seite vielleicht mehr, als er auf der andern nützte, weil durch diese neue Einrichtung die Verwirrung der geistlichen und weltlichen Macht vermehrt ward. In allen Reichen war nämlich nach und nach ein förmlicher Kriegszustand eingetreten; denn die Gutsbesitzer, welche zugleich Krieger waren und aus Fehden, Blut und Raub einen Erwerb machten, mußten bei allen Angelegenheiten befragt werden, der Landesherr konnte ohne sie keine gültige Verordnung erlassen, und sie selbst kümmerten sich um Gesetz und Ordnung nicht, sondern entschieden vielmehr ihre Zwistigkeiten gewöhnlich mit eigener Hand. Bei einem solchen Zustande konnte nur durch das Ansehen der Kirche Frieden im Inneren geschaffen und erhalten werden, es war natürlich, daß fromme Männer auf den Gedanken kamen, dazu den Aberglauben zu benutzen. Dieser Gedanke ging zuerst von

den Bischöfen in Aquitanien und Burgund, wo die Fehden am ärgsten waren, aus, und als der eigentliche Urheber desselben wird der heilige Odilo, Abt von Clugny, angesehen. In Südfrankreich waltete neben heiterer Lebenslust und Spottsucht in nicht geringerem Maße eine glühend schwärmerische Bußfertigkeit; die romanisch-keltische Bevölkerung wurde von neuen Grundsätzen rascher und lebhafter ergriffen, als die deutschen Stämme, und so läßt sich nicht leugnen, daß sie bei manchen wichtigen Bestrebungen des Mittelalters den Vorrang hatten. Dabei waren die stolzen Barone streitsüchtig und leidenschaftlich, und ihrem wilden Treiben konnte nur durch eine energische, von der Kirche beschützte Bewegung der Geister entgegengetreten werden. Schon früher hatte man an Einrichtungen zur Sicherung des allgemeinen Friedens gedacht; endlich beschlossen die Geistlichen, einen ununterbrochenen Friedenszustand im Inneren dadurch herzustellen, daß man jede Verletzung desselben, jede Gewaltthätigkeit eines einzelnen mit einer Kirchenstrafe belegte. Zu Limoges 1031 wurde das Gebiet jedes Ruhestörers mit dem Interdikt bedroht. Letzteres kann man als Ausdehnung des Kirchenbannes auf ein ganzes Land oder einen Teil desselben bezeichnen; in dem Umkreis, welcher damit belegt war, durfte außer der Taufe keine sakramentale Handlung vollzogen, ja den Sterbenden das Abendmahl nicht gereicht werden; der Kirchenschmuck wurde verhüllt, die Glocken herabgenommen und mit einem schwarzen Tuche bedeckt. Oft genug erreichte man dadurch so viel, daß die bestürzte Menge, der religiösen Trostmittel beraubt, die weltlichen Herren zum Nachgeben drängte. In dem hier erwähnten Falle aber ließ sich die Sache nicht durchführen, und die verständigeren Geistlichen erkannten bald, daß durch eine solche Einmischung der geistlichen Gerichtsbarkeit in weltliche Händel die Kirche selbst in Gefahr käme; denn die Gewohnheit der Selbsthilfe und die Neigung zur Gewaltthätigkeit waren in jener eisernen Zeit weit größer, als die Macht und das Ansehen der Kirche, und diese hätte sicher bald die meisten ihrer Glieder ausstoßen müssen. Auch waren in der That schon nach wenigen Jahren die Fehden wieder ebenso, wie früher, an der Tagesordnung, obwohl man den Gottesfrieden (Pax Dei) an vielen Orten in Frankreich unter dem später so berühmt gewordenen Rufe „Dieu le veut“ (Gott will es) verkündigt hatte. Die Geistlichen suchten daher auf eine andere Weise zu helfen: sie ließen dem, was nicht zu ändern war, seinen Lauf, bemühten sich aber, es soviel als möglich zu mildern, und setzten zu diesem Behuf in mehreren Synoden fest, daß während derjenigen Zeit der Woche, welche zum Gottesdienst oder zur Vorbereitung für denselben bestimmt sei, also vom Mittwoch Abend an bis zum Montag Morgen eine sogenannte Treuga Dei, d. h. ein Waffenstillstand Gottes, sein solle,

oder mit anderen Worten, daß an diesen Tagen die Waffen ruhen und jeder, der den Fehden nicht solange entsagen würde, mit dem Bann oder anderen Kirchenstrafen belegt werden sollte. Dies fand überall Beifall, und da auch die Besitzer der höchsten weltlichen Macht darin einwilligten, so ward die Treuga Dei nach und nach in den verschiedenen Ländern eingeführt; zuerst 1041 in Burgund und der Provence, zwei Jahre später in Deutschland wenigstens insofern, als Heinrich III. von Konstanz aus ein Friedensgebot für das Reich erließ, in welchem der Anschluß an das Bestreben der Cluniacenser und der südfranzösischen Geistlichkeit nicht zu verkennen ist. Alle diese Verordnungen sind bezeichnend für den Aufschwung der Sinnesart in jener sonst rauhen Zeit; sie deuten mehr an, was man durchzuführen wünschte, als was thatsächlich durchgeführt worden ist. Die Sinnesart selbst aber wirkte fort in den Einrichtungen, durch welche man das aufkommende Rittertum zu einem frommen und edlen Gebrauche der Kraft anzuleiten gedachte.

Konrad unternahm nach seiner Rückkehr aus Italien aufs neue eine Reise durch Deutschland, um als höchster Richter Gesetz und Recht zu handhaben. Auf dieser Reise hielt er sich unter anderm eine Zeitlang in Goslar auf, wo er, wie nachher sein Sohn, wegen der benachbarten, für jene Zeiten sehr reichen Silberbergwerke des Harzes besonders gern verweilte. Nachdem er dann durch Sachsen und den Rhein hinab gereist war, erkrankte und starb er in Utrecht (Juni 1039). Seine Leiche wurde nach Speier gebracht und in dem dort von ihm begonnenen, von seinen beiden Nachfolgern vollendeten Dome beigesetzt, der später einer Reihe von deutschen Kaisern zur Grabstätte diente. Der Kaplan und Biograph Konrads, Wipo, preist diesen kraftvollen Herrscher, der übrigens mehr weltlich als geistlich gesinnt war, als „großmütig, fröhlich, fest, unerschrocken, gütig gegen Landsleute, streng gegen Feinde, energisch in seinen Handlungen und unermüdet zum Besten des Reiches". Die Jahrbücher von Hildesheim dagegen ereifern sich darüber, daß bei seinem Tode kaum einer geseufzt habe.

3. Kaiser Heinrich III.

Der 22jährige Sohn Konrads, welcher schon längst zum Könige gekrönt war, Heinrich III., von seiner dunkeln Gesichtsfarbe auch der Schwarze genannt, übernahm sogleich die Regierung des Reiches, die vielleicht keiner von allen Kaisern so eigenmächtig, aber auch so tüchtig und kräftig geführt hat, als er. Ihn nötigte die Ausbreitung, welche sein Vater dem Deutschen Reiche nach Osten und Westen hin gegeben hatte, zu fast unaufhörlichen Kriegen, und er selbst vermehrte diese

noch dadurch, daß er sowohl Ungarn mit dem Reiche zu vereinigen suchte, als auch auf den Gedanken kam, sich in die Papstwahl zu mischen und Deutsche zu Päpsten zu machen. Freilich hängt das letztere mit dem Umstande zusammen, daß dieser Herrscher für die mächtige Bewegung seiner Zeit ein sehr lebhaftes Verständnis hatte und sich als Kaiser berufen glaubte, die Läuterung der Kirche nicht bloß zu fördern, sondern, wie er ja ihr bestellter Schirmvogt war, zu leiten und zu überwachen. Während Heinrich fast beständig mit auswärtigen Kriegen beschäftigt war, verfolgte er im Inneren des Reiches mit rücksichtsloser Festigkeit ein entschieden monarchisches Streben und rief hierdurch sowie durch sein Benehmen in den Angelegenheiten des päpstlichen Stuhles jene Verwickelungen hervor, welche nachher die Lage seines Sohnes und Nachfolgers so schwierig machten. Alleinherrschaft und kaiserlichen Willen an die Stelle der bereits ausgearteten Reichsverfassung zu setzen, oder mit anderen Worten, den verwirrenden Streit der Leidenschaften, welche damals allein herrschten, durch äußere Machtfülle zu bändigen, war das Endziel aller seiner Bestrebungen, und er würde wahrscheinlich die alten Rechte des deutschen Volkes unterdrückt haben, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Daß er die dazu nötige Kraft besaß, bewies er nicht allein durch die Art, wie er mit Bistümern, mit Grafschaften und selbst mit der päpstlichen Würde verfuhr, nicht allein durch sein Benehmen in Italien, wo sein bloßer Name mehr vermochte, als die Waffen so vieler Könige vor ihm, sondern noch weit mehr durch die Willkür, die er sich ungeachtet der Widersetzlichkeit, welche er hier und da fand, erlauben durfte. Er behandelte, um nur einige wenige Beispiele anzuführen, den Erzbischof Gebhard von Regensburg, der sich verräterischer Umtriebe schuldig gemacht hatte, wie einen Knecht, obgleich derselbe als Bruder seines Vaters sein nächster Anverwandter war. Er ließ seinen Sohn durch seinen Liebling, den Erzbischof Hermann von Köln, zum König krönen, ohne den Erzbischof von Mainz auch nur anzuhören, als derselbe sein Recht, diese Ceremonie zu verrichten, geltend zu machen suchte. Er nahm dem Herzog Konrad von Bayern sein Land, weil derselbe seiner Vorladung vor eine Reichsversammlung, zur Schlichtung eines Streites, nicht nachgekommen war. Kurz, er schaltete mit den Bistümern und Herzogtümern ohne Rücksicht auf Herkommen und Satzung, und wenn er die weltliche Macht der ersteren vermehrte, so geschah dies vorzugsweise deshalb, weil bei den Bischöfen an Erblichkeit der verliehenen Güter nicht zu denken war.

Die erste Gelegenheit, sich im Kriege zu zeigen, fand der junge König in Böhmen und Polen. Im letzteren Lande war 1034 Mieczislaw II. gestorben, und seine Witwe, die Tochter des Pfalzgrafen Ezo am Rhein, hatte im Namen ihres jungen Sohnes, Kasimirs I.,

die vormundschaftliche Regierung übernommen; sie war aber schon nach kurzer Zeit vertrieben worden, und eine grenzenlose Verwirrung herrschte seit der Zeit im Lande. Dies benutzte Bretislaw I. von Böhmen, ein Mann von Heldenkraft und Unternehmungsgeist, welcher im Jahre 1037 seinem Vater Odalrich (Ulrich) in der Regierung gefolgt war, zu einem Rachezuge. Er fiel in Polen ein, hauste dort auf eine entsetzliche Weise und nahm ganz Schlesien in Besitz. Nachdem er auf diesem Zuge Gnesen eingenommen hatte, beschloß er, die Gebeine des heiligen Adalbert nach seiner böhmischen Heimat zurückzubringen, die derselbe bei Lebzeiten aus Unmut über das Treiben seiner Landsleute verlassen hatte. Im August 1039 kam der Zug, der die Leiche des Märtyrers geleitete, in Prag an; Bretislaw war selbst unter denjenigen, welche den Sarg in die St. Vituskirche trugen; er dachte durch diese Überführung seiner Hauptstadt ein hervorragendes Ansehen bei den slawischen Völkern zu verleihen. Er hatte jedoch durch diesen Einfall den deutschen König, an dessen Hofe Kasimir und seine Mutter Aufnahme gefunden, um so mehr gegen sich gereizt, als derselbe von Anfang an danach strebte, das Ansehen des Reiches bei den unterworfenen Völkern aufrecht zu erhalten. Schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritte dachte Heinrich an einen Zug nach Böhmen. Bretislaw bat sogleich um Frieden. Er erhielt ihn, nachdem er Geiseln gestellt und das Versprechen gegeben hatte, sich den Verfügungen des Königs zu unterwerfen. Als er jedoch im nächsten Jahre auf Heinrichs Begehren die in Polen geraubten Schätze nicht herausgab, ward er sogleich wieder bekriegt. Dieser Zug war der unglücklichste und unvorsichtigste, der seit langer Zeit unternommen worden war. Das Heer war in zwei Abteilungen in Böhmen eingerückt, die eine von Norden her, die andere, unter Heinrich, über den Böhmerwald. Zunächst verlor Heinrich in den Wäldern und Verhauen der Böhmen eine große Zahl der tapfersten Krieger und rettete sich und seine Heeresabteilung nur dadurch, daß er in Böhmen einen Einsiedler von vornehmer deutscher Herkunft fand, der mit dem Lande genau bekannt war und ihn glücklich zurückgeleitete. Natürlich mußte auch der zweite Trupp nun zurückgehen. Im nächsten Jahre (1041) tilgte der König den erlittenen Schimpf durch einen neuen Kriegszug, in welchem er den böhmischen Herzog ganz und gar unter seinen Willen beugte. Übrigens hatte Heinrich schon während seines ersten böhmischen Krieges den jungen Kasimir mit einer Hilfsschar nach Polen gesandt, und dieser unterwarf sich allmählich sein väterliches Reich. Auf einem Reichstage zu Regensburg wurde dann Bretislaw mit seinem Herzogtum wieder belehnt, wogegen er allen Plänen auf Erweiterung seiner Herrschaft in Polen entsagte.

Nicht lange nach dem glücklich vollendeten böhmischen Kriege wandte sich Heinrich gegen die Ungarn, um dieselben ebenso der deutschen Oberherrschaft zu unterwerfen, wie die Böhmen und Polen schon lange unterworfen waren. König der Ungarn war nach Stephans Tode dessen Neffe Peter geworden. Dieser aber, Sohn eines venezianischen Edlen vom Hause Orseoli, ward nicht nur wegen seines ausländischen Wesens gehaßt, sondern er erbitterte sein Volk auch durch Willkür und Grausamkeit. Er wurde daher 1041 verjagt und Aba, der Gemahl einer Schwester Stephans, zum König ausgerufen. Der gestürzte König floh zu seinem Schwager, dem Markgrafen von Österreich, dieser nahm ihn auf und verwandte sich für ihn bei Heinrich. An dessen Hofe erschienen damals Gesandte Abas mit übermütigen Forderungen. Heinrich gab ihnen seinerseits Gesandte mit nach Ungarn, die dort ohne weiteres in Gewahrsam gelegt wurden. Darauf suchte Aba den Markgrafen von Österreich mit einem verheerenden Einfalle heim. Dies war für Heinrich ein willkommener Anlaß zum Kriege. Er brach 1042 in Ungarn ein, eroberte einen Teil des Landes, zerstörte Preßburg und drang, da Peter zu sehr verhaßt war, dem Volke einen anderen Anverwandten Stephans zum König auf. Kaum war er jedoch nach Deutschland zurückgekehrt, als Aba diesen vertrieb. Heinrich zog darauf 1043 zum zweitenmal nach Ungarn. Er sah indessen bald ein, daß es unmöglich sei, Aba zu verdrängen, und ging deshalb auf ein Friedensanerbieten ein. Aba trat das Land westlich von der Leitha und March an das Deutsche Reich ab; dieses Gebiet wurde bald nachher der Ostmark beigefügt und so der spätere Bestand von Österreich begründet. Er zahlte ferner eine Summe Geldes und versprach, die Grenzen des Reiches nicht ferner zu beunruhigen. Schon im folgenden Jahre sah sich Heinrich zu einem neuen Kriegszuge genötigt. Der rohe Ungarnkönig zog die halbwilden Kumanen, ein Volk des türkischen Zweiges, an sich, verfolgte Christen und Christentum in seinem Lande und verfuhr mit so großer Grausamkeit, daß viele Ungarn nach Deutschland flohen, um dort Schutz und Hilfe zu suchen. In Begleitung dieser Flüchtlinge drang Heinrich 1044 wieder in das Land ein und erfocht unter den schwierigsten Umständen einen ruhmvollen und glänzenden Sieg an der Raab, so daß Aba von den Ungarn aufgegeben wurde und die Flucht ergreifen mußte. Heinrich setzte darauf Peter aufs neue zum König ein, wogegen dieser das bisher unabhängig gewesene Ungarische Reich für ein Lehen der deutschen Krone erklären mußte; ja er nahm auf einer Zusammenkunft mit Heinrich zu Stuhlweißenburg die Belehnung feierlich von diesem an. Ein solches Verfahren machte es einem Manne, der an und für sich gehaßt und überhaupt zur Leitung der Ungarn unfähig war, durchaus

unmöglich, sich zu behaupten, obgleich er seinen Gegner Aba hatte enthaupten lassen. Die Ungarn riefen 1046 zwei Prinzen ihres Herrscherstammes herbei, Andreas I. und Bela I., welche von Peter schon gleich nach Stephans Tode aus dem Lande getrieben worden waren, und von denen der eine in Rußland, der andere in Polen eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Kaum waren beide im Lande erschienen, als Peter überfallen und geblendet, viele der angesiedelten Deutschen aber ermordet wurden; den unglücklichen König schickte man mit seiner Gemahlin in die Verbannung (1046). Den älteren der beiden Brüder, Andreas, riefen die Ungarn zu ihrem König aus; der jüngere erhielt ein Dritteil des Landes. Heinrich war zu sehr in anderen Gegenden des Landes beschäftigt, um seinen Schützling und die getöteten Landsleute rächen zu können. Als er endlich einen neuen Zug nach Ungarn rüstete, hatte sich Andreas bereits zu sehr in seiner Herrschaft befestigt. Dieser hatte die beabsichtigte Wiedereinführung des Heidentums aufgegeben und bot überdies einen jährlichen Tribut an. Heinrich verstand sich daher um so leichter zu einem Frieden, da seine Thätigkeit auch damals wieder sogleich anderwärts in Anspruch genommen wurde. Übrigens hätte Peters Sturz den Kaiser auch beinahe mit Polen in einen neuen Krieg verwickelt. Bela war mit einer Schwester des polnischen Königs Kasimir I. verheiratet, und dieser geriet dadurch in eine feindliche Stellung zu dem Deutschen Reiche. Heinrich rüstete sich aber sogleich zu einem Zuge gegen Kasimir und erschreckte ihn so sehr, daß er schnell um Frieden bat. Im Jahre 1051 reizte der unruhige und gewaltthätige Bischof Gebhard von Regensburg, Heinrichs Oheim, durch einen Raubzug, den er nach Ungarn unternahm, den König Andreas zu einem verheerenden Einfall in Österreich und veranlaßte dadurch einen neuen Krieg. Heinrich beging damals die Unvorsichtigkeit, in später Jahreszeit in Ungarn einzudringen, und kam so sehr ins Gedränge, daß er viele Leute verlor und sich nur unter Lebensgefahren den Rückzug nach Deutschland erkämpfen konnte. Im nächsten Jahre zog er aufs neue nach Ungarn, konnte aber wieder nichts ausrichten. Nachher ward seine Anwesenheit in anderen Teilen des Reiches so unablässig erfordert, daß er bis zu seinem Tode nicht mehr an die Ungarn denken konnte.

Die inneren Angelegenheiten, welche diesen ebenso kräftigen, als unermüdlichen Kaiser beschäftigten und häufig mitten im Krieg in die entgegengesetzten Gegenden des Reiches riefen, hingen aufs engste mit seinem persönlichen Charakter und seinem ganzen Streben zusammen. Er wünschte die deutschen Herzöge und Grafen wieder in die Stellung von bloßen Reichsbeamten herabzudrücken und verfuhr daher mit Strenge und Entschiedenheit gegen jeden, der sich nicht in seinen

Willen fügen wollte. Besonders ließ er es nie ungestraft hingehen, wenn einer von ihnen, weil er sein Recht gekränkt glaubte, zum Schwerte griff, und da dies den deutschen Fürsten bereits zur anderen Natur geworden war, so hatte Heinrich natürlich beständig zu kämpfen und zu strafen. Zur Erhöhung seines Ansehens trug auch die Vermählung bei, die er im Jahre 1043 vollzog. Seine erste Gemahlin Gunilde, die Tochter Knuts des Großen, hatte er kurz vor seiner Thronbesteigung verloren: sie war in Italien gestorben; die zweite war Agnes von Poitiers, Tochter des berühmten Herzogs Wilhelm von Aquitanien und eifrige Anhängerin der strengen Lehren, die von Clugny ausgingen. Darum wurden auch bei der Hochzeit die Spielleute, welche sich nach altem Brauche zur Feier eingefunden hatten, fortgeschickt. Gleichwohl sah anfangs die deutsche Geistlichkeit diese Ehe nicht gern, und auch im Volke fürchtete man den fremdländischen Einfluß. Im Innern des Reichs machten übrigens dem König am meisten die lothringischen Händel zu schaffen. Konrad II. hatte die beiden Lothringen wieder in ein Land unter dem Herzog Gozelo I. vereinigt, weil er seinem Nebenbuhler in Burgund, dem Grafen Odo von der Champagne, einen mächtigen, ihm selbst durch Wohlthaten verpflichteten Fürsten zum Nachbar geben wollte. Bei Gozelos Tode, der übrigens im ersten Augenblicke nach Konrads Tode Miene gemacht hatte, Heinrich die Thronfolge zu erschweren, hob dieser die Verfügung seines Vaters unglücklicherweise wieder auf und teilte das Land unter die beiden Söhne Gozelos. Der ältere und tüchtigere von diesen, Gottfried der Bärtige von Oberlothringen, nahm aber das ganze Land für sich in Anspruch und erhob deshalb die Waffen gegen den Kaiser (1044), nachdem er sich vorher des Beistandes der Lothringer versichert und auch an dem Könige von Frankreich sowie in Burgund Anhänger gefunden hatte. Er ward gefangen, jedoch nach einem Jahre freigelassen und wieder in sein Herzogtum eingesetzt. Schon 1047 empörte er sich noch einmal, schloß mit Balduin V. von Flandern und andern niederländischen Grafen einen Bund gegen Heinrich, zerstörte den alten kaiserlichen Palast in Nimwegen, brannte den größten Teil der Stadt Verdun nieder und bereitete dem Kaiser, der damals mit den Ungarn im Kriege war, viele Ungelegenheiten. Heinrich setzte ihn ab und gab sein Herzogtum zuerst dem Grafen Albert und, als dieser bald nachher von Gottfried erschlagen wurde, dem elsässischen Grafen Gerhard, welcher dadurch merkwürdig geworden ist, daß seine Nachkommen nicht nur bis zum achtzehnten Jahrhundert im Besitze von Oberlothringen geblieben sind, sondern seit 1740 auch den österreichischen Kaiserthron innehaben. Der Krieg mit den empörten Fürsten nahm den Kaiser mehrere Jahre

lang in Anspruch und kostete ihm viele Leute, da jene nicht nur wegen der sumpfigen Beschaffenheit ihres Landes schwer zu bekämpfen waren, sondern auch durch Heinrichs Züge nach Ungarn stets Gelegenheit erhielten, ihre Kräfte wieder zu sammeln. Im Jahre 1050 brachte der Papst Leo IX., welcher damals Hilfe gegen die Normannen suchte, eine Scheinaussöhnung zwischen dem Kaiser und Gottfried zu stande; dieser erhielt aber sein Herzogtum nicht zurück. Er begab sich später nach Italien, heiratete dort die reichste Erbin des Landes, Beatrix von Tuscien, und wurde dadurch dem Kaiser aufs neue gefährlich. Auch die Franzosen hatten einige Male Lust gezeigt, sich in die Streitigkeiten Heinrichs mit den niederländischen Großen zu mischen und ihre Ansprüche auf Lothringen zu erneuern; Heinrich schreckte sie aber stets zurück. Bei seiner letzten Zusammenkunft mit Heinrich I. von Frankreich erbot er sich gegen diesen, sein Recht auf Lothringen durch einen Zweikampf zu beweisen; der französische König reiste aber hierauf sogleich nach Hause zurück.

So sehr auch der innere Zustand von Deutschland und die Verhältnisse zu den Ungarn den Kaiser beschäftigten, so erforderte doch auch Italien, abgesehen von der Kaiserkrone, seine Gegenwart. Man hoffte dort auf ihn als einen Erlöser, weil noch kein deutscher König so fleißig als er Gericht gehalten und nur wenige ihren Ansprüchen und Geboten so gut mit den Waffen Nachdruck zu geben verstanden hatten. In der Lombardei, wo es Konrad nicht gelungen war, einen sicheren und ruhigen Zustand herzustellen, herrschten Gewalt und Unterdrückung statt des Gesetzes; in Rom war die Papstwürde feil geworden, und drei Päpste stritten miteinander um das Recht, der abendländischen Christenheit vorzustehen; in Unteritalien endlich waren die Normannen aus Vasallen des Reiches Räuber und Eroberer geworden. In der Lombardei hatte zwar der Krieg mit Aribert und mit den Mailändern bei der Nachricht von Konrads II. Tod sogleich aufgehört, und Aribert war nach Deutschland gegangen, um dem neuen Könige zu huldigen; es war aber bald nachher zwischen dem Adel und der von diesem gedrückten Bürgerschaft von Mailand ein blutiger Zwist ausgebrochen, der Adel hatte nebst dem Erzbischof die Stadt verlassen müssen und bekriegte seitdem die Einwohner ohne Unterbrechung. An der Spitze der Bürgerschaft stand ein unternehmender Mann aus dem Adel, Lanzo, der sich gleich anfangs von seinen Standesgenossen getrennt hatte. Dieser begab sich 1043, als die Mailänder durch die Belagerer zu sehr bedrängt wurden, nach Deutschland, um von dorther Hilfe zu erlangen. Heinrich zeigte sich in Rücksicht auf den lombardischen Adel klüger, als sein Vater: er begünstigte Lanzo und seine Partei und versprach ihm die Zusendung von 4000 Rittern unter der Bedingung,

daß die Mailänder diese in ihre Stadt aufnehmen, sie bis zu seiner eigenen Ankunft in Italien besolden und ihm gegen alle seine Feinde Beistand leisten wollten. Lanzo brachte darauf leicht einen Frieden zwischen Bürgerschaft und Adel zu stande. Als nicht lange nachher (1045) Aribert starb, verhalf Heinrich dem mailändischen Geistlichen Guido, der ihm ergeben und in weltlichen Geschäften sehr erfahren war, zum Erzbistum Mailand und gab dadurch seinem Ansehen in Italien einen festen Grund. Im folgenden Jahre war er endlich im stande, selbst mit einem starken Heere dahin zu ziehen.

Er richtete bei diesem Zuge sein Hauptaugenmerk auf die Zwistigkeiten der Päpste und hielt sogleich eine Kirchenversammlung, um den Rat der Bischöfe und Erzbischöfe über die Lage des päpstlichen Stuhles anzuhören. Um diesen stritten schon seit mehreren Jahren zwei Parteien der römischen Großen, und drei Päpste, von denen keiner auf rechtmäßige Weise zu seiner Würde gelangt war, verfluchten einander. Papst Benedikt IX. nämlich, ein Wüstling aus der mächtigsten römischen Familie, der schon einmal vertrieben und durch Kaiser Konrad wiedereingesetzt worden war, hatte 1044 einem von der Gegenpartei gewählten Papste, Silvester III., weichen müssen, wobei er freilich ein ganz gutes Geschäft machte; er war zwar bald wieder zurückgekehrt, hatte aber, da er es unmöglich fand, sich zu behaupten, die päpstliche Würde an Johannes Gratianus, der als Papst sich Gregor VI. nannte, verkauft, diesen geweiht und sich dann auf seine Güter begeben. Der letztere war, obgleich er das Papsttum auf unrechte Weise erlangt hatte, unstreitig der Würdigste von allen dreien; denn er zeichnete sich durch Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und Erfahrung so sehr aus, daß nachher der beste Kopf seiner Zeit, Hildebrand, den Namen Gregor VII. annahm. Seiner Verdienste sich bewußt, reiste Gregor VI. dem König Heinrich ohne Furcht entgegen. Dieser empfing ihn zwar freundlich, wollte ihn aber nicht als den wahren Papst anerkennen, sondern überließ die Entscheidung darüber der Kirchenversammlung, die er im Dezember 1046 nach Sutri berufen hatte. Die versammelten Bischöfe erklärten alle drei Päpste für unrechtmäßig, und Gregor legte seine Würdezeichen ab. Heinrich zog dann nach Rom, und hier ward von ihm, mit Zustimmung der Bischöfe, der weltlichen Großen und des Volkes, der Bischof Suidger von Bamberg unter dem Namen Clemens II. zum Papst ernannt. Heinrich ließ sich von ihm zum Kaiser krönen und die Zusicherung geben, daß er über den päpstlichen Stuhl und die Bistümer verfügen dürfe, traf dann mit Festigkeit und Strenge die nötigen Anordnungen in Italien und kehrte im Anfang des Sommers 1047 nach Deutschland zurück. Gregor VI. ward von ihm mitgenommen und starb bald nachher; Silvester hatte sich in das

Privatleben zurückgezogen. Benedikt IX. aber, der sich während der Anwesenheit des Kaisers auf seinen Burgen aufhielt, erschien schon im Herbste wieder zu Rom und bemächtigte sich, als Clemens im Oktober plötzlich starb, der päpstlichen Würde aufs neue, natürlich unter Anwendung großer Geldmittel; man beschuldigte ihn sogar, daß er den letzteren habe vergiften lassen. Die Strenge des Kaisers hatte jedoch in Italien Eindruck gemacht; die Römer wagten daher nicht, Benedikt gegen denselben zu unterstützen, sondern nahmen den Bischof Poppo von Brixen (als Papst Damasus II.), welchen Heinrich zu Clemens' Nachfolger ernannt und durch den Markgrafen von Tuscien hatte einführen lassen, und, als dieser nach 24 Tagen starb, einen anderen vom Kaiser geschickten Deutschen, den Bischof Bruno von Toul, als ihren Herrn an; derselbe zog, begleitet von Hildebrand, welcher inzwischen einige Zeit in Clugny zugebracht hatte, in Rom ein und zwar in demütigem Pilgergewand; er nahm den Namen Leo IX. an und stellte Hildebrand an die Spitze der ökonomischen Verwaltung, die derselbe mit ausgezeichnetem Geschick leitete (1049).

Ehe der Kaiser von Rom nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er sich nach Unteritalien begeben, wo unterdessen durch die Normannen der Grund zu bedeutenden Umänderungen gelegt worden war. Dort hatten sich die Städte Gaeta, Amalfi und Neapel ebenso, wie im Norden Venedig, zu großem Wohlstand erhoben. Während das letztere die Produkte und Fabrikate des Byzantinischen Reiches nach Spanien und über Deutschland in den Norden sandte, versorgten jene Städte alle Länder am Mittelmeer mit den unentbehrlich gewordenen Waren Ägyptens und wahrscheinlich auch Indiens, Italien insbesondere aber mit den Erzeugnissen der Küsten des Schwarzen Meeres. Diese Handelsstädte erhielten gerade durch die unaufhörlichen Kriege, welche im Byzantinischen Reiche einen unvermeidlichen harten Druck nach sich zogen, große Vorteile, weil der Handel kleiner Staaten unter den Unruhen und Kriegen größerer Reiche besser gedeiht, als in der Zeit eines langen Friedens und einer ungestörten Ruhe. Daher blieben auch die Venezianer stets treue Verbündete der Griechen, von denen sie ihrerseits wieder in Ehren gehalten wurden, und die Bewohner von Gaeta, Amalfi und Neapel ließen sich die Herrschaft griechischer Katapane oder Statthalter gefallen, unter welchen damals der größte Teil von Unteritalien stand. Diese Verhältnisse und die ganze Lage der Dinge in Unteritalien änderten sich dadurch, daß die dort angesiedelten Normannen aus Abenteurern und Räubern Eroberer wurden.

Zu den Normannen in Aversa, denen der Herzog Sergius von Neapel diese Besitzung überlassen und Konrad II. nachträglich bestätigt hatte, kamen zur Zeit von dieses Kaisers Tode neue Scharen aus der

Normandie, um in Italien ihr Glück zu suchen. Zu den Anführern derselben gehörten zehn von den zwölf Söhnen Tankreds von Hauteville, eines kleinen Dynasten in der Normandie, und unter diesen standen zuerst Wilhelm mit dem eisernen Arm, Drogo und Humfried an der Spitze. Sie dienten anfangs dem Fürsten von Salerno und ließen sich dann unter der Anführung des Langobarden Arduin von dem griechischen General Maniakes anwerben, welcher von dem Kaiser Michael IV. nach Italien geschickt worden war und die Zwietracht der Mohammedaner auf Sizilien benutzte, um die Wiedereroberung dieser Insel zu versuchen. Sein Unternehmen glückte, die Kabalen seines Unterbefehlshabers Stephanus bewirkten aber seine Abberufung, und Stephanus trat an seine Stelle. Diesem entrissen nachher die Araber in kurzer Zeit die Insel bis auf die Stadt Messina aufs neue. Zwar hielt Dokeanus, der Nachfolger des Stephanus, die Ungläubigen von weiteren Fortschritten diesseit der Meerenge ab; er schlug aber durch kleinliche Habsucht dem Reich eine tiefere Wunde, als Stephanus ihm durch Feigheit oder Ungeschicklichkeit geschlagen hatte. Er versagte nämlich den Normannen nicht nur ihren Anteil an der gemachten Beute, die er ganz seinen Griechen zuwies, sondern er ließ auch Arduin, als derselbe die gerechten Forderungen der ersteren geltend machen wollte, ergreifen und mißhandeln. Dadurch wurden die Normannen aufs heftigste erbittert; sie waren von dem Augenblick an abgesagte Feinde der Griechen, und da diese meistens schlecht geleitet wurden, so konnten sich die kühnen Abkömmlinge Skandinaviens um so leichter auf ihre Kosten in Unteritalien ausbreiten. Sie nahmen zuerst wieder bei dem Fürsten Waimar von Salerno und Capua Dienst und eroberten ihm das wichtige Amalfi; doch verlor Waimar diese Stadt bald wieder, da damals im unteren Italien ebenso, wie einst im alten Griechenland, ein ewiges Schwanken von Sieg und Niederlage, von Überfall und Verrat, ein unaufhörlicher Wechsel von Besitz und Verlust war. Die Normannen entzweiten sich bald mit Waimar, sie durchzogen darauf plündernd das Land und legten, nachdem sie sich mit ihren in Aversa belehnten Landsleuten durch einen förmlichen Vertrag verbunden hatten, in der Stadt Melfi einen eigenen Raubstaat an. Von diesem Orte aus, der in fruchtbarer Gegend lag und von steilen Bergen, tiefen Schluchten und ungangbaren Wegen umgeben war, plünderten sie bei Freund und Feind. Gewohnt, vom Gute anderer zu leben und nur das Recht des Schwertes anzuerkennen, sahen sie Heiliges und Unheiliges, Raub und Brand, Mord, Ehebruch und jede Gewaltthat als ganz gleichgültige Dinge an; Habgier und Abenteuerlust waren die stärksten Triebfedern in ihrer Seele, und ihre Tapferkeit ließ sich durch nichts zurückschrecken. Die Griechen waren

so unvorsichtig, nicht sogleich mit ihrem ganzen Heere gegen sie auszuziehen, sondern ihnen nur einzelne Haufen entgegenzuschicken; die Normannen überwältigten diese mit leichter Mühe einzeln und erhöhten dadurch ihr Ansehen nicht wenig. Da sie den Griechen und den langobardischen Fürsten des Landes nicht zugleich gewachsen waren, so traten sie schlauerweise bei einigen der letzteren in Dienst, während sie andere beraubten, bis sie in entscheidenden Schlachten (1042) die Oberhand über die Griechen erhielten und die Maske abwerfen konnten. Nun teilten sie die gemachten Eroberungen unter sich. Die Söhne Tankreds ließen auch ihre anderen Brüder kommen, jeder von ihnen legte sich ein Raubnest in den Bergen an, und der Ruf ihres Glückes ward in der Normandie so groß, daß ihre habgierigen Landsleute nur mit Mühe abgehalten wurden, scharenweise nach Italien zu ziehen. Hauptanführer blieb vorerst Wilhelm Eisenarm und nach dessen Tode Drogo; beide nannte man schon Grafen von Apulien. Der letztere ward von Kaiser Heinrich III., als dieser 1047 nach Unteritalien kam, gegen Bezahlung einer großen Summe Geldes mit dem eroberten Lande belehnt, weil Geld für die Deutschen ebenso reizend war, als für die Normannen. Auch der Graf Rainulf von Aversa, dessen Nachkommen später Tankreds Söhnen weichen mußten, erhielt für Geld die kaiserliche Belehnung. Heinrich konnte dies um so eher thun, als er ja das Gebiet, welches er diesen Räubern verlieh, nie selbst besessen hatte; die Normannen aber bewiesen sich dadurch, daß sie die kaiserliche Belehnung erkauften, sehr schlau: sie suchten einen Rechtstitel und wurden in der That durch Heinrichs Ausspruch die rechtmäßigsten Besitzer; denn ob der Kaiser ihnen jenen Titel verleihen konnte oder nicht, war seine Sache, nicht die ihrige.

Nicht lange nachher fanden diese Menschen das einzige Mal, wo sie Treue und Freundschaft zeigten, nur Undank und Betrug und mußten dadurch wohl in ihrer Meinung, daß Gewalt allein Nutzen bringe, bestärkt werden. Der tapfere Eroberer von Sizilien, Maniakes, dem man den Oberbefehl in Italien wieder gegeben hatte, war durch die Tücke eines byzantinischen Höflings zur Empörung getrieben worden (1042), und der Kaiser Konstantin IX. hatte Argyrus, den Sohn jenes Melus, dem die Normannen den Anfang ihres Glückes verdankten, gegen ihn geschickt. Aus alter Freundschaft hatte eine normannische Schar sich an Argyrus angeschlossen und den Maniakes vertreiben helfen. Diese Normannen hatten nachher den Argyrus nach Konstantinopel begleitet und dort dem Kaiser bei einer anderen Empörung sehr wesentliche Dienste geleistet. Argyrus entwarf darauf mit dem Kaiser den Plan, die Habgier der Normannen zu benutzen, um sich ihrer ganz zu entledigen. Nach Italien zurückgekehrt, suchte er

dieselben durch große Geldsummen dazu zu bringen, daß sie dem Kaiser ihre dortigen Besitzungen abträten und gegen die Perser Dienste leisteten. Sie waren jedoch durchaus nicht zu bewegen, Italien zu verlassen. Argyrus nahm jetzt zu geheimen Anschlägen und zu Meuchelmord seine Zuflucht. Er trat in Verbindung mit dem Papste Leo IX., für welchen die Normannen ebenso gefährliche Nachbarn waren, als für die Griechen, und der alles aufbot, um sie aus Italien zu entfernen. Den Normannen blieb dies nicht unbekannt; sie hinderten daher die beabsichtigte Zusammenkunft beider, ließen aber den Papst ungestört heimkehren. Bald darauf ward Drogo ermordet (1051). Die Normannen glaubten nun Argyrus oder Leo oder auch beide für die Urheber dieser That halten zu müssen; doch thaten sie damit gewiß dem letzteren Unrecht, da er ein rechtlicher und edler Mann war, der sich zu solchen Mitteln schwerlich je entschlossen haben würde. Argyrus gewann, wenn er anders den Mord wirklich angestiftet hatte, dadurch nichts; im Gegenteil, er beförderte nur der Normannen Plan. Sie hatten jetzt keine Rücksichten mehr zu nehmen, Leo und Argyrus waren ihre offenen Feinde, Drogos Stelle war von Humfried eingenommen, und bald nachher trat der kühnste, verschlagenste Mann des ganzen Zeitalters, Humfrieds Bruder Robert mit dem Beinamen Guiscard d. i. Schlaukopf, an die Spitze der normannischen Raubscharen.

Leo IX. reiste nach Deutschland, um vom Kaiser Hilfe zu erbitten; dieser war jedoch zu sehr an den Grenzen und im Inneren beschäftigt, als daß er nach Italien hätte ziehen können. Der Papst warb daher in Schwaben und im Elsaß gegen siebenhundert Freiwillige, kehrte mit diesen zurück und hoffte, seinen Streit mit den Normannen durch einen entscheidenden Schlag zu beendigen. Bei Civitella in der Capitanata traf er auf die vereinte Macht ihrer drei Hauptanführer, Humfrieds, Robert Guiscards und Richards von Aversa. Er erlitt eine völlige Niederlage, obwohl wenigstens die deutschen Scharen tapfer bis zu Ende ausharrten, und ward selbst gefangen (1053). Aber die Normannen behandelten ihn mit demütiger Ehrfurcht, führten ihn nach Benevent, und so wurde die Schlacht von Civitella ein wichtiger Wendepunkt für die Stellung der nordischen Krieger zu Rom, wie überhaupt für die Geschichte des Mittelalters. Der Papst war ergriffen von der frommen Achtung, die ihm die rauhen Männer bewiesen, und erkannte wohl, welche Dienste sie bei solcher Sinnesart leisten könnten. Er befreundete sich mit ihnen, und die Normannen wurden die entschlossensten Verteidiger der Kirche; da sie auch sonst Unternehmungsgeist besaßen und leicht ein glänzend ritterliches Wesen annahmen, so waren sie ganz geeignet, von nun an eine Zeitlang in der ersten Reihe zu stehen. Leo nahm nicht nur den Bann zurück, den er über sie verhängt hatte, son-

dern gab ihnen seinen Segen und belehnte sie mit allem Gebiete, das sie in Unteritalien schon besaßen oder den Sarazenen und Griechen noch abnehmen würden. Er starb schon im folgenden Jahre (1054); gerade in diesem vollzog sich auch unwiderruflich die Trennung der griechischen und römischen Kirche, indem die Gesandten, die Leo an den Patriarchen von Konstantinopel mit den wahnwitzigsten Forderungen und den verletzendsten Beschuldigungen abgeschickt hatte, der fruchtlosen Verhandlungen müde, so weit gingen, vor ihrer Abreise öffentlich in der Sophienkirche einen Bannfluch über das Haupt der morgenländischen Kirche und seine Lehre zu verkündigen. Der Kaiser ernannte nun auf Bitten Hildebrands zum viertenmal einen Deutschen, den Bischof Gebhard von Eichstädt, der sich den Namen Viktor II. gab, zum Papste und zog mit diesem im Frühjahr 1055 nach Italien. Schon im Herbste desselben Jahres verließ er dieses Land wieder, und es scheint fast, als wenn er hauptsächlich nur wegen des Herzogs Gottfried von Lothringen dahin gegangen wäre. Dieser bedrohte nämlich durch die Macht, die er als Gemahl der Beatrix besaß, das Ansehen des Kaisers in Italien sehr; denn Beatrix war, als Witwe des Markgrafen Bonifacius von Tuscien, Besitzerin großer Reichslehen und Erbgüter, wiewohl diese eigentlich nicht ihr, sondern ihrem jungen Sohne von Bonifacius und, als dieser gleich nachher starb, ihrer Tochter Mathilde gehörten. Bonifacius war nämlich ein Enkel des Azzo, welcher als Burgherr von Canossa der Königin Adelheid Schutz gewährt hatte; seitdem war das Haus unter der Gunst der deutschen Kaiser zu großem Einfluß und zu sehr ausgedehntem Länderbesitz gelangt. Heinrich beschied, sobald er nach Italien gekommen war, Gottfried und Beatrix vor sich. Der erstere hütete sich wohl, vor ihm zu erscheinen. Beatrix dagegen folgte der Aufforderung. Sie ward auf Befehl des Kaisers in Haft genommen und nach Deutschland abgeführt, weil sie sich ohne Einwilligung ihres Oberherrn mit dessen Todfeinde vermählt hatte. Auch zog Heinrich, da gerade damals ihr Sohn starb, alle Reichslehen ihres ersten Gemahls ein und nahm ihre achtjährige Tochter Mathilde ebenfalls mit nach Deutschland. Gottfried ging zu seinem alten Freunde Balduin von Flandern und setzte in Verbindung mit ihm die Feindseligkeiten gegen diejenigen, die sein Land innehatten, fort. Heinrich trug übrigens seinen Haß auch auf Gottfrieds Bruder Friedrich über, welcher Freund und Kanzler Leos IX. gewesen und von diesem kurz vor seinem Tode nach Konstantinopel gesandt worden war. Friedrich wurde nach seiner Rückkehr von Heinrich verfolgt und entging der Auslieferung an ihn nur dadurch, daß er sich unter die Mönche des Klosters Monte Cassino aufnehmen ließ.

Heinrich starb ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Italien (1056) auf der Burg Bodfeld im Harz, erst neununddreißig Jahre alt; Papst Viktor II. war bei seinem Hinscheiden zugegen, er versprach ihm, für das Reich und den unmündigen Sohn Heinrichs zu sorgen, und wohnte auch der feierlichen Beisetzung im Dom zu Speier bei. Daß der kräftige und rastlos thätige Kaiser auch an dem Plane des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der im nördlichen Deutschland eine Art von Papsttum errichten wollte, Anteil gehabt, ist nicht festgestellt; doch hat er sich wahrscheinlich bei Leo IX. dafür verwandt. Mit dieser Sache verhielt es sich also. Die Erzbischöfe von Bremen hatten vorher die unmittelbare Aufsicht über die Bistümer des ganzen Nordens gehabt. Als jedoch das Christentum, von der Macht Knuts des Großen unterstützt, alle nordischen Völker germanischen Stammes umfaßte, als sich durch die Verbindung der Skandinavier mit England und mit den deutschen Städten Kultur und Handel sehr ausgebreitet hatten, fühlte man in diesen Reichen das Bedürfnis eigener Metropoliten oder Erzbischöfe, durch welche Bischöfe und Pfarrer in der Nähe überwacht würden. Das sah Adalbert selbst ein; er wollte aber gern sein Vorrecht im Norden erhalten und suchte daher den Titel eines Patriarchen im Norden mit einer Art Oberaufsicht über die dortigen Erzbischöfe zu erhalten. Der mächtigste Fürst im Norden, Sueno Estrithson von Dänemark, ein Schwestersohn Knuts, war ihm dabei nicht entgegen, und auch Leo IX., stets seinen deutschen Landsleuten gewogen, begünstigte die Sache, die nur durch den frühen Tod dieses Papstes scheiterte.

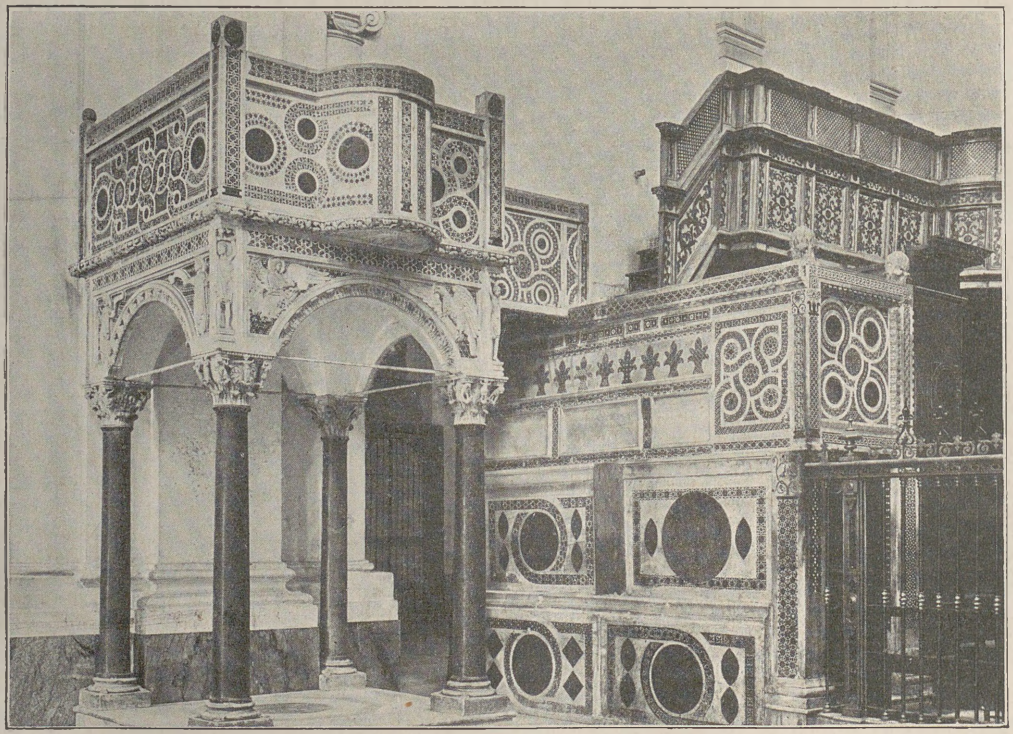
Heinrich III. hinterließ das Reich seinem erst sechs Jahre alten Sohne Heinrich IV., der bereits zum Könige gewählt und geweiht worden war. Die Vormünder und Erzieher desselben waren Geistliche. Dieser Umstand und die Art, wie Heinrich III. sich gegen die Geistlichen benommen hatte, bewirkten, daß sein Sohn gleich in dem ersten Jahre der Mündigkeit in einen Streit mit denjenigen unter ihnen geriet, welche die Unabhängigkeit der geistlichen Macht von der weltlichen ertrotzen wollten. Um diesen Streit dreht sich Heinrichs IV. ganze Geschichte; denn mit seinen anderen Feinden würde er bald fertig geworden sein. Darum müssen wir vor der Darstellung seiner Regierung die Geschichte der Päpste bis auf Heinrichs furchtbaren Feind, Gregor VII., und, um diese zu verstehen, die der Normannen und die mit derselben eng verbundene Geschichte der griechischen Kaiser erzählen. Wir beginnen mit der letzteren.

4. Übersicht der byzantinischen Geschichte von Basilius II. bis auf Alexius I. Komnenus und Geschichte der Normannen am Ende dieser Zeit.

Der Kaiser Basilius II., welcher nach Tzimiskes' Tode die Regierung des Griechischen Reiches unter seinem und seines Bruders Namen allein führte (976—1025), trat genau in die Spuren seiner beiden nächsten Vorgänger; doch benahm er sich vielleicht mit noch mehr Klugheit, da er weniger bedacht war, die damals zwar nicht sehr schwierigen, aber unnützen Eroberungen im Orient fortzusetzen, als endlich einmal die stets unruhigen, schon so oft besiegten Bulgaren aus räuberischen Nachbarn zu friedlichen Unterthanen zu machen. Übrigens vernachlässigte er nicht etwa den Orient; er sicherte vielmehr, nachdem er den Kampf mit den Bulgaren bereits begonnen und zwei Gegenkaiser besiegt hatte, die Nordgrenze von Kleinasien durch die Erwerbung des kaukasischen Berglandes Iberien, zwang die mohammedanischen Emire in Syrien zu einem Tribut und setzte den Einfällen der nomadischen Araber in dieses Land Schranken. Die Bulgaren hatten nicht nur das griechische Joch abgeworfen, sondern auch unter einem kühnen Anführer, Samuel, die benachbarten Provinzen erobert und bis in den Peloponnes hinein gemordet und geraubt. Basilius zog, sobald er freie Hand hatte, gegen sie zu Felde und setzte den Kampf mit ihnen einige Jahrzehnte fast ohne Unterbrechung fort. Die Abwechselungen dieses Krieges zu erzählen, wäre ermüdend, die Grausamkeiten in demselben einzeln anzuführen, empörend; man wird sich beide leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß die von Natur heftigen, durch Haß erbitterten Griechen oft das Vergeltungsrecht zu üben hatten und sich dabei der rohesten und unmenschlichsten Mietstruppen bedienten. Endlich übte Basilius jene Grausamkeit, welche alles sonst Bekannte und selbst den Glauben übersteigt: er habe, wird erzählt, einst 15 000 gefangene Bulgaren blenden lassen (s. Band IV S. 543). Dies brachte Schrecken unter die Bulgaren, und da überdies Samuels Sohn und Nachfolger von einem Großen getötet wurde, so war endlich die Eroberung des verwüsteten und entvölkerten Landes möglich. Im Jahre 1019 hatte Basilius das ganze Bulgarien unterworfen. Zu gleicher Zeit zwang er auch die Kroaten und Serben, ihm zu huldigen, und besetzte die ganze Ostküste des Adriatischen Meeres. Alle diese glücklichen Unternehmungen hatten jedoch auch ihre Nachteile; Basilius kam dadurch mit den Ungarn in neue, oft unangenehme Berührungen, ward mit seinen Verbündeten, den Venezianern, entzweit und mußte seine neue Provinz Bulgarien, die sich vorher selbst geschützt hatte, gegen Petschenegen und andere barbarische Nachbarn verteidigen. Auch gegen

Sizilien rüstete Basilius einen Zug, nachdem er sich zuvor mit Papst Johann XIX. verständigt hatte, der Tod ereilte ihn aber noch vor der Ausführung desselben. Daß er nicht ohne starken Steuerdruck regierte, versteht sich bei seinen ewigen Kriegen und bei der traurigen Gewohnheit, sie mit Soldtruppen zu führen, von selbst. Doch wurde andererseits durch das wieder gehobene Ansehen des Reiches und durch die Seemacht, welcher damals keine andere gleich war, auch der Staatskasse eine größere Einnahme verschafft, der Absatz der Fabrikate vermehrt und der Handel, besonders in den Seestädten von Unteritalien, gehoben.

Basils Bruder, Konstantin VIII., der ihn nur um drei Jahre überlebte, führte die Regierung bis zu seinem Tode allein, war aber zu lange unthätig und unbedeutend gewesen, als daß er ein tüchtiger Regent hätte sein können. Vor seinem Ende zwang er einen Mann aus angesehener Familie, Romanus Argyrus, seine Tochter Zoë zu heiraten, und ernannte ihn dann zu seinem Nachfolger (1028), da Basilius überhaupt keine Nachkommen, er selbst aber nur weibliche hinterlassen hatte. Auf solche Weise ward Romanus Argyrus wider seinen Willen Gemahl einer 48jährigen Frau und Kaiser eines großen Reiches. Er war, wenn wir dem Berichte des Michael Psellus, eines gleichzeitigen Schriftstellers, trauen dürfen, dieser Ehre vor allen anderen Großen würdig, obgleich er unstreitig tüchtiger zu den Geschäften des Friedens, als zur Führung des Krieges war. Psellus sagt nämlich, er habe sich den Augustus und die Antonine zu Vorbildern gewählt. Indessen kann man die Ähnlichkeit zwischen ihm und diesen Kaisern bloß darin sehen, daß er, wie sie, geschickte Männer fand, die seine Entwürfe ausführten; sonst zeichnete er sich nur durch Büchergelehrsamkeit und pedantisches Studium aus und hatte mehr von Hadrian, als von den Antoninen an sich, nur daß er nicht undankbar und neidisch war, wie dieser. Er geriet gleich anfangs mit einem Fürsten aus der Dynastie der Kelabiden in einen gefährlichen Krieg, schickte seinen Schwager mit einem Heer ab und rüstete sich selbst zu einem bedeutenden Zuge. So weit war alles gut und verständig eingerichtet; als ihm aber jener Fürst Unterwerfung und Tribut anbot, hätte er seine eigenen Fähigkeiten besser kennen und die Gelegenheit, einen rühmlichen Frieden zu schließen, nicht vorübergehen lassen sollen. Er that es nicht, sondern bestand auf der Einbildung, daß er zum Feldherrn geschaffen sei, und beschloß gegen den Rat aller Verständigen den Beginn des Krieges. Der Erfolg war, wie die Offiziere vorausgesehen hatten: er ward eingeschlossen, geriet in Mangel und Not, erlitt eine schreckliche Niederlage und floh beschämt nach Konstantinopel zurück (1030). Daß er und seine Maßregeln allein schuld an dem



Kanzel und Beichtstuhl in der Kathedrale zu Salerno,

berühmt wegen der Mosaiken aus dem 13. Jahrhundert.

Nach einer Original-Photographie.

Unglücke waren, bewies gleich darauf sein tapferer Feldherr, der uns bereits aus der Geschichte von Unteritalien bekannte Georg Maniakes; denn dieser schlug nicht allein dieselben Feinde, welche den Kaiser besiegt hatten, und entriß ihnen die gemachte Beute, sondern er war auch nachher als Statthalter der Provinzen am oberen Tigris der Schrecken der Ungläubigen, deren Art zu streiten er kannte und zu benutzen wußte. Romanus starb 1034. Wie geneigt man in Konstantinopel war, an Ermordung zu glauben, und wie wenig man von Romanus' Gemahlin hielt, geht daraus hervor, daß sich, ungeachtet er schon lange gekränkelt hatte, nach seinem Tode das Gerücht, welches allerdings wohl Wahrheit enthielt, verbreiten und erhalten konnte, daß Zoë und ihr Geliebter, der Hofbankier Michael aus Paphlagonien, ihn vergiftet und dann im Bade erstickt hätten. Übrigens ist sicher, daß Zoë Michael den Paphlagonier schon während Romanus' Lebzeiten ihrem Gemahle vorzog. Doch muß sie ihn nicht genau gekannt haben, denn als sie ihn nach Romanus' Tode zu ihrem Gemahl und zum Kaiser machte, fand sie sich schrecklich getäuscht, da sie statt des schönen, starken und blühenden Mannes, den sie zu heiraten glaubte, einen Gemahl erhielt, welcher Anfälle von Wahnsinn hatte und bald nachher auch wassersüchtig wurde. Sie sah sich auch noch in einer anderen Weise betrogen: die Regierung kam nämlich in die Hände von Michaels Bruder, des Eunuchen Johannes, der sie wie eine Gefangene behandelte und ihre Freunde von ihr entfernte.

Die Zeit, während deren Michael IV. der Paphlagonier auf dem Throne saß (1034—1041), ist wegen der Unternehmungen des Feldherrn Maniakes auf Sizilien und wegen der Fortschritte der Normannen in Unteritalien höchst merkwürdig, da beide Länder bald nachher unter den hohenstaufischen Kaisern für Deutschland, seit Karl von Anjou aber für ganz Europa so wichtig geworden sind, ja sogar schon zu Michaels Zeit bei dem Einflusse von Amalfi und Salerno bedeutender waren, als man aus ihrer bloßen Größe und Macht schließen sollte. Leider sind uns aber nur Hofanekdoten und keine Geschichte dieser Zeit überliefert worden. In Sizilien waren die Mohammedaner von den fatimidischen Kalifen abgefallen, und die Herrschaft der Insel hatte sich in eine Menge kleiner Fürstentümer aufgelöst, welche in heftiger Zwietracht nebeneinander bestanden. Dies schien für die byzantinische Regierung eine günstige Gelegenheit zur Wiedereroberung der schon solange verlorenen Insel. Georg Maniakes wurde deshalb aus Asien abberufen und mit einer größeren Würde und Macht nach Unteritalien geschickt. Er focht ungemein glücklich auf Sizilien und unterwarf fast die ganze Insel, obgleich die afrikanischen Mohammedaner ihre dortigen Glaubensgenossen mit zahlreichen Hilfstruppen unter-

stützten. Was aber durch Klugheit und Tapferkeit gewonnen war, ging bald wieder durch Hofränke verloren. Unter Maniakes diente nämlich ein Mann von erstem Range, der mit des Kaisers Schwester vermählt war, Stephanus, als Admiral; dieser befolgte, wahrscheinlich aus Neid über den wachsenden Ruhm seines Vorgesetzten, dessen Befehle nicht und machte, als ihn Maniakes dafür durch thätliche Mißhandlungen bestraft hatte, dies bei seinem Schwager Johannes, dem eigentlichen Regenten des Staats, als Verräterei geltend. Maniakes ward abberufen, Stephanus erhielt das Kommando und verlor Sizilien wieder ebenso schnell, als jener es erobert hatte; von allen Städten wurde nur Messina durch die Tapferkeit eines Anführers den Griechen erhalten. Stephans Nachfolger, Dokeanus, schadete, wie bereits oben angegeben ist, dem Reiche noch weit mehr; er reizte durch Geiz die normannischen Söldner zum Aufstand und gab nachher seine eigenen Truppen durch schlechte Leitung den kühnen und schlauen Normannen preis. Übrigens machten unter Michael auch die Bulgaren, Serben und Petschenegen den Griechen zu schaffen. Mit den Russen, von deren Fürsten einer, Wladimir I. der Große, schon 988 eine Schwester des Kaisers Basilius geheiratet hatte, bestand damals bereits eine so innige Verbindung, daß in ihrem Reiche geistliche und selbst weltliche Stellen, welche entweder die Schreibkunst oder Erfahrung im Geschäfte oder auch Schmeichelei erforderten, mit Griechen besetzt waren.

Michael IV. entsagte 1041 der Welt und ging in ein Kloster, in welchem er bald nachher starb. Bei seiner Abdankung adoptierte Zoë seinen Neffen, den Sohn des Stephanus, Michael V., und ließ ihn als Kaiser ausrufen. Dieser Mann, der weder als Mensch, noch als Regent besondere Eigenschaften hatte, ward von dem Pöbel mit dem Schimpfnamen des Kalfaterers belegt, weil er, wie es heißt, der Sohn eines Schiffsreeders war. Er war ein willenloses Geschöpf und Werkzeug der Zoë, ward, als er sich der ihm angelegten Bande zu entledigen suchte, von ihr und ihrer Schwester Theodora gestürzt, geblendet und in ein Kloster gesteckt (1042). Die beiden Frauen maßten sich darauf die Regierung an. Doch konnten Weiber allein unmöglich in einem Reiche herrschen, welches von barbarischen Nationen umgeben war und gerade damals von dem türkischen Volke der Seldschukken bedroht wurde, das in Asien alles über den Haufen warf und bereits die ganze Ländermasse vom Dschihunfluß an bis nach Syrien hin innehatte. Zoë und Theodora sahen sich daher bald genötigt, einen Kaiser einzusetzen. Sie wählten dazu den mit der kaiserlichen Familie verwandten Konstantin IX. Monomachus, der jetzt mit der bejahrten Zoë vermählt wurde. Diese Wahl war unglücklich, da Konstantin, wie seine ganze Geschichte zeigt, nicht der Mann war, der

unter den damaligen Umständen die Regierung tüchtig zu führen vermochte. Indessen fehlte es ihm nicht an allen besseren Eigenschaften der Seele; er hat unstreitig manches Rühmliche gethan und besonders im Anfange seiner Regierung die Ruhe des Reiches nach innen und außen erhalten, so oft keine heftigere Leidenschaft und Begierde ihn abhielt. Zu seinen guten Seiten gehörte auch die Klugheit und Festigkeit, durch die er bewirkte, daß viele Empörungen gegen ihn scheiterten, wiewohl man zugeben muß, daß in solchen Dingen das Schicksal das Beste thut. Die wichtigsten dieser Empörungen waren die des tapferen Maniakes, des Leo Tornicius und des Theophilus Eroticus. Der erstere, welchem Zoë den Oberbefehl in Italien wiedergegeben hatte, ward durch die abscheulichen Kabalen eines Feindes am Hofe zum Aufstande getrieben. Er warf sich in Italien zum Kaiser auf, wurde mit Hilfe der Normannen besiegt, setzte aber mit seinen Truppen nach Bulgarien über und starb dort an einer Wunde (1043). Bei der Empörung des Leo Tornicius, eines Anverwandten von Konstantin, wurde dieser durch Argyrus und seine Normannen unterstützt; doch trug der Kaiser selbst durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit das meiste zur Unterdrückung derselben bei. Der Aufstand des Generals Theophilus Eroticus ist besonders deshalb merkwürdig, weil Konstantin die gefangenen Rebellen nur gelinde bestrafte, während sonst höchst grausame Strafen über Hochverräter verhängt zu werden pflegten.

Die beiden wichtigsten Begebenheiten unter Konstantins Regierung waren der Zug des russischen Großfürsten Jaroslau I. gegen Konstantinopel und das veränderte Verhältnis der Petschenegen zu ihren Nachbarn. Jaroslau I., der sich durch Verdrängung seiner Brüder um 1019 zum Herrn von ganz Rußland gemacht hatte, unterhielt mit den Griechen eine so genaue Verbindung, daß zu seiner Zeit auch die griechischen Kirchenbücher von den Russen in die ihnen mit ihren stammverwandten Nachbarn gemeinsame altslawische Kirchensprache übersetzt wurden. Derselbe Großfürst nahm seinen Wohnsitz, wie vordem Wladimir, in Kiew, wo er durch griechische Meister große Bauwerke errichten ließ; seine frühere Residenz, Nowgorod, hob er durch Verleihung eines Stadtrechtes, unter dessen Einfluß es gleich einer Handelsrepublik unter fürstlichem Schutz emporblühte. Die russische Kirche gewann nicht nur durch ihre Sprache einen nationalen Charakter, sondern war auch keineswegs in der Weise vom Patriarchen in Byzanz abhängig, wie etwa die römische vom Papst; der oberste Geistliche, der Erzbischof von Kiew, wurde von Jaroslau und seinen Nachfolgern nach eigener Wahl eingesetzt. Dieser Großfürst hatte zwei Töchter an die Könige von Norwegen und Ungarn, eine dritte, Anna, sogar an

den König Heinrich I. von Frankreich verheiratet. Als einst einer seiner Bojaren in Konstantinopel bei einem zwischen Griechen und Russen entstandenen Streit erschlagen wurde, fand er sich dadurch so sehr beleidigt, daß er einen großen Rachezug gegen die Hauptstadt des Griechischen Reiches rüstete. Er nahm eine Menge Waräger oder Abenteurer des Nordens in Dienst und fuhr dann mit seinen Scharen, wie einst seine Vorfahren, in unzählig vielen kleinen Kähnen den Dnjepr herab und an der Küste des Schwarzen Meeres hin gegen Konstantinopel (1043). Eine solche Fahrt würde unbegreiflich sein, wenn wir nicht wüßten, daß das Schwarze Meer, obgleich es schon seit alter Zeit als sehr gefährlich verrufen ist, in der Regel nur vom November an bis in den April stürmisches Wetter hat, die übrige Zeit hindurch aber ruhiger als alle anderen bekannten Meere ist. Jaroslaus Unternehmung scheiterte an den Strömungen des Bosporus, die selbst größeren Schiffen verderblich sind, an den eintretenden Herbststürmen, an dem griechischen Feuer und an der Geschicklichkeit der Byzantiner im Seewesen. Ein Sturm zerstörte gleich anfangs einen großen Teil der russischen Flotte, und der Admiral Basilius vernichtete dann mit dem griechischen Feuer den Rest derselben. Nur wenige Russen entkamen auf ihren Kähnen; die übrigen traten zu Lande den Rückzug an, stießen aber an der Donau auf ein griechisches Heer unter Katakalon und wurden von ihm teils aufgerieben, teils gefangen genommen. — Die Petschenegen wurden damals von den ihnen stammverwandten Polowzern, Kumanen und Uzen in ihren Wohnsitzen bedrängt und gerieten überdies untereinander selbst in Zwietracht. Einer ihrer Häuptlinge, Kegenes, mußte aus dem Lande fliehen und wandte sich mit 20 000 Mann der Seinigen zu den Griechen. Konstantin erlaubte ihm, sich in Bulgarien anzusiedeln und von da aus diejenigen, die ihn vertrieben hatten, zu beunruhigen. Dies bewog den Oberchan der Petschenegen, mit seiner ganzen Volksmasse über die gefrorene Donau zu ziehen; allein gerade die Menge seiner Scharen stürzte ihn ins Verderben; seine Petschenegen wurden durch Mangel und Krankheiten aufgerieben, während zugleich ihr Landsmann Kegenes den Griechen die besten Mittel, sie im Felde zu bekämpfen, angab. Auch später leistete Kegenes gegen seine Landsleute noch einmal recht gute Dienste. Nichtsdestoweniger ließ sich der Kaiser durch Argwohn verleiten, Kegenes verhaften zu lassen, worauf die Petschenegen, die er nach Bulgarien geführt hatte, in ihr Vaterland zurückeilten und ihren erbitterten Landsleuten als Wegweiser in den ihnen bekannt gewordenen Gegenden des Reiches dienten. Ehe man es sich versah, standen ganze Scharen von Petschenegen vor Adrianopel und brachten dem griechischen Heere eine solche Niederlage bei, daß der Kaiser die fränkischen und

warägischen Söldner, welche zu den gegen die Seldschukken abgeschickten Truppen gehörten, eilig herbeirufen mußte, um die Barbaren von der Hauptstadt abzuwehren. Auch die Häuptlinge der Petschenegen suchte Konstantin durch glänzende Aufnahme am Hofe zu gewinnen. Dies hatte jedoch ebenso, wie die gleich nachher erfolgende Entlassung des Kegenes, eine ganz andere Wirkung, als man erwartete: die Freundlichkeit gegen die Häuptlinge reizte diese nur zu weiteren Angriffen und Raubzügen, und Kegenes ward, als er einen Frieden zu stande bringen wollte, von seinen Landsleuten in Stücke gehauen. Da auch die ausgeschickten Generale des Kaisers feig und ungeschickt waren, so wurden die Griechen in zwei entscheidenden Schlachten geschlagen (1049) und ganz Thrakien den Verheerungen der Barbaren preisgegeben. Nun ward noch einmal die Ostgrenze entblößt, um die Halbwilden aus der Gegend der Hauptstadt zu treiben. Diesmal war Konstantin glücklicher in der Wahl der Anführer. Nikephoros Bryennius und der Anführer der Waräger, Michael, zerstreuten die einzelnen Haufen der Petschenegen. Trotz ihrer Niederlagen streiften die Barbaren doch nachher noch zwei Jahre lang umher, und als sie sich 1053 zu einem 30jährigen Frieden verstanden, blieben sie im Besitz der eroberten Festung Perejaßlawez, bis sie endlich 1057 durch die Kumanen und Uzen daraus vertrieben wurden.

So war ein Teil der europäischen Provinzen jahrelang eine Beute der rohen Petschenegen, während im Osten die Seldschukken abgewehrt werden mußten und im Westen die Normannen hausten. Wenn man dieses Andrängen der Barbaren auf verschiedenen Seiten des Reiches bemerkt und dabei bedenkt, daß die Regierung kein regelmäßiges Abgabensystem, keinen geordneten Geschäftsgang hatte, sondern daß alles mehr von den einzelnen abhing: so muß man erstaunen, daß noch Männer gefunden wurden, die, ohne vom Gedanken an ein Vaterland, das ihnen nur wenig galt, getrieben zu sein, die Verteidigung des Reiches übernehmen konnten. Andererseits wird man es aber auch thöricht finden, daß Konstantin bei dieser Lage der Dinge die Staatsgelder auf prächtige Gebäude, besonders auf eine ungeheure Anstalt, die zugleich ein Kloster, ein Armenhaus, eine Art Werkhaus und eine Versorgungsanstalt für Greise war, verwenden konnte, so nützlich das auch an und für sich sein mochte.

Als Konstantin 1054 starb, trat Theodora, welche seither dem Namen nach Mitregentin gewesen war, allein an die Spitze der Regierung. Ihre Verwaltung war eine der besten, welche das Reich seit langer Zeit gehabt hatte, mag nun das Verdienst davon ihr oder den Eunuchen, die sie zu Ministern annahm, gebühren. Die letzteren wollten sich für den Fall des Todes der Theodora ihren Einfluß sichern

und bewogen sie daher, einen abgelebten und unfähigen Mann, Michael VI. Stratiotikos, zu ihrem Nachfolger zu erklären. Als Theodora 1056 gestorben war, wurde dieser zwar wirklich als Kaiser anerkannt, er machte sich aber durch seine Verordnungen lächerlich und untergrub also selbst seinen Thron, weil es bekanntlich für Regenten oft viel gefährlicher ist, lächerlich, als verhaßt zu sein. Katakalon und die anderen Anführer der östlichen Heere beschlossen seinen Sturz und riefen Isaak I. Komnenus, welcher früher Feldherr des Ostens gewesen war, zum Kaiser aus. Michael zog die weit geringere Anzahl der Truppen, die den Westen verteidigen sollten, für sich zusammen, Isaaks Partei gewann aber, hauptsächlich durch Katakalons Verdienst, eine entscheidende Schlacht und knüpfte Unterhandlungen an. Michael würde seinen Nebenbuhler durch das Versprechen der Adoption und der Cäsarwürde wankend gemacht haben, wenn nicht Katakalon, der einst durch völlige Besiegung der heimkehrenden Russen das Reich schon einmal gerettet hatte, Isaak fast mit Gewalt dazu gebracht hätte, diesen Antrag zurückzuweisen. Michael legte darauf (1057) den Purpur freiwillig nieder, und sein Gegner ward allgemein als Kaiser anerkannt.

Isaak verdiente den Thron. Er war vor allem anderem bemüht, die durch seine verschwenderischen Vorgänger zerrütteten Finanzen wiederherzustellen, und sorgte dafür mit ebenso rastlosem Eifer, wie sein Bruder Johannes, dem er den Oberbefehl über die Truppen des Westens erteilte, für die Sicherheit der Grenze. Diese angelegentliche Sorge für die Finanzen, die dem neuen Kaiser den Vorwurf des Geizes zuzog, bewog ihn, auch der Geistlichkeit gewisse Schranken zu setzen und die Vermehrung ihrer Besitztümer zu verhindern, weil er glaubte, daß unter der Weiberregierung viel kaiserliches Gut dem Klerus zugewendet worden sei. Die Tote Hand war im Orient noch viel schädlicher, als im Abendland, weil hier durch die Bereicherung der Geistlichkeit doch nur das dem Staate steuerbare Gut vermindert wurde, nicht aber, wie im Orient, außerdem noch Plackereien und Beeinträchtigungen der angrenzenden steuerbaren Privatgüter von den Mönchen zu befürchten waren. Doch kann man freilich die despotische Art des Kaisers und die Mittel, durch welche er seinen Zweck zu erreichen suchte, nicht durchaus billigen; und dies war es wohl auch eigentlich allein, was ihn verhaßt machte.

Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß wir über diese Zeit der byzantinischen Geschichte keine zuverlässigeren Berichte, als dürftige Hofchroniken haben; denn die Wissenschaften, oder was man damals so nannte, wurden unter Isaak und seinen nächsten Nachfolgern mit ganz ungewöhnlichem Eifer getrieben, und sowohl er selbst, als auch der

Erbe seines Thrones sowie die beiden unter Isaak aufeinander folgenden Patriarchen und der Vorsitzende im Staatsrat, Michael Psellus, waren ausgezeichnete Gelehrte. Sogar die Bildung des weiblichen Geschlechts, sonst ganz unerhört im Orient, wurde damals in Konstantinopel Ton, und es lebten in dieser und der nächstfolgenden Zeit mehrere eigentlich gelehrte Frauen, von welchen Eudokia, die Gemahlin der Kaiser Konstantin Dukas und Romanus Diogenes, und Anna Komnena, die Tochter des Kaisers Alexius I., am berühmtesten geworden sind. Auch bei der Besetzung der unteren Stellen ward damals auf eine gewisse Bildung des Verstandes gesehen, welche freilich oft zum Schaden des Staates mit Geschäftstüchtigkeit verwechselt wurde. Daß übrigens eine gewisse Art von Bildung eher schadet, als nützt, ist bekannt, und ein leuchtendes Beispiel davon gewährt uns in dieser Zeit Michael Psellus, welcher lange an der Spitze des ganzen gelehrten Wesens im Reiche stand und unter Isaak alle Geschäfte des Kabinetts leitete. Die Übersicht seiner Arbeiten und seines Treibens giebt zugleich über vieles Innere dieser Zeit ein Licht, das die Chroniken nicht geben können. Schon von seinem fünften Jahre an ward er zum eigentlichen Lernen angehalten, und er rühmt von sich, daß er seit der Zeit immer einen unersättlichen Durst nach der Wissenschaft empfunden habe. Sein Jugendunterricht kann nicht so schlecht gewesen sein, als er uns glauben machen will; denn sonst wäre die Sprache in seinen Schriften schwerlich so rein; er hätte, da er doch kein Dichtergenie war, nie so leidliche Verse machen lernen, und er würde sich seine Kenntnisse in der Mathematik, die nicht bloß aus eigenem Studium geschöpft waren, sicher nicht erworben haben. Die unglückliche Manier einer jeden Zeit, in der man zu viele Bücher hat und daher, um neu zu sein, auf das Sonderbare verfällt, sowie die falsche Stellung, welche die herrschende Aristotelische Philosophie den Erfahrungswissenschaften gegeben hatte, brachten auch Psellus von dem Wege ab, auf den man ihn in seiner Jugend geführt hatte; höhnisch blickte er in seinen Schriften auf den Mann, der die Knaben Grammatik, Mathematik und dergleichen gelehrt hatte. Er eilte zur Vielwisserei und wollte über Goldmachekunst, über der Chaldäer Unsinn, über die vorgebliche Kraft der Edelsteine ebenso gut schreiben, als über Geschichte, Medizin, Staatskunst und Altertumswissenschaft, die er alle in seinen Schriften behandelt hat; selbst die bürgerlichen Gesetze brachte er in Verse, die als Poesie geringen, als dürftige Darstellung der damaligen Ansicht vom alten Recht einigen Wert haben. Um diese thörichte Vielwisserei kennen zu lernen, braucht man nur zu erfahren, daß er in einem seiner Werke, das eine Art von Encyklopädie sein soll, mit Dogmatik und Moral beginnt und, nachdem er alle

Wissenschaften kurz abgehandelt hat, zuletzt auf die Kochkunst kommt. Da Psellus sich in der so gefährlichen Stellung eines byzantinischen Hofmannes durch zweideutige Mittel behauptete und z. B. alle Leute, die man am Hofe gepriesen haben wollte, lobte, so sieht man wohl ein, daß seine Schule und der litterarische Eifer, den er weckte, nicht die erschlaffte Sittlichkeit neubeleben konnte, obgleich seit seiner Zeit der griechische Staat wieder tüchtigere Diener erhielt, wie sich dies gleich nachher gerade unter den widrigsten Umständen zeigte. Psellus war übrigens auch das Hauptwerkzeug, dessen sich der Kaiser Isaak bediente, als er mit dem zankfüchtigen Patriarchen Michael Cerularius in Streit geriet. Die ganze Geistlichkeit der Hauptstadt hing jedoch an Cerularius, und Psellus vermochte sie, so beredt er auch war, nicht von ihm abzuwenden. Als nachher Isaak den Patriarchen durch seine warägischen Söldner, die entweder noch Heiden oder doch sehr schlechte Christen waren, aus der Kirche selbst und sogar vom Altare hinweg fortschleppen ließ, bot Psellus wieder vergebens seine ganze Beredsamkeit auf, um die hartnäckigen Geistlichen dahin zu bringen, daß sie den durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Lichnudes, den der Kaiser zum Patriarchen ernannt hatte, anerkannten. Dies geschah erst, als Cerularius gestorben war.

Rühmlicher, als aus dem Streite mit seinem Patriarchen, zog sich Isaak aus der Gefahr, die von den Ungarn und Petschenegen drohte; oder vielmehr, er brachte, nachdem er eiligst sein Heer nach Norden geführt hatte, durch Unterhandlungen die ersteren zum Frieden und wurde durch das Glück von den letzteren befreit. Die Verbindung der verschiedenen Horden, welche mit dem Namen der Petschenegen bezeichnet ward, löste sich während des mit Konstantin IX. geschlossenen Waffenstillstandes auf, und Isaak fand sich mit den einzelnen Scharen derselben einzeln ab (1058). Da er dies ungeachtet seiner Schwächlichkeit in Person betrieb, und da er außerdem gleich nachher über seine Nachfolge im Kaisertum, welches man als ein Privatgut des Regenten anzusehen gewohnt war, ohne Rücksicht auf seine eigene Familie verfügte, so verdiente er, daß sein Geiz, wenn dieser anders ihm mit Grund vorzuwerfen ist, darüber vergessen würde. Er wählte zum Nachfolger keinen seiner Verwandten, obwohl sein wackerer Bruder Johannes fünf Söhne hatte, sondern den Mann, den er und Johannes für den tüchtigsten hielten, Konstantin Dukas; er überließ demselben noch während seines Lebens die Regierung (1059) und trat in ein Kloster ein, wo er als Pförtner diente; die längere Herrschaft des Hauses der Komnenen beginnt erst 22 Jahre später mit seinem Neffen Alexius. Der neue Kaiser, Konstantin X., trat durchaus in die Fußstapfen seines Vorgängers; nur gewannen die Sophisten, deren es da-

mals viele am Hofe gab, noch mehr Einfluß, weil Konstantin selbst in der Kunst der Rede einen eitlen Ruhm suchte und seine Gemahlin Eudokia, welche noch gelehrter als er war, sich fast bloß mit gelehrten Dingen beschäftigte. Um sich von der damaligen Bildung und dem gelehrten Treiben am Hofe einen Begriff zu machen, darf man nur vernehmen, daß alle Gelehrten dieser Zeit die Kaiserin Eudokia nicht genug loben können, weil sie, statt der Stimme der Natur zu folgen und das Herz ihrer Kinder durch ihren Umgang zu bilden, Bücher schrieb oder vielmehr aus den Werken älterer Schriftsteller sich einen Bettlermantel zusammennähte. Wie schädlich mußte, bei der Neigung der Griechen zu Spitzfindigkeiten und zum spekulativen Denken, ein solches zur Mode gewordenes Treiben sein, zumal da noch dazu der Kaiser selbst den Civilgeschäften eine zu große Aufmerksamkeit widmete, so daß man sich ihm nur in den Gerichtshöfen und auf der Rechnungskammer bemerklich machen konnte, während man vorher dem Regenten vorzugsweise in den Reihen der Truppen bekannt wurde! Das war ein größeres Übel, als man vielleicht denkt; denn es verminderte in einer Zeit, wo die Bedrängnis des Reiches durch äußere Feinde zunahm, die Zahl der tüchtigen Streiter und vermehrte dagegen die der Advokaten.

Konstantin ernannte vor seinem Tode (1067) seine drei noch jungen Söhne zu Nachfolgern und übertrug der Eudokia die Leitung der vormundschaftlichen Regierung, nahm ihr aber das Versprechen ab, sich nicht wieder zu verheiraten, und ließ sowohl sie, als auch den Patriarchen und die Senatoren eine Akte unterzeichnen, durch welche sich alle eidlich verpflichteten, seinen Kindern das Reich zu bewahren. Schon sieben Monate nach Konstantins Tode ward dieser Eid gebrochen. Der General Romanus Diogenes machte nämlich, als er wegen eines hochverräterischen Unternehmens vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, durch seine Gestalt auf die Kaiserin sowie durch seine Talente und durch die Erinnerung an seine Thaten auf den Senat einen so großen Eindruck, daß er aus den Ketten zum Beherrscher des Reiches und zum Gemahl der Eudokia erhoben ward (1068). Nur die treuen warägischen Söldner nahmen sich der Söhne Konstantins an und gaben sich erst dann zur Ruhe, als der älteste derselben, Michael VII. Parapinakes, ihnen erklärte, daß er die Wiedervermählung seiner Mutter billige.

Romanus IV. suchte seinen Thron durch Siege und Eroberungen zu sichern. Er begab sich daher bald nach Asien, um seine Heere gegen die Seldschukken zu führen, welche seither, solange sie noch mit der Bekriegung der Araber beschäftigt gewesen, die Griechen gescheut

hatten, jetzt aber dreister geworden waren. Zwei Feldzüge gegen sie beendigte er mit Glück; der dritte aber mißglückte auf eine schreckliche Weise, weil er, durch Schmeichler irre geleitet, sich über sein Heer und über die Macht der Feinde täuschte. Er ward 1071 völlig geschlagen und geriet in Gefangenschaft. Sobald die Nachricht davon nach Konstantinopel kam, bewirkte Johannes Dukas, der Oheim von Konstantins X. Söhnen, daß man den Kaiser für abgesetzt erklärte und dem jungen Michael VII. huldigte; man gebrauchte den Vorwand, daß ein Gefangener in Feindesland dem Gesetz nach seine bürgerlichen Rechte in der Heimat einbüße. Das ganze Verfahren war ihm um so leichter möglich, als Romanus die gelehrten Hofschranzen seines Vorgängers von Anfang an gehaßt und die Familie der Komnenen gegen die des Dukas zu heben gesucht hatte. Unter dem Vorwande des Staatsinteresses verleugneten alle ihre geschworene Treue und Eudokia die heiligste Pflicht eines Weibes. Ganz anders betrugen sich die Seldschukken gegen den tapferen Mann, dem das Glück seine Gunst entzogen hatte: sie behandelten ihn nicht bloß menschlich, sondern auch mit der einem Kaiser gebührenden Ehre; ja, sie ließen ihn sogar gegen das Versprechen eines Lösegeldes frei und verlangten dafür keine andere Sicherheit, als sein kaiserliches Wort. Romanus schrieb sogleich an seine Gemahlin, und diese zeigte wirklich Neigung, ihn wieder als Kaiser bei sich zu empfangen. Das brachte diejenigen, welche den früheren Beschluß hervorgerufen hatten, in Gefahr; sie erregten daher einen Tumult, der den Vorwand gab, Eudokia vom Anteil an der Regierung auszuschließen und in ein Kloster zu stecken. Romanus sammelte hierauf seine Anhänger und begann einen Krieg; er ward aber vom Unglück verfolgt und zuletzt durch seine eigenen Anhänger genötigt, sich selbst in die Hände seiner Feinde zu liefern. Obgleich er sich erst nach einem förmlichen Vertrage, der ihn bloß zur Abdankung und zum Mönchsleben verpflichtete, ergab, so war doch die Behandlung, die er erlitt, so empörend, daß man selbst bei den rohesten Barbaren wenige ähnliche Beispiele antrifft. Er ward, nachdem man ihn in Mönchskleidern und mit geschorenem Haupte auf einem elenden Maultiere durch einen Teil von Kleinasien geschleppt hatte, nicht nur geblendet, sondern man verband ihm nicht einmal die durchbohrten Augenhöhlen, der Kopf schwoll ihm an, Würmer sammelten sich in seinen Wunden, und er starb in dem bejammernswertesten Zustande (1071). Er hatte bis zum letzten Augenblick alles mit Ruhe und Standhaftigkeit ertragen und beschämte dadurch doppelt seine gefühllosen Mörder, von denen nachher jeder seine Hände in Unschuld zu waschen suchte. Daß Psellus als gewandter Hofmann in seinen Schriften alle Schuld vom Kaiser Michael, unter dessen Regierung er selbst alles leitete, abzuwälzen weiß,

versteht sich von selbst; läßt er ihn doch bei der Nachricht von den vollbrachten Greueln Thränen weinen!

Michael VII. betrug sich auch gegen seinen eigenen Bruder und Mitkaiser, Konstantin, wie ein Mann ohne Gesinnung und Herz; er hielt ihn die ganze Zeit seiner Regierung hindurch in strenger Haft. Er selbst bekümmerte sich fast nur um Bücher und Bücherweisheit und ließ es sich recht sauer werden, allerlei gelehrten Kram von Psellus zu erlernen. Der letztere erhielt einen solchen Einfluß auf ihn und auf den ganzen Hof, daß, wenn Michael auch eine bessere Natur gehabt hätte, doch aus ihm nichts hätte werden können. Bei dem vorherrschenden Einfluß eines solchen Mannes, bei der angedeuteten Richtung des Kaisers und bei der Menge der Leute von der Feder, die seine Umgebung bildeten, war es natürlich, daß das Kriegswesen sank, und daß man am Hofe ganz vergaß, wie sehr das Reich im Gedränge zwischen den barbarischen Donauvölkern, den Seldschukken und den Normannen wieder einer belagerten Stadt glich. Solange des Kaisers Oheim, Johannes Dukas, einigen Einfluß behielt, ging es noch leidlich; als aber nach seiner Entfernung alles in die Hände unkriegerischer Leute kam, ward der Schaden unheilbar. Da einer der Normannen von Unteritalien zu Johanns Entfernung den Anlaß gab und dadurch zugleich einen Wechsel der Dynastie herbeiführen half, so müssen wir den Faden der byzantinischen Geschichte hier abbrechen, um zunächst die völlige Begründung der normannischen Herrschaft in Italien und Sizilien darzustellen.

Die Normannen hatten, nach dem Siege bei Civitella und der Versöhnung mit dem Papste ihre Eroberungen in Apulien und Kalabrien noch weiter ausgebreitet, gerieten aber über die Teilung des eroberten Landes unter sich selbst in Streit. Besonders wurden Humfried und Robert Guiscard miteinander entzweit, und der letztere nahm davon Anlaß, nach Humfrieds Tode (1057) dessen beide unmündige Söhne aus dem Besitze zu treiben. Im Jahre 1059 ließ er sich vom Papste Nikolaus II. mit den Ländern Kalabrien und Apulien belehnen und zugleich den Titel Herzog erteilen, den man damals schon als den nächsten nach dem königlichen ansah. Wie der Papst dazu kam, diese Länder zu verleihen, kann man nicht wohl fragen, weil man gerade zu jener Zeit mit dem Papsttume so unbestimmte Begriffe verband, daß Robert Guiscard leicht den Gedanken hegen konnte, andere damit zu betrügen. Dem letzteren war es nämlich dabei um weiter nichts zu thun, als einen Rechtstitel für seinen Besitz zu erhalten. Er schwor daher auch ohne Bedenken dem Papste den vorgelegten Lehnseid und versprach ihm eine jährliche Abgabe; denn er nahm es mit eingegangenen Verpflichtungen überhaupt nicht genau,

und das Halten stand ja in diesem Falle ganz und gar bei ihm; die verliehenen Länder mußten übrigens zum großen Teil erst den Arabern, den Griechen und einigen italienischen Fürsten abgenommen werden. Nikolaus II. und sein Freund Hildebrand, welcher später unter dem Namen Gregor VII. Papst ward, hatten ihre Aufmerksamkeit auf etwas viel Wichtigeres gerichtet, als auf den Streit mit den Normannen, sie wollten sich an ihnen Bundesgenossen für ihre Zwecke verschaffen. Nikolaus belehnte Robert Guiscard zugleich auch mit Sizilien und gab ihm im voraus den Titel eines Herzogs dieser Insel, was er nach den Begriffen jener Zeit viel eher thun konnte, weil es sich dabei bloß um ein Besitztum der Ungläubigen handelte. Es war nämlich die Herrschaft der Araber in Sizilien, welche schon bei der Entstehung der Dynastie der Fatimiden an diese gekommen war, seit den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts durch unaufhörliche innere Unruhen erschüttert worden. Die Entfernung der Insel von Ägypten, dem Sitze der Fatimiden, die Vergrößerungssucht der Badisiden und die Zusammensetzung der fatimidischen Truppen auf Sizilien, welche aus Negern, unruhigen afrikanischen Arabern und dem Auswurfe des ägyptischen Volkes bestanden und also schwer zu bändigen waren, erzeugten Zwietracht und Verwirrung auf der Insel; die Generale und Statthalter der verschiedenen Gegenden rissen die Gewalt an sich; der Badisside Moëz faßte ebenfalls festen Fuß im Lande; kurz, die mohammedanische Bevölkerung trennte sich in eine Anzahl von kleinen Staaten, welche einander feindlich waren. Dies veranlaßte zuerst zur Zeit Michaels des Paphlagoniers die vorübergehende Eroberung Siziliens durch Maniakes, an welcher auch normannische Scharen teilnahmen, und flößte dann dem jüngsten Bruder Robert Guiscards, Roger I., den Gedanken ein, das nämliche zu versuchen. Roger beschloß, aus einem Räuber ein christlicher Held zu werden, und legte den mit seinem Bruder entworfenen Plan eines Angriffes auf Sizilien dem Papste Nikolaus vor. Der letztere fand diesen Plan so sehr seinen eigenen Absichten entsprechend, daß er, wie soeben angegeben worden ist, 1059 Robert Guiscard unter dem Titel eines künftigen Herzogs von Sizilien im voraus mit der Insel belehnte. Roger begann, von seinem Bruder unterstützt, seine Unternehmung mit der Eroberung der Stadt Messina (1060). In Afrika erwachte zwar bei dieser Nachricht der alte Religionseifer, und der Badisside Tamin bot alles auf, um die Insel zu retten; allein Roger war unwiderstehlich, und Tamin wurde bald durch Unruhen in seinem eigenen Reiche gezwungen, den Kampf mit ihm aufzugeben. Schon sieben Jahre nach seiner ersten Landung war Roger im Besitz der Nord- und Ostseite und konnte die Belagerung der Hauptstadt Palermo beginnen. Vier Jahre später fiel

diese Stadt in seine Hände, wobei die Flotte von Pisa den Normannenfürsten unterstützte und an der Beute teilnahm; mit der Übergabe von Agrigent (1089) war die Eroberung der Insel als vollendet anzusehen. Der Sieger verband Milde gegen die Mohammedaner, denen er ihre Einrichtungen und friedlichen Berufsarten ließ, mit großer Tapferkeit, und da die Normannen stets mehr von Eigennutz als von Glaubenseifer getrieben wurden und ihr Instinkt sie auf wahre Klugheit führte, so suchte auch Roger die Kräfte und Reichtümer der Insel zu schonen, um später in Italien mit Nachdruck und Erfolg auftreten zu können.

Während Roger Sizilien eroberte, begann Robert Guiscard die Ausführung der größten Entwürfe. Er wollte alle langobardischen Staaten in Unteritalien erobern, die Griechen ganz aus dem Lande verdrängen, sie dann an der jenseitigen Küste aufsuchen und sich zum Herrn des Adriatischen und Mittelländischen Meeres machen. Die Griechen vertrieb er ohne große Mühe aus Unteritalien; schon im Jahre 1071 hatte er ihnen alle ihre dortigen Städte, zuletzt noch das wichtige Bari, entrissen. Mit der Unterwerfung der Langobarden hielt es etwas schwerer. Er hatte 1058 seine erste Gemahlin verstoßen, um Sikilgaita, eine Schwester des Fürsten Gisulf von Salerno, zu heiraten, die ihn ungern nahm, weil seine Absicht deutlich war. Dann brachte er eine langobardische Stadt nach der andern unter seine Gewalt, vertrieb 1077 Gisulf selbst aus Salerno und unterwarf sich durch jedes Mittel der Gewalt oder der List, wie es gerade die Umstände mit sich brachten, das ganze untere Italien bis zu den Grenzen des Kirchenstaats. Nur Neapel blieb noch eine Zeitlang im im Besitz eines langobardischen Fürsten, und aus der mit Capua vereinigten Grafschaft Aversa verdrängte Robert erst später die normannische Fürstenlinie, welche dort herrschte. Auch überließ er die Stadt Benevent dem Papste, der von alter Zeit her ein Recht auf sie zu haben glaubte.

Bereits waren viele italienische Normannen nach Griechenland ausgewandert, weil sie entweder dort mehr Aussicht auf Bereicherung hatten, oder mit der Herrschaft, welche Tankreds Söhne sich angemaßt hatten, unzufrieden waren, oder, wie Humfrieds außer Besitz gesetzte Söhne, gelegentlich an Robert Guiscard Rache zu nehmen hofften. Diese machten den Griechen nicht wenig zu schaffen und spielten zum Teil eine bedeutende Rolle in ihrem Reiche. Einer von ihnen, Robert Crispin, ein Sohn Giselberts von Tilliers in der Normandie, dessen Nachkommen diese Stadt bis auf die neuere Zeit besaßen, war kaum in griechische Dienste getreten, als er Unruhen anfing und alle, die gegen ihn geschickt wurden, in Stücke hieb. Er wurde dafür zweimal

verbannt und, als er zurückkehrte, auf Romanus Diogenes' Anstiften vergiftet. Das nahmen seine Gefährten übel, und ein anderer berühmter Normanne, Ursel, aus dem Stamme der Herren von Bailleul, begann deshalb einen Aufstand. Er verwüstete einen ganzen Landstrich in Kleinasien und gab dadurch den Hofleuten zu Konstantinopel eine willkommene Gelegenheit, sich des Johannes Dukas, der ihnen im Wege stand, zu entledigen. Dieser ward mit einem aus Asiaten, Warägern und normannischen Söldnern zusammengesetzten Heere gegen Ursel geschickt, erlitt gleich im ersten Treffen eine Niederlage und fiel in die Hände der Feinde. Da Ursel das Land, das er raubend durchzog, auf die Dauer nicht behaupten konnte, so suchte er seinen Gefangenen zur Annahme der Kaiserwürde zu bewegen. Johann verstand sich dazu. Nun riefen aber seine Feinde am Hofe die seldschukkischen Türken gegen ihn herbei, und sowohl Johann als Ursel wurden von diesen gefangen genommen. Den ersteren kaufte sein Neffe, der Kaiser Michael VII., los. Er geriet dadurch zwar in die Gewalt seiner Feinde zu Konstantinopel, wurde aber weder am Leibe bestraft, noch seiner Güter beraubt, sondern zog sich aus eigenem Antrieb in das Kloster zurück. Man könnte übrigens aus dieser Behandlung Johanns wohl schließen, daß die feinere Bildung und die sanfteren Studien den barbarischen Geist des byzantinischen Hofes doch etwas geändert hatten; denn früher pflegte man gegen Anverwandte des Regenten, die demselben gefährlich zu sein schienen, ganz anders zu verfahren.

Durch Johanns Entfernung (1071) kam die Regierung des Byzantinischen Reiches, wie schon gesagt, ganz in die Hände von unfähigen Menschen. Diese zogen jetzt, um das Reich zu verteidigen, zwei Neffen des Kaisers Isaak I. Komnenus hervor. Der eine von ihnen, Isaak, erhielt das wichtige Amt eines Befehlshabers in Antiochia, der andere, welcher später Kaiser wurde, Alexius, ward gegen den kühnen Ursel geschickt, der, nachdem er von seiner Frau losgekauft worden war, seine Raubscharen wieder um sich gesammelt hatte und aufs neue arge Verheerungen übte. Alexius hatte damals Gelegenheit, im Kampfe mit einem Feinde, gegen welchen die angesehensten Herren des Reiches unglücklich gewesen waren, die Eigenschaften zu zeigen, die ihn nachher auf den Thron brachten. Durch verständige Stellung und Verteilung seiner Truppen nötigte er den Räuber, sich den Seldschukken in die Arme zu werfen, vermochte diese dann zur Auslieferung desselben, sah aber seinen Gefangenen als ein Werkzeug an, das dem sinkenden Reiche gegen seine Feinde dienen konnte, und behandelte ihn daher stets sehr gelinde. So groß war also durch Kultur und Despotismus die Erschlaffung im Griechischen Reiche geworden, daß selbst Alexius einen Mann wie Ursel für unentbehrlich hielt! Freilich drängten jetzt die

Feinde von allen Seiten heran. In Italien hatte Robert Guiscard den Griechen bereits alle ihre Besitzungen entrissen. In Kleinasien schwärmten die Seldschukken umher, welche damals unter einem großen Fürsten, Alp Arslan, standen, auf den 1072 sein ebenso gewaltiger Sohn, Malekschah, folgte. An der Donau endlich bedrohten zugleich die Ungarn, Kroaten und Bulgaren das Reich; zum Glück waren aber diese Völker nicht so eng verbunden, als die Seldschukken. In Ungarn war die Regierung damals zwischen Geisa, einem Sohn Belas I., und Salomon, einem Sohne Andreas I., geteilt*), von denen der erstere den Griechen und ihrem Glaubensbegriff, der andere den Deutschen und ihrer Kirche zugethan war. Die Unbesonnenheit eines griechischen Statthalters führte einen Krieg zwischen den Ungarn und Griechen herbei, in welchem diese 1072 die schon zu jener Zeit sehr bedeutende Festung Belgrad an Geisa verloren. Die bei der Gelegenheit gemachten griechischen Gefangenen wurden von Geisa in ihre Heimat entlassen, und Michael erwiderte diese Freundlichkeit durch Übersendung der Krone, die, mit der früher vom Papste geschenkten zusammengefügt, noch bei den Ungarn bewahrt wird. Darin sah Salomo eine Untreue, die er an den Griechen zu rächen beschloß; er sammelte ein Heer und stieß mit demselben zum Fürsten der Serben, welcher gerade damals auch die Bulgaren aufgewiegelt hatte. Zum Glück für die Griechen ward Salomo, nachdem er seinen ersten Angriff gegen eine Summe Geldes eingestellt hatte, gleich darauf (1074) von Geisa verdrängt, welcher dann wahrscheinlich den Griechen auch sogar Belgrad zurückgab. So war der erste von der Donau her drohende Sturm beschwichtigt. Der zweite kam von den Kroaten, mit welchen vielleicht auch noch die Bosniaken verbunden waren; die Unternehmung lief aber für diese selbst so unglücklich ab, daß sie in ihren Geschichtsbüchern lieber gar nichts davon erwähnt haben. Die dritte Gefahr, die den Griechen von der Donau her drohte, bestand in einem gemeinschaftlichen Angriffe der Serben und Bulgaren; sie war bedeutender und ward nur durch die Unvorsichtigkeit der Feinde selbst glücklich beseitigt. Beide Völker drangen (1073) von zwei Seiten her bis in die Nähe von Konstantinopel vor, sie begingen aber dabei den Fehler, daß sie auf ihrem Zuge weder die festen Städte eroberten, noch ein Beobachtungsheer zurückließen, um die Vereinigung der Besatzungen zu hindern. So geschah, was vorauszusehen war; die Be-

*) Auf König Peter war, wie früher erzählt worden, Andreas I., der Vater Salomos, und auf Andreas sein Bruder Bela I. (1061—1063) gefolgt; Geisa, der Sohn des letzteren, wird meist als I. bezeichnet, da man die Zählung der Königsnamen mit Stephan zu beginnen pflegt.

satzungen schnitten zuerst einzelne Teile des feindlichen Heeres ab, hieben viele Leute nieder und schickten die Anführer gefangen nach Antiochia (1075).

Dies geschah gegen die Zeit, wo der Logothet oder Finanzminister, der in Konstantinopel alles regierte, sich und seinem Kaiser durch Habgier und Getreidewucher einen so allgemeinen Haß zugezogen hatte, daß das Volk den letzteren nur mit dem Schimpfnamen Parapinakes, d. i. Maßabzwacker, benannte, obgleich der schwache Mann von dem schmählichen Wucher seines Günstlings wahrscheinlich gar nichts wußte. Die daraus entstandenen Bewegungen und das Gefühl seiner eigenen Unfähigkeit bewogen Michael, einen Mitregenten anzunehmen. Seine Wahl, die von dem anwesenden Militär in erster Linie bestimmt wurde, fiel auf den General Nikephoros Bryennius, der damals seine Tüchtigkeit in Illyrien auf glänzende Weise bewährte. Die Serben und Kroaten waren nämlich in diese Provinz eingefallen, deren Bewohner sich schon zur Zeit der Abdankung des Johannes Dukas empört hatten, und das Reich war in Gefahr, ein Land zu verlieren, welches nicht nur ein Bollwerk der Beherrschung des Adriatischen Meeres war, sondern auch gegen den jeden Augenblick drohenden Angriff Robert Guiscards die Schutzwehr befestigter Seestädte und unwegsamer Gebirge darbot. Nikephoros Bryennius bewies bei der Wiedereroberung von Illyrien eine Einsicht, Kraft und Kühnheit, welche Bewunderung verdient. Er wußte seinen Soldaten die Furcht, in jenen wilden Berg- und Waldgegenden abgeschnitten zu werden, durch weise Anordnungen zu benehmen; er wagte es, die Kroaten und Dalmatiner in ihrem eigenen Lande, wo die Natur ihre Art zu fechten begünstigte, anzugreifen; er rüstete endlich eine Flotte gegen die Seeräuber, welche das Adriatische Meer erfüllt hatten, und schaffte durch Vernichtung derselben dem dortigen Handel die verlorene Sicherheit wieder. Alle diese Verdienste und Vorzüge konnten indessen die Hofgunst, die dem Nikephoros Bryennius mangelte, nicht ersetzen, und Michael war kraftlos genug, sich durch seine Umgebung von der Erhebung desselben abhalten zu lassen. Wer die Gegner des Nikephoros Bryennius waren, kann man daraus schließen, daß die einzige am Hofe mächtige Familie, welche wahres Verdienst hatte, die der Komnenen, des Kaisers Wahl gebilligt hatte. Nikephoros Bryennius wurde sogar, als sein Bruder wegen dieser Ränke sich gegen den Hof in Waffen erhob, seiner Stelle entsetzt. Jetzt griff auch er zum Schwert, bewog den gegen ihn geschickten General Basilakes, nachdem er ihn in Thessalonich eingeschlossen hatte, zum Abfall und ließ sich, wiewohl nur ungern und fast gezwungen, zum Kaiser ausrufen (1077). Gleich darauf marschierte er gegen Konstantinopel, konnte aber die Stadt

nicht einschließen, weil es ihm an einer Flotte und an der nötigen Zahl von Truppen fehlte. Da der Kern seines Heeres aus normannischen Söldnern bestand, so entließen Michaels Minister den früher von Alexius nach Konstantinopel gebrachten Normannen Ursel aus der Haft, damit er von den Mauern herab seine Landsleute zum Übertritt berede. Dies gelang zwar nicht, Ursel nahm aber ein Kommando unter Alexius an, dem man die Führung des kaiserlichen Heeres übertragen hatte. Nikephoros Bryennius sah sich bald genötigt, von Konstantinopel wieder abzuziehen.

Unterdessen war vor den Mauern der Hauptstadt noch ein anderer Feldherr gleichen Namens erschienen, der sich in Asien an die Spitze der mit dem Finanzminister unzufriedenen Partei gestellt hatte und fast an dem nämlichen Tage, wie Nikephoros Bryennius, zum Kaiser ausgerufen worden war. Dieser General war Nikephoros Botoniates, ein bejahrter und unverheirateter Mann, der also noch manchem die Aussicht auf den Thron offen ließ und schon aus dieser einzigen Ursache mehr Anhänger in Konstantinopel erhalten mußte, als Nikephoros Bryennius. Der Kaiser Michael, von zwei Gegnern zugleich bedrängt, fühlte seine Schwäche, legte, um einem ärgeren Schicksale zuvorzukommen, den Purpur freiwillig ab und ging ins Kloster (1078). Die Herrschaft fiel dem Rechte nach an seinen Bruder Konstantin, welchen er und seine Kreaturen die ganze Zeit her nicht allein von der Regierung ausgeschlossen, sondern auch gefangen gehalten hatten; dieser getraute sich aber nicht, die Krone zu übernehmen. Man erkannte daher in Konstantinopel den Nikephoros Botoniates als Kaiser an und öffnete ihm die Thore der Stadt. Er ließ sich sogleich den verhaßten Finanzminister ausliefern und behandelte ihn, wie man im Orient Staatsgefangene zu behandeln pflegt. Seinen Mitbewerber, Nikephoros Bryennius, und dessen Verbündeten, Basilakes, besiegte und unterwarf Alexius Komnenus, dem er die Führung seines Hauptheeres anvertraut hatte (1078). Beide wurden gefangen genommen und in Konstantinopel ohne Wissen des Kaisers und des Alexius geblendet. Die Gemahlin des Bryennius aber gab dem abgelebten neuen Kaiser ihre Hand, ja, sie hatte vielleicht sogar, um Kaiserin zu bleiben, den Sturz ihres seitherigen Gemahls befördern helfen. Übrigens verdient das Treffen, durch welches zwischen den beiden Nikephoros über den Besitz des Reiches entschieden worden war, eine nähere Betrachtung; denn es enthüllt nicht nur den traurigen Zustand der griechischen Heere, sondern es zeigt uns zugleich auch, welche geheime Kraft in der bestehenden Ordnung eines alten Reiches liegt, da ein Staat, wie der byzantinische bei dieser Gelegenheit erscheint, noch Jahrhunderte fortbestehen konnte, obgleich er bereits damals jeder inneren Kraft beraubt

war. Petschenegenhorden gewinnen zuerst dem Nikephoros Bryennius die Schlacht, sie stürzen aber im Sieg auf ihres eigenen Kaisers Gepäck, lassen Sieg und Mitkämpfer im Stich und eilen mit dem Raub in ihr Vaterland zurück. Jetzt treffen bei Alexius, der mit einer nach fränkischer Weise gepanzerten Schar dem Feinde bisher standgehalten hatte, seine lange erwarteten türkischen Hilfstruppen ein, und diese gewinnen die Schlacht. So hört man also nur von Barbaren; die Griechen sind, siegend oder besiegt, immer die Geplünderten. Übrigens war jene gepanzerte Schar des Alexius eine Erfindung von Michaels verhaßtem Finanzminister. Dieser hatte nämlich den Vorteil, den die fränkische Reiterbewaffnung in gewissen Fällen gewährte, eingesehen und deswegen eine Schar gebildet, welche wie die Franken bewaffnet, von Kopf bis zu Fuß gepanzert und im Lanzenstechen geübt war. Überhaupt muß man diesem Manne, soviel Böses er auch begonnen hatte, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er tiefere Einsicht in die Staatsverwaltung besaß, als die meisten seiner Zeitgenossen. Es war freilich sehr verkehrt, die Staatseinkünfte dadurch zu vermehren, daß er das erste Bedürfnis des Lebens verteuerte; allein er reichte doch mit den Einnahmen aus, ja, er legte sogar noch zurück. Nikephoros Botoniates dagegen war, ungeachtet er Schätze vorfand, bald in Verlegenheit und verfiel auf ein Hilfsmittel, welches zwar nicht so auffallend, aber zerrüttender war, als Getreidewucher, nämlich auf die Verfälschung der Münze; und doch ward nicht geholfen. Daran war er selbst freilich nur zum Teil schuld; denn die europäischen Provinzen, die er noch dazu anfangs nicht in seiner Gewalt hatte, waren durch Barbaren und durch innere Kriege erschöpft, und da ihm, als er mit allen Truppen des Ostens nach Konstantinopel zog, die Seldschukken auf dem Fuße folgten, so konnte er außerdem gerade aus den reichsten Gegenden des Reiches keine Steuern ziehen. Auch ein anderer Umstand beweist, daß Nikephoros das Verwalten durchaus nicht verstand; er verschleuderte nämlich unbedachtsam die Würden und Titel, welche bei den eitelen Griechen die Orden, Pensionen und Pfründen der neueren Zeit ersetzten und unter einer verständigen Regierung den Vorteil gewährten, daß man verdiente Männer ohne Unkosten belohnen konnte.

Die Geschichte des Nikephoros verliert sich nach der Besiegung seines Mitbewerbers in das Dunkel der Hofränke. Besonders scheint die Geschäftigkeit der unseligen Teilhaber der Macht in gebildeten und verweichlichten Staaten, der Weiber und Schranzen, sehr lebhaft und wirksam gewesen zu sein. Bald zeigte sich Unzufriedenheit im Innern, und während einerseits Robert Guiscard an der illyrischen Küste landete und andererseits die Seldschukken in Kleinasien erobernd vordrangen,



Kaiser Nikephoros III. Botoniates.

Dedikationsbild in der für Nikephoros III. geschriebenen Auswahl aus den Werken des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos.

kündigten die Generale Alexius und Melissenus, jener in Thrakien, dieser auf der asiatischen Seite des Bosporus, dem Kaiser den Gehorsam auf. Was die eigentliche Ursache von Nikephoros' Sturz war, ob seine Eifersucht gegen die Komnenen, deren Einfluß dem alten und also auch grämlichen und ängstlichen Manne bedenklich scheinen mochte, oder die ganz ausgezeichnete Gunst, die er zwei Fremden gewährte, oder endlich Verräterei seiner Gemahlin, deren Sohn erster Ehe er zurücksetzte, ist schwer auszumachen. Genug, Melissenus und Alexius empörten sich in zwei verschiedenen Gegenden des Reiches und erschienen plötzlich vor der Hauptstadt. Alexius ward von den Seinen zum Kaiser ausgerufen (1081) und bemächtigte sich Konstantinopels hauptsächlich durch den Abfall einer fremden Schar und des Georg Paläologus, der die kaiserliche Flotte hatte führen sollen. Seine Leute plünderten die Stadt, als wenn sie im Sturm erobert worden wäre, und es würde in den Straßen selbst zu einer Schlacht gekommen sein, wenn nicht der Patriarch, der zufällig kein Geschöpf des Hofes, sondern ein frommer Mönch war, bei beiden Parteien Ansehen gehabt und dem Blutvergießen gewehrt hätte. Derselbe Patriarch brachte nachher Alexius dahin, daß er wegen der vorgefallenen Greuel sich einer Kirchenbuße unterzog, ein 40tägiges Fasten verordnete und Bußtage festsetzte, wodurch freilich weder die Gottheit versöhnt, noch den Bürgern das Geraubte wiedergegeben, wohl aber der Schein gerettet wurde. So war auf rauchenden Trümmern der Thron des Hauses der Komnenen, die ihn nun mehr als hundert Jahre im Besitz behielten, schlimm genug gegründet. Alexius suchte ihn durch die morsche Stütze der Titel und Ehren, in denen er sehr erfinderisch war, zu befestigen. Er ersann zu dem Titel Erlaucht (Sebastos) noch das Hocherlaucht und Höchsterlaucht, konnte also manchem das Ziel seines Strebens gewähren und ihn für wichtige Dienste mit Goldschaum und Dunst belohnen. Er selbst trug eine geschlossene Krone; eine offene gestattete er seinem Bruder Isaak und dem Melissenus. Der letztere führte den Titel Cäsar; für den ersteren ward eine neue Würde zwischen dem Cäsar und dem Kaiser, die eines Sebastokrators, geschaffen. Kaum hatte der neue Kaiser die innere Unruhe gestillt, als Robert Guiscard das Reich in die größte Gefahr brachte.

5. Geschichte der Päpste von Leo IX. bis auf Gregor VII.

Kaiser Heinrich III. hatte in einem Zeitalter, in welchem höchst sonderbare Begriffe von Freiheit herrschten, Staat und Kirche unter seinen Willen beugen wollen und der letzteren aus eigener Machtfülle mehrere Oberhäupter verliehen, freilich nur, indem er auf das inner-

halb der Kirche obwaltende Streben nach Läuterung und Sittenstrenge bereitwillig einging. Wäre dieses oberherrliche Walten auf die Dauer durchgeführt worden, so würde das von unabsehbaren Folgen gewesen sein; es hatte aber eben darum nicht gelingen können. Rom hatte freilich gehorchen müssen; allein ein feiner Staatsmann, Hildebrand, der Stolz der Bischöfe, und ein einfacher derber Mönch, der schon bei seinem Leben für heilig gehalten ward, Peter Damiani, der Abgott der Klostergeistlichen, arbeiteten, jeder auf seine Weise, dem Kaiser in der Stille entgegen. Peter Damiani, der die Menschen und ihr Treiben nur nach den beschränkten Begriffen eines Mönches beurteilte und bloß von klösterlichen Tugenden Heil erwartete, war das Orakel des großen Haufens, der Einfältigen unter dem Klerus und der abergläubischen Großen, die er mit Märchen und Wundergeschichten erfreute, während er der Geistlichkeit mitunter durch seine rauhen, aber nur allzu wahren Sittenpredigten beschwerlich wurde. Auf Seiten Hildebrands dagegen, der die Kirche als die von Gott eingesetzte Schützerin gegen den Mißbrauch der weltlichen Macht ansah und daher ebensowohl äußere Unabhängigkeit, als innere Würde und Kraft für sie verlangte, standen die Päpste, die Scharen der Mönche und ehelosen Geistlichen sowie alle Verständigen, die sein Geist ergriff, sein Stil, rein und kräftig, ergötzte, sein Leben erbaute. Peter bahnte ihm den Weg zu seinem Ziele, und er selbst ward nachher in seinem Streben vom Billigen zum Unbilligen, von diesem zum Tyrannischen und Ungerechten fortgerissen. In der Nähe der kleinen Stadt Soana in Tuscien um 1020 geboren, wahrscheinlich als der Sohn eines wenig begüterten Grundbesitzers (nicht, wie man später gern erzählte, eines Zimmermannes), hatte Hildebrand in seiner Jugend den Unterricht eines gelehrten Abts genossen, war als Mönch in Rom Schüler und Freund des durch Gelehrsamkeit und Erfahrung ausgezeichneten Papstes Gregor VI. geworden und hatte ihn 1047 nach Deutschland in die Verbannung begleitet. Dort schloß er sich an Bruno oder Leo IX. an, welchen Heinrich III. 1048 zum Papste ernannte; er begleitete ihn nach Rom, ward sein Ratgeber in den verwickelten Angelegenheiten Italiens und blieb seit der Zeit die Seele des römischen Hofes. Er soll Leo schon in Deutschland bewogen haben, die kaiserliche Ernennung bloß als vorläufig zu betrachten und sich in Rom neu wählen oder gewissermaßen durch die Römer erst bestätigen zu lassen. Dies ist ebenso natürlich, als wahrscheinlich, sowenig sonst der biedere Leo gesonnen war, gegen seinen Kaiser, von dem er Hilfe erwartete, etwas zu unternehmen. Auch war es Hildebrand, auf dessen Betrieb Leo sogleich gegen die sogenannte Simonie und gegen die Verheiratung der höheren Geistlichkeit auftrat. Unter Simonie versteht man den Kauf und Verkauf geistlicher Stellen

oder ihre Erlangung durch Bestechung. Sie war zwar schon längst durch die Kirchengesetze verboten, hatte aber dessenungeachtet in allen Ländern so sehr überhand genommen, daß Leo auf der ersten Kirchenversammlung, die er in Rom hielt, seine Absicht, alle durch Bischöfe, die sich der Simonie schuldig gemacht, verliehenen Weihen für ungültig zu erklären, nicht durchsetzen konnte, weil sonst, wie ihm sogar sittlich strenge Geistliche erklärten, fast alle Hauptkirchen ihre Priester verlieren würden. Er mußte sich begnügen, die alten Kirchengesetze gegen Simonie zu erneuen und alle von jenen Bischöfen geweihten Priester der höheren Würden unfähig zu erklären. In betreff der Verheiratung der Geistlichen hatte die schon früh aufgekommene Vorstellung vom Verdienste der Ehelosigkeit im Laufe der Zeit immer tiefer Wurzel geschlagen, und es gab eine Partei in der Kirche selbst, welche, von dieser Vorstellung ausgehend, mit Eifer den Grundsatz verfocht, daß alle Priester unverheiratet sein müßten. Derartige Ansichten waren besonders in den mittleren und unteren Volksklassen der Lombardei mächtig; man bezeichnete zwar ihren Anhang mit dem geringschätzigen Namen der Pataria, aber die Patarener trugen, wie solches öfter geschieht, diesen Namen mit Stolz. Leo oder vielmehr Hildebrand, welcher dessen rechte Hand war, beschränkte nach einem klugen Plane auch diese Maßregel ebenso, wie die andere, vorerst nur auf die höhere Geistlichkeit, und die von Leo und seinen nächsten Nachfolgern erlassenen Verordnungen erwähnten der untergeordneten Priester nicht; doch waren ihre Erlasse schlauerweise in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, so daß man später darauf Bezug nehmen und auf der gelegten Grundlage weiter fortbauen konnte. Übrigens fanden die Verfügungen gegen die Simonie wegen des überhandnehmenden Mißbrauches der Pfründen in der ganzen Christenheit Beifall.*)

Leos Thätigkeit wurde am meisten durch die Normannen in Anspruch genommen. Er reiste, um Hilfe gegen sie zu erhalten, nicht weniger als dreimal nach Deutschland und suchte auch die Griechen

*) Simonie und Nikolaitismus sind die Ausdrücke, mit denen man die beiden Hauptgebrechen der Kirche bezeichnete; der erstere wird auf Simon (den Zauberer) zurückgeführt, welcher den Aposteln Geld bot, um von ihnen den heiligen Geist durch Handauflegen zu erhalten, aber von Petrus dafür scharf zurechtgewiesen wurde (Apostelgesch. VIII, 18—20). Weniger deutlich ist der Ursprung des Wortes Nikolaitismus; jedenfalls wird der Armenpfleger Nikolaus (Apostelgesch. VI, 5) nur mißverständlich mit einer Lehre in Verbindung gebracht, welche sophistisch die Unzucht rechtfertigte. Mit dem Worte faßte man übrigens alle Vergehen gegen die Keuschheit sowie gegen Eheverbote zusammen; sowohl die Priesterehe, in welcher viele Geistliche, vornehmlich in Deutschland, in gutem Glauben lebten, als auch die Buhlerei und jene besonders in Italien verbreiteten Sünden, die Peter Damiani in seinem Liber Gomorrhianus auf abschreckende Weise schildert.

zu einer Verbindung gegen die wilden Räuber zu bewegen; er erhielt aber von den Deutschen nur eine schwache Unterstützung und vereitelte seine Bemühungen unter den Griechen selbst dadurch, daß er die unseligen geistlichen Streitigkeiten zwischen den beiden Kirchen erneute. Unter Konstantin Monomachus hatten nämlich einige zänkische Bischöfe des Griechischen Reiches, an ihrer Spitze der Patriarch Michael Cerularius, eine heftige Schrift gegen den Glauben oder vielmehr gegen die Gebräuche der lateinischen Kirche geschrieben und dadurch das ganze Abendland in Aufregung gebracht. Konstantin Monomachus indessen, noch mehr aber sein Nachfolger Michael VI. fanden die Vorstellungen des Argyrus vernünftig, als derselbe sie ersuchte, mit dem Papst eine Verbindung gegen die Normannen einzugehen, und so sehr auch der Patriarch dagegen eiferte, so that Michael doch alle möglichen Schritte zur Freundschaft. Jetzt hätte Leo das Geistliche nicht weiter in Anregung bringen und nur die politische Verbindung ins Auge fassen sollen; allein das würde ihm, wenn er auch weniger hitzig gewesen wäre, bei der im Abendlande herrschenden Erbitterung nicht möglich gewesen sein. Er ließ eine eigene Schrift verfassen, in welcher die streitigen Punkte mit einer Umsicht und Fülle von Kenntnissen beleuchtet wurden, die den Bildungsanstalten der Zeit zu großer Ehre gereichen, da wohl auch jetzt nur wenige eine solche Arbeit zu liefern im stande sein würden. Diese Schrift sollte der Kardinal Humbert und mit ihm der Meister aller Gelehrten, der im Griechischen wie im Lateinischen bewanderte Erzbischof Peter von Amalfi, welcher als Erhalter der trefflichen Schule seiner Stadt berühmt ist, und der Kardinal Friedrich, ein Bruder des unruhigen Herzogs Gottfried von Lothringen, welcher schon lange Kanzler des Papstes war, nach Konstantinopel bringen und dort mündlich verteidigen. Eine so glänzende Gesandtschaft konnte Michael nicht anders als würdig empfangen, und zu seiner Ehre muß man sagen, daß er auf alle Weise die Zänkerei zu beendigen suchte; aber einesteils hetzte der Patriarch Geistlichkeit und Volk gegen die Lateiner, ja sogar gegen den Kaiser, der sie schützte, auf, und andernteils konnten sich die Bevollmächtigten der lateinischen Kirche nicht entschließen, unwesentliche Gebräuche und Lehren, die in der orientalischen Kirche seit Jahrhunderten hergebracht waren, als Nebendinge zu betrachten und daher zuzugeben. Die letzteren gingen endlich so weit, daß sie den hartnäckigen griechischen Klerus in seinem eigenen Lande und sogar in seiner Hauptkirche verfluchten, sie verfügten sich eines Tages in die Sophienkirche, legten vor den Augen des Volks einen Bannfluch auf den Hauptaltar nieder und schüttelten im Herausgehen den Staub von ihren Füßen (1054). Natürlich wurde dadurch der Riß zwischen beiden christlichen Kirchen noch weit größer,

und man sieht nachher in den Kreuzzügen nur zu deutlich, wie sehr seitdem im Griechischen Reiche der Haß gegen die Abendländer zunahm. Michael hatte sogar Mühe, die Gesandten Leos wohlbehalten aus seinem Reiche zu bringen.*)

Während diese Unterhandlungen noch im Gange waren, hielten Argyrus und Leo treue Freundschaft; die für ihren Vorteil spürsamen Normannen entdeckten aber, was beabsichtigt wurde, und verhinderten deshalb die Zusammenkunft und die Vereinigung beider. Leo griff nachher mit Hilfe einiger Deutschen die Normannen an, ward aber, wie schon oben berichtet worden ist, bei Civitella geschlagen und gefangen genommen. Er starb bald nach seiner Freilassung (1054). Die Römer sahen sich von den Normannen bedroht und waren außerdem untereinander selbst in Parteien gespalten; alles geistliche Gut in ihrer Stadt, ja, das Gebiet von Rom selbst war folglich in großer Gefahr. Sie erkannten, daß nur von den Deutschen Rettung zu hoffen sei, und ersuchten also entweder den Kaiser Heinrich III. um die Ernennung eines neuen Papstes, den derselbe dann natürlich auch schützen mußte, oder sie nahmen doch den von ihm ernannten ohne Widerspruch an. Der Kaiser erwählte den Bischof Gebhard von Eichstädt, der sich den Namen Viktor II. gab. Heinrich zog selbst mit ihm nach Italien; doch geschah dies wohl weniger um der Normannen willen, als wegen der ihm bedenklichen Verbindung Gottfrieds von Lothringen mit Beatrix von Tuscien. Viktor besaß übrigens das Vertrauen Heinrichs in so hohem Grade, daß dieser ihm nicht bloß die italienischen Angelegenheiten allein überließ, sondern ihn auch nach Deutschland einlud,

*) Als die wichtigsten, seit dem im Jahre 1054 eingetretenen dauernden Schisma noch verschärften Unterscheidungspunkte zwischen beiden Kirchen lassen sich etwa folgende angeben: Im Dogma von der Dreifaltigkeit hängt sie entschieden der Lehre an, daß der Heilige Geist nur vom Vater ausgehe, nicht auch vom Sohne, wie Katholiken und Protestanten annehmen. Sie erkennt sieben Sacramente an, verbindet aber das Chrisma oder die Firmelung unmittelbar mit der Taufe; sie vollzieht das Abendmahl in der Weise, daß gebrochenes Brot, und zwar, worauf sie streng hält, nur gesäuertes, in Wein, der mit Wasser gemischt worden, gereicht wird. Sie gestattet den Weltgeistlichen vom Bischof abwärts die einmalige Verehelichung mit einer Jungfrau, nicht mit einer Witwe, sie erkennt im allgemeinen den Ehebruch als Scheidungsgrund, verbietet aber eine vierte Vermählung auch den Laien. Sie verwirft die Lehre vom Fegefeuer und vom Ablaß für Lebende; sie gestattet in den Kirchen nur Flächen- oder niedere Reliefbilder, die freilich allverbreitet sind und deren eines in fast jedem Zimmer zu finden ist; plastische Bilder sind untersagt, doch hat man in Rußland diese Einschränkung beseitigt. Die Bestimmungen über das Fasten sind strenger, die Feier einiger heiligen Tage geräuschvoller als in der katholischen Kirche; die Predigt wurde im Vergleich zum liturgischen Teile des Gottesdienstes weniger gepflegt, dagegen war der Nationalsprache bei den verschiedenen Völkern mehr Raum gegönnt.

um ihm dort zu gewissen Einrichtungen behilflich zu sein. Viktor war kaum in Deutschland angelangt, als der Kaiser starb (1056). Es war ein Glück, daß der Papst zugegen war und es mit dem sechsjährigen Kinde Heinrichs und mit dessen Mutter, Agnes von Poitiers, treu meinte; denn die Verhältnisse waren dadurch, daß der verstorbene Kaiser den Bogen überspannt hatte, sehr verwickelt und schwierig geworden. Ungarn war nicht beruhigt; in Flandern und Lothringen standen Gottfried und Balduin in den Waffen; die Sachsen, deren Land Heinrich mit Vorliebe zum Aufenthalt gewählt hatte, wie er denn besonders Goslar mit Bauwerken schmückte, waren doch zugleich durch die Errichtung fester Burgen am Harz geängstigt worden und hatten den Plan zu einem allgemeinen Aufstande gemacht, der nur durch einen Zufall vereitelt ward; Agnes endlich, welche die vormundschaftliche Regierung führte, konnte weder für die Erziehung ihres Sohnes, noch für die Verwaltung des Reiches sorgen, so sehr auch sonst ihr gutes Gemüt zu loben sein mochte. Viktor that, was er unter diesen Umständen am besten thun konnte: er söhnte Balduin und Gottfried mit dem jungen König aus, und Gottfried geleitete ihn nach Italien, wo er seine Gemahlin Beatrix und die Markgrafschaft Tuscien wiedererhielt.

Gleich darauf (1057) starb Viktor, und Gottfrieds Bruder Friedrich, der dem Kaiser feindlich gegenüber gestanden hatte, dann in das Kloster Monte Cassino eingetreten und dort Abt geworden war, kam als Stephan IX. an seine Stelle. Man sagte ihm nach, daß er den Plan verfolgt habe, seinem Bruder die Krone Italiens zu verschaffen. Daraus ward freilich nichts, Gottfried stand aber nichtsdestoweniger in großem Ansehen; denn als nachher ein nicht gebührlicherweise erwählter Papst Rom neun Monate lang innehatte, sehen wir ihn das kaiserliche Recht ohne Widerstand verwalten. Späterhin kehrte er, da seine Stieftochter Mathilde, welcher die Länder der Beatrix gehörten, herangewachsen war, nach Deutschland zurück (1065). Er erhielt hier zwar sein Herzogtum Oberlothringen nicht zurück, dagegen gab man ihm beim Tode Friedrichs von Luxemburg, welchem Heinrich III. Niederlothringen erteilt hatte, dieses Herzogtum. Als er 1070 starb, vererbte er dasselbe auf seinen Sohn erster Ehe, Gottfried den Buckligen. Dieser vermählte sich nachher mit seiner Stiefschwester Mathilde, welche, sowie Adelheid von Susa, auffallenderweise ansehnliche Länder, das Erbe ihres Vaters, selbständig regierte und auch vermählt die Verwaltung derselben nicht dem Gemahl überließ, weshalb sich dieser auch wenig um sie kümmerte.

Gar keine Frage ist es, mag man über Stephans Pläne bezüglich seines Bruders denken, wie man will, daß er an eine völlige Befreiung

Roms vom deutschen Hofe alle Kräfte setzte. Darauf zielte es schon, wenn er ohne weiteres dem Erzbischofe von Köln das Erzkanzleramt des Heiligen Stuhles nahm und dem Kardinalbischof Humbert übertrug, der gerade in dieser Zeit sich durch seine überaus heftige und entschiedene Schrift dem Kaisertum entgegengestellt hatte. Freilich wurde er durch die Verhältnisse in Rom gezwungen, sich wieder an die deutsche Krone zu lehnen; er mußte (1057) Hildebrand nach Deutschland schicken, um nachträglich die Anerkennung einzuholen, was diesem auch gelang. Aber er gab seine Ideen nicht auf; kurz vor seinem Tode bestimmte er, es solle, falls er stürbe, nicht vor Hildebrands Rückkehr über die Nachfolge entschieden werden, und belegte jeden, der dawider handeln würde, mit dem Fluche. Nichtsdestoweniger wurde besonders unter dem Einfluß des Grafen Gregorius von Tusculum gleich nach Stephans Ableben ein Priester aus Ostia in völlig unkanonischer Weise als Benedikt X. zum Papst erhoben. Gestützt auf Gottfried setzte Hildebrand nun alle Hebel in Bewegung, den schwachen Menschen zu stürzen. Es zeigt sich bei der Gelegenheit recht deutlich, welches Gewicht Hildebrand, der seit kurzem einer der Kardinäle oder Hauptgeistlichen von Rom war, selbst als bloßer Privatmann hatte; denn solange Hildebrand abwesend war, trieb Benedikt ungestört sein Wesen in Rom, kaum war aber jener erschienen, so zerrann alles wie ein Nebel. Hildebrand stand mit dem Bischof Anno von Köln, in dessen Händen damals die Macht über Deutschland lag, recht gut und wandte sich an Wibert, der als Kanzler der Agnes den italienischen Angelegenheiten vorstand und die Vollmacht der Kaiserin hatte. Dann ließ er durch seine Partei in Siena einen neuen Papst wählen und zwar den Bischof Gerhard von Florenz, einen Lothringer, welchen Gottfried mitgebracht hatte, und dem dieser natürlich gern zum Besitze des Papsttums verhalf. Den Truppen Gottfrieds mußte Benedikt weichen, und Hildebrand übernahm mit Nikolaus II. (so nannte sich Gerhard als Papst) im Januar 1059 die Leitung der geistlichen Angelegenheiten der lateinischen Christenheit.

Mit Recht faßten beide den Punkt des Kirchenregiments und der Kirchenfreiheit vorerst allein ins Auge. Sie ließen schon im April 1059 mit Zustimmung einer Synode vom Lateran aus folgendes merkwürdige Dekret ergehen: „Es sollen nach dem Tod eines Papstes die Kardinäle (d. h. die vornehmsten Geistlichen der Stadt Rom) zur Erwählung eines neuen Papstes schreiten, unter Vorbehalt der schuldigen Ehrerbietung gegen unseren geliebten Sohn Heinrich, welcher jetzt König ist und, wie wir hoffen, künftig mit Gottes Willen Kaiser sein wird, wie wir ihm das schon unter Vermittelung seines Kanzlers Wibert zugestanden haben, und gegen seine Nachfolger, welche dieses

Recht von dem Apostolischen Stuhle persönlich erlangt haben werden." Durch dieses Dekret, das uns jedoch seinem Wortlaute nach nicht zuverlässig bekannt ist und wahrscheinlich in mehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war, sollte die Einmischung der Kaiser in die Papstwahl unmöglich gemacht und folglich auch der Streit über ihr Recht dazu beseitigt werden; denn da man dieses Recht dem damaligen Herrscher persönlich zugestand und sich vorbehielt, auch seinen Nachfolgern ein Gleiches zu gestatten, so hatte man für jeden eintretenden Fall einen Rückhalt. Von dieser Zeit an war die Erwählung des Papstes dem römischen Adel und Volk genommen; sie wurde nunmehr allein von den Bischöfen, Presbytern und Diakonen der römischen Diöcese vollzogen, auf welche bald die Bezeichnung Kardinal in diesen drei Abstufungen eingeschränkt wurde.*) Die Kirchenämter, an denen die Kardinalswürde haftete, wurden auch solchen Geistlichen verliehen, die außerhalb des Kirchenstaates lebten; doch machten die geborenen Italiener allezeit bei weitem die Mehrzahl aus.

Ein zweites Ziel, das sich Nikolaus und Hildebrand steckten, war, die Normannen, die bisher Feinde der Päpste gewesen waren, in Freunde und Bundesgenossen umzuwandeln, um sich im Notfall ihrer Hilfe bedienen zu können. Schon unmittelbar nach Nikolaus' Einsetzung suchte Hildebrand Richard von Aversa auf, der seine Macht auch über Capua ausgedehnt hatte und in Kampanien eine beherrschende Stellung einnahm: die Kurie erkannte ihn als Fürsten von Capua an. Auch Nikolaus begab sich selbst zu Robert Guiscard und belehnte ihn mit Kalabrien, Apulien und Sizilien, trug aber dabei durch den Eid, den er ihm auferlegte, Sorge, daß vom päpstlichen Stuhle das Recht an die dem Normannenherzog übertragenen Güter und Besitztümer in besseren Zeiten wieder geltend gemacht werden könnte. Sobald die Ordnung der Papstwahl festgestellt und die Hilfe der Normannen gesichert war, ging man weiter. Zunächst brach Richard den Widerstand des mächtigen, römischen Adels. Dann schritt man dazu, die Selbständigkeit der lombardischen Bistümer, in erster Reihe Mailands, zu zerstören. Immer hatte die mailändische Kirche seit des Ambrosius Zeiten eine Sonderstellung Rom gegenüber eingenommen; diese war der Partei in Rom, welche ihre Reformbestrebungen durchführen wollte, ein Dorn im Auge. Eine Stütze fand die lombardische Geistlichkeit an den dort wohnenden Adelsfamilien, die vielfach die reichen Kirchengüter zu Lehen trugen und somit eine Schwächung ihrer Lehnsherren durch-

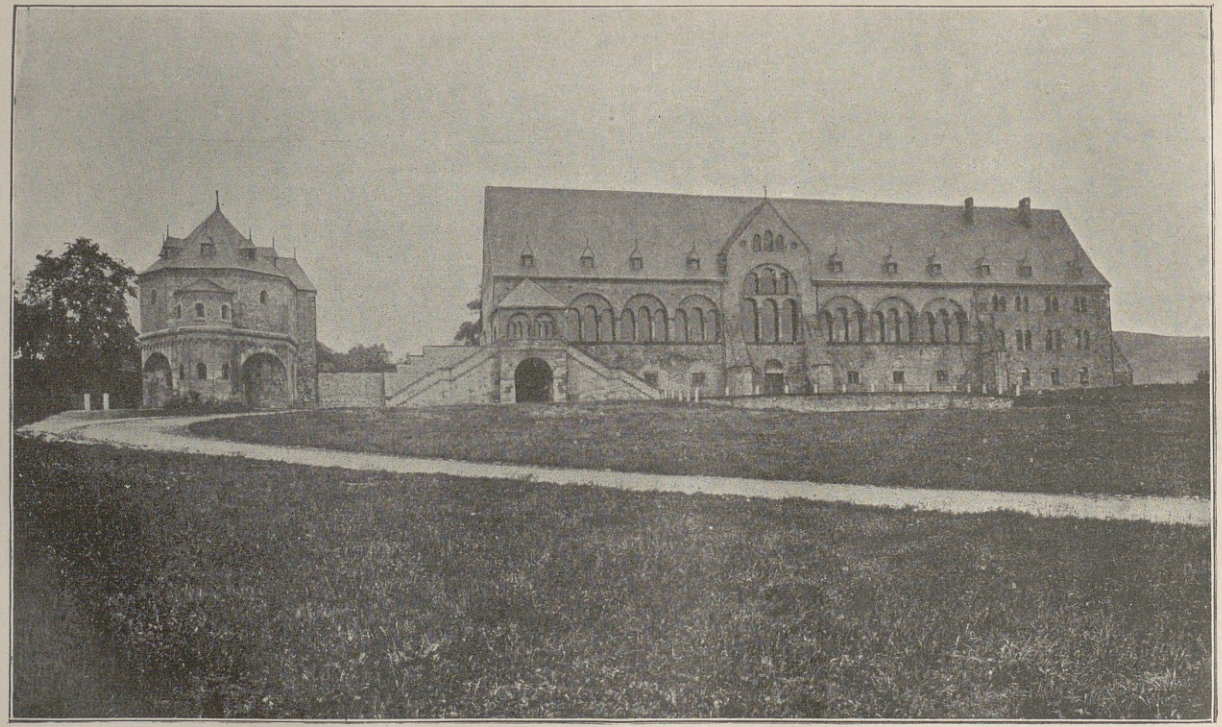
*) Den Titel Kardinal (von cardo, Thürangel, also die Wichtigkeit des Amtes bezeichnend) haben eine Zeitlang auch nichtrömische Geistliche, namentlich in Frankreich und Ravenna, geführt.

aus verhindern mußten. Diesen beiden Mächten gegenüber machte sich aber eine demokratische Bewegung geltend, deren Führer Anselm von Baggio und Arialb waren, beide Männer von hinreißender Beredsamkeit und gewaltigem Einfluß auf die Menge. Ihr Anhang blieb in beständigem Wachsen, und wurde er auch zunächst mit Hohn betrachtet und mit dem Namen Pataria (Lumpengesindel) belegt, so trug dies wenig aus, man nahm ihn an und hielt ihn ebenso als Ehrenbezeichnung fest, wie später die Geusen es mit dem ihren thaten. Mit der Pataria trat die Kurie in einen Bund, und so gelang die Unterwerfung der lombardischen Bischöfe. Weiter suchte man sowohl die Mönche ganz zu gewinnen, als auch den Klerus durch Ehelosigkeit zu vereinzeln, worauf schon seit Leos IX. Zeit mit Eifer hingearbeitet worden war. Die lateranische Versammlung sprach bereits den verheirateten Priestern das Recht ab, Messe zu lesen; sie schärfte auch den Stiftsgeistlichen die Beobachtung des kanonischen Lebens wieder ein, wie es einst Chrodegang von Metz anbefohlen hatte. Wie zahlreich und mächtig die Mönche, denen nun ja die Aussicht auf alle Pfründen allein oder vorzugsweise eröffnet wurde, bereits waren, davon kann das ein Beweis sein, daß damals der Abt von Clugny, dessen Vorgänger, der heilige Odilo, schon ein kleiner König gewesen war, seine Kirche so sehr erweiterte, daß sie tausend Brüder fassen konnte. Wie thöricht es aber war, den vielen Tausenden, die zum geistlichen Stande gehörten, mit Gewalt Enthaltsamkeit aufzuzwingen, das sagt nicht bloß die Vernunft, sondern jeder, dem es ernst gewesen, hätte es auch aus des einfältigen Peter Damiani Schrift über die Laster des Klerus lernen können. Dieser eifrige Mönch entwirft ein so abschreckendes Gemälde von dem sittlichen Zustande der Geistlichen seiner Zeit, daß man hell in den Abgrund der Verworfenheit blickt, in den der ihnen angethane Zwang führen mußte. Übrigens darf das Verhältnis, in welches damals Staat und Kirche gebracht wurden, nicht, wie man oft wähnt, als das Ergebnis eines ränkevollen Systems oder gar als Wirkung der Verschlagenheit eines einzigen Mannes angesehen werden, sondern die verborgene Gewalt, welche die menschlichen Dinge, deren höchste Ordnung wir selten erraten und nie erkennen, leitet und gestaltet, führte die Angelegenheiten zu dem Punkte, wo es sich entscheiden sollte, ob Rom noch einmal das Haupt und die Geisel der Welt werden sollte. Schon als Nikolaus II. nach wenigen Jahren starb (1061), fragten viele ängstlich, wohin die jetzt ruhig, fest und schlau entwickelte Staatsweisheit der Päpste führen werde. An der Spitze der Partei dieser Besorgten, die das königliche Ansehen erhalten haben wollten und auch die Krone von Italien samt dem grünen Patriziergewand an den jungen Heinrich sandten, stand der Kanzler Wibert; das Haupt der

anderen war Hildebrand, und die Normannen leisteten ihm schon damals Hilfe gegen die ersteren. Die Ernennung eines neuen Papstes ward von den römischen Kardinälen ohne Rücksicht auf die königlich Gesinnten und mit Ausschließung vieler Bischöfe, welche bisher stets daran teilgenommen hatten, vorgenommen, und Hildebrand leitete ihre Wahl auf einen Führer der Pataria, den Bischof Anselm von Lucca, der als Papst den Namen Alexander II. führte. Seine Gegner und unter ihnen alle lombardischen Bischöfe, welche die Akte, durch die sie von der Papstwahl ausgeschlossen wurden, nie anerkannt hatten, trafen auf einer Versammlung zu Basel, der auch die Kaiserin Agnes mit dem elfjährigen König beiwohnte, eine weniger glückliche Wahl; denn der Bischof Cadolaus von Parma, den sie als Honorius II. zum Papst ausriefen, war wohl in Staatsgeschäften erfahren und besaß auch die Gunst der Kaiserin; zum Papste taugte er aber unter den damaligen Umständen nicht, und wenn ihn Agnes durch den schamlosen Bischof Benzo von Alba in Rom einführen ließ, so hätte sie ihre Mittel gegen eine Partei, wie die Hildebrandische war, nicht schlechter wählen können. Der lombardische Papst behauptete sich nur kurze Zeit in Rom; er besetzte zwar die Stadt auch nachher noch einmal mit lombardischen Scharen, mußte sie aber wieder räumen, nachdem er sich ein Jahr lang mühsam in der Engelsburg gehalten; denn er hatte durch den gezwungenen Rücktritt der Kaiserin Agnes die einzige Stütze verloren, die er bisher am deutschen Hofe gehabt hatte. Der Bischof Anno von Köln, welcher damals die vormundschaftliche Regierung allein erhielt, fand es klüger, sich für Alexander zu erklären, als für den Schützling der Agnes und für einen alten Freund der kaiserlichen Familie, wie der Kanzler Wibert war. Deutschland und Italien erkannten 1067 Alexander II. als den allein rechtmäßigen Papst an. Der weitere Verlauf der päpstlichen Geschichte bis zu Alexanders Tod, wo Hildebrand als Gregor VII. römischer Bischof wurde (1073), sowie die Geschichte dieses bedeutendsten aller Päpste hängt aufs engste mit der Entwickelung der deutschen Angelegenheiten unter Heinrich IV. zusammen.

6. Heinrich IV. bis zum Tode seines Gegenkönigs Rudolf.

Nach Heinrichs III. Tode sammelte sich in Deutschland sogleich reichlicher Stoff zu Unruhen, und es bedurfte deshalb nachher nur eines Anlasses, um diese zum Ausbruch zu bringen. Die Hauptsache war, daß Heinrich die Krone auf ein Kind vererbte, und daß ein Weib und Geistliche die Erziehung desselben sowie die Leitung der Reichsangelegenheiten übernahmen. Außerdem hatte der verstorbene Kaiser



Kaiserpfalz zu Goslar.

Nach einer Original-Photographie.

über die Verheiratung seines Sohnes und Nachfolgers im voraus eine Bestimmung getroffen. Der sechsjährige Heinrich IV. war mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, verlobt worden, vermutlich weil man hoffte, daß er mit ihr einen Teil der Erbgüter ihrer Mutter Adelheid erhalten würde. Bald trat an die Kaiserin eine wichtige Frage heran. Als durch den Tod Ottos von Schweinfurt das Herzogtum Schwaben erledigt war, hätte es der allgemeinen Erwartung entsprochen, wenn dasselbe an den wohlverdienten Berthold von Zähringen übertragen worden wäre, wie dies ja auch der Wunsch des verstorbenen Kaisers gewesen war. Indes, Agnes nahm darauf keine Rücksicht, sie machte den jungen, wenig bekannten Rudolf von Rheinfelden zum Herzoge (1057) und verlobte ihm ihre Tochter Mathilde, welche er 1059 heimführte. Die Zurücksetzung Bertholds wurde erst 1061 wieder gutgemacht: er erhielt das Herzogtum Kärnten. Immerhin hatte sich Agnes das Geschlecht der Zähringer durch ihre Handlungsweise entfremdet.

Noch von einer andern Seite her ward der junge König gleich nach seines Vaters Tode mit einer großen Gefahr bedroht. Heinrich III. hatte die Sachsen, welche gegen alle Franken Mißtrauen hegten, durch Strenge und Härte gegen sich gereizt. Besonders waren sie über seine Bauten in der Stadt Goslar, seiner gewöhnlichen Residenz, aufgebracht. Er hatte dort einen Palast und Festungsmauern errichten lassen und mit der Leitung dieser Werke den nachherigen Bischof Benno von Osnabrück und andere Männer beauftragt, die sich zwar durch Kenntnisse, Kunstsinn und Geschicklichkeit auszeichneten, von Heinrich aber wohl nur aus dem Grunde gewählt worden waren, weil sie sich zu Dienern seines strengen und festen Willens eigneten. Statt daß nun diese Männer die Sachsen, welche schon an und für sich über solche Bauten in ihrem Lande ängstlich waren, durch Billigkeit bei den zu leistenden Fronden beruhigt hätten, waren sie mit der größten Härte gegen sie verfahren, und die Sachsen sahen seitdem die Bauten zu Goslar als ein Zeichen der Bedrückung und Sklaverei an. Ihre Erbitterung stieg nachher noch höher, weil derselbe Benno, der sie unter Heinrich III. mit Schlägen zum Frondienste hatte treiben lassen, unter dessen Sohn auch den Bau anderer Burgen in der Gegend von Goslar leitete. Heinrich III. war daher kaum gestorben, als sie an Empörung dachten und die Ermordung des jungen Königs beschlossen. Ein unternehmender Mann, Otto, des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Nordsachsen Bruder, der dieses Land für sich in Anspruch nahm, stellte sich an ihre Spitze, und die Sache hätte sehr schlimm ausgehen können, wenn Otto nicht bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Ekbert und Bruno von Braunschweig, zwei Vettern des Königs, mit diesen

in einen heftigen Kampf geraten wäre, in welchem er und Bruno einander wechselseitig töteten. Der unerwartete Tod des Führers schreckte die Sachsen, und da es ihnen jetzt an einem bedeutenden Haupte fehlte, so zerfiel der ganze Plan in sich selbst.

Eine Frau konnte in jenen Zeiten zur Erziehung ihres Sohnes und zur Leitung der Reichsangelegenheiten nur einen Geistlichen wählen. Ein Schwabe aus dem Adelsgeschlechte derer von Pfullingen, Anno, war als Erzbischof von Köln und als Erzkanzler des Reiches derjenige, an den man dabei vor allen anderen denken mußte; aber er stand, seit er früher als Dompropst in Halberstadt gelebt hatte, mit den Sachsen in enger Verbindung und war außerdem der Kaiserin aus dem Grunde nicht angenehm, weil er eine ernste, strenge und wohl auch finstere und harte Erziehung verlangte. Agnes wählte daher statt seiner den Bischof Heinrich von Augsburg, der von Natur geschmeidig war, seiner Herrin Sinn erriet und erfüllte und dem Knaben seinen Willen ließ. Dieser gewann das Vertrauen der Kaiserin in einem solchen Grade, daß man sogar bald, allerdings boshafterweise und ohne jeden Grund, von seinem Verhältnisse zu ihr übel redete, und er brachte nun an seine Familie Ehren und Güter, welche Anno lieber der seinigen zugewendet hätte. Da der Knabe in der That sehr schlecht erzogen ward, so war es für den letzteren leicht, gegen ihn und die Kaiserin Partei zu machen. Seine Hauptverbündeten waren der sächsische Graf Otto von Nordheim, welchem Agnes kurz vorher erst das Herzogtum Bayern verliehen hatte, und Ekbert von Braunschweig. Man beschloß, sich des jungen Königs mit Gewalt zu bemächtigen und seine Mutter ganz von der Regierung zu verdrängen. Dieser Plan ward durch eine elende List ausgeführt (1062). Nach einem heiteren Mahle, das auf der Swibertsau in der Nähe von Düsseldorf (jetzt Kaiserswerth) gehalten wurde, lockten die Verschworenen den jungen König unter dem Vorwande, Annos Schiff in Augenschein zu nehmen, auf dieses und fuhren dann schnell mit ihm davon. Der Knabe sprang erschreckt ins Wasser und würde umgekommen sein, wenn ihn nicht Ekbert von Braunschweig mit Lebensgefahr gerettet hätte. Die Verschworenen brachten Heinrich nach Köln und herrschten nun in seinem Namen. Sie waren, wie es scheint, unedel genug, die Mutter, die sich später nach Rom zurückzog, sogar an ihren Gütern zu verkürzen, wiewohl man, um gerecht zu sein, gestehen muß, daß sich teils der Ertrag von liegenden Gütern in jener Zeit nur schwer nach Rom übermachen ließ, teils auch Agnes, wie unter den Ottonen Adelheid, aus Eitelkeit und Andacht allzu freigebig mit ihren Einkünften gewesen war und dadurch Unzufriedenheit erweckt hatte. Der Unwille der Nation gegen Anno und seine Verbündeten wurde bald

so laut, daß sich jener genötigt sah, etwas zu thun, um den Vorwurf übermütiger Herrschsucht von sich abzuwenden. Er willigte daher ein, daß die Sorge für die Bildung des Königs jedesmal demjenigen Bischof überlassen sein solle, in dessen Sprengel sich derselbe gerade befände. Da der Hof nur durch Lieferungen unterhalten wurde, so konnte man mit dem Knaben nie lange in einer und derselben Gegend verweilen. Dies mußte auf die Erziehung Heinrichs sehr schlimm einwirken, zumal da es bei einer solchen Einrichtung der Bischöfe Vortheil war, den verkehrten Sinn des Knaben zu nähren. War seine Erziehung schon vorher schlecht gewesen, so ward sie jetzt noch viel schlechter. Heinrich wuchs ganz ohne Liebe und ohne Sorgfalt heran, man sah seinen Fehlern nach, ließ ihn treiben und thun, was er wollte, und bediente sich seines Namens, um sich und die Seinigen zu bereichern. Dies ward die Hauptquelle des Unglücks, das den König und das Reich nachher traf, und alle Schwächen seiner jüngeren Jahre sind nur hieraus herzuleiten.

Ein Jahr nach des Knaben Entführung nahm man ihn mit auf einen Zug gegen die Ungarn. König Andreas I., der sich von der deutschen Oberherrschaft frei gemacht hatte, ließ 1058 seinen erst sechs Jahre alten Sohn, Salomo, zum Nachfolger und König krönen und brachte dadurch seinen Bruder Bela I., der sich und seine Nachkommen schon im Besitze der Krone sehen zu dürfen glaubte, nebst dem größten Teile seines Volkes gegen sich auf. Bela wandte sich an den Neffen seiner Gemahlin, König Boleslaw II. von Polen. Andreas konnte nur von Deutschland her Hilfe erwarten, er gab also die kaum erst errungene Unabhängigkeit wieder auf, verlobte seinen Sohn mit Heinrichs IV. Schwester, Judith, und beleidigte auf diese Weise seine Unterthanen noch mehr. Die Unterstützung der Deutschen half ihm nichts; denn nachdem diese anfangs glücklich gestritten hatten, verloren sie durch die Unvorsichtigkeit ihrer Führer eine entscheidende Schlacht, und er selbst büßte in derselben sein Leben ein (1060). Belas Pläne waren gelungen: indes nur auf kurze Zeit erfreute er sich seiner That. Im Jahre 1063 gelang es einem deutschen Heere, Salomo wieder zurückzuführen. Bela starb, als der Kampf in Aussicht stand, und sein Sohn Geisa floh nach Polen. König Heinrich wurde damals mitgenommen, um seinen Schwager im Triumph wiedereinzusetzen, und dieser glänzende Zug, zu welchem er selbst freilich nur den Namen hergab, war der einzige durchaus gelungene in seinem ganzen Leben. Die eigentliche Leitung hatte Otto von Nordheim, welchen die Witwe des Andreas zum Lohne mit dem angeblichen Schwerte des Kriegsgottes, das einst Attila getragen, beschenkte. Wichtiger ist der Umstand, daß Adalbert von Bremen, der mächtige Erzbischof des Nordens von Deutschland,

welcher durch die Größe seines Gefolges und durch die Pracht seines Aufzuges alle Fürsten übertraf, neben seinem Todfeind Otto von Nordheim am Zuge teilnahm und von der Zeit an den Haupteinfluß auf den königlichen Knaben erhielt. Das letztere erklärt sich bei einigem Nachdenken leicht. Heinrich haßte seit der gewaltsamen Trennung von seiner Mutter den finsteren Anno und den herrschsüchtigen Otto und trieb sich mit leichtsinnigen jungen Leuten umher, diese weckten seine bittere Erinnerung und nährten seinen Groll; was war daher natürlicher, als daß er sich dem einzigen Manne hingab, der ihm zugleich glänzend, freundlich und gefällig erschien? Adalbert steigerte seinen Haß gegen Annos finsteren Ernst und teilte ihm jenen Widerwillen gegen den Stolz und Trotz der Sachsen mit, den er, obwohl selbst sächsischen Stammes, seit Jahren in sich nährte.

Die vorgefaßte Meinung, welche Heinrich in betreff der Sachsen sein ganzes Leben hindurch hegte, und die Gunst Adalberts bei ihm sind für seine ganze Geschichte wichtig. Wir müssen uns daher zur Geschichte von Adalberts nächsten Vorgängern im Erzbistume Bremen wenden, um deutlich zu machen, daß das Interesse der vornehmsten Herren in Sachsen dem der Erzbischöfe von Bremen entgegengesetzt war, und daß die Erweiterung des Sprengels der letzteren eine Eifersucht zwischen Köln und Bremen erzeugte, welche jeder Erzbischof aufnahm und fortpflanzte. Das Bistum Bremen-Hamburg umfaßte alle Slawen im Norden und Nordosten, mit Ausnahme derer, welche zu dem Bistume Magdeburg gehörten; es hielt aber bei der Habgier ihrer sächsischen Nachbarn sehr schwer, das Christentum unter ihnen fest zu gründen. Zu Kaiser Heinrichs II. Zeit drückte Herzog Bernhard II. von Sachsen, ein Enkel Hermann Billungs, die Slawen so sehr, daß sie im Norden der Elbe alle Spuren des Christentums vertilgten und die Stadt Hamburg zerstörten. Bald nachher begann der Erzbischof Unwan von Bremen aufs neue christliche Kolonisten in jenes Land zu bringen, aber Bernhard drang zu gleicher Zeit mit den Waffen ein und drückte die Slawen, als sie sich ihm unterworfen hatten, wieder durch Abgaben. Erst spät brachte ihn Unwan zu besseren Gesinnungen, und nun gelang es diesem frommen Manne, die zerstörten Kirchen wiederherzustellen und Hamburg aus der Asche zu erheben. Da seine Frömmigkeit, nach einer allgemeinen Erfahrung über klösterlich erzogene Geistliche, mit einer gewissen Art von demütiger Weltklugheit verbunden war, so ward unter ihm das Bistum Bremen sehr ansehnlich. Auch sein mächtiger Zeitgenosse, Knut der Große, unterstützte ihn und setzte ihn über alle Bischöfe der skandinavischen Reiche. Den Fortschritt des Christentums unter den Slawen störte aufs neue die Habsucht der Sachsen und ihrer Herzöge. Etwas besser ward es,

als Bernhard II. und Knut der Große mit den Jahren frömmer wurden und die Sünden ihrer Jugend auszutilgen suchten, zumal damals auch die deutschen Kaiser die Bemühungen der bremischen Erzbischöfe unterstützten und ihr Ansehen hoben. Konrad II. rächte nämlich mit starkem Arm die Grausamkeiten, welche die Heiden an christlichen Städten und Dörfern übten, und ebenderselbe Kaiser, noch mehr aber sein Nachfolger vermehrten durch Verordnungen auch die Gewalt der bremischen Erzbischöfe, welche bis dahin nur geistlich gewesen war, jetzt aber in weltlichen Dingen so sehr zunahm, daß ohne die rohe Habsucht der Sachsenfürsten schon Adalberts nächster Vorgänger, Bezelin Albrand, eine glänzendere geistliche Würde im Norden gehabt hätte, als jemals irgend ein Bischof besaß. Dadurch gerieten jedoch die Erzbischöfe von Bremen mit den sächsischen Herzögen und Grafen in Streit und erregten zugleich die Eifersucht der Erzbischöfe von Köln; Adalbert aber mußte dem stolzen Anno von Köln um so mehr ein Dorn im Auge sein, als dieser überhaupt niemand zu seiner Seite haben wollte.

Adalbert stammte aus dem alten sächsischen Geschlechte Goseck, einem der ersten an Macht und Adel, bei welchem die Pfalzgrafschaft oder kaiserliche Gerichtshalterei in Sachsen erblich war und blieb. Er stand, nachdem er zuerst Propst von Halberstadt gewesen war, 30 Jahre lang dem Erzbistume Bremen vor und spielte in dieser Stellung 28 Jahre hindurch mit seltenem Glück die glänzendste Rolle im Norden. Er war großmütig, freigebig und einesteils gegen Arme und Niedere auf wahrhaft demütige Weise herablassend, anderenteils aber auch ebenso stolz und trotzig gegen Fürsten und Herren. Er trachtete, wie bereits oben angegeben ist, nach einer Art von nordischem Papsttum und würde seinen Plan wohl auch durchgeführt haben, wenn nicht im Augenblick der Vollendung sein Gönner, Leo IX., gestorben wäre. Da er jedoch mit Geist und Kraft Grundsätze predigte und verfocht, die zu Heinrichs III. Vorstellungen von kaiserlicher Machtvollkommenheit vortrefflich paßten, so erlangte er zwar nicht das gewünschte Patriarchat, wohl aber großes äußeres Ansehen; denn er ward der Günstling jenes Kaisers, wodurch er sich dann freilich den Sachsen, die einstweilen schweigen mußten, nur noch mehr verhaßt machte. Er behauptete, wiewohl wahrscheinlich nicht in der reinsten Absicht: das fast königliche Ansehen, das die sächsischen Herzöge in den Elbe-Gegenden besäßen, beruhe auf keinem Grund, und die Herzöge und Grafen müßten der Gerichtsbarkeit, die sie sich angemaßt, entsagen, sobald es der Kaiser verlange. Er selbst ließ sich diese Gerichtsbarkeit hier und da in seinem Sprengel übertragen, brachte viele Güter, selbst Klöster, ungerechterweise an seinen Stuhl, nahm dafür mit seinen Leuten an allen Kriegszügen Heinrichs

teil und erschöpfte sein Bistum für dessen Unternehmungen. Die Sachsen knirschten, sie mußten aber vor dem mächtigen Kaiser verstummen, da selbst der Bruder ihres Herzogs um Adalberts willen in Ungnade gefallen sein soll. So wie seine Freundschaft für den Kaiser nicht gerade mit uneigennütziger Vaterlandsliebe verbunden war, so bediente er sich auch Fremder zur Erreichung seiner Zwecke. Er erkannte das Recht der Dänen an die von ihnen in Anspruch genommenen sächsischen Länder im Norden der Elbe gern an, weil sie sein Ansehen ehrten, während die Herzöge, die jenen Boden den ihrigen nannten, dasselbe auf alle Weise zu beschränken suchten. Selbst der tapfere und berühmte Wendenfürst Gottschalk, der zu Konrads II. Zeit vom Christentum abgefallen war und unter Heinrich III. alle Stämme seines Volkes zu einem mächtigen Reiche vereinigt hatte, ward Adalberts Freund und diente demselben, um Geistliche zu versorgen, welche ihre Stellen verloren hatten und sich zur Erlangung von Bistümern an den Erzbischof von Bremen wandten; denn Gottschalk trat zum Christentum zurück und beförderte dessen Ausbreitung auf jede Weise.

Durch alles dies hatte sich Adalbert schon zu Heinrichs III. Zeit des Hasses genug gesammelt: man schloß ihn daher auch beim Tode des Kaisers anfangs von der Verwaltung ganz aus. Jetzt aber, wo der junge König am häufigsten in der zu Adalberts Sprengel gehörenden Stadt Goslar verweilte, hatte er Gelegenheit, sich des Knaben zu bemeistern. Der Erzbischof von Trier war ein alter Mann und zu weit entfernt; Siegfried von Mainz war persönlich unbedeutend und reiste überdies damals nach Jerusalem; die Regierung blieb also ganz allein in den Händen Adalberts und Annos. Jedoch konnte der stolze Anno unmöglich gesonnen sein, einen Patriarchen, wozu sich Adalbert so gerne machen wollte, neben sich zu dulden. Er wurde ein Todfeind desselben. Zugleich waren auch die Sachsen überzeugt, daß Adalbert ihren König mit Haß gegen sie erfülle. Die Feindschaft Annos und der Sachsen gegen Adalbert hatte übrigens, wie nachher die der Guelfen und Ghibellinen in Italien und in neuerer Zeit die der Whigs und Tories in England, nicht bloß eine persönliche und äußere Ursache, sondern sie war auch ein Streit über Grundsätze und über den Boden, auf welchem jede Partei ihre Größe aufzubauen suchte. Adalbert wollte durch den Umsturz der Freiheit Alleinherrschaft, Machtfülle des Kaisertums und vermittelst ihrer entscheidenden Einfluß der vom Hofe Begünstigten herstellen; Anno und die sächsischen Fürsten dagegen wollten auf den Trümmern der kaiserlichen Gewalt eine Landesherrschaft der Fürsten gründen, an der damals auch die kleineren Herren teilnehmen sollten, weil man ihrer bedurfte. Beide Teile verkannten sich und den Staat, und es ist deshalb schwer zu sagen, welcher von beiden der

Wahrheit am nächsten gewesen ist; daß aber beide irrten, und wohin ihr Irrtum führte, sah damals nicht Gott allein, sondern auch unter den Menschen Hildebrand und durch ihn der Papst.

Die Gunst eines verzogenen Knaben wird nicht auf dem Wege, der zu dessen Besten führt, erhalten. Darum haben die Schriftsteller jener Zeit wohl nicht ganz unrecht, wenn sie dem Bischof Adalbert das leichtsinnige Wesen und die frühen Ausschweifungen Heinrichs IV. mit schuld geben. Er verschaffte diesem das zu seinen Tollheiten erforderliche Geld; man beschuldigte ihn sogar, er habe, um dasselbe zu erhalten, alles Kirchensilber in Bremen einschmelzen lassen, und man habe Heinrichs Buhlerinnen mit Edelsteinen seiner Kirche geschmückt einhergehen sehen. Damit er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten brauche, ließ er gern 1065 den 15jährigen Jüngling in Worms nach alter Sitte wehrhaft machen oder mit anderen Worten für mündig erklären. Er duldete in der Umgebung des Königs, außer einigen recht ausgelassenen Jünglingen, nur Leute, wie den tollen Grafen Werner, welcher mit dem Könige wilde Unbändigkeit gemein hatte, aber im Staat unbedeutend war, und Benno von Osnabrück, von dessen Härte bei den Bauten in Goslar oben die Rede gewesen ist, und der, wie sein Biograph rühmt, die Hofgunst nicht allein selbst besaß, sondern auch, wem er wollte, verschaffen konnte. Heinrich ward in Goslar, wo er dem Erzbischof am nächsten war, zurückgehalten, und hier mußte Benno neue und immer neue Anlagen machen und gegen die Sachsen, die ihre Unzufriedenheit laut genug äußerten, auf den verschiedenen Höhen des Landes Trutzburgen errichten, in welche Reisige des Königs gelegt wurden. Da Heinrich so lange in der nämlichen Gegend verweilte, so stockten seine Einkünfte bald, die Lieferungen hörten nach und nach auf, seine Freunde zerstreuten sich auf ihre Güter, und er lebte zuletzt nur noch von den Abteien und anderen Pfründen, von denen ihm jedoch kaum das Nötige zukam, weil die Sachsen ganz sicher waren, daß er seine Ansprüche jetzt nicht mit den Waffen geltend machen könne. Unter diesen Umständen versammelten sich die Unzufriedenen, Otto von Nordheim und Anno an ihrer Spitze, ohne den König in Tribur, kündigten ihm, als er daselbst erschien, den Gehorsam auf, wenn er nicht Adalbert von sich entferne, und nötigten diesen endlich zu eiliger Flucht (1066); einige Gebiete, die er durch königliche Schenkung besaß, wie Korvei, wurden ihm abgesprochen; andere nahmen die Billungen, die in Sachsen herrschten, eigenmächtig in Besitz. Der König, der nun alle die, welche ihm ergeben waren, von sich entfernt sah, mußte sich bequemen, wieder ein bischöfliches Regiment anzuerkennen, und zwar in der Weise, daß die Bischöfe zu der Führung der Reichsgeschäfte abwechselnd gewählt wurden. Die italienischen Verhältnisse

erforderten dann wieder ein Einschreiten seitens der Deutschen. Demgemäß machte sich Anno von Köln mit einigen anderen auf, aber es war kläglich genug, wie diese Gesandtschaft endete. Der Papst Honorius II. wurde nun preisgegeben, Anno erkannte Alexander als rechtmäßig an und erlitt selbst empfindliche Demütigungen. Honorius entsagte zwar der päpstlichen Würde nicht, er verlor aber alles Ansehen und starb in Dunkelheit. Sein Sturz hängt ohne Zweifel mit dem Sturz Adalberts zusammen.

Die traurigen Wirkungen der Unordnung, Zwietracht und Herrschsucht, welche seit Heinrichs III. Tod im Reiche walteten, zeigten sich unterdessen überall. Den großen Fürsten, einem Rudolf von Rheinfelden, Otto von Nordheim und anderen, war es einzig um Erweiterung und Feststellung ihrer Macht zu thun; der letztere war nicht nur Herzog von Bayern, sondern hatte auch bei den Sachsen als einer der Ihrigen großen Einfluß, den er durch seinen Feldherrnruhm wie durch Beredsamkeit und Schlauheit aufrecht hielt. Neben ihnen erscheint Anno sehr zweideutig. Er suchte noch ängstlicher, als vorher Heinrich von Augsburg gethan hatte, Bistümer und Güter an seine Familie zu bringen. Er verhalf seinem Neffen Burkard, einem bitterbösen Manne, der stets das Schwert in der Hand hatte, zum Bistum Halberstadt und seinem stolzen und heftigen Bruder, Werner oder Wezilo, zum Erzbistum Magdeburg (1063). Als er das zweite Mal ans Ruder kam, wollte er einem anderen Neffen, Konrad von Pfullingen, das Erzbistum Trier verschaffen und veranlaßte dadurch, daß die Trierer, die sich von den Kölnern keinen Erzbischof aufdringen lassen wollten, unter der Anführung ihres Domvogtes die königlichen Truppen schlugen und den neuen Erzbischof ermordeten; die Frevelthat blieb ungerächt, als sie den Domherrn Udo, der bei ihnen wie beim König in Gunst stand, wählten. Wie wenig man sich um das königliche Ansehen kümmerte, zeigt am besten der Streit, welcher Weihnachten 1062 zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda entstand und am Pfingstfeste 1063 einen blutigen Ausgang nahm. Es war, wie man bei der Gelegenheit am deutlichsten erkennt, im Reiche schon dahin gekommen, daß das Geistliche weltlich und das Weltliche geistlich geworden war. Selbst die Zucht der Mönche war tief herabgesunken, und man stiftete in diesem und dem folgenden Jahrhundert einen neuen Orden nach dem anderen, um die Klöster wenigstens einigermaßen ihrem eigentlichen Zwecke wieder näher zu bringen; denn die damalige Reichsverwaltung betrachtete die Klöster als Raubgut, dieselben wurden unter die geistlichen und weltlichen Herren ausgeteilt, welche die Hofgunst genossen und auch mit Bistümern Handel trieben. So erhielten z. B. um 1063 die Erz-

bischöfe Adalbert und Anno jeder zwei Abteien, Siegfried von Mainz eine und die Herzöge Otto von Bayern und Rudolf von Schwaben ebenfalls jeder eine. Dem Lustgenossen des Königs, Werner, wurde damals ein zur Abtei Hersfeld gehöriges Dorf geschenkt, und als die Mönche sich vergebens um die Rückgabe desselben bemüht hatten und endlich deshalb Gebete und Fasten anstellten, erlaubte sich Werner den höhnenden Scherz, er verdiene großen Dank, weil er ein wirksames Mittel erfunden habe, die im Dienste Gottes lässigen Mönche zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen. Der Streit zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda war ein bloßer Rangstreit. Die Leute der beiden zankten sich, als der König in Goslar das Weihnachtsfest feierte, in der Kirche selbst um die Ehrensitze, griffen zu den Schemeln und Bänken der Kirche und schlugen sich lange, bis es endlich dem Herzog von Bayern gelang, Ruhe zu stiften. Allein am nächsten Pfingstfest, als der König und seine Großen wieder in derselben Kirche versammelt waren, brach der Streit von neuem aus. Hezilo hatte den Grafen Ekbert von Braunschweig mit Gewaffneten hinter dem Hochaltar versteckt, dieser stürzte plötzlich über die Leute des Abtes her und trieb sie aus der Kirche; nun drangen aber die Reisigen, welche Widerad mitgebracht hatte, in die Kirche ein und es entstand mitten im Heiligtum eine förmliche Schlacht, bei der Bischof Hezilo die Seinigen von der Kanzel aus ermunterte, und in welcher viele Leute getötet wurden; der König selbst, der die Wütenden vergebens bat und beschwor, wäre im Getümmel ums Leben gekommen, wenn ihn nicht einige Freunde gerettet hätten. Am anderen Tage wurde zwar Untersuchung über das Geschehene gehalten, aber es ging mit der Bestrafung so, wie es damals überhaupt zu gehen pflegte: Ekbert kam ganz ohne Strafe davon, weil er ein naher Anverwandter des Königs war, dagegen mußte der wegen seines Stolzes verhaßte Abt von Fulda, auf welchen alle Schuld geworfen wurde, eine große Geldsumme bezahlen. Sein Unglück ward von den gegen ihn aufgebrachten Mönchen seines Klosters benutzt; sie empörten sich gegen ihn und konnten nur durch die weltliche Gewalt zur Ordnung zurückgeführt werden. Wie es bis in die Klöster hinein mit den Menschenrechten stand, zeigt ihre Bestrafung. Die einzelnen Mönche wurden, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit sich ausdrückt, nicht nach dem Grad ihrer Schuld, sondern nach dem Glanz oder Dunkel ihrer Geburt härter oder milder bestraft. So erscheinen Moral, Bildung, Sitten und Recht allenthalben im traurigsten Zustande. Doch, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, es gab auch damals edle und durchaus gebildete Männer, welche jeder Zeit zur Zierde gereichen würden. Wir meinen besonders die beiden gleichzeitigen Geschichtschreiber Hermann Contractus (d. i.

der Gelähmte) und Lambert von Hersfeld, welche grundgelehrt und wahrhaft gebildet waren und dabei nicht nur kirchliche Frömmigkeit, sondern auch rechten Sinn und Wandel und eine himmlische Einfalt besaßen. Der letztere erzählt z. B. von seiner Pilgerreise nach Jerusalem, die er als Mönch ohne Erlaubnis seines Abtes unternommen hatte: „Bei meiner Rückkehr fand ich, warum ich Gott während der ganzen Reise vorzugsweise angefleht hatte, meinen Abt noch am Leben; denn da ich ohne seinen Segen abgereist war, so fürchtete ich, daß ich, wenn er unversöhnt stürbe, eines großen Verbrechens schuldig bleiben würde. Aber die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die auf der weiten Reise so oft die größten Gefahren von mir abgewendet hat, verließ mich auch bei der Heimkehr nicht, ich fand den Abt am Leben, er gewährte meiner Sünde Verzeihung und empfing mich, wie wenn ich aus dem Tod in das Leben zurückgekehrt wäre, glückwünschend und mit offenen Armen. Wie durch ein Wunder schien sein Leben geradezu für mein Seelenheil bewahrt worden zu sein; denn an demselben Tage, an dem er mich freisprach, erkrankte er, und nachdem er acht Tage von schweren Leiden gequält worden war, vollendete er seinen Lauf und starb dem Herrn."

Der König Heinrich war unterdessen zum 16jährigen Jüngling herangewachsen, hatte aber, was bei der Art seiner Erziehung ganz natürlich war, weder Grundsätze, noch Kraft erhalten. Mit großem, natürlichem Scharfsinn ausgestattet, durchschaute er die eigennützigen, unter hohen Tugendlehren und Sittenreden versteckten Absichten derer, die ihn und das Reich zu lenken gedachten, er gewöhnte sich früh, die Menschen gering zu schätzen und seine Handlungen danach einzurichten. Seine besseren Anlagen entwickelten sich erst in reiferen Jahren; als Jüngling war er ritterlich, aber auch wild und roh, trieb mit seinen Spielgenossen manchen Unfug, haßte Anno und dessen Freund, Otto von Nordheim, und wartete nur auf eine Gelegenheit, beide seinen Groll fühlen zu lassen. Diese glaubten seinem zügellosen Leben dadurch ein Ende zu machen, daß sie ihn bewogen, die Vermählung mit der ihm schon von seinem Vater verlobten Bertha von Susa zu vollziehen. Er that es widerwillig; sie wurde 1066 in Würzburg gekrönt und hierauf in Tribur mit ihm vermählt; aber seine Abneigung gegen sie nahm offenbar dadurch noch zu, daß sie ihm von seinen Feinden aufgedrängt war. Schon im folgenden Jahre suchte er sie auf jede Weise wieder los zu werden, trieb zum Teil vielleicht gerade in dieser Absicht seine Ausschweifungen noch viel weiter, als vorher, und machte sich zuletzt ganz von Anno los. Die Scheidung war jetzt seine vorzüglichste Angelegenheit. Der Erzbischof Siegfried von Mainz schien ihm der rechte Mann, um dazu zu gelangen; er täuschte sich aber sehr, da

Siegfried einer von jenen Leuten war, welche gern beide Enden des Fadens in der Hand halten, und denen eben darum in der Regel beide entschlüpfen. Siegfried hatte Streitigkeiten mit den Thüringern, deren Land zu seinem Sprengel gehörte, von denen aber die Erzbischöfe von Mainz seit der Zeit des heiligen Bonifatius den Zehnten nicht erhoben hatten. Der nächste Vorgänger Siegfrieds hatte diesen wieder in Anspruch genommen, und er selbst suchte auf jede Weise sein vermeintliches Recht herzustellen. Er ließ sich daher auch von Heinrich bewegen, ihm zur Scheidung behilflich zu sein, weil der König ihm dagegen versprach, die Entrichtung des Zehnten in Thüringen mit Gewalt zu erzwingen; einstweilen wurde, nachdem auf einem Fürstentage die Sache zur Sprache gebracht war, eine Trennung verfügt und Bertha nach dem Kloster Lorsch gebracht. Die Unterhandlung verfehlte jedoch ihren Zweck, und Heinrich insbesondere machte sich auch noch die Thüringer zu Feinden. Der Papst schickte, um die Scheidung zu vermeiden, Peter Damiani, dessen Sinn, Bildung, Lebensweise und Art zu reden für die Blindgläubigen viel Anziehendes gehabt haben muß, ins Reich, und dieser wußte die Sache wirklich zu hintertreiben; die Königin wurde (1069) zu Goslar von ihrem Gemahl wiederaufgenommen, und die Versöhnung erwies sich als aufrichtig und beständig. Um diese Zeit erschien auch Adalbert von Bremen wieder am Hofe, nachdem er hatte mit ansehen müssen, daß sein Freund Gottschalk, der Obotritenfürst, von den Wenden erschlagen, das Christentum im Norden der Elbe noch einmal ausgerottet und Hamburg aufs neue zerstört wurde. Er erlangte 1069 die Hofgunst wieder, fiel aber bald nachher, da er sein Erzbistum verringert und schwer heimgesucht, seine hohen Entwürfe vereitelt sah, ungeachtet er in seiner Arbeitsamkeit nicht nachließ, doch in einen Zustand des Trübsinnes und Weltüberdrusses, in welchem er noch zwei Jahre lebte (bis 1072).

Das Reich befand sich damals im traurigsten Zustande. Die Sachsen, Thüringer und Bayern waren erbitterte Feinde des Königs. Auch die Schwaben, welche von den königlichen Gütern, die sie ehemals nur unter dieser Bedingung erhalten hatten, große Lieferungen machen und dem König ihre Reisigen zu seinen Zügen hergeben mußten, waren unzufrieden und erwarteten begierig eine Gelegenheit, sich ihrer lästigen Verpflichtung zu entledigen und des Königs Gut zu dem ihrigen zu machen. Alle Ordnung und alles weltliche Gericht stockte in Deutschland. Der Papst, der dies merkte, beschied damals die zwei ersten Bischöfe des Reiches, Siegfried von Mainz und Anno von Köln, und mit ihnen den Bischof Hermann von Bamberg wegen Verdachts der Simonie nach Rom vor seinen Richterstuhl (1070); sie leisteten Folge und fügten sich in die ihnen auferlegte Geldbuße, weil sie fühlten, daß

sie im Grunde doch am Papst einen Rückhalt hatten. Der König selbst kümmerte sich um nichts und trieb sein ärgerliches Wesen nach wie vor. Er beschloß um diese Zeit, den verhaßten Otto von Nordheim, der mehr Ansehen hatte als er, durch jedes Mittel zu verderben. Ein gewisser Egino klagte diesen Mann an, daß er ihn habe verleiten wollen, den König zu ermorden; ob aus eigenem Antrieb oder gedungen, ist nicht zu entscheiden; Heinrich verfuhr aber gegen den Angeklagten mit einer Raschheit, durch welche er deutlich genug verriet, daß ihm die Anklage sehr erwünscht kam. Er gebot, dem Herkommen gemäß, dem Herzog Otto, sich vor einer Versammlung zu Goslar durch einen Zweikampf zu reinigen. Dieser war erbittert, daß man einer so schändlichen Klage auch nur Gehör gegeben habe; er nahm Anstand mit einem elenden Menschen zu fechten, verlangte vor allem sicheres Geleit und weitere Gerichtsverhandlung und stellte sich, da ihm dies nicht zugestanden wurde, gar nicht zu Goslar ein. Heinrich erklärte ihn darauf seiner Lehen verlustig. Dies war allerdings dem damals bestehenden Rechte ganz angemessen; Heinrich beraubte ihn aber auch seiner sächsischen Erbgüter, die er ihm hätte lassen müssen. Das Herzogtum Bayern erteilte er dem Sohne des Markgrafen Azzo von Este in Italien, Welf IV., welcher freilich seiner Abstammung nach zu dem deutschen Adel gehörte und seine Familie damals unter die Großen der Nation brachte, der aber bei dieser Gelegenheit einen sehr unedlen Charakter zeigte, den er während seiner in Italien verlebten Jugendzeit vom Vater angenommen haben mochte. Er war nämlich Ottos Schwiegersohn und, wie es scheint, mit seiner Frau ganz zufrieden, suchte auch anfangs das über seinen Schwiegervater einbrechende Wetter zu beschwören; als dies jedoch nicht gelang, wandte er ihm den Rücken, verstieß seine Frau und erschlich sich Ottos Herzogtum. Heinrich erteilte ihm dasselbe, ohne die Bayern zu fragen, und verletzte dadurch das allgemeine deutsche und das besondere bayrische Recht, welches nur sein Vater verachtet, sein Großvater aber in Ehren gehalten hatte. Übrigens stammte Welf IV. von jenem Welf ab, der als Genosse von Konrads II. Sohne, dem Herzog Ernst von Schwaben, berühmt geworden ist und in Bayern begütert war. Dieser hatte einen Sohn und eine Tochter, Kunigunde, hinterlassen, und da der erstere kinderlos gestorben war, so hatte die letztere, welche mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählt war, alle Güter der Familie erhalten. Welf IV. war ihr Sohn und erbte diese Güter, während ein zweiter Sohn Azzos, der demselben von einer anderen Gemahlin geboren war, Fulko, die Besitztümer des Hauses Este erhielt.*)

*) Der Ursprung des Hauses Welf geht in die Sage zurück. Welf I., der Sohn

Otto suchte sich gegen Heinrich mit Gewalt zu behaupten, er verheerte in Thüringen die Güter des Königs wie seiner geistlichen Anhänger und schlug bei Eschwege ein Landesaufgebot, das sich ihm entgegengestellt hatte; dann fand er in Sachsen nicht nur an seinen eigenen Leuten, sondern auch an Magnus, dem Sohne des sächsischen Herzogs Ordulf, kräftige Hilfe. Da jedoch vorauszusehen war, daß er sich auf die Länge nicht werde behaupten können, so schenkte er den Vermittlungsvorschlägen des Grafen Eberhard von Nellenburg Gehör, welcher edel genug war, seinem Könige trotz der größten Verschiedenheit des Lebens und der Grundsätze in allen Widerwärtigkeiten treu zu bleiben. Dieser versprach dem empörten Herzog eidlich, daß er ihm beim Könige Verzeihung und die Rückgabe seiner Güter bewirken wolle, wenn er sich demselben ergebe. Otto und Magnus stellten sich darauf, um das königliche Ansehen zu ehren, in Halberstadt und wurden, wie es scheint, für kurze Zeit in Haft genommen. Wenigstens die Erbgüter wurden wieder an Otto gegeben. Schlimmer wurde dem Billungen Magnus mitgespielt. Um die Zeit, da er auf der bei Goslar errichteten Harzburg gefangen saß, starb sein Vater Ordulf, und nun weigerte sich Heinrich, ihn frei zu lassen, bevor er dem Rechte an das Herzogtum Sachsen entsagt habe. Der König blieb seinem Entschlusse treu, selbst da noch, als Otto von Nordheim sich bereit erklärte, in die Haft zurückzukehren, wenn nur Magnus, den er ins Unglück gestürzt habe, befreit würde. Diese Hartnäckigkeit des Königs hatte ihre Folgen. Überall spürte er Unzufriedenheit, und so mußte er endlich die Reichsgeschäfte noch einmal in die Hände Annos legen, Adalbert war damals schon tot. Aber auch Anno mochte nicht die Früchte ernten, welche gesäet waren, er zog sich schon nach kurzer Zeit (1072) für immer zurück. Die Lage der Dinge ward von Tag zu Tag bedenklicher. Heinrichs Schwager, Rudolf von Schwaben, der nach dem Tode der Mathilde eine Schwester der mißhandelten Gemahlin des Königs geheiratet hatte, war schon längst mit ihm entzweit. Auch der tapfere Berthold von Zähringen hatte sich vom Hofe zurückgezogen, und der König war unbesonnen genug, ihm ohne weiteres sein Herzogtum Kärnten zu nehmen, welches ohne weiteres durch Graf Markward usurpiert wurde. Zu derselben Zeit ward ein Teil von Norddeutschland ein Raub der grausamen Wenden, und Adalberts Nachfolger, Liemar, sah den ganzen Glanz seines Erzbistums erlöschen. Den

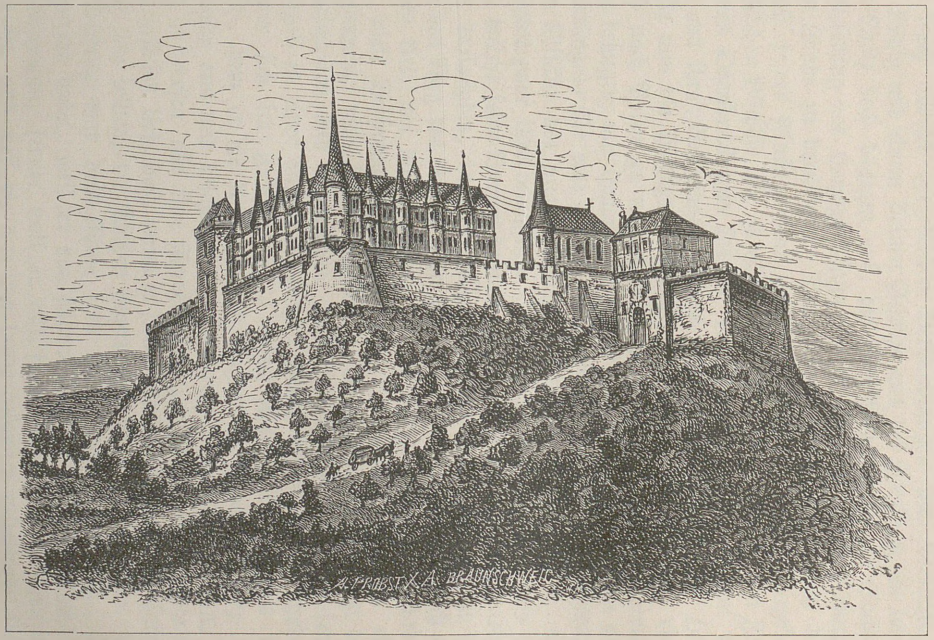
---

Isenbrands und Enkel Warins, war Vater der Judith, der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen. Welf II. war der Genosse des Herzogs Ernst von Schwaben, Welf III. sein oben erwähnter, kinderlos verstorbener Sohn. Welf IV. wurde Stifter der neuen Linie des Hauses, dem er durch seine Mutter Kunigunde angehörte; als Herzog von Bayern wird er auch Welf I. genannt.

Thüringern ward mit den härtesten Strafen gedroht, wenn sie sich ferner weigern würden, den Zehnten an Mainz zu entrichten. Endlich erhoben sich auch die Sachsen, deren Herzog nun schon zwei Jahre von Heinrich gefangen gehalten wurde, und schlossen einen Bund mit den Thüringern (1073).

Gerade zu dieser Zeit starb Papst Alexander II., und die römischen Kardinäle benutzten die Verwirrung in Deutschland, um Hildebrand, der den Namen Gregor VII. annahm, ohne vorhergegangene Anfrage bei Heinrich zu seinem Nachfolger zu ernennen und nur die bloße Anzeige, daß derselbe gewählt worden sei, an den deutschen Hof gelangen zu lassen. Die Wahl wurde, wie Heinrich dem Papste Gregor später öffentlich vorwarf, nicht der Ordnung und den bestehenden Gesetzen gemäß vorgenommen; Hildebrand wurde nämlich unter begeisterten Zurufen nach der Kirche Sankt Peters in Fesseln (San Pietro in Vincoli) gebracht, hier von den Kardinälen gewählt und alsbald proklamiert. War diese Wahl unkanonisch, so hatte der König damals doppelten Grund, Widerspruch zu erheben. Auch drängten die lombardischen und deutschen Bischöfe auf das entschiedenste dazu, daß der König von diesem Einspruchsrechte Gebrauch mache, aber es war vergeblich: Heinrich wurde zu sehr durch die Wirren in Deutschland in Anspruch genommen. Er kümmerte sich nicht um Italien, und so wurde die Weihe Gregors VII. am Peter- und Paulstage (29. Juni) 1073 vollzogen.

Alle Sachsen, mit Ausnahme der Bischöfe Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück und Liemar von Bremen, erhoben sich gegen den König. Es waren diesmal nicht bloß die Fürsten mit ihren Vasallen, sondern die ganze sächsische Nation; denn jene hatten bei ihren Beschwerden gegen Heinrich auch das, was das Volk betraf, nicht übersehen und z. B. die Befreiung von einer gegen die Polen ausgeschriebenen Heerfahrt verlangt, weil die Sachsen Tag und Nacht gegen die Wenden gerüstet sein müßten. Als der König die sächsischen Fürsten nach Goslar berufen hatte, fanden sie sich in so imposanter Menge ein, daß Heinrich, der die unter ihnen herrschende Stimmung wohl kannte, nichts Besseres thun zu können glaubte, als schleunigst sich davon zu machen; er floh nach der Harzburg. Nun fand in der Nähe von Eisleben eine Versammlung statt, bei der Otto von Nordheim eine sehr aufregende Anrede hielt; der Aufstand war so allgemein, daß ein Chronikschreiber sagt, es seien nur die Weiber und Kinder zu Hause geblieben. Freilich wurde das arme Volk, wie gewöhnlich, zuletzt doch wieder betrogen. Übrigens war es ein großes Glück, daß die Wenden diese Empörung nicht zu einem Einfall in Sachsen benutzten; sie konnten dies nicht, weil sowohl Heinrich, als die sächsischen Fürsten sich einen Anhang unter ihnen erkauft hatten und infolgedessen die



Feste Harzburg im Jahre 1574.

Wenden untereinander selbst in Zwist gerieten. Die Sachsen rückten plötzlich, 60 000 Mann stark, gegen die Harzburg heran; Heinrich, obgleich nunmehr alt genug, um besonnen zu handeln, verlor doch den Kopf und benahm sich auf eine Weise, die ihm alle Achtung rauben mußte. Nach allerlei vergeblichen Verhandlungen und Winkelzügen floh der König mit einem kleinen Gefolge aus der Harzburg, es lehnte sich sein Stolz doch dagegen auf, die Hauptforderungen der Sachsen, die Auslieferung des Herzogs Magnus und den Abbruch der Burgen in ihrem Lande zu bewilligen. Das erstere mußte er freilich doch bald nach seiner Flucht, wenn auch mit schwerem Herzen, zugeben. Die sächsischen Bischöfe, die es allein mit ihm hielten, Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück und Liemar von Bremen, wurden von den Sachsen aus ihren Besitzungen verjagt und mußten ihm folgen. Heinrich suchte nun die Herzöge, Bischöfe und Grafen, die er wegen eines angeblich nach Polen zu unternehmenden Feldzuges zusammenberufen hatte, zu bewegen, mit ihm nach Sachsen zu ziehen; diese hielten aber seine Bedrängnis für eine günstige Gelegenheit, den vielen Beschwerden über die Willkür des jungen Königs Erledigung zu verschaffen. Sie verweigerten zwar ihre bewaffnete Vermittelung zwischen ihm und den Sachsen, welche seine Burgen damals einzeln belagerten, nicht geradezu; aber sie verlangten, daß er billige Bedingungen gewähre und den Sachsen den Weg des Rechts offen lasse. Es wurden darauf nach der langsamen Art, wie die Deutschen ihre Angelegenheiten zu behandeln pflegen, viele Versammlungen und lange Beratungen gehalten, viele Worte gemacht, viele Pläne entworfen, viel gerüstet und zuletzt doch nichts beschlossen und ausgeführt. Endlich griff der König in seiner Verlegenheit zu einer halben Maßregel, welche beiden Teilen schadete. Er söhnte sich im Februar 1074 durch Vermittelung Ottos von Nordheim, dem er die Rückgabe von Bayern versprochen hatte, mit den Sachsen aus und beschwor den Vertrag von Gerstungen, in welchem er diesen alle ihre Forderungen zugestand und sich die Bedingung gefallen ließ, daß, wenn er je den Vertrag breche, alle Sachsen berechtigt sein sollten, die Waffen gegen ihn wieder zu ergreifen. Ein solcher Vertrag war dem König und den Sachsen nachteilig. Der erstere verlor dabei, weil er von seinem Ansehen mehr einbüßte, als er wiedergewann; ferner weil er alle seine Burgen in Sachsen aufgeben mußte, und weil die von ihm lange gefangen gehaltenen sächsischen Fürsten, die er zuvor in Freiheit gesetzt hatte, bei dem unvermeidlichen neuen Kriege für ihre Landsleute die besten Führer waren. Die Sachsen hatten den Nachteil, daß sie mit dem Könige nicht ganz ausgesöhnt wurden, und schadeten sich in den Augen der übrigen deutschen Stämme, weil sie den Streit nicht lieber auf einer Reichsver-

sammlung, wo die Beschwerden aller Stämme des Volks abgethan worden wären, geschlichtet hatten und also der Welt verrieten, daß sie mehr an sich, als an Deutschland dachten. Dies nahmen besonders die Schwaben übel, welche den Sachsen mehrere Jahre zuvor ein Bündnis angetragen hatten, um den König zu einer Änderung seines Lebens und seiner Regierung zu zwingen. Eine solche Verbindung hätte damals auf gesetzlichem Wege und nach alter Sitte den König mit der Nation aussöhnen können; sie war aber leider nicht zu stande gekommen. Um so mehr wurden jetzt die Schwaben erbittert, als sie sahen, daß die Sachsen dem Könige nur für sich allein Vorteile abgetrotzt hatten.

Der Haß und die Verachtung der Nation gegen den jungen König war schon während des Krieges mit den Sachsen so groß gewesen, daß ein Teil der Fürsten im Oktober des Jahres 1073 beschlossen hatte, auf einer um Weihnachten in Mainz abzuhaltenden Versammlung Rudolf von Schwaben zum Gegenkönige zu ernennen, und daß dieser auch in der That erwählt worden wäre, wenn man wirklich einen Fürstentag hätte zu stande bringen können; denn nur von einem solchen wollte Rudolf seines Eides und seiner Ehre wegen die Krone annehmen. Die Versammlung in Mainz war aber schwach besucht, wozu vielleicht der Umstand beitrug, daß die aufstrebende Bürgerschaft in den rheinischen Städten, und vor allen in Worms, mit großer Entschiedenheit für den König eintrat. In demselben Jahre war Heinrich auch von einem Manne seiner eigenen Umgebung mit einer großen Gefahr bedroht worden. Einer seiner Vertrauten, der in Ungnade gefallen war, Reginger, trat öffentlich mit der Behauptung auf, der König habe ihn und einige andere zu einem Mordanschlage gegen Rudolf aufgefordert. Es mochte wohl sein, daß der König zu den schlechten und leichtsinnigen Leuten seiner Umgebung gesagt hatte, ihm geschehe ein Dienst, wenn einer Rudolf niederstoße; gedungen hatte er Reginger nicht. Die Fürsten verlangten gleichwohl von ihrem Könige, er solle sich von dieser Anklage reinigen, und Heinrich war so tief gesunken, daß er sich zu einer Reinigung durch Zweikampf gegen seinen Schwager Herzog Rudolf erbot. Eine solche Herabwürdigung wollte Ulrich von Godesheim, einer der Vertrauten des Königs, nicht zugeben. Er übernahm den Zweikampf mit Reginger, dieser starb aber noch vor dem bestimmten Tage im Wahnsinn, was nach den Begriffen der Zeit für ein Gottesurteil zu Gunsten Heinrichs galt.

Die Sachsen schleiften gleich nach dem geschlossenen Vertrage, den Bedingungen desselben gemäß, die Burgen Heinrichs; die wilden Scharen aber, die dabei gebraucht wurden, verschonten bei der Zerstörung der stattlichen Harzburg, der ausdrücklichen Übereinkunft zu-

wider, nicht einmal die Kirche; sie zerstörten Tabernakel und Altäre und wühlten die Gräber auf, in welchen ein Bruder und ein Söhnchen des Königs bestattet waren. Dies schien dem Sinne der Besseren jener Zeit so empörend, daß Heinrich dadurch Gelegenheit erhielt, den Schimpf, den er persönlich von den Sachsen erlitten hatte, zu rächen. Wenn er diese Gelegenheit nicht besser benutzte, so lag das weniger im Mangel an Kraft und Geist, woran es ihm nicht fehlte, als an Einsicht und Klugheit, die er wenigstens in jungen Jahren nicht besaß. Wie wenig er verstand, aus den Umständen Vorteil zu ziehen, wie leichtsinnig er sich nur dem Augenblicke hingab, bewies er gerade damals bei einem ungarischen Zuge, den er noch vor seinem Rachezuge gegen die Sachsen unternahm. Die Deutschen schienen zum Kriege mit den Ungarn geneigt zu sein, und Heinrich hätte sich dabei Ehre und Ansehen wiedererkämpfen können; er verdarb aber alles durch seine schlechten Maßregeln und mischte sich mitten in seinen Vorbereitungen dazu aus bloßem Privathaß in einen Streit der Kölner Bürger, bei dem sogar im glücklichsten Falle nichts zu gewinnen war. In Ungarn waren Geisa und Ladislaus, die sich in der ersten Zeit von Heinrichs Regierung nach Polen hatten flüchten müssen, wieder erschienen; ihr Vetter, Salomo, hatte sich mit ihnen ausgesöhnt und dem ersteren ein eigenes Gebiet und königliche Ehren eingeräumt. Bei Gelegenheit eines Krieges mit den Byzantinern jedoch entzweiten sich Geisa und Salomo, es entstand ein blutiger Streit zwischen ihnen, und Salomo mußte bei seinem Schwager Heinrich Hilfe suchen (1047). Er erlangte gegen das Versprechen, sein Reich von ihm zu Lehen zu nehmen, die Zusage einer kräftigen Unterstützung, erhielt jedoch dafür einen derben Verweis vom Papste Gregor VII., der den sonderbaren Plan hatte, die weltliche Macht der geistlichen auch in weltlichen Dingen unterzuordnen, den Papst zu einem christlichen Großlama zu erheben und dabei mit einem Schattenkönige den Anfang zu machen. Heinrich hatte seinem Schwager zwar Hilfe versprochen, aber bei der Stellung, die er einnahm, brachte er nur geringe Scharen auf; die Fürsten verhielten sich dem Plane gegenüber durchaus ablehnend. So verlief das Unternehmen glanzlos, Not und Krankheit brachen im Heere aus. Heinrich mußte daher wieder heimziehen und Salomo seinem Schicksale überlassen. Die Gemahlin Salomos, Judith, folgte ihrem Bruder nach Worms; Gregor VII. versprach ihr, wie wir aus einem Briefe desselben sehen, später einmal ein Almosen. Geisa war und blieb König von Ungarn, und wir finden in einem andern Briefe, daß ihm der nämliche Papst versichert, Gott habe das so gefügt, weil Salomo den Deutschen gehuldigt habe; keine Nation solle von einer anderen abhängig sein, Gott und sein Stellvertreter, der Papst, seien

aber über allen Königen. Auch nach Geisas Tode (1077) gestand dessen Bruder und Nachfolger Ladislaus dem vertriebenen Salomo wohl den Königstitel und gewisse Einkünfte zu, behielt aber selbst Krone und Herrschaft.

Der Kölner Streit, welchen Heinrich beilegen wollte, ist für die Erkenntnis der gänzlichen Veränderung der Begriffe, Sitten und bürgerlichen Verhältnisse der Deutschen, welche unmittelbar nachher erfolgte, äußerst wichtig. Früher hatte das Volk zwar ärmlich, aber doch frei gelebt; der Landbau war in Ehren, das Schwert in jedermanns Hand, Seelen verderbende Krämerei unbekannt gewesen; hohe Geburt oder alter Stamm war zwar geehrt, aber nicht zum Nachteile und zur Demütigung der Unedlen mit schädlichen Vorrechten und Befreiungen versehen worden. Jetzt trat eine andere Ordnung der Dinge ein. Der freie Bauer ward überall, außer etwa in Friesland und in wenigen anderen Landschaften, zu schmählicher Dienstbarkeit unter das Joch der Herren gebeugt; die weltlich gewordene Geistlichkeit wurde der Herrschaft Roms unterworfen und ebenso dem Vaterlande, wie dem Himmel entfremdet; der Kaiser ward zu einem bloßen Popanz; die edle Freiheit flüchtete sich hinter die Mauern der Städte zu den Krämern und Handwerkern, deren Arbeiten um Lohn Leib und Seele bricht; und Blut floß nicht mehr, wie früher, deshalb, weil üppige Fülle der Gesundheit die Kraft der Jugend nicht ruhen ließ, sondern von seiten der Großen um des elenden Vorteiles elender Herren willen und zur Unterdrückung der ewig unveräußerlichen Rechte der Menschheit, von seiten der Städter aber für eine Freiheit, wie sie der Krämer und jeder, dessen Seele von Erwerbsucht bewegt wird, um niederen Gewinn liebt. Alles dies fing gerade jetzt an, in recht auffallender Weise sichtbar zu werden. Und hieraus vor allem ergiebt sich die Bedeutung, welche der Bürgerstand in den Städten seit dieser Zeit für die Geschichte der Nation erhielt. Es scheint, daß nur noch die Städte die weltlichen und geistlichen Großen als Beamte des Kaisers, was sie eigentlich waren, ansahen; sie wurden dafür von den Kaisern geschützt und dienten diesen im Notfalle gegen jene. Man sieht aber andererseits auch, daß mit dem Übermut der Fürsten auch der Trotz der Bürger in gleichem Grade steigen mußte. In Köln hatten Annos Leute (1074), als er zur Rückreise eines seiner Gäste ein Fahrzeug brauchte, geradezu das Schiff eines Bürgers in Beschlag genommen und die Frachtgüter desselben herausgeworfen. Die Bürger hatten aber Gewalt mit Gewalt vertrieben, und es waren aus diesem ersten Streite viele andere Händel entstanden, bis endlich der Pöbel den Erzbischof aus der Stadt vertrieb und über alle seine Anhänger herfiel. Schon vier Tage nachher setzte sich Anno mit Gewalt wieder in den

Besitz der Stadt und verfuhr jetzt mit großer Härte. Mehr als 600 der reichsten Kaufleute (man sieht aus dieser Zahl, wie bedeutend Köln damals schon war) ergriffen die Flucht und wandten sich an den König um Hilfe; Annos Kriegsleute aber plünderten die Häuser derselben und mißhandelten die Zurückgebliebenen auf die schmählichste Art. Um den König, der ohnehin dem Erzbischof nicht gewogen war, noch mehr aufzubringen, sprengten die Flüchtlinge das Gerücht aus, Anno habe Wilhelm den Eroberer aus England zu Hilfe gerufen; und wenn man bedenkt, daß dieser ein Normanne war, daß er England durch Benutzung der dortigen Verwirrung und gleichsam im Sturm erobert hatte, und daß sein Heer nicht bloß aus Normannen, sondern auch aus Niederländern und Deutschen zusammengesetzt war, so wird man die Verbreitung eines solchen Gerüchtes weniger auffallend finden. Heinrich eilte herbei; er hielt in Andernach eine Zusammenkunft mit Anno, saß dann in Köln über die Klagen gegen den Erzbischof zu Gericht und forderte von ihm die Aufhebung des über die Flüchtlinge gesprochenen Bannes sowie Geiseln der Treue für die Zukunft. Anno weigerte sich dessen hartnäckig, und der König war am Ende schwach genug, von seinen Forderungen abzustehen. Er zog sich dadurch um so größere Schmach zu, als die Bürger von Köln, weil im nächsten Jahre Anno starb, sich selbst zu helfen im stande waren.*)

Während der Sohn desjenigen Kaisers, dessen Allgewalt keine Grenzen gekannt hatte, zur Ohnmacht und sogar unter die Krämer herabsank, wandelte der Mönch Hildebrand als Papst in furchtbarer Größe des Geistes über der Könige Häuptern, bis er, seiner Leidenschaften nicht länger Meister, seinen Schutzherrn, dem die Völker und er selbst Treue gelobt hatten, in den Staub trat und den Zügel seiner selbst verlor. Um nicht ungerecht gegen ihn zu sein, muß man bedenken, daß sein Streben, bevor der Stolz ihn zu übermütigen Forderungen trieb, einem wahrhaften und allgemein gefühlten Bedürfnis entsprach. Die eingerissenen Mißbräuche, besonders die gänzliche Vergessenheit aller Zucht unter den Geistlichen und die leichtsinnige Art, wie Heinrich und seine Hofleute mit geistlichen Stellen verfuhren, hatten in jedem, der es mit Religion und Sitte wohl meinte, den

*) Lambert schildert mit sichtlicher Abneigung die städtischen Wirtshauspolitiker seiner Zeit. Ein junger Kaufmannssohn, in Köln sehr beliebt, regt die Bürger zuerst auf: „und es war nicht schwer, diese Menschenart nach Belieben zu wenden; von Jugend auf unter städtischen Vergnügungen erzogen, hatten sie keinerlei Erfahrung in Kriegssachen; sie waren gewöhnt, nach vollbrachten Kaufgeschäften beim Essen und beim Wein über Krieg und Kriegswesen zu verhandeln, hielten alles, was ihnen in den Sinn kam, für ebenso leicht zu thun als zu sagen, verstanden aber den Ausgang der Dinge nicht zu bemessen."

Wunsch einer Abhilfe erregt, und nicht Gregor allein, doch gewiß aus guten Gründen er vor allen anderen, erkannte die Notwendigkeit, so schreiende Übel abzustellen. Ein dem König allerdings nicht geneigter Schriftsteller der Zeit, dessen Ton aber zu ruhig ist, als daß man in seine Worte Zweifel setzen könnte, sagt: „Keiner konnte im Reiche Bischof oder Abt werden, der nicht viel Geld besaß und an den Lastern Heinrichs entweder teilnahm oder sie doch begünstigte. Wenigstens kam es bei keinem auf Gesinnung und Wandel an; im Gegenteil, Religion, Wahrheit und Gerechtigkeit wurden geradezu verabscheut. Unter den Priestern wurde derjenige am meisten gelobt, der die prächtigste Kleidung, die üppigste Tafel und die schönste Konkubine hatte; von den Soldaten galt keiner für ruhmvoll, der nicht drei oder vier Meineide geschworen hatte". Gregor war aus reiner Absicht entschlossen, die Gebrechen der Kirche zu heilen. Er sah jetzt Heinrichs Verlegenheit; darum schritt er auf dem Wege, den seine Vorgänger nach seiner eigenen Anweisung ihm gebahnt hatten, rascher vorwärts. Schon Alexander II. hatte drei der angesehensten Bischöfe Deutschlands wegen des Vorwurfes der Simonie nach Rom vorgeladen, sich aber mit ihrem Gelde statt der Buße begnügt; Gregor dagegen setzte des nämlichen Vergehens wegen mehrere Bischöfe wirklich ab und erkannte andere nicht an. Er kam dadurch freilich, weil das Übel zu allgemein herrschend war, in eine ähnliche Lage, als wenn die englische Nation alle ihre Repräsentanten, die es für Geld geworden, vom Parlament ausschließen wollte; doch hatte er andererseits wieder den Vorteil, daß es nicht an Leuten fehlte, welche sehnlich auf Absetzungen warteten, um für sich selbst Bistümer erhaschen zu können. Heinrich nahm in vielen Fällen des Papstes rasche Weise nicht übel, weil sie manche seiner eigenen Widersacher traf und deshalb oft in seine Pläne paßte; erst als die Reihe an seinen Liebling, den Erzbischof Liemar von Bremen, kam, fuhr er zusammen. Doch merkte man auch bei dieser Gelegenheit seinem Benehmen gegen den Papst und dessen Legaten an, daß er kein gutes Gewissen habe. Im Frühling 1074 erschienen nämlich vier päpstliche Gesandte bei Heinrich, welche die von Gregor erneuerten Verordnungen gegen die Simonie und gegen die Priesterehe in Deutschland verkündigen sollten; sie waren von Heinrichs Mutter begleitet, die der Papst zur Bearbeitung ihres Sohnes beredet hatte. Diese Legaten verlangten von Heinrich vor allem anderem, daß er fünf Männer seiner Umgebung, welche schon Alexander II. wegen ihres Handels mit geistlichen Stellen in den Bann gethan hatte, von sich entferne. Heinrich gehorchte, nahm aber nicht lange nachher, gleichsam um seine Schwäche recht deutlich zu zeigen, diese Männer wieder zu sich. Die zweite Forderung bestand darin, daß er eine deutsche Kirchenversammlung zur Annahme der

päpstlichen Verfügungen gestatte. Dem widersetzten sich jedoch die deutschen Bischöfe, besonders Liemar von Bremen, welcher mit dem größten Nachdrucke die wohlbegründeten Rechte der deutschen Kirche verteidigte, nach denen der Erzbischof von Mainz in Deutschland die Stelle des Papstes vertrat, so daß also dort auch nur durch diesen, nicht aber durch päpstliche Legaten eine Kirchenversammlung gehalten werden durfte. Der Kaiser nahm sich zwar seines Erzbischofs gegen die Legaten an; obgleich aber diese denselben von seinem Amte suspendierten, so entließ er sie doch reich beschenkt und mit einem Schreiben an Gregor, in welchem er seine ganze Stellung und Würde außer Augen setzte. Da er sich nämlich keine ruhige Überlegung angeeignet hatte, sondern immer nur an die nächste Gegenwart dachte, so war sein Blick damals bloß auf Sachsen gerichtet; er übersah daher die Wichtigkeit der vorliegenden Sache, und statt seine Aufmerksamkeit ganz allein den heftigen Forderungen Gregors in betreff der Simonie und der Priesterehe zu widmen, gab er dem Papste die besten Worte, klagte in dem Briefe an ihn sich selbst an, ließ durch seine Mutter und andere Weiber alles versprechen und wandte sich dann sogleich gegen die Sachsen.

Er hatte die Sachsen, von denen er durch wiederholte Gesandtschaften um Verzeihung angegangen worden war, ein ganzes Jahr lang hingehalten, bis er von allen Reichsständen die eidliche Versicherung erlangt hatte, daß sie seine königliche Ehre, welche, wie sogar die Sachsen selbst zugaben, gröblich verletzt worden war, rächen wollten. Dann legte er seine Absichten offen an den Tag. Er wies eine neue Gesandtschaft der Sachsen schnöde ab und brach sogleich gegen sie auf. Sein Heer war sehr bedeutend, während die Sachsen, an deren Spitze der abgesetzte Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, der Pfalzgraf Friedrich, ein Bruder Adalberts von Bremen und einige sächsische Bischöfe standen, ihm nur eine geringe Macht entgegenstellen konnten; denn da sie früher ohne Zuziehung ihrer Verbündeten Frieden geschlossen hatten, so waren sie diesmal nicht im stande gewesen, außer den Thüringern irgend eine andere Völkerschaft zur Teilnahme zu bewegen; im Gegenteil, selbst Rudolf von Schwaben war beleidigt auf Heinrichs Seite getreten und führte diesem seine Truppen zu. Der König hatte das alte Gesetz der Heeresfolge sehr strenge geltend gemacht und wirklich das ganze Reichsheer zusammengebracht. Gleich im ersten Treffen, welches bei Hohenburg oder Homburg an der Unstrut geliefert wurde (1075), erlitten die Sachsen trotz ihrer hartnäckigen Gegenwehr und trotz der Tüchtigkeit Ottos von Nordheim eine blutige Niederlage; sie verloren 8000 Mann an Toten, hieben aber freilich auch von ihren Gegnern mehr als 5000 nieder. Unter den Toten

auf sächsischer Seite war auch Gebhard von Querfurt, dessen Sohn, Lothar von Supplinburg, später die Kaiserwürde erhielt. Heinrich verdankte den Sieg besonders dem Herzog von Lothringen, Gottfried dem Buckeligen, dem Gemahl der reichen Mathilde von Tuscien, von der er jedoch schon seit einiger Zeit getrennt lebte. Der Sieger drang nach der Schlacht sogleich in Sachsen ein und verwüstete das Land auf die grausamste Weise. Ehe er dann sein Heer entließ, legte er den Fürsten desselben die eidliche Verpflichtung auf, beim Beginne des Winters wieder zu erscheinen, um die Sachsen, zu deren Sümpfen nur der Frost den Zutritt bahnen konnte, völlig zu unterwerfen. Diesmal blieben zwar die Herzöge Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnten aus; allein die übrigen erschienen, und besonders führte Gottfried von Lothringen ein ungewöhnlich zahlreiches Heer herbei. Die Furcht vor der großen Kriegsmacht Heinrichs, mehr noch die Überredungen Gottfrieds, welchem die Leitung der von den Sachsen angebotenen Unterhandlungen übertragen ward, vermochten das sächsische Volk, sich unbedingt der Gnade Heinrichs zu unterwerfen, nachdem Gottfried ihnen eine milde Behandlung versprochen hatte. Im Oktober 1075 legten die Sachsen die Waffen nieder, und alle ihre Fürsten und Bischöfe gaben sich in Heinrichs Hände; auf einer Ebene im Schwarzburgischen erschienen Otto von Nordheim, Herzog Magnus, der Erzbischof von Magdeburg und ein langer Zug sächsischer Edlen barfuß, von Kriegsleuten umringt, vor dem Sitz des Königs. Diesem standen jetzt zwei Wege offen: entweder mußte er, ohne Rücksicht auf das in seinem Namen gegebene Versprechen, die Rebellen vernichten, das schien ihm zu hart und tyrannisch; oder er mußte sie alle begnadigen, das litt jedoch weder sein Groll noch seine Furchtsamkeit. Er schuf sich daher selbst ein neues und noch ärgeres Übel. Er ließ die gefangenen Anführer weit und breit zur Verbannung und Haft verurteilen; gerade den gefährlichsten unter ihnen aber, Otto von Nordheim, gab er gegen Geiseln frei, ja, er machte ihn sogar nachher zu seinem Ratgeber in Regierungsangelegenheiten, ohne zu bedenken, daß ein erbitterter Feind selten ein wahrer Freund wird. Zu derselben Zeit traten Berthold, Welf und Rudolf in Unterhandlungen mit dem Papste Gregor, welcher, klüger als alle, erkannte, daß jetzt oder nie die Zeit gekommen sei, die Kirche über den Staat und Rom über die Deutschen zu erheben.

Gregor hatte bereits als Ratgeber und Leiter der unmittelbar vor ihm herrschenden Päpste für das, was er zum Heile der Kirche nötig glaubte, eifrig gearbeitet. Er wollte die Kirche ganz unabhängig machen und suchte daher das zwiefache Gesetz durchzusetzen, daß es keinem Weltlichen gestattet sein solle, ein geistliches Amt zu vergeben, und daß

kein Geistlicher verheiratet sein dürfe. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war schon lange vor Gregor ziemlich allgemein im Gebrauch; dies geht aus dem Umstande hervor, daß die griechische Kirche schon früher einen ihrer Hauptvorwürfe gegen die lateinische daraus hernahm, daß die Priester der lateinischen Christenheit unverheiratet seien. Die Griechen beriefen sich dabei auf Worte des Neuen Testaments, welche sie anders als die Lateiner deuteten; da aber diese Worte eine doppelte Erklärung zulassen, so hatten sie unrecht, sich allein das Recht, sie zu deuten, anzumaßen. Eher hätte das ärgerliche Konkubinat, das man den lateinischen Geistlichen erlaubte, das aber jetzt Gregor mit allen Mitteln verfolgte, und die allzu große Toleranz der Lateiner, daß sie gegen den uralten Gebrauch hier und da verheiratete Bischöfe duldeten, ihren Tadel verdienen können. Dies alles sollte jetzt, so war es Gregors Wille, völlig verschwinden, und er gestattete dabei weder Erlaß noch Aufschub. Nicht zufrieden mit der Reinheit, die seinem Meister und dessen Aposteln genügt hatte, wollte er schwachen Sterblichen, deren Dasein ein Augenblick zwischen zwei Ewigkeiten ist, eine himmlische Sittlichkeit aufzwingen. Er glaubte ferner zur Erreichung seines Zweckes mit Kronen spielen zu dürfen und wollte in die Hand des höchsten Priesters, der, wie fromm und weise er auch sein mag, doch ein Mensch bleibt, die Leitung der Welt und aller Völker legen. Er vergaß aber, daß vielleicht nur ein einziges Mal in jedem Jahrhundert ein umfassender und herrschender Geist, wie der seinige, geboren wird, und daß, so oft ein solcher erscheint, die Welt nicht ihn und er nicht die Welt erträgt. Daß Gregor selbst ein solcher Geist war, werden wenige Züge aus seinem Leben beweisen. Er ertrotzte durch schlaue Benutzung der Verhältnisse, wenigstens dem Scheine nach, eine Oberlehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhles über Ungarn. Er hielt die Spanier und ihre Könige an, ihre Kirchen unter Roms Herrschaft zu stellen, und sie gehorchten. In Böhmen machte er bei einem Streite des Herzogs Wratislaw II. mit seinen Großen, gebeten und ungebeten, den entscheidenden Richter. Mit freundlichen Worten suchte er einen Großfürsten der sonst dem griechischen Ritus huldigenden Russen, Demetrius, zu gewinnen. Dem Herzog Boleslaw II. von Polen schrieb er gebieterisch kirchliche Einrichtungen in seinem Reiche vor und befahl ihm, die jenem Großfürsten geraubten Schätze zurückzugeben. Den Königen von Schweden, Norwegen und Dänemark gab er Gesetze, den Slawoniern und Kroaten einen König. In Dalmatien entschied er Streitigkeiten der kriegerischen und stets entzweiten Seeräuber und Bergbewohner. Auf der einen Seite rief er die Gläubigen seiner Welt gegen die Ungläubigen im Orient und in Spanien auf und stand auf der anderen mit dem mohammedanischen Fürsten Anzir von Mauri-

tanien in so enger Verbindung, daß dieser mit ihm in einen Briefwechsel trat und aus Achtung für ihn die Christensklaven seines Landes frei ließ. Der rüstige und schlaue englische König, Wilhelm der Eroberer, der schon zu Nikolaus' II. Zeit seine unerschütterliche Festigkeit gegen den päpstlichen Stuhl gezeigt hatte, verbot seinen Bischöfen, ihr Geld nach Rom zu schleppen; Gregor, der ihn immer seinen besonders guten Freund nennt, drohte ihm anfangs, und als Wilhelm, auf seine rohe Kraft gestützt, sich nicht beugen ließ, behauptete der gewandte Papst selbst im Nachgeben eine Sprache gegen ihn, die seinem Selbstgefühl angemessen war. Dem König Philipp I. von Frankreich, welcher den Geboten der Moral öffentlich hohnsprach und italienischen Kaufleuten ihr Geld geraubt hatte, drohte Gregor mit dem Banne; sobald er aber sah, daß Philipp seiner Drohung lache, war er schlau genug, einzulenken. Selbst den Normannen Robert Guiscard, welcher bald seine einzige Stütze blieb, belegte er mit dem Banne, weil er Ländereien der Kirche besetzte.

Wer wird nicht den Mann bewundern, der von niedrigem Ursprung durch Verdienst und, was mehr ist, durch Tugend eine solche Höhe erreichte? einen Mann, der, weil er ein Mensch war, auf dieser furchtbaren Höhe nicht ohne Fehler bleiben konnte, aber edel, tugendhaft, kräftig und weitsehend blieb, solange das Schicksal es zugab? Wer wird nicht, wenn er ihn sinken und stets tiefer sinken sieht, demütig erkennen, daß der Menschen Bestimmung ist, in mittleren Regionen zu verweilen, daß auf Gipfeln, die dem Himmel nahe sind, der Schwindel weltlichen oder geistlichen Stolzes sie ergreift und der Zorn der Gottheit sie dann von der erklommenen Höhe herabstürzt? Selbst ein heftiger Gegner Gregors, der Scholastiker Wenrich von Trier, sagt in dem besten Manifeste, welches gegen diesen Papst erlassen worden ist: Gregor habe von seiner Jugend an sich durch Sittenreinheit, Frömmigkeit, Bildung, Gelehrsamkeit und Eifer für die Kirche ausgezeichnet, er sei wegen seines ausgezeichneten Talentes unter die Kardinäle aufgenommen und wegen der gewissenhaften und lobenswerten Verwaltung seines Amtes zur höchsten Stufe in der Christenheit erhoben worden, nachdem er vorher schon mehrmals für diese erhabene Stelle ausersehen gewesen sei, sie aber stets abgelehnt habe.

In betreff der Ehelosigkeit der Geistlichen begnügte sich Gregor nicht mit bloßen Befehlen, sondern er betrieb auch die Ausführung derselben. Er sandte seine Legaten überall umher, machte die Bischöfe verantwortlich dafür und ließ durch Mönche das Volk aufregen. Es erfolgten Verwirrungen und empörende Gewaltthätigkeiten, ja Blutvergießen und Verzweiflung; denn man trennte Hunderte von Geistlichen von ihren Familien, und das Volk übte eine wütende Justiz an

denjenigen unter ihnen, die nach seiner thörichten Ansicht von Heiligkeit nunmehr durch Urteil und Recht für unwürdig erklärt waren, das Opfer der Messe darzubringen. In Deutschland waren besonders drei angesehene Bischöfe diesem neuen Gesetz entgegen, Siegfried von Mainz, Otto von Konstanz und Liemar von Bremen. Der erstere, ein wankelmütiger, frömmelnder Mann, hatte zwar früher, durch Gregors Drohung geschreckt, die Rechte der deutschen Kirche, welche Liemar so mutig verteidigte, feige aufgegeben, ebendieselbe Schwäche trieb ihn aber jetzt zum Widerstande gegen das päpstliche Gebot; denn er erschrak vor der Schwierigkeit, die in Deutschland noch allgemein bestehende Sitte der Priesterehe abzuschaffen; auf zwei Kirchenversammlungen, die er zu Erfurt (1074) und zu Mainz abhielt, erregte er mit der Forderung, die Priester sollten ihre rechtmäßigen Frauen entlassen, die heftigsten Auftritte und selbst Bedrohungen gegen sein Leben. Der Bischof Otto von Konstanz, dessen Sprengel ungemein groß war, widersetzte sich dem päpstlichen Gebot aus Grundsatz: er wollte seinen auf weit entlegenen Pfarreien, in einsamen Bergen und Walddörfern wohnenden Priestern nicht die einzige Freude des Lebens und die einzige Schutzwehr gegen arge Vergehungen entzogen haben. Liemar war ein Widersacher Gregors, weil er seit seiner Suspension mit diesem gespannt war, und weil er wahrscheinlich keine Möglichkeit sah, die Sache zur Ausführung zu bringen; denn die Sitte des Heiratens war unter der Geistlichkeit seines Sprengels so allgemein herrschend, daß die Unverheirateten die Ausnahme bildeten. Diese drei Bischöfe redeten auf den Synoden zum Teil geradezu gegen Gregors Gesetz, zum Teil schlugen sie Aufschub vor; allein vergebens. Das bethörte Volk, von Mönchen erhitzt, glaubte, nur ein unverheirateter Priester sei rein. Die Großen waren gegen das hier und da mißbräuchlich eingetretene Vererben der geistlichen Pfründen. Die Mönche grollten den Weltgeistlichen, welche über ihre Sittenlosigkeit eiferten und auf Erneuerung der alten Ordensregeln drangen, und vergalten ihnen jetzt Gleiches mit Gleichem. Die Priester selbst hatten auf den Synoden keine Stimme; die wenigen Bischöfe aber, die sich ihrer Geistlichen annahmen, wurden von den vielen Äbten, welche auf den Konzilien zugelassen waren, überstimmt; von den beiden bedeutendsten Bischöfen Deutschlands endlich war der eine, Liemar, als Freund Heinrichs verhaßt, und der andere, Siegfried, hatte nicht Mut und Aufrichtigkeit genug, die Sache gegen den Papst zu verteidigen. So ging allmählich Gregors Wille durch. Schwerer hielt es dagegen mit der Erweiterung, welche Gregor den Geboten gegen die Simonie gab. Er untersagte nämlich 1075 die sogenannte Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab durch den weltlichen Lehnsherrn oder mit anderen Worten die

Vergebung der geistlichen Stellen durch Weltliche. Durch diesen Schritt regte er die ganze weltliche Macht gegen sich auf, er gab aber bis zu seinem Tod auch hierin nicht nach und machte es seinen Nachfolgern möglich, die Sache endlich im wesentlichen zu stande zu bringen. Gregor warf sich dadurch, daß er mit unerschütterlicher Festigkeit auf seinen Forderungen bestand, recht eigentlich zum Gebieter der Welt auf. Er strauchelte aber auf der schwindelnden Höhe, die er erreicht hatte; denn er ward herrschsüchtig und erbitterte dadurch sowie durch seine Heftigkeit viele seiner bisherigen Freunde gegen sich. Doch blieb sein Leben rein, wie es immer gewesen war; das gestehen auch seine ärgsten Feinde zu, und die Lüge, daß seine Vertraulichkeit mit Mathilde von Tuscien in späterer Zeit zu einem verbotenen Umgang geworden sei, ist ebenso elend ersonnen als lächerlich. Übrigens haben sich unter dem Titel „Diktate des Papstes" 27 Artikel erhalten, in welchen Gregors System in deutlichen, übersichtlich angeordneten Sätzen der Welt dargestellt und der Begriff von päpstlicher Machtvollkommenheit bis aufs Äußerste gesteigert ist. Die Quintessenz seiner Ideen ist in dem berühmten, oft wiederholten Satze enthalten: „Die Welt wird gelenkt durch ein größeres Licht, die Sonne, und ein kleineres, den Mond. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist."

Die Staatsklugheit Gregors ward für niemand verderblicher, als für den deutschen König Heinrich IV. Dieser war thöricht genug gewesen, vom Papst eine Unterstützung seiner Pläne zu hoffen; Gregor, der durch seine Legaten die Lage Deutschlands hatte auskundschaften lassen, trat mit den sächsischen Bischöfen in genaue Verbindung und schloß sich insgeheim an Rudolf, Welf und Berthold an, welche aus Selbstsucht die königliche Obergewalt anfeindeten und dabei Heinrichs Übermut zu fürchten hatten. Auf diese Verbindung trotzend, entließ Gregor drei deutsche Gesandte, die noch bei ihm verweilten, zurück an den König mit einem Schreiben, worin er ihm Vorwürfe darüber machte, daß er nach wie vor mit Gebannten Umgang habe, geistliche Stellen besetze, und daß überhaupt seine Thaten so wenig mit seinen ehrfurchtsvollen Zusicherungen übereinstimmen; er erinnert ihn sogar daran, wie Gott einstens den stolzen Saul verworfen und den demütigen David berufen habe. Mündlich ließ er ihm durch dieselben Gesandten noch vermelden, daß er sich genötigt sehen werde, ihn, wenn er diese Ermahnungen nicht beherzige, zu exkommunizieren und zwar schon in der nächsten, um die Fastenzeit in Rom abzuhaltenden Synode. Durch den Brief sowohl wie durch die mündlichen Aufträge, die um Neujahr 1076 zu Goslar an ihn gelangten, ward der junge, heftige

König zum Äußersten getrieben. Er wies die Abgesandten mit Hohn von sich und berief seine Bischöfe zu einer Beratung über die Anmaßung des Papstes nach Worms. Hätte er dies gethan, um mit der Geistlichkeit zu überlegen, wie man die Unabhängigkeit der deutschen Krone und der deutschen Kirche in so drohender Gefahr retten könne, so würde man seinen Schritt begreiflich und lobenswert finden; er hatte aber dabei keine andere Absicht, als über das ganze Betragen des Papstes eine Untersuchung anzustellen, und dies war ebenso unklug, als widerrechtlich und gewagt. Ganz abgesehen davon, daß Heinrichs Recht, die volle Gewalt eines Königs von Italien auszuüben, wegen noch nicht stattgehabter Krönung und Huldigung bestritten werden konnte, brauchte Gregor noch aus vielen anderen Gründen den von Heinrich bestellten Gerichtshof nicht anzuerkennen. Heinrich scheint übrigens das erstere durchaus nicht beachtet zu haben; denn er verfuhr gerade in Italien bei der Besetzung der Bistümer am ärgsten, er lachte des Versprechens, welches er früher dem Papste gegeben hatte, ernannte den Priester Thedald, obgleich Gregor mit allen seinen Anhängern denselben verworfen hatte, zum Erzbischof von Mailand und besetzte sogar nahe am römischen Gebiete die Bistümer von Fermo und Spoleto, ohne den Papst zu fragen. Das letztere war freilich zugleich das Klügste, was Heinrich thun konnte; denn Gregor hatte nicht nur in Rom Feinde, weil er dort eine Polizei einzuführen suchte, sondern er war auch in Italien überhaupt verhaßt, weil er unter den entarteten Geistlichen des Landes Ordnung halten wollte. In und um Rom waren nämlich seit den Tagen Gregors VI. und seiner Gegenpäpste Mißbräuche eingerissen, welche alle Ruhe und Sicherheit aufgehoben hatten. Man hatte in der Stadt selbst Türme oder Burgen angelegt, und da es der Regierung unmöglich war, diese Schlupfwinkel zu zerstören, so war alles der Willkür und Habsucht einiger wenigen Gewalthaber preisgegeben. Cencius, einer dieser Räuber, erlaubte sich sogar zu Ende des Jahres 1075 einen unerhörten Streich gegen den Papst selbst. Um nämlich von Gregor ein Versprechen der Unverletzlichkeit zu erhalten, beschloß er, den Augenblick, wo derselbe, auf seine geistliche Majestät und auf die Feier des Weihnachtsfestes vertrauend, ohne Wache in der Kirche Maria Maggiore war, zu benutzen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Er überfiel ihn mit seinen Scharen während des Abendmahls, ließ ihn am Altare selbst niederreißen, festnehmen und in einen Turm werfen. Die Frevelthat ward schon am nächsten Morgen gerächt: das erbitterte Volk stürmte die Burg des Räubers und befreite den Papst. Dies geschah, während jene drei Gesandten Gregors an König Heinrich unterwegs waren. Cencius floh mit seinem Anhange erst nach einem festen Schloß in der Cam-

pagna, später zu dem Erzbischof Wibert von Ravenna, der, wie fast alle lombardischen Geistlichen, sich dem Papste Gregor und seinen Plänen widersetzte und das eigentliche Haupt seiner Feinde in Oberitalien war.

In Worms ward von den deutschen Bischöfen wirklich Gericht über Gregor gehalten und auf alle möglichen erdichteten Beschuldigungen hin ein Mann abgesetzt, den man nicht einmal vorzuladen das Recht hatte. Das Dekret der Wormser Synode war in überaus heftigen und schmähenden Ausdrücken abgefaßt; der vom König beigefügte Brief trug die Aufschrift: „Heinrich, König nicht durch Anmaßung, sondern durch göttliche Bestimmung an Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch." In dem Schreiben selbst heißt es: „Dieweil du Gott nicht fürchtest, ehrest du auch nicht mich, seinen Gesalbten;" und am Schlusse: „Steige herab vom Apostelsitz, den du dir anmaßest, daß ihn ein anderer einnehme, der nicht Gewaltthat unter der Hülle der Religion verdeckt, sondern Petrus' reine Lehre verkündigt." Dekret und Brief wurden durch eigene Gesandte zuerst an die lombardischen Bischöfe, und, nachdem diese in einer Synode zu Piacenza dem Beschluß beigetreten waren, von einem italienischen Priester, Roland von Parma, nach Rom gebracht. Gregor, welcher in dieser Absetzungsurkunde mit vollem Rechte nur die Äußerung eines ohnmächtigen Zornes erkannte, betrug sich anfangs mit Würde. Als ihn aber nachher seine Heftigkeit übereilte, ließ er sich von ihr so weit fortreißen, daß er auch schlechte Mittel nicht verschmähte, um seinen Feind zu stürzen. Er regte Bischöfe und Fürsten gegen König und Volk auf; er zerbrach, um mit den Worten der Bibel zu reden, das geknickte Rohr vollends und löschte den nur noch glimmenden Docht ganz aus, statt, wie sein Herr und Meister geboten, das niedergebeugte Rohr wieder aufzurichten und der erlöschenden Flamme neue Nahrung zu geben. Er wird darum auch unter die Feinde der Menschheit gezählt. Er hatte, als Roland von Parma mit noch einem Abgesandten von Worms und Piacenza bei ihm erschienen, gerade seine Anhänger zu einem Konzil im Lateran versammelt. Roland erlaubte sich, angesichts der Versammlung im Namen der Synoden von Worms und Piacenza die Absetzung Gregors zu verkündigen und denselben als einen reißenden Wolf zu bezeichnen. Hier würde der kecke Bote allerdings unter den Wutausbrüchen der anwesenden Geistlichen und Weltlichen sein Leben verloren haben, wenn der Papst ihn nicht in Schutz genommen hätte. Erst in einer zweiten Sitzung ließ er die Dekrete vorlesen und vergalt nun mit Hilfe dieser Synode, die ihm unbedingt zur Seite stand, dem deutschen Könige Gleiches mit Gleichem. Jetzt wurden nicht mehr bloß Heinrichs Freunde verflucht, die Gregor schon früher aus

der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen hatte, nicht bloß der Erzbischof von Mainz, das Haupt der deutschen Geistlichkeit, exkommuniziert und alle Bischöfe, welche dem Wormser Beschlusse zugestimmt und nicht ihre Reue bezeigt hatten, mit dem Banne belegt oder abgesetzt, sondern auch der König selbst von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und seiner königlichen Würde verlustig erklärt; ja, es wurden sogar, was auch damals unerhört schien, alle die, welche ihm als Unterthanen gehuldigt hatten, von ihrem Eide entbunden, weil dies den Absichten Gregors diente und für die Unzufriedenen im Reich ein Signal sein sollte. Der Bann selbst wurde in einer Versammlung verlesen, welcher Agnes, des Königs Mutter, beiwohnte. Damit die Sache ihre Wirkung nicht verfehle, ward sie in vielen, öffentlich durch Legaten und heimlich durch Briefe verkündigten Botschaften den auf einen Vorwand zum Abfall harrenden Gegnern Heinrichs in Deutschland kundgethan; und mit schlauer Gewandtheit wurden diese Legaten mit der Vollmacht versehen, jeden wegen der Simonie oder wegen anderer Vergehen mit dem Banne belegten Geistlichen loszusprechen, sobald er den König aufgebe und auf die Seite seiner Gegner trete.

Der Ausspruch des Papstes und das Dekret Heinrichs, welcher gleich nachher durch den Bischof von Utrecht noch einen erneuten Bannfluch gegen Gregor vorbereiten ließ, wurden in den verschiedenen Gegenden des Reiches je nach der herrschenden Stimmung verschieden aufgenommen. In Italien, wo der Papst verhaßt war, hatten die Lombarden bereits Heinrichs Ausspruch anerkannt. In Deutschland dagegen erhoben sich sogleich die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnten und kamen überein, sich des Königs zu entledigen; auch die meisten anderen weltlichen und geistlichen Großen wandten sich dahin, wo die mächtigsten Fürsten den Ausschlag gaben. Selbst Otto von Nordheim, welchem Heinrich sein Vertrauen geschenkt und dem er die Verwaltung von Sachsen übertragen hatte, gesellte sich zu seinen Feinden. Man würde übrigens sehr irren, wenn man glaubte, daß es den Menschen jener Zeit an einem richtigen und reinen Begriffe vom Kirchenbanne gefehlt und daß man das Unsinnige einer Lösung des Eides der Treue durch einen erbosten Geistlichen nicht eingesehen habe; nein, es war den Gegnern Heinrichs nur um einen Vorwand zur Empörung, gleichviel welchen, zu thun, und wie sie den Anlaß benutzten, den ihnen der Papst gab, so hätten sie sich auch jedes anderen Vorwandes bedient. Wir haben dafür das Zeugnis eines edlen und würdigen Gelehrten jener Zeit, Wenrichs von Trier, der sich über Gregors Verfahren klar, bestimmt und ruhig ausspricht und, nachdem er von dem Hauptgegner Heinrichs in Deutschland, Rudolf von Schwaben, gezeigt, daß derselbe keine besseren Sitten als Heinrich hatte, mit folgenden

Worten fortfährt: „Es giebt auch noch andere, die sich durch Blut den Weg zum Throne gebahnt, ihr Haupt mit einem blutbefleckten Diademe geschmückt, ihre Herrschaft durch Mord, Raub und Hinrichtungen befestigt haben, sowie manche andere, welche ihre Anverwandten, die zugleich ihre Herren waren, getötet haben, um die Güter derselben an sich reißen zu können. Diese alle werden Freunde des Papstes genannt, mit seinem Segen geehrt und von ihm als sieggekrönte Fürsten begrüßt. Heinrich dagegen wird, weil er seine von Vater und Großvater ererbte Herrschaft zu behaupten entschlossen ist, ein Bösewicht genannt, ungehört verdammt und mit dem Banne belegt. Aber wenn er auch noch so gottlos und schlecht sein mag, wenn ihm auch noch Ärgeres vom Papste vorgeworfen werden könnte, darf ich deshalb den ihm geleisteten Eid brechen und, weil er böse ist, selbst als Eidbrüchiger wissentlich die ewige Verdammnis auf mich laden? Nein, ich darf es weder, noch thue ich es; denn ich habe in den heiligen Schriften gelesen, daß die heiligen Väter und die gepriesenen Bekenner und Verehrer Gottes Schlechten und Gottlosen nicht nur Eide geleistet, sondern auch mit der größten Gewissenhaftigkeit gehalten haben."

Schlimm war es für Heinrich, daß sein mächtigster und klügster Anhänger, Gottfried der Buckelige, Herzog von Lothringen und Gemahl der „großen Gräfin" Mathilde, um diese Zeit in Friesland ermordet wurde; sein Neffe, der später so berühmte Gottfried von Bouillon, der übrigens dem König ebenfalls zugethan blieb, erhielt einen Teil des Landes, doch erst 1089 die Herzogswürde. Diese übergab Heinrich vorläufig seinem zweijährigen Sohne. Beim Volke machte es auch Eindruck, daß der Bischof Wilhelm von Utrecht starb, bevor sich die neue Synode zu Worms versammelte, auf der ihm eine hervorragende Rolle zugedacht war. Die Synode war schwach besucht und wirkungslos; dagegen traten deutsche Fürsten und Bischöfe erst von Ulm aus mit Gregor in Unterhandlung und kamen dann in Tribur zusammen, um über das Schicksal Heinrichs zu entscheiden, der ihnen gegenüber auf der anderen Seite des Rheins, in Oppenheim, seine Anhänger versammelte. Sie waren um so eher geneigt, den König aufzuopfern, da der Papst ihnen dies als eine Gelegenheit, alle ihre Schuld auf Heinrich zu wälzen, zu erkennen gab. Ließ doch Gregor ihnen durch seine Legaten erklären, daß er mit Ausnahme des Königs allen Verstoßenen Gnade gewähren wolle, wenn sie auf Seite des Papstes treten wollten! Heinrich stand fast allein; die meisten Fürsten hatten ihn verlassen. Jetzt hätte er die Größe des Geistes, die man später an ihm nicht vermißt, entfalten sollen; er verzagte aber und fügte sich den Befehlen seiner Unterthanen. Die versammelten Fürsten faßten den Beschluß, es solle dem König ein Jahr Zeit gelassen werden, um sich mit

dem Papste zu versöhnen; dieses Jahr wurde aber nicht vom Tage dieser Verhandlung in Tribur, Ende Oktober 1076, sondern vom Tage der Exkommunikation, also von Ende Februar desselben Jahres an, gerechnet; es hieß daher, der Papst solle auf einem schon am 2. Februar, also nach nicht ganz vier Monaten, in Augsburg zu haltenden Reichstage die Klagen gegen den König anhören und dann als Richter entscheiden; wenn Heinrich von ihm nicht freigesprochen werde, so verliere er allen Anspruch an die Krone; bis zur Entscheidung darüber aber müsse er sich der Regierungsgeschäfte enthalten und in Speier als Privatmann leben. Der ganze Beschluß hatte keinen anderen Zweck, als den König auf eine solche Weise zu stürzen, daß dabei der Schein gewahrt werde. Heinrich, der in seiner Schwäche auf alles einging, konnte sich darüber unmöglich täuschen. Nichts von allem mußte er aber mehr fürchten, als den Reichstag zu Augsburg; denn hier waren die unversöhnlichen Sachsen sowie Rudolf und dessen Spießgesellen, welche, einmal treulos, nie mehr wahre Freunde werden konnten, nicht bloß seine Ankläger, sondern auch seine Richter. Er sah dies ein, und da nicht der Reichstag, sondern die päpstliche Absolution die Grundbedingung war, so faßte er vor allem anderen die letztere ins Auge. Er hoffte sie von Gregor zu erhalten und war sogar entschlossen, sie durch jede Art von Unterwürfigkeit und Demut in gewissem Sinne zu erzwingen; denn er sah dies als ein kleines Opfer an im Vergleich zu dem Triumph, den es seinen Feinden bereitet hätte, unter Vorsitz des Papstes über ihn Gericht zu halten. Er eilte darum ohne kaiserliches Gefolge mitten im Winter nach Italien. Da die treulosen Herzöge alle deutschen Pässe verlegt hatten, so mußte er den Umweg durch die Franche Comté und Savoyen einschlagen. Er war nur von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohn und einem gemeinen Diener begleitet; denn er hatte sich, um die Kosten der Reise herbeizuschaffen, vergebens an viele gewandt, die er einst mit Wohlthaten überhäuft hatte, und also die traurige Erfahrung gemacht, wie das Unglück die Menschen zurückscheucht, und wie auch Könige verlassen werden, sobald sie dem Haufen nichts mehr schenken können. Selbst seine reich begüterte Schwiegermutter, die verwitwete Markgräfin Adelheid von Susa, und ihr Sohn Amadeus empfingen ihn zwar äußerlich mit Ehren, dachten aber niedrig genug, sich von dem hartbedrängten Freund und Verwandten die Erlaubnis zum Durchgange durch ihre Pässe mit der Abtretung eines Landstriches abkaufen zu lassen.

Gregor hatte, als ihm der von seinen deutschen Freunden gefaßte Beschluß zugekommen war, sogleich die Reise nach Deutschland angetreten und war schon im Norden der Apenninen angekommen, als Heinrich nach einer überaus beschwerlichen und gefahrvollen Winterreise

über die Eisflächen des Mont Cenis, auf welcher ihn seine treue Gemahlin Bertha begleitete, unvermutet in Italien erschien und die Lombarden sich sogleich in großen Scharen um ihn sammelten. Da die deutschen Fürsten keine Hilfe geschickt hatten, um den Papst durch die feindselige Lombardei zu geleiten, so suchte er schnell bei seiner Freundin, Mathilde von Tuscien, Schutz und begab sich nach Canossa, jener festen Burg derselben, wo drei Ringmauern außer dem Wohnpalast noch eine Kirche und ein Kloster umschlossen. Hier erwartete er nichts weniger, als daß Heinrich ihn demütig um Absolution bitten werde. Dieser hatte aber zu gewaltsamen Mitteln kein Vertrauen mehr, und statt sich an die Spitze der Lombarden zu stellen und den Papst mit den Waffen anzugreifen, ließ er die mit ihm verwandte Gräfin Mathilde, seine Schwiegermutter Adelheid, ihren Sohn Amadeus, ferner seinen Taufpaten, den Abt Hugo von Clugny, und den Markgrafen Azzo von Este, welche alle bei dem Papst in großem Ansehen standen, um ihre Vermittlung bitten. Gregor war eigentlich entschlossen, seinen deutschen Verbündeten Wort zu halten und seine Sache zu der ihrigen zu machen; auch konnte er, tödlich mit Heinrich entzweit, nur dadurch zu seinem Ziele gelangen; allein diejenigen, die sich jetzt für den König verwandten, waren lauter Leute, welche Gregor nicht entbehren konnte. Sie begaben sich zu ihm und baten dringend, dem Gesuche Heinrichs, der die Lösung vom Bann um jeden Preis zu erhalten wünschte, zu willfahren. Die Gründe der Staatsklugheit, die dem entgegenstanden, konnte ihnen Gregor nicht mitteilen, die Weigerung an sich aber wäre unbarmherzig gewesen und hätte eine feindselige Stimmung gezeigt, wie sie der Statthalter Christi nicht haben sollte; was blieb daher dem Papst anders übrig, als alle Bedingungen so zu stellen, daß, wie es schien, selbst ein geringerer Mann, als Heinrich, sie unmöglich eingehen konnte? Dieser jedoch, von der Überzeugung geleitet, daß zunächst auf die Aufhebung des Bannes alles ankomme, suchte nur die Absolution zu erhalten und war ganz unbedenklich über die Art, sie zu erhalten. So kam es dann am 25. Januar 1077 zu der schmählichen Scene in Canossa. Der Papst hatte verlangt, daß der König sich einer harten Buße unterwerfe, um seine Schuld gegen das Oberhaupt der Kirche zu sühnen, und Heinrich ward, um dies zu vollbringen, in die mit einer dreifachen Mauer umgebene Burg Canossa geführt. Hier stand er zwischen der zweiten und dritten Mauer ohne Gefolge und ohne königlichen Schmuck, im Büßerhemd und mit nackten Füßen in grimmiger Kälte drei Tage hintereinander vom Morgen bis zum Abend, ohne Speise zu sich zu nehmen, und flehte unter Thränen um die Absolution des Papstes. Dieser ließ ihn, obschon in seiner Umgebung Tadel über seine „tyrannische Grausamkeit“ laut wurde,

erst am vierten Tage samt einigen anderen, die auf Absolution harrten, vor sich kommen und erteilte sie ihm auf dringendes Bitten der Gräfin Mathilde und nachdem der Abt von Clugny nebst einigen anderen Geistlichen und Fürsten Bürgschaft für Heinrich geleistet hatten. Er gab sie aber nur unvollkommen und auf Schrauben gestellt. Heinrich sollte an einem vom Papste zu bestimmenden Zeitpunkte nach dessen Entscheidung den Forderungen der Fürsten Rechnung tragen; auch sollte er dem Papst oder seinem Stellvertreter auf der Reise nach Deutschland Sicherheit und Beistand leisten. Nach der Erzählung des Geschichtschreibers Lambert hätte er auch noch versprechen müssen, bis zum Austrag der Sache den königlichen Schmuck nicht anzulegen, keine Regentenhandlung zu verrichten und alle, welche ihm Treue geschworen hatten, ihres Eides entbunden zu halten; würde ferner der Papst ihm die Krone wieder verleihen, so sollte er ihm zur Begründung der kirchlichen Ordnung im Reiche mit allen Kräften behilflich sein; endlich sollte er, wenn er auch nur einer einzigen dieser Vorschriften zuwider handle, für überwiesen erklärt, die Aufhebung des Bannes ungültig und die Fürsten zu einer neuen Königswahl berechtigt sein.

Einen ganz anderen Ausgang des Zwistes hatten die italienischen Bischöfe, mit Ausnahme der eigentlich römischen Geistlichkeit und einiger wenigen anderen, gewünscht und erwartet; denn ihr Nutzen war von dem der deutschen Fürsten sehr verschieden. Die letzteren wollten lieber dem entfernten Papst, als dem nahen Landesherrn gehorchen, die Italiener dagegen lieber einem weit entfernten weltlichen Gebieter, der sie im Notfall gegen die wilden Grafen und Herren schützen konnte, als dem nahen Lenker der Kirche, welcher viel verlangte und des Schutzes der Waffen für sich selbst bedurfte. Die beiden erbittertsten Gegner Gregors in Italien waren der Erzbischof Wibert von Ravenna und der Erzbischof Thedald von Mailand, die angesehensten Geistlichen des Landes, deren Vorgänger dem römischen Stuhle lange den Rang streitig gemacht hatten. Schon um dieser beiden Bischöfe willen hätte Gregor für sich selbst eine bewaffnete Unterstützung nötig gehabt; denn Wibert von Ravenna war das eigentliche Haupt seiner Gegner in Italien, und die mailändische Kirche hatte schon vor einem Jahrzehnt mit der römischen völlig gebrochen. In Italien waren nämlich in der letzten Zeit eifernde Frömmler, die oben genannten Patarener, aufgetreten, welche allerdings unter den damaligen Verhältnissen eifrige Verbündete der Cluniacenser und der strengen Kirchenreform waren, doch aber manichäischen Grundsätzen nicht fern standen, indem sie den Leib zu ertöten befahlen, weil er vom Teufel und aus seinem Reiche sei. Sie predigten gegen die Laster der Geistlichkeit und verlangten von den Dienern des Altars übermenschliche Reinheit. Da diese

Fanatiker in dem mailändischen Sprengel immer mehr Anhang erhielten, so mußte man ihnen dort einigermaßen nachgeben, und es war daher nicht gerade nachteilig, daß ein begeisterter, wiewohl zu heftiger Priester in Mailand, Arialb, schon vor der Einführung des Cölibats durch Gregor gegen die Priesterehe auftrat (um 1062). Er geriet darüber in Zwist mit seinem Erzbischof, Guido oder Wido, aber der Papst Alexander II. nahm sich seiner an und schickte nicht nur die beiden ärgsten Gegner der Priesterehe, Hildebrand und Anselm von Lucca, nach Mailand, sondern erteilte auch dem bedeutendsten Manne von Arialds Partei, Erlembald, eine gegen Wido gerichtete Bannbulle. Es kam hierauf in Mailand bald zu einem förmlichen Kriege zwischen den Parteien; das Blut floß in Strömen, und Arialb ward von seinen wütenden Gegnern grausam gemordet. Unter diesen Umständen hielt es Guido, welcher bereits hoch in Jahren war, für geraten, einem jüngeren Manne den Platz zu räumen. Er überließ 1068 die erzbischöfliche Würde einem ihm befreundeten Geistlichen, Gottfried, und dieser erlangte durch Fürsprache und wohl auch für Geld vom deutschen Könige die Bestätigung. Erlembald und seine Partei ernannten aber einige Jahre später, ohne die Rechte der mailändischen Kirche zu achten, einen jungen Mann, Atto, zum Erzbischof. Die erbitterten Geistlichen und Bürger mißhandelten und verjagten zwar den letzteren, Gregor bestätigte ihn aber, und Erlembald bot seine ganze Macht auf, um ihn den Mailändern mit Waffengewalt aufzudringen. Es schädigte den Vorteil der Partei, daß ein großer Teil der Stadt bei Gelegenheit einer Feuersbrunst in Flammen aufging: man glaubte darin Gottes strafenden Finger zu erkennen; so ward Erlembald selbst endlich (1075) erschlagen. Die Mailänder wandten sich hierauf an den deutschen König. Dieser wollte weder den vom Papste verworfenen Gottfried bestätigen, noch auch den von Erlembald ernannten und von Gregor begünstigten Atto anerkennen; er ließ daher durch die Mailänder einen neuen Erzbischof, den mehrerwähnten Thedald, ernennen und erteilte ihm die königliche Bestätigung. Dies war neun Monate vor dem Fürstentage zu Tribur geschehen, und Thedald stand, wie Wibert von Ravenna, mit Gregor in offenem Krieg, als der von seinen Fürsten verratene König in Italien erschien.

Heinrichs scheinbar feige Demütigung vor dem Papste rief in der Lombardei eine allgemeine Erbitterung gegen ihn hervor. Besonders waren Thedald, Wibert und die anderen Bischöfe über ihn aufgebracht. Die Städte empfingen ihn teils gleichgültig und kalt, teils verschlossen sie ihm geradezu ihre Thore; die Mailänder aber ließen ihren neuen Bischof im Stich und fügten sich dem Papste. Bald änderte sich jedoch die Scene. Gregor erließ gleich nach dem Auftritt in Canossa ein

Schreiben an seine deutschen Freunde, welches hinreichend beweist, daß es ihm mit der Aussöhnung nicht Ernst war; Heinrich aber sah seinen Fehler ein, fühlte jetzt erst, welche Schmach er auf sich geladen habe, und erhielt, da auch seine Getreuen aus Deutschland sich nach und nach um ihn sammelten, wieder Mut. Er trat offen als Gegner des Papstes auf, verhaftete die von demselben nach Mailand abgeordneten Legaten und hätte ihn vielleicht selbst nebst der Mathilde aufgehoben, wenn Gregor sich nicht nach Rom begeben hätte. Schon hatte er nach uralter Sitte das lombardische Volk zu einer Versammlung auf den Ronkalischen Feldern am Po berufen, als er genötigt wurde, nach Deutschland zurückzueilen, wobei ihn viele angesehene Lombarden bis Verona geleiteten (April 1077). In Deutschland hatten nämlich die Unzufriedenen nicht so bald erfahren, was in Canossa vorgefallen sei, als sie schon im Februar eine Versammlung zu Ulm hielten und daselbst übereinkamen, daß man nun das Äußerste wagen müsse. Zugleich beraumten sie eine neue, zahlreichere Versammlung zu Forchheim an der Regnitz an und luden auch den Papst dahin ein. Daß dieser nicht kam, dafür sorgte Heinrich. Auch die eigentliche Absicht seiner Gegner in Deutschland war nicht so leicht durchzusetzen, als dieselben dachten. Die größeren Fürsten hatten zwar Heinrichs Absetzung schon längst beschlossen; vom Klerus aber willigte, ungeachtet der elende und schwache Siegfried von Mainz mit dem Beispiele des Abfalls voranging, nur ein kleiner Teil der Bischöfe in den Schritt der großen Herren ein, die niedere Geistlichkeit dagegen samt dem Volke verließ ihren König nicht. Auch die kleineren Herren, welche durch Heinrich nie beleidigt worden waren, hielten an ihm. Sie sahen in Heinrich ihren Schützer, in den großen Herren dagegen, die er gekränkt hatte, ihre eigenen Feinde. Natürlich wurden diese alle nicht gehört, der Thron von der Versammlung zu Forchheim für erledigt erklärt und Rudolf von Schwaben am 15. März 1077 zum König erwählt, wobei er jedoch versprechen mußte, nie auf Erblichkeit der Krone Anspruch zu machen. Das Volk indessen, das, wenn es sich selbst überlassen bleibt und nicht irre geleitet wird, das Gefühl des Rechtes stets bewahrt, zeigte sogleich deutlich, wie es darüber denke. Als Siegfried seinen neuen König in Mainz krönte, fielen die Bürger der Stadt über des letzteren Leute her, und es entstand ein förmlicher Kampf, in welchem über hundert Bürger das Leben verloren. Auch die Wormser wollten nichts von Rudolf wissen; sie verjagten ihren Bischof, weil er zur Partei desselben gehörte, und verschlossen ihm selbst die Thore ihrer Stadt. Ebenso ward der Bischof von Würzburg aus seiner Stadt vertrieben. Selbst in Schwaben, wo doch Rudolf den größten Anhang hatte, erhob man sich gegen ihn. Dieser befand sich daher, als Heinrich

nach Deutschland zurückkam, in einer bedenklichen Lage. Dem letzteren fehlte es für die bevorstehenden Kämpfe auch an Geldmitteln nicht, womit unter anderen die Juden, gegen die er sich duldsam bewies, ihn unterstützten. Gleichwohl hörte das Unglück nicht auf, seinen Gegner zu verfolgen; Heinrich reifte aber im Druck und unter Widerwärtigkeiten und ward durch das Mißgeschick kräftiger. Er wäre wahrhaft groß und preiswürdig geworden, wenn er die unverbrüchliche Treue, den hohen Sinn und die mit Bewußtsein und Einsicht verbundene Liebe eines Ulrich von Kosheim, Eberhard von Nellenburg, Hartmann, eines Liemar von Bremen, eines Udo von Trier, der beiden Burkard, eines Dietrich von Verdun und jener wenigen anderen, deren Namen die undankbare Mitwelt in Vergessenheit sinken ließ, hätte belohnen können oder belohnen wollen. Die Nation wird stets den Aberglauben beklagen und verwünschen, der in einem Zeitalter, wo nur Pfaffen schreiben konnten, bewirkt hat, daß dieser Edlen hoher Sinn, ihre Treue gegen den König und Freund und ihre in Elend und Armut, in Ketten und Bann und selbst im Tode bewiesene unwandelbare Anhänglichkeit an die Sache des Vaterlandes, der Vernunft und des Rechtes nicht allein nicht nach Verdienst geehrt und gepriesen, sondern vielmehr vom Geifer elender Pfaffen beträufelt worden ist! Eines ewigen Namens und unsterblichen Ruhmes wert, wären sie von Griechen und Römern in Liedern und Reden patriotisch gepriesen und ihr Andenken als das der würdigsten Helden der Nation uns und unseren Enkeln bewahrt worden.

Heinrich, der seinen Anhängern in Italien seinen jungen Sohn Konrad als Geisel und Vereinigungspunkt zurückgelassen hatte, eilte durch die Pässe von Kärnten nach Bayern, zog hier den Herzog Wratislaw II. von Böhmen mit seinen rohen Völkern an sich und brachte bald ein bedeutendes Heer zusammen, welches schnell durch den Übertritt vieler Anhänger Rudolfs vermehrt wurde. Den nun entstehenden Kampf benutzte der Herzog Boleslaw II. von Polen, um dem Reich zum Trotz den Königstitel anzunehmen. Rudolf mußte vor seinem Gegner weichen, sein Herzogtum Schwaben wurde von den einbrechenden Böhmen schrecklich mißhandelt, und seine Anhänger fingen an, das Vertrauen in ihre Sache zu verlieren; auf einem Fürstentag in Ulm erschien Heinrich wieder feierlich mit der Krone geschmückt. Der Papst selbst änderte, über des Königs Glück bestürzt, seine Politik und vermehrte dadurch das Schwanken der Gegner desselben. Er nahm nämlich seine Stellung zwischen den Parteien, erklärte sich weder für noch gegen Rudolfs Wahl und zauderte sogar, den Bannfluch gegen Heinrich zu erneuen. Er bediente sich dabei einer echt italienischen List; denn während der Patriarch von Aquileja auf jener von Heinrich in

Ulm gehaltenen Versammlung vorgebliche Briefe Gregors zeigte, vermöge deren er die Lossprechung des Königs ankündigen sollte, hatte der zu den Sachsen gesandte Legat Bernhard in Goslar den Bann förmlich erneut und Rudolfs Wahl gebilligt, so daß also der Papst, je nach den Umständen, den einen oder den anderen seiner Vertreter beschuldigen konnte, seinen Auftrag überschritten zu haben. In ebendem Sinne und nach jeder Seite hin zu gebrauchen waren auch die Erklärungen, die er notgedrungen geben mußte. Er hütete sich wohl, einen bestimmten Ausspruch zu thun, und erneute auf einer in Rom gehaltenen Synode (1078) den Bannfluch gegen Heinrich nicht, sondern erließ ihn in allgemeinen Ausdrücken gegen jeden, der die Aussöhnung des geistlichen und weltlichen Oberhauptes hindern und die Zusammenkunft des ersteren mit den Deutschen stören oder unmöglich machen werde. Mit einem solchen Verfahren reimte es sich wohl, daß Gregor die Bibel für ein gefährliches Buch hielt und die reine Moral des Evangeliums lieber unter die Bischofsmützen, Mönchskutten und Meßgewänder wollte versteckt haben, weil er sicher war, daß sie dort keinen Schaden thue. „Ich kann", antwortete er einst dem Herzog von Böhmen, als dieser ihn um Erlaubnis gebeten hatte, den Gottesdienst auch ferner in slawischer Sprache zu halten, „ich kann dein Gesuch durchaus nicht gewähren. Es hat nämlich dem Allmächtigen mit Recht gefallen, daß die heilige Schrift an manchen Stellen dunkel sei, weil sie, wenn sie allen klar und verständlich wäre, an Ansehen und Bedeutung verlieren und durch Mißverständnisse die weniger Fähigen in Irrtum führen würde. Man darf dagegen nicht als Entschuldigung und Rechtfertigung anführen, daß einige fromme Männer die Sache zugegeben und stillschweigend geduldet haben; denn die Kirche hat in ihrer Kindheit vieles zugelassen, was später, als das Christentum befestigt war und sich ausgebreitet hatte, infolge einer sorgfältigeren Prüfung verbessert worden ist".

Der gesunde Sinn des Volkes in Franken und am Rhein ließ sich durch pfäffische Spitzfindigkeit und Tücke nicht irre machen. Es sammelte sich um Heinrich, der zwar mit ungeübten Bürgern und Bauern dem trefflich gerüsteten und der Waffen gewohnten Gefolge Rudolfs und seiner Fürsten nicht gewachsen war, dafür aber nach Niederlagen immer mächtiger wieder hervorkam, weil die Leute, welche seine Sache als die ihrige ansahen, sogleich aufs neue zu ihm strömten. Die Grausamkeiten waren auf beiden Seiten so abscheulich, daß z. B. einst die Truppen Rudolfs zwölftausend Bauern, die ihnen am Neckar Widerstand geleistet, teils niedermetzelten, teils schrecklich verstümmelten. Besonders wurden die armen Wenden, welche in Sachsen und Franken zahlreich angesiedelt waren, als gute Beute angesehen. Sie hatten

bisher dem Könige gehört, und da sie sich unter seinem Rechte wohl fühlten, so stritten sie für ihn und leisteten ihm wesentliche Dienste. Der Adel und die höhere Geistlichkeit benutzten die Gelegenheit, um dem Landvolke den letzten Rest der Freiheit zu entreißen. Am besten befanden sich in dieser schrecklichen Zeit die sächsischen Großen, welche insgesamt aus der Verbannung zurückgekehrt waren. Sie waren Herren und Gebieter in ihrem Lande, fühlten von dem Jammer des Krieges, welcher Bayern, Franken, Schwaben und die Rheingegenden verödete, durchaus nichts und bemächtigten sich der Einkünfte der Bischöfe, welche zu Heinrich hielten.

Im ersten Jahre und im größten Teile des zweiten wechselte das Glück, bis sich Heinrich bei Melrichstadt im Würzburgischen in ein entscheidendes Treffen einließ (August 1078), nachdem er Rudolf mehrere Tage hingehalten hatte, so daß er sich eines Angriffes nicht versah. Heinrich selbst siegte auf seinem Flügel über das ihm gegenüberstehende Heer der Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Mainz, Würzburg und Worms, nahm Siegfried von Mainz und Adalbert von Worms sowie den päpstlichen Legaten Bernhard und den Oheim des Herzogs Magnus, Hermann, gefangen; allein Otto von Nordheim und der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen schlugen seine Truppen auf der entgegengesetzten Seite und entrissen ihm den Sieg wieder. Auch auf diese Schlacht folgten wieder die üblichen Greuel: man entblödete sich nicht, dem gefangenen Bischofe von Merseburg die Kleider auszuziehen und ihn dann laufen zu lassen; der Erzbischof von Magdeburg wurde totgeschlagen. Einen schweren Verlust erlitt Heinrich in dieser Schlacht durch den Tod seines treuen Eberhard von Nellenburg, der auf dem siegreichen Flügel gefallen war, und außerdem waren an demselben Tage die Bauern, die für ihn Partei ergriffen hatten, am Neckar niedergeworfen. Er verzagte jedoch, des Unglückes schon gewohnt, auch unter diesen Umständen nicht und erholte sich bald wieder von dem erlittenen Schlag. Überhaupt erfuhr er manche Gunst des Geschickes, das ihn nie ganz sinken ließ und ihn noch mehr erhoben haben würde, wenn er den vielen edlen Männern unter seinen Anhängern, besonders dem Dietrich von Verdun, dem würdigsten Bischofe seiner Zeit, mehr gefolgt wäre. Wie weit dieser treffliche Mann, den seine Zeitgenossen durch den Beinamen des Großen geehrt haben, über alle anderen hervorragte, mögen einige nähere Angaben zeigen. Dietrich erhob nie, auch aus Liebe zu seinem König und Freund nicht, seine Stimme für das Unrecht und wurde daher von allen Gegnern gescheut und geachtet. Er war im Anfange dieses Jahres, als niemand eine Botschaft an Gregor übernehmen wollte, mit Benno von Osnabrück zu der oben erwähnten Synode nach Rom gereist. Hier wagte keiner

Hand an ihn zu legen; im Gegenteil, Volk, Adel und Geistlichkeit wurden durch ihn, durch Wenrich und Engelbert von Trier sowie durch andere gelehrte, beredte und tugendhafte Geistliche so gestimmt, daß der Papst die allergelindesten Saiten aufspannte und sich auch nie mehr einfallen ließ, auf Dietrich, der weit außer dem Bereiche seines Bannes war, einen ohnmächtigen Blitz zu schleudern. Als Dietrich wieder heimgekehrt war, half er dem König in Straßburg und Köln Bischöfe bestellen, weil er dies recht fand, und verteidigte mit Entschiedenheit die freie Wahl derselben unter dem Einflusse des weltlichen Herrschers als ein Recht des Königs. Bald darauf starb der Erzbischof Udo von Trier; nun arbeitete Dietrich den Hildebrandischen Pfaffen in Deutschland, welche einen ihrer Freunde an dessen Stelle bringen wollten, mit Nachdruck entgegen und setzte den würdigen und gelehrten Engelbert, welchen Heinrich ernannt hatte, in Trier ein. Dies hinderte ihn aber nicht, noch in demselben Jahre, als Heinrich übel beraten in Utrecht Gregor wollte verfluchen lassen, mit seinen eigenen Feinden gegen ein solches Verfahren zu stimmen und sogar, als der König guten Rat verschmähte, sich heimlich zu entfernen, damit er nicht Zeuge oder Mithelfer sei, wenn Gottes Wort dem Hasse der Menschen diente. Nichtsdestoweniger lieh er dem Könige bald nachher wieder seine Feder, seine Stimme und seinen Degen für das Recht.

Heinrich suchte sich durch die Güter der aus Schwaben und Bayern vertriebenen Herzöge neue Freunde und Vasallen zu machen und die alten fester an sich zu knüpfen. Das Herzogtum Schwaben selbst erteilte er im Frühling 1079 an Friedrich, den tapferen Sohn des Friedrich von Büren, dessen Familie man nach ihrem Stammschlosse Staufen auf der gleichnamigen Höhe bei Göppingen mit dem Namen der Staufer oder Hohenstaufen benannt hat, und ward so der erste Gründer der Größe dieses berühmten Hauses. Unterdessen gingen die päpstlichen Gesandten hin und her und nahmen, wie sich einer der Gegner Heinrichs ausdrückt, nach der Art der Römer von beiden Teilen Geld. Gregor wurde, als die Dinge eine für Heinrich günstige Wendung zu nehmen schienen, immer behutsamer, und Rudolf klagte mit Recht laut, daß der Papst sich nicht bestimmt über ihn erklären wolle. Auch die Sachsen, bei denen der Legat Bernhard schon 1077 den König Heinrich aufs neue mit dem Banne belegt und Rudolf für den rechtmäßigen Beherrscher des Reichs erklärt hatte, waren äußerst aufgebracht, weil der Papst den Ausspruch seines Gesandten weder förmlich anerkannte, noch auch mißbilligte. Gregor ließ sich zu keiner bestimmten Erklärung bringen, bis endlich ein neuer Sieg Rudolfs ihn aus der Verlegenheit herausriß. Die Schlacht, in welcher Heinrich aufs neue besiegt ward, wurde im Januar 1080 bei Flarchheim unweit Mühlhausen in Thü-

ringen geliefert. Auch diesmal hatte Heinrich den Sieg bereits in Händen, als Otto von Nordheim, in dessen Anordnungen man stets eine bewundernswürdige Feldherrnkunst wahrnimmt, ihm denselben wieder entriß; er verlor sogar sein ganzes Gepäck. In dieser Schlacht wie schon früher stimmten Rudolfs Anhänger die Losung „Sankt Peter" als Feldgeschrei an. Gregor ward durch Rudolfs Sieg, von dem er höchst übertriebene Nachrichten erhielt, endlich zu einem entscheidenden Schritte bewogen, welcher jede Aussöhnung mit Heinrich unmöglich machte. Er erneuerte den Bann und die Absetzung Heinrichs, erklärte alle demselben geschworenen Eide für nichtig und soll sogar dem Gegenkönige Rudolf eine Krone geschickt haben, welche die stolze Umschrift trug: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho, d. i. Christus gab die Krone dem Petrus, Petrus aber dem Rudolf. Er machte also den armen Fischer Petrus, der sich am Himmelreich genügen ließ, das ihm der ewige König zum Lohne der Armut und des Duldens, nicht des Herrschens verheißen hatte, zum Verleiher irdischer Kronen. Aber der Gott der Christen ist kein Gott der Tyrannei, der geistlichen sowenig als der weltlichen. Das hatte Heinrich erfahren; das erfuhr auch Gregor. Heinrich hielt im Mai eine Synode zu Mainz, ließ den 1076 zu Worms gefaßten Beschluß der Absetzung Gregors erneuen, Manifeste und Schriften gegen diesen in den Kirchen verlesen und unter dem Volke verbreiten und endlich von 30 Bischöfen, welche zu einer Synode in Brixen versammelt wurden, Gregors alten Feind, den Erzbischof Wibert von Ravenna, als Clemens III. an seine Stelle erwählen (Juni 1080).

Von Brixen aus wollte Heinrich, wie es scheint, gegen Rom ziehen; aber die Fortschritte seiner Feinde in Deutschland wurden bedenklich. Er kehrte also nach Franken zurück und brachte dort so viele Leute zusammen, daß er schon zu Ende September in Sachsen einfallen konnte. Hier war er jedoch kaum erschienen, als er Fehler gegen die Kriegskunst machte, die durch keine Tapferkeit gutgemacht werden konnten. Er nahm bei Grona unweit Zeitz eine Stellung, in welcher er einen Sumpf und die Elster im Rücken hatte. Hier griffen ihn die Feinde unter der Führung Rudolfs und Ottos von Nordheim am 15. Oktober 1080 an. Ungeachtet seiner ungünstigen Stellung gewann er das Feld, mußte sich aber auch diesmal den Sieg durch Ottos überlegenes Talent wieder entreißen lassen. Otto hatte nämlich eingesehen, daß die Reiterei, in welche man zu jener Zeit allgemein die Hauptstärke setzte, einem guten Fußvolke auf die Dauer nie gewachsen ist. Er hatte deshalb, mit Rücksicht auf den Boden und auf die Nähe des Sumpfes, ein Fußvolk in Rüstung eingeübt und entschied mit demselben den Sieg zu Gunsten Rudolfs. Heinrich erlitt in dieser Schlacht

einen ungemein großen Verlust an Menschen, wie an kostbarem Gute, das den Sachsen in die Hände fiel; er wurde aber auch jetzt nach der Niederlage größer, als vorher; denn die Schlacht kostete seinem Gegenkönige das Leben. Rudolf, der sich auch in diesem Kampfe seines Stammes würdig bewies, hatte zuerst die eine Hand verloren und war dann so gefährlich im Unterleibe verwundet worden, daß er noch an demselben Tage starb. Begraben wurde er in Merseburg. Die lebensgefährliche Wunde empfing er, wie es wenigstens später hieß, von jenem Gottfried von Bouillon*), der im ersten Kreuzzuge unsterblichen Ruhm erlangte. Man erzählt, daß Rudolf auf dem Totenbette zu den ihm umgebenden Bischöfen gesagt habe: „Seht, das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Heinrich Treue geschworen habe! Jetzt muß ich Reich und Leben verlassen. Bedenket wohl, ob ihr, auf deren Antrieb ich den Thron des Reiches bestiegen habe, mich den rechten Weg geführt habt!" Zwar sind diejenigen, welche dies berichten, nicht in gleichem Grade zuverlässig; es könnte aber doch wohl sein, daß Rudolf trotz seiner stets bewährten Rüstigkeit vor dem Ende Zweifel geäußert habe, ob er den Bruch des Eides und der Treue vor Gott werde rechtfertigen können.

Heinrich machte einige Zeit nach der Schlacht an der Elster dem Herzog Otto, der in Sachsen ohne die Last des königlichen Namens König war, den Vorschlag, er wolle wieder zu den Sachsen kommen, unter der Bedingung, daß man seinen ältesten Sohn Konrad zum Nachfolger im Reiche anerkenne; Otto lehnte dies aber ab, indem er sagte, er habe schon oft von einem schlechten Bullen ein schlechtes Kalb fallen sehen und wolle daher ebensowenig vom Sohne, als vom Vater wissen. Selbst zu einem Waffenstillstande war er nicht zu bewegen. Heinrich hatte sich jedoch des übrigen Deutschlands größtenteils versichert; er konnte die Verteidigung desselben denen, die er mit den Reichsgütern belehnt hatte, überlassen und ruhig darüber sein, daß kein bedeutender Fürst eine streitige Krone annehmen werde, deren Besitzer nur ein Diener der Sachsen gewesen wäre. Vor allen verließ er sich auf den von ihm eingesetzten Herzog Friedrich von Schwaben, den Staufer, dem er 1079 seine junge Tochter Agnes verlobt hatte. Er beschloß nunmehr, nach Italien zu ziehen, wo zu derselben Zeit, als er in Deutschland eine Schlacht verlor, seine Freunde und Vasallen einen bedeutenden Sieg

*) Gottfried, gleich seinem verstorbenen Oheim Gottfried dem Buckligen treu auf der Seite Heinrichs stehend, wurde erst später Herzog von Niederlothringen; zuerst besaß er nur denjenigen Teil der Ardennenlandschaft, welcher nach der Stadt Bouillon genannt wird. — Die zusammengedörrte Hand Rudolfs wird noch jetzt in der Domkirche zu Merseburg gezeigt.

über Mathilde und ihre Vasallen erfochten hatten. Er fand hier freilich den Papst im Bunde mit dem mächtigen Robert Guiscard, aber dieser war damals von einem anderen Unternehmen ganz und gar in Anspruch genommen.

7. Robert Guiscard, Gregor VII. und Heinrich IV.

Robert Guiscard und sein Bruder Roger hatten in den letzten zwei Jahrzehnten durch List und Gewalt der eine fast das ganze untere Italien, der andere die Insel Sizilien in Besitz genommen. Roger hatte es dabei nur mit Mohammedanern zu thun gehabt, Robert Guiscard aber mit Griechen, mit langobardischen Fürsten, mit seinen eigenen Blutsverwandten und mit dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit. Robert kannte jedoch keine Rücksicht und ließ sich auch durch seinen dem Papste geleisteten Lehnseid nicht abhalten, Güter des römischen Stuhles zu besetzen. Gregor hatte daher schon 1073 Robert Guiscards Schwager, den Grafen Richard von Aversa, der von diesem hart bedrängt wurde und des Schutzes bedurfte, eng an sich geknüpft und dagegen Robert Guiscard, so oft derselbe einen Ort, an den die Kirche einen Anspruch hatte, wegnahm, mit dem Bannfluche bestraft. Robert hatte sich aber durch keine Drohungen abschrecken lassen, seinem Staate die Rundung zu geben, die ihm notwendig erschien. Dessenungeachtet war Gregor, schon als Heinrich die Buße in Canossa that, überzeugt, daß ihm der mächtige und kühne Normanne bei dem Streite mit den Deutschen doppelt gefährlich werden könne; er hatte daher bereits damals Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, war aber sogleich wieder mit ihm zerfallen und hatte ihn noch einmal in den Bann gethan. In den nächsten Jahren dagegen führten die veränderten Umstände allmählich eine Aussöhnung und Verbindung zwischen beiden herbei. Gregor bedurfte wegen seines Streites mit den Lombarden, mit den Deutschen und bald auch mit einem Gegenpapst einer mächtigeren Stütze, als Mathilde von Tuscien und Richard von Aversa waren; Robert aber hatte einen Kriegszug gegen das Griechische Reich beschlossen und wünschte deshalb Frieden mit dem Papste zu haben. Beide söhnten sich daher 1080 auf einer Zusammenkunft bei Aquino miteinander aus; Robert leistete dem Papste den Eid der Treue und Vasallenschaft und gelobte ihm Schutz und Hilfe, wogegen Gregor ihm den Besitz von Kalabrien und Apulien aufs neue zugestand und selbst die nicht als rechtmäßig anerkannten Eroberungen Roberts wenigstens einstweilen in seine Hände gab. Daß der Papst damals auch die Kaiserkrone dem normannischen Herzog oder seinem Sohne, Boemund I., verheißen habe, ist sehr unwahrscheinlich. Dagegen gab

er, wie es scheint, seinen bisherigen Schützling, Richards von Aversa Sohn, Jordan, auf; denn dieser eilte sogleich zu Heinrich, welcher eben nach Italien im Anzuge war.

Die Verbindung mit Robert Guiscard half freilich dem Papste für den Augenblick nichts, da Robert nur an seinen Zug nach Griechenland dachte; doch hatte Gregor wenigstens den Vorteil, daß derselbe sich nicht an Heinrich anschloß, welcher gleich nach seiner Ankunft in Italien vergebens Unterhandlungen mit Robert anzuknüpfen suchte. Roberts Unternehmen gegen Griechenland ward durch die Unruhen begünstigt, infolge deren sich zuerst Nikephoros Botoniates und dann Alexius I. in Konstantinopel des Thrones bemächtigten. Er hatte sogar einen scheinbaren Vorwand zu seinem Angriffe, weil der gestürzte Kaiser, Michael Parapinakes, früher sein Bundesgenosse gewesen war und eine Tochter Roberts mit seinem Bruder verlobt hatte. Um jedoch nicht ganz als Räuber und Eroberer aufzutreten, gab er einen griechischen Mönch für den Kaiser Michael aus, und bei der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des sorglos nur dem Augenblicke lebenden Volkes im südlichen Europa fand er auch hier und da Glauben. Der Papst Gregor, durch Heinrichs drohenden Angriff bedrängt, verstand sich seinem normannischen Bundesgenossen zu Gefallen nicht allein dazu, den Kaiser Nikephoros, der sich um ihn und alle seine Lateiner nicht im mindesten kümmerte, in den Bann zu thun, sondern er forderte auch durch besondere Schreiben alle Bischöfe von Unteritalien auf, sich eines griechischen Betrügers, von dessen Betrug er selbst überzeugt war, und eines glücklichen Räubers, der diesen Betrüger schützte, anzunehmen. Zu einem solchen Schritt ließ sich derselbe Mann in der Not treiben, der alle Welt von dem allgemein anerkannten Könige Deutschlands und Italiens, dem Sohne des mächtigsten Kaisers und der von ihm selbst so sehr begünstigten Agnes, abwendig zu machen suchte! Als Heinrich im Frühjahr 1081 nach Italien gezogen war, den Gegenpapst Clemens III. in Pavia durch eine Synode bestätigen ließ und in Begleitung desselben ungehindert bis nach Florenz vorrückte, bat Gregor den Normannen, der damals seine Rüstungen gegen die Griechen beendigt hatte, dringend um Hilfstruppen; Robert antwortete ihm aber, die Normannen dürften während der Fastenzeit kein Blut vergießen. Dies war allerdings bei den Normannen Brauch; aber wer könnte sich dessenungeachtet des Lachens enthalten, wenn er bei einem grausamen Räuber auf einmal ein so zartes Gewissen gewahr wird? Nach den Fasten schiffte Robert seine Truppen sogleich ein, um nach Griechenland überzusetzen, nachdem er den Sohn seiner zweiten Gemahlin, Roger Bursa, für seinen Nachfolger erklärt und dem Vormunde desselben, dem Grafen von Loritello, befohlen hatte, auf Heinrichs Fortschritte zu achten und,

wenn die Zeit der höchsten Not gekommen sei, dem Papste zu Hilfe zu eilen. Den Sohn seiner ersten Gemahlin, Boemund I., der dem Vater an Tapferkeit, wiewohl nicht an Schlauheit gleich, aber noch wilder war, nahm er mit sich, weil er demselben ein Reich in Griechenland gründen wollte. Schiffe zur Überfahrt hatte er freilich nicht hinreichend; aber die Dalmatiner liehen ihm gern ihre Flotte, weil Gewinn dabei war.

Robert Guiscard besetzte zuerst die Insel Korfu und fuhr von da nach der Stadt Durazzo, die er sogleich heftig bestürmte (Juni 1081). Zu seinem Unglück hatte zwei Monate vorher Alexius I. Komnenus den Kaiser Nikephoros Botoniates verdrängt und zeigte gleich anfangs, daß es dem kühnen Normannenherzog nicht so leicht sein werde, einen griechischen Kaiser zu entthronen. Alexius wandte sich freilich vergebens an den Papst; er gewann aber den Erzbischof von Capua und durch diesen den Fürsten Jordan, welcher jeden Augenblick von Robert vertrieben zu werden fürchtete, bewog die an seinem Hofe verweilenden normannischen Flüchtlinge zu einer Landung in Kalabrien und knüpfte mit dem deutschen König Unterhandlungen an, die jedoch von diesem nur benutzt wurden, um gegen das Versprechen einer Hilfe, welche er unmöglich gewähren konnte, soviel Geld als möglich zu erhalten. Die besten Bundesgenossen waren für Alexius die Venezianer; denn diese leisteten ihm wesentliche Dienste, da sie sowohl an Seemacht, als auch an Geschicklichkeit den Dalmatinern überlegen waren. Zwar wurde Alexius von Asien her durch die Seldschukken bedroht; allein er verschaffte sich dadurch freie Hand, daß er ihnen einige Distrikte abtrat. Roberts Angriff auf Durazzo mißlang, trotz seiner verzweifelten Anstrengungen und trotz der Tollkühnheit seines Sohnes, weil er allzu schlechte Schiffe und noch schlechtere Maschinen hatte, und weil bald darauf die venezianische Flotte erschien, welche die Normannen mit Verlust zurückschlug und den Belagerten Lebensmittel brachte. Auch die griechische Flotte lief nicht lange nachher in den Hafen von Durazzo ein. Roberts Feinde waren seitdem Herren der See, und da er nun keine Zufuhr erhalten konnte, so geriet er in nicht geringe Verlegenheit. Allein weder der Mangel, noch ausbrechende Seuchen, welche die Reiterei, den Kern seines Heeres, ihrer Pferde beraubten, noch die Nachricht, daß der griechische Kaiser selbst im Anzuge sei, konnten ihn zur Aufhebung der Belagerung bewegen. Gerade das Erscheinen des letzteren verhalf ihm endlich zu einem glänzenden Sieg. Alexius hatte unterwegs ein allgemeines Aufgebot ergehen lassen und zog mit einer schlecht bewaffneten, des Krieges und der Zucht ungewohnten Menschenmasse nach Durazzo, vielleicht weil er durch die Menge Schrecken einzujagen hoffte; er hatte aber nicht bedacht, daß er es mit Feinden zu

thun habe, welche gar nicht wußten, was Furcht sei und sich von Kindesbeinen an im Lager und auf dem Schlachtfelde umhergetrieben hatten. Selbst diejenigen von seinen Truppen, die man allenfalls als eigentliche Soldaten ansehen konnte, waren untereinander durch Abkunft, Sprache, Religion, Sitte und Streitart ganz verschieden, standen nicht unter einem alles ordnenden Oberbefehl und kannten kein Zusammenwirken; denn es waren Türken, fränkische und warägische Mietstruppen, auch Angelsachsen, die, unzufrieden mit der normannischen Eroberung, ihre Heimat verlassen hatten; ferner 1800 jener Paulicianischen Ketzer, die man gewaltsam aus Asien nach Thrakien versetzt hatte. Auch der Oberanführer dieses zahlreichen Heeres war seinem Gegner nicht gewachsen; denn obgleich Alexius wohl ebenso tapfer und rüstig als Robert war, so stand er doch an Schlauheit und Kriegserfahrung weit hinter ihm zurück. Gegen den Rat aller seiner älteren Offiziere wagte der griechische Kaiser, als er in der Nähe von Durazzo angekommen war, eine Schlacht. In dieser ließen sich die Waräger, nachdem sie die ihnen gegenüberstehenden Feinde geworfen hatten, durch ihre Hitze zu weit fortreißen und verhalfen so dem Normannenherzog zum Siege. Bemerkenswert ist, daß Roberts Gemahlin, die Langobardin Sikilgaita von Salerno, in der Schlacht ein Kommando hatte; sie scheint also, obgleich aus anderem Blut, eine Roberts würdige Amazone gewesen zu sein. Dieser erfocht einen vollständigen Sieg und übernachtete im Zelte des verwundeten und geflüchteten Kaisers (Oktober 1081). Vier Monate nach der Schlacht fiel Durazzo durch den Verrat eines Venezianers, welchem Robert eine Summe Geldes gab, und dem er die Tochter Wilhelm Eisenarms zur Gemahlin versprach. Zum Glücke für Alexius ließ sich damals Heinrich bestimmen, eine Scheinbewegung gegen Robert Guiscards Reich zu machen, und zu gleicher Zeit landeten auch die normannischen Flüchtlinge in Apulien. Dies machte Robert Guiscards Gegenwart in Italien nötig. Er übertrug im Frühjahr 1082 den Oberbefehl seinem Sohne Boemund und kehrte in sein Reich zurück; der Prätendent Michael, zu dessen Gunsten er angeblich den Zug unternommen hatte, war schon bei Durazzo gefallen.

Heinrich war, da er durch die Sachsen in keiner Weise belästigt wurde, im März 1081 nach Italien gezogen, in Verona war er Ostern, und in Mailand erhielt er die Krone der Lombarden, die ihn mit Freuden empfingen. Pfingsten hatte er sich vor den Mauern der Stadt Rom gelagert. Er war aber, da er einen Teil seines Heeres gegen die Burgen der Mathilde geschickt hatte, zu schwach gewesen, um eine Belagerung zu unternehmen, und hatte außerdem durch Krankheiten, die unter seinen Truppen einrissen, viel zu leiden gehabt. Er verließ

daher im Juli die ungesunde Gegend von Rom und wandte sich wieder nach dem Norden von Italien. Wie sehr die Bürger der Städte auch in Italien demselben Könige, den die geistlichen und weltlichen Herren als ihren Feind ansahen, ergeben waren, sieht man an dem Beispiele der Stadt Lucca, in welcher Heinrich den Rest des Sommers zubrachte. Während der Bischof Anselm von Lucca sich bei Mathilden aufhielt und ihren kriegerischen Mut anfeuerte, war Heinrich über die ihm von den Bürgern der Stadt erwiesene Treue und Liebe so sehr erfreut, daß er ihnen Vorrechte und Freiheiten erteilte, durch welche sich Lucca seit dieser Zeit von Jahr zu Jahr mächtiger neben dem blühenden Pisa erhob. Überraschend war es für Heinrich gewesen, daß dieser Zug keinen Erfolg hatte; man hatte in ihm die günstigsten Hoffnungen erweckt, der Papst hatte Beweise gegeben davon, daß auch er sich unsicher fühlte, aber im letzten Augenblick hielten die Römer doch wieder zu ihm, nur einige Grafen wandten sich dem Könige zu. Im Frühjahr 1082 zog der König wieder gegen Rom und machte dann auf Bitten des griechischen Kaisers eine Bewegung nach Süden hin, um den Herzog Robert zu schrecken.

Wegen der deutschen Angelegenheiten war er ganz unbesorgt gewesen, weil er sie seinen Freunden überlassen hatte, und weil Otto von Nordheim ein Gegner war, mit dem er selbst es zwar nicht aufnehmen konnte, neben dem aber auch jeder neuernannte Gegenkönig eine traurige Rolle spielen mußte. Zur Wahl eines neuen Königs entschlossen sich Heinrichs Gegner in Deutschland bloß aus dem Grunde, weil sie vor dem Volke den Schein wahren wollten. Doch schoben sie die Wahl bis in den August (1081) auf. Daß es um diese Zeit geschah, war veranlaßt durch die schlechten Nachrichten aus Italien. Nachdem Welf sich mit dem Sachsen verbunden hatte, wählten sie am 9. August zu Ochsenfurt den Grafen Hermann von Salm in Lothringen, einen Sohn des mächtigen Grafen Giselbert von Lützelburg oder Luxemburg. Der neue König, welcher dem Papst höchstwahrscheinlich den Schwur leistete, daß er ihm helfen werde, eilte noch am Tage seiner Erwählung gegen die Feinde, welche bei Höchstädt an der Donau, einem durch Schlachten berühmten Orte, im Angesichte ihrer Gegner lagen, und gewann einen entscheidenden Sieg über sie. Er drang hierauf tief in Schwaben ein, wo die Hohenstaufen noch nicht festen Fuß hatten fassen können, bedrängte Augsburg, das, wie andere Städte, zu Heinrich hielt, und ging dann nach Goslar, wo er um Weihnachten vom Erzbischof Siegfried von Mainz gesalbt und gekrönt wurde. Bedeutende Macht gewann Hermann nicht, Otto von Nordheim nahm thatsächlich die erste Stelle ein, und als Hermann Anfang 1083 nach Italien ziehen wollte, mußte er diesen Plan aufgeben,

da Otto starb und ihn niemand ersetzen konnte. Hermann verlor als Schattenkönig natürlich auch die Macht, die er als Graf gehabt hatte, weil nichts mehr schadet, als eine hohe und selbst die höchste Stelle, wenn sie der Würde und des Glanzes entbehrt.

Heinrich zog zu Ende des Jahres 1082 zum drittenmale gegen Rom. Er suchte nämlich vor allen Dingen Gregor zu verjagen und Clemens als Papst in Rom einzusetzen, da, wenn dies vollbracht war, das Übrige sich von selbst ergeben mußte. Er hatte schon im Sommer Burgen um die Stadt angelegt und diese sowie das benachbarte Tibur mit Besatzungen versehen. Jetzt lag er sieben Monate lang vor Rom, verheerte das Gebiet der Stadt, bemächtigte sich aller umliegenden Orte und Burgen und hemmte die Zufuhr. Endlich nahm er mit seinen Deutschen und Lombarden die Leoninische Stadt und bald auch die Peterskirche in Besitz, wo er feierlichen Gottesdienst halten ließ, und schloß mit den römischen Bürgern einen Vertrag. Gregor, der sich in die Engelsburg zurückgezogen hatte, blieb auch in der höchsten Not felsenfest. Er wies die von Heinrich angebotenen Unterhandlungen zurück, mied den Verkehr mit ihm standhaft und versuchte die Bischöfe seiner Partei um sich zu versammeln zu einem Konzil, an dessen Abhaltung er indes gehindert wurde, da Heinrich mehrere Würdenträger gefangen nahm. Heinrich mußte damals jeden Augenblick fürchten, daß Robert Guiscard, der schon längst nach Italien zurückgekehrt war, mit seinen Normannen erscheinen werde; zum Glück war dieser aber in seinem eigenen Lande mit der Bezwingung empörter Städte beschäftigt und wurde Heinrich von dem griechischen Kaiser lebhaft unterstützt. Obgleich viele Römer, statt mit Gregor Elend zu leiden, den deutschen König unterstützten, so konnte dieser doch erst im Frühling des folgenden Jahres (1084) die Stadt ganz einnehmen. Auch bei den Kämpfen um Rom soll Gottfried von Bouillon sich besonders hervorgethan haben; ja man nennt ihn als den ersten, der in die Stadt eindrang. Am Palmsonntag wurde Wibert als Clemens III. von einigen italienischen Bischöfen zum Papste geweiht, und am ersten Ostertag verrichtete er an Heinrich und seiner Gemahlin Bertha die Krönung. Der treffliche Freund des neuen Kaisers, Dietrich von Verdun, blieb auch bei dieser Gelegenheit seinen Grundsätzen getreu. Er erkannte den neuen Papst nicht an, sondern hielt zu Gregor als dem allein rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche und segnete den Erzbischof von Trier, obgleich er selbst ihn hatte wählen helfen, ohne Erlaubnis des letzteren nicht ein, weil er dafür hielt, dies sei ebenso sehr dem Kirchenrechte zuwider, als Gregors Anmaßungen.

Im Mai erhielt Heinrich die Nachricht, daß endlich Robert Guiscard mit einem sehr starken Heere ausgezogen sei, um dem Papste, der

sich in die Engelsburg eingeschlossen hatte, Hilfe zu bringen. Da die Römer, wie aus allem hervorgeht, dem neuen Papste mehr gewogen waren, als dem alten, so glaubte Heinrich, der seine Gegenwart in Deutschland schon vorher für nötig gehalten hatte und der Macht Robert Guiscards nicht gewachsen war, es der Partei des ersteren überlassen zu können, die Stadt so gut als möglich zu verteidigen, und zog im Mai von Rom ab, während Clemens III. nach Tivoli ging. Robert Guiscard sandte, als er in die Nähe der Stadt kam, 1000 auserlesene Krieger voraus, folgte dann selbst mit 3000 seiner besten Kerntruppen und ließ den ganzen übrigen Troß weit hinter sich, um das Weitere abzuwarten. Obgleich die Gegenpartei des Papstes Clemens schon bei Heinrichs Anwesenheit sehr mächtig gewesen war, so benahm sich doch Robert Guiscard beim Angriff auf die Stadt mit großer Überlegung und Vorsicht. Er führte seine Truppen Ende Mai in der Stille heran, brachte sie unter einer alten Wasserleitung heimlich bis an das St. Laurentiusthor, ließ dort einige seiner Leute in der Nacht auf Leitern über die Mauern steigen und durch sie dieses Thor sprengen. Dann rückte er selbst in die Stadt ein und führte Gregor aus der Engelsburg heraus. Seine rohen Scharen, die er erst kurz vorher aus allerlei Volk ergänzt hatte, und unter denen sich auch viele Mohammedaner befanden, hausten auf seinen Befehl drei Tage lang fürchterlich. Die erbitterten Bürger ergriffen daher plötzlich die Waffen, und es brach ein allgemeiner Aufstand aus, der so gut organisiert war, daß alle Normannen erschlagen worden wären, wenn sich nicht Robert dadurch Luft verschafft hätte, daß er an verschiedenen Stellen Feuer anlegen ließ. Ein großer Teil der Stadt ging in Flammen auf, die Römer erlagen ihren Feinden; ja Robert, der noch einige Tage in Rom verweilte, verkaufte mehrere tausend Bürger als Sklaven und ließ viele andere mit Stricken gebunden, zum Teil von Mohammedanern, in das Lager schleppen. Rom hat durch diesen Überfall eines christlichen Fürsten zu Gunsten eines Papstes an seinen antiken Bauwerken wohl nicht minder Schaden erlitten, als durch Alarich oder Geiserich; aber nicht nur die Hallen am Marsfelde, sondern auch alte Kirchen wurden vom Brande zerstört. Robert Guiscard zog nun mit Gregor, der sich in Rom nicht sicher glaubte, noch eine Zeitlang in der Nähe der Stadt umher, eroberte die verlorenen Güter und Burgen der Kirche und kehrte dann in sein Reich zurück, weil er seine Unterhandlungen in Griechenland jetzt in Muße vollenden wollte; nur in der Engelsburg ließ er eine Besatzung zurück. Gregor begab sich über Monte Cassino nach Salerno, versammelte hier eine Synode und belegte Heinrich, dessen Hauptfeind, Otto von Nordheim, schon zu Anfang 1083 gestorben war, aufs neue mit dem Banne. Der Bischof Otto von Ostia überbrachte als

päpstlicher Legat dieses Dekret nach Deutschland und hielt in Quedlinburg eine deutsche Synode (Ostern 1085). Welche Beschlüsse hier gefaßt wurden, kann man leicht erraten, wenn man erfährt, daß Heinrichs Gegenkönig Hermann dabei anwesend war. Doch hatte ein bambergischer Geistlicher, Chunibert oder Gumbert, den Mut, vor allen Gegnern Heinrichs zu beweisen, daß der Primat des Papstes ein durchaus angemaßtes Recht sei, welches sich weder auf göttliche noch auf menschliche Gesetze stütze. Ein Laie, der gewiß nichts von den Gründen des Geistlichen verstand, rief ihm aber den Spruch zu, daß der Schüler nicht über dem Lehrer stehe, und die Vernunft des Geistlichen mußte vor einem Einwurfe verstummen, dem dieses Laien Faust, aber auch nur diese, Nachdruck gab. Bald nach der Synode von Quedlinburg fand eine andere in der St. Albanskirche zu Mainz statt, bei der sehr angesehene deutsche Bischöfe zugegen waren, und auf welcher gerade die entgegengesetzte Stimmung herrschte wie zu Quedlinburg. Hier wurde die Absetzung Gregors bestätigt, die Rechtmäßigkeit seines Gegners Clemens anerkannt und über Hermann von Luxemburg als Reichsverräter und Störer der Kircheneinheit ein Fluch ausgesprochen. Auf derselben Versammlung (Mai 1085) wurde der Gottesfriede, nach welchem von Donnerstag bis Sonntag die Waffen ruhen sollten, als Reichsgesetz verkündet.

Gregor selbst, welcher schon im Januar erkrankt war, starb am 25. Mai zu Salerno (1085). Er ward in der Kirche San Matteo beigesetzt und nach seinem Tode von vielen als ein Heiliger und Märtyrer verehrt, von anderen aber als der Urheber eines Systems verflucht, welches damals alle Kirchen zerriß, die schlechten Geistlichen unter die Waffen und ins Getümmel des Lebens rief, die frömmeren scharenweise in die Einsamkeit der Klöster trieb, den Staat auf Jahrhunderte mit der Kirche entzweite und endlich, als das Licht der Erkenntnis sich verbreitete, die bestehende Kirchenordnung unhaltbar machte. Gregor selbst glaubte im Augenblicke des Scheidens vom Irdischen, und zwar, wie wir wünschen, aufrichtig, daß er ein Märtyrer der Wahrheit und des Rechtes gewesen sei und richtige Grundsätze behauptet habe, die er auch nach seinem Tode durch den von ihm empfohlenen Nachfolger aufrecht zu erhalten suchte. Er starb mit den Worten: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung!“ Über die Lage der Kirche hatte er den ihn umgebenden Bischöfen und Freunden seinen tiefen Schmerz ausgesprochen, und zu seinem Nachfolger vier Männer, den Bischof Otto von Ostia, den kraftvollen Anselm von Lucca, der sich als Ratgeber der Gräfin Mathilde erprobt hatte, den Bischof Hugo von Lyon und seinen Freund, den Abt Desiderius von Monte Cassino, ganz

besonders aber den letzteren empfohlen. Diese Wahl zeigt besser, als alle Worte es thun könnten, welche furchtbare Festigkeit des Geistes Gregor gehabt hatte. Desiderius, ein gelehrter und frommer Mann, war Gregors Vertrauter und Gefährte gewesen; er hatte einst den reichen Schatz seines Klosters der Mathilde überliefert, damit sie eine hinreichende Anzahl Leute zum Schutze der Kirche unterhalten könne, unter ihm hatte das Kloster Monte Cassino eine großartige Stellung gewonnen, wie aus seiner Zeit auch die berühmte Kirche stammt; er hatte sich sogar strenger, als irgend ein anderer, gegen jeden Anteil der Kaiser oder Könige an der Papstwahl erklärt. Als nämlich einst Otto von Ostia mit ihm darüber stritt und sich auf Nikolaus' II. Dekret berief, antwortete er: „Weder der Papst, noch ein Bischof, noch irgend ein Mensch konnte dies mit Recht zugestehen; denn die päpstliche Würde ist unsere Herrin, nicht unsere Magd; sie ist keinem unterworfen, sondern steht über allen, und es kann sie daher niemand wie eine Sklavin verkaufen. Wenn dies vom Papste Nikolaus geschehen ist, so ist es ohne Widerrede ungerechter- und thörichterweise geschehen; um einer menschlichen Unbesonnenheit willen aber kann und darf weder die Kirche ihre Würde einbüßen, noch dürfen wir dieses im mindesten zugestehen, noch wird es mit Gottes Willen überhaupt jemals wieder vorkommen, daß der König der Deutschen den Papst der Römer ernenne." Als hierauf Otto erzürnt ausrief, wenn man dies jenseit der Alpen höre, so würden dort alle sich vereinigen und wie ein Mann zusammenstehen, entgegnete ihm Desiderius: „Wahrlich, mögen auch die Deutschen, mag selbst die ganze Welt sich hiergegen miteinander verbinden, wir werden doch nicht von dieser Meinung abgebracht werden. Der Kaiser kann zwar, wenn Gott es zugiebt, auf eine Zeitlang die Übermacht erhalten und dem Rechte der Kirche Gewalt anthun, unsere Zustimmung dazu wird er aber nie erzwingen können." Ungeachtet dieser strengen Grundsätze hatte Desiderius doch im Handeln geschwankt, und als Heinrich ihn (1083) vor sich lud, um für seine Abtei die kaiserliche Belehnung einzuholen, hatte er sich zuerst in einen Briefwechsel mit ihm eingelassen und dann seinem Befehle gehorcht. Papst wollte er anfangs durchaus nicht werden, weil Rom nach Gregors Tode in die Hände des Gegenpapstes gefallen war, und weil er einsah, daß er das Werkzeug einer politischen Partei sein solle. Er weigerte sich ein ganzes Jahr hindurch, die gefährliche Würde anzunehmen, und bestieg auch dann nur gezwungen den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Viktor III.

Der Papstwechsel und manche Vorfälle in Deutschland eröffneten dem Kaiser Heinrich bessere Aussichten. Auch überlebte Robert Guiscard, der einzige Mann dieser Zeit, der ihm völlig gewachsen war,

seinen Schützling Gregor nur um acht Wochen. Er starb im Juli 1085 auf der Insel Cephalonia, nachdem er neue ungeheure Rüstungen gegen die Griechen gemacht, selbst zur See bedeutende Vorteile errungen und die Aufhebung der Einschließung von Korfu erzwungen hatte.

8. Das Deutsche Reich während der letzten zwanzig Jahre von Heinrichs IV. Regierung.

In Deutschland wurden die nachteiligen Folgen, welche die oligarchische Aristokratie unter den beiden schwachen Gegenkaisern Rudolf und Hermann gebracht hatte, bald nach Gregors Tode so einleuchtend, daß sich in Schwaben, in den Rheingegenden und in Lothringen die meisten Reichsstände von der päpstlichen Sache abwendeten und auch die Bayern gegen den Willen ihres Herzogs Welf auf Heinrichs Seite traten. Selbst Hermanns von Luxemburg Bruder, Konrad, war für Heinrich. Auch Wratislaw II. von Böhmen, welchem Heinrich 1086 die Königswürde erteilte, unterstützte ihn mit seiner ganzen Macht. Von den Bischöfen stand weit über die Hälfte auf seiner Seite. Alle sächsischen Bischöfe, mit Ausnahme Udos von Hildesheim, ferner die Bischöfe von Salzburg, Worms, Würzburg, Augsburg und der vom Papst ernannte Gegenbischof von Konstanz, überhaupt 15 Bischöfe in allem, waren ebenso heftig gegen Heinrich, als Liemar von Bremen, der nach Siegfrieds Tod eingesetzte Bischof Wezilo von Mainz, Otto von Konstanz, Burkhard von Basel, Hermann von Speier, Dietrich von Verdun und noch 18 andere für Heinrich gestimmt. Der Kampf beider Parteien dauerte unter wechselndem Glücke fort und ward ebensowohl mit geistlichen, als mit weltlichen Waffen geführt. Wie Heinrichs Feinde diesen Kampf ansahen oder vielmehr angesehen wissen wollten, geht daraus hervor, daß sie bei ihren Truppen eine Art von Caroccio eingeführt hatten; sie ließen nämlich, so oft es zu einer Schlacht kam, ein sehr hohes, auf einem Wagen aufgestelltes und mit einer roten Fahne geschmücktes Kruzifix vor dem Heere her fahren. Dies war auch der Fall in der Schlacht bei Pleichfeld, nördlich von Würzburg, wo sie (1086) dem König eine schwere Niederlage beibrachten; dieser aber entwickelte eine solche Kriegstüchtigkeit, daß er schon nach einigen Monaten als Herr in Würzburg einzog. Im Jahre 1087 änderte sich die Lage der Dinge. Der Gegenkaiser Hermann, wohl fühlend, daß er nur ein Spielzeug der sächsischen Großen sei, die ihn nicht einmal energisch zu unterstützen vermochten, legte seine Würde nieder und starb im folgenden Jahre, als er in einer Privatfehde gegen Kochem an der Mosel gezogen war. An der Spitze der Gegner Heinrichs stand damals der Markgraf Ekbert von Meißen, welcher, wie vorher

Otto von Nordheim, alles in seine Gewalt zu bringen suchte und eine mehr als zweideutige Rolle spielte. Er war einer der mächtigsten Großen, da er außer Meißen und Thüringen viele Besitzungen in Friesland und in anderen Teilen Norddeutschlands hatte. Die Sachsen wurden des Krieges endlich müde, so daß Bischof Burkhard von Halberstadt große Mühe hatte, sie zu neuen Zügen gegen den Kaiser zu bewegen. Im Jahre 1088 ward Burkhard von seinen eigenen Leuten in Goslar auf den Tod verwundet und starb in einem Kloster der Umgegend; nun stand nur noch Ekbert dem Kaiser furchtbar gegenüber. Heinrich, der ihn schon zwei Jahre zuvor seiner Lehen verlustig erklärt und die ihm gehörenden friesischen Grafschaften des Oster- und Westergaues dem Bistum Utrecht geschenkt hatte, ließ ihn durch ein Fürstengericht nochmals als Hochverräter verurteilen und gab Meißen dem Grafen Heinrich von Eilenburg. Er drang dann mit seinen Truppen in Thüringen ein, ward aber bei der Belagerung der Burg Gleichen von Ekbert, welcher die ganze Volksmasse der Umgegend aufgerufen hatte, nächtlicherweile überrascht und mit sehr großem Verluste zurückgeschlagen. Freilich hätte er doch nicht viel unternehmen können, denn da er den Gottesfrieden schwer einhielt, hatte er die Hauptmasse seines Heers entlassen. Diese Niederlage war für Heinrich persönlich doppelt empfindlich, weil er dabei zwei seiner ältesten und besten Freunde verlor: der Bischof Burkhard von Lausanne, welcher viele Jahre lang in Glück und Unglück zu ihm gehalten hatte, fiel tapfer kämpfend, und Liemar von Bremen wurde gefangen genommen. Den Nachteil der erlittenen Niederlage wog bald nachher die Ermordung des Siegers auf, welcher in der Nähe seiner Erbgüter von Anhängern Heinrichs in einer Mühle erschlagen wurde; denn nach Ekberts Tode neigten sich die Gegner des Kaisers zum Frieden, wie überhaupt Heinrich immer mehr Sympathieen gewann, und dieser konnte sich nach Italien wenden, wo der Zustand der römischen Kirche ihn größere Vorteile erwarten ließ, als er in Deutschland hoffen durfte.

Desiderius, als Papst Viktor III., ward, als er endlich wider Willen die päpstliche Würde angenommen hatte (Mai 1086), durch den kaiserlichen Präfekten schon vier Tage nach seiner Ernennung aus Rom vertrieben. Er legte in Terracina die Zeichen seiner neuen Würde nieder und begab sich, um in Ruhe zu leben, in sein Kloster Monte Cassino zurück. Nur mit großer Mühe ließ er sich im März 1087 bewegen, das Papsttum noch einmal zu übernehmen, denn er war krank; die Peterskirche wurde von normannischen Kriegern erstürmt und die Weihe vollzogen. Da jedoch die Stadt zum größeren Teil auch nachher im Besitze des Gegenpapstes Clemens blieb und die Mehrzahl der Römer sich demselben zuneigte, so überließ Viktor schon

im Herbste die Stadt Rom seinem Gegner und ging in sein Kloster zurück, wo er bald nachher starb. Er hatte als Papst den Bischof Hugo von Lyon und dessen Freund, den Abt Richard von Marseille, welcher Gregors rechte Hand gewesen war, mit dem Banne belegt und Otto von Ostia zu seinem Nachfolger vorgeschlagen; es scheint deshalb, als wenn während der kurzen Zeit seines Papsttums sich neben ihm und Clemens noch eine dritte Partei gebildet hätte. Die Kardinäle leisteten seiner Empfehlung um so schleuniger Folge, als Heinrich bald nach Viktors Tode seinen ältesten Sohn, Konrad, nach Italien vorausgeschickt hatte. Otto ward, freilich erst nach Verlauf eines halben Jahres, unter dem Namen Urban II. zum Papst geweiht (März 1088). Er beeilte sich, die Gräfin Mathilde von Tuscien, deren leitender Freund, Anselm von Lucca, gestorben war, und Heinrichs alten Feind, den mächtigen Herzog Welf von Bayern, der päpstlichen Sache dadurch treu zu erhalten, daß er eine Heirat zwischen dem Sohne des letzteren, Welf V., und der Gräfin zu stande brachte, obgleich der junge Welf, welcher dadurch die Aussicht auf einen Teil der tuscischen Besitztümer erhielt, erst 17, Mathilde aber bereits 43 Jahre alt war. Nichtsdestoweniger aber suchte Urban von Anfang an den Frieden. Übrigens war der Wunsch nach Ruhe damals so allgemein, daß Heinrich nur seinen Gegenpapst hätte aufgeben dürfen, um Urbans Anhänger mit sich auszusöhnen; er konnte aber, als man ihm dies vorschlug, unmöglich auf die Gefahr hin, seine Feinde doch nicht ganz zu gewinnen, eine Bedingung annehmen, welche seine bisherigen Freunde von ihm getrennt haben würde.

So war die Lage der Dinge in Italien beschaffen, als Heinrich daselbst erschien (April 1090). Er schloß sogleich die Hauptfestung der Mathilde, Mantua, eng ein und belagerte sie elf Monate lang, bis die Einwohner ihrer Leiden überdrüssig wurden und die Stadt dem König übergaben. Dann eroberte er noch einige andere Orte der tuscischen Gräfin, kämpfte mit Glück bei Tricontai gegen ihre Anhänger, hielt seinen Papst Clemens gegen Urban aufrecht, nötigte durch seine Anhänger in Rom den letzteren, nach Unteritalien zu fliehen, und übte seine Gewalt in Kirchensachen in einem Umfang aus, wie noch niemand vor ihm. Obwohl ihm ein Unternehmen gegen die verhängnisvolle Burg Canossa mißlang, ja sogar das kaiserliche Feldzeichen von den Gegnern erbeutet und in die dortige Kirche gebracht wurde, stand gleichwohl seine Sache damals nicht ungünstig. Er büßte aber auch, wie fast immer, die Vorteile, die er als Oberhaupt des Staats errungen hatte, durch das Unwürdige seiner Verhältnisse als Privatmann wieder ein. Er hatte sich nach dem Tode seiner treuen Gemahlin Bertha (Ende 1087) mit der Witwe des Grafen Heinrich von

der Nordmark, der Tochter eines russischen Großen, vermählt, vielleicht um dadurch Anhang im Sachsenlande zu gewinnen. Die neue Kaiserin, die in ihrer Heimat Eupraxia oder Praxedis geheißen hatte, in Deutschland aber den Namen Adelheid erhielt, wurde zu Köln vom Erzbischof von Magdeburg gekrönt (1089). Bald aber geriet sie mit ihrem Gemahl in Streitigkeiten der ärgerlichsten Art. Mag Heinrich aus Roheit und Zuchtlosigkeit gegen sie gefehlt haben, so giebt uns doch ihr ganzes Betragen die unvorteilhafteste Vorstellung von ihrer Denkweise. Sie entfloh der strengen Aufsicht, in der sie gehalten wurde, und begab sich zur Gräfin Mathilde, die damals entschiedener als je gegen die kaiserliche Partei auftrat. Wenn die strenge tugendhafte Beschützerin eines Gregor und Urban dem befleckten Weibe die Freundeshand bot, weil sie nur durch Anstiften ihres Gatten gefehlt habe, so zeigt dies nur, wie einseitige Meinungswut auch auf die moralischen Begriffe der Zeit Einfluß hat. Wir freilich vermögen auch in der Weise, wie Mathilde bei ihren Ehebündnissen verfuhr, eine wahrhaft hohe sittliche Auffassung nicht zu erkennen. Auf zwei Kirchenversammlungen erschien die entflohene Kaiserin als Anklägerin gegen Heinrich; erst in Konstanz und später (1095) zu Piacenza, auf derselben großen Versammlung, wo Papst Urban den ersten Kreuzzug einleitete. Auch hier wurde sie mit einem Mitgefühl empfangen, welches ihre schamlosen Enthüllungen nicht verdienten. „Der Herr Papst", so berichtet der Chronist Bernold von Sankt Blasien, „nahm samt der heiligen Synode ihre Klagen höchst erbarmungsvoll auf, weil man genau wußte, daß sie solche Greuel weniger begangen als wider Willen ertragen; und so befreite er sie gnädig von der Buße." Nachdem ihre Bekenntnisse die erwünschte Wirkung gethan, tritt sie wenig mehr hervor; sie starb drei Jahre nach ihrem Gemahl in einem Kloster zu Kiew (1109).

Von größerer politischer Wichtigkeit war Heinrichs Zerwürfnis mit seinem ältesten, doch erst 19jährigen Sohn Konrad, dessen Erhebung zum deutschen König seine Mutter Bertha noch erlebt hatte. Derselbe wird von allen Seiten als ein schöner, kühner und liebenswürdiger Jüngling geschildert, der der kirchlichen Richtung aufrichtig zugethan war. Was ihn zuerst mit dem Vater persönlich entzweit hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Bald nach dem Tode seiner Großmutter, der piemontesischen Markgräfin, ließ ihn der Kaiser nach Italien ziehen, damit er einen Teil ihrer Güter als sein Erbe in Besitz nehme (1092). Hier war es, wo Mathilde ihn völlig auf die Seite der Gegner zu ziehen wußte, was ihr um so eher gelang, als die Bewegung der Pataria von neuem aufkam und mit Unterstützung Mathildens deutliche Erfolge gewann. Konrad ward auf Befehl seines Vaters gefangen gesetzt, entkam aber nach einiger Zeit und ward vom Erzbischof

Anselm von Mailand, dem Nachfolger Thedalds, als König von Italien gekrönt (1093), ja zwei Jahre später leistete er dem Papste den Vasalleneid. Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza fielen vom Kaiser ab, traten in einen Bund zusammen und besetzten die Alpenpässe, um seine deutschen Freunde zu verhindern, ihm Hilfe zu bringen. Jetzt verzweifelte Heinrich an seiner Sache; er sank in Schwermut, zog sich in eine einsame Burg im Osten Oberitaliens zurück und entsagte eine Zeitlang allem Verkehr mit der Welt, während in Italien und Deutschland die größte Verwirrung herrschte. Im letzteren Lande erhielt Berthold II. von Zähringen, welchen Heinrichs Gegner zum Herzog von Schwaben ernannt hatten, das Übergewicht über die Hohenstaufen, und zugleich ließen die dem Kaiser feindlichen Geistlichen ihrerseits auf zwei Jahre eine Art von Gottesfrieden verkündigen, welcher über alle südlichen Provinzen ausgedehnt wurde. In Italien erlangte Urban II., der sich bis dahin gegen Clemens und seine Anhänger kaum hatte erhalten können, durch die Predigt des Kreuzzuges auf einmal ein größeres Ansehen. Er berief nämlich jene Kirchenversammlung nach Piacenza (1095), welche von vielen tausend Geistlichen und Laien besucht ward, riß die versammelte Menge zu dem Beschluß eines Kriegszuges ins gelobte Land hin und erregte in ganz Italien eine schwärmerische Begeisterung dafür, welche niemand mehr zu statten kam, als ihm selbst. Die Italiener schlossen sich ihm an, und sein Gegenpapst verlor seitdem schnell alles Ansehen, während zu gleicher Zeit viele Städte, ohne den Kaiser zu fragen, ja sogar gegen ihn Verbindungen zur Erhaltung ihres Handels und ihrer Rechte untereinander schlossen. Unterdessen hatte Heinrich wieder neuen Mut gefaßt, da einer seiner mächtigsten Gegner, Welf von Bayern, mit seinem Sohne zu ihm übertrat. Die Gräfin Mathilde hatte nämlich schon 1077 ihre gesamten Güter förmlich der römischen Kirche vermacht, dies aber dem jungen Welf seither verheimlicht.*) Sobald Welf es erfuhr und sich also in seiner Erwartung betrogen sah, trennte er sich von ihr und ging nebst seinem Vater zur Partei des Kaisers über (1095). Nichtsdestoweniger verzweifelte Heinrich bald an Italien und kehrte 1097 nach Deutschland zurück.

Hier belehnte er den alten Welf wieder mit dem Herzogtum Bayern und ordnete auf einem Fürstentage zu Regensburg die schwäbischen Angelegenheiten. Berthold II. von Zähringen trat Schwaben an die

*) Die Schenkung hatte im Lateran stattgefunden, und zwar sinnbildlich durch Übergabe eines Kornhalmes, eines Rasenstückes, eines Baumzweiges, eines Handschuhes und eines Messers an Gregor VII.; sie galt sowohl für die italienischen als für die transalpinen oder deutschen Besitzungen der Gräfin.

Hohenstaufen ab und erhielt dafür nicht nur seine Grafschaft im Breisgau zurück, sondern auch die Reichsvogtei in Zürich und in dem Lande zwischen dem Jura und dem Bernhardsberge. Überhaupt trat damals endlich Ruhe in Deutschland ein, und nur noch wenige Große waren offen gegen Heinrich; doch vermochte dieser nicht, sich das Ansehen eines Kaisers wieder zu verschaffen, und schleppte mehr sein Leben als Reichsoberhaupt hin, als daß er eigentlich regiert hätte. Das einzige einigermaßen Wichtige, was er im Laufe mehrerer Jahre that, war gegen seinen Sohn Konrad gerichtet. Er bewog nämlich die Fürsten, diesen Sohn, welcher 1087 in Aachen gekrönt worden war, der empfangenen Würde verlustig zu erklären und dagegen seinen zweiten Sohn, Heinrich V., an dessen Stelle zu wählen. Heinrich V. wurde zu Anfang des Jahres 1099 in Aachen gekrönt; der Vater nahm ihm aber, durch das Benehmen seines Bruders gewarnt, vorher das eidliche Versprechen ab, daß er, solange sein Vater lebe, nie die Regierung oder die Güter des Kaisers an sich reißen wolle. Der unglückliche Konrad nahm ein klägliches Ende. Man hatte ihn zuerst mit der noch im Kindesalter stehenden Tochter des Grafen Roger I. von Sizilien vermählt, welche ihm eine sehr reiche Mitgift zubrachte. Als aber sein Vater nach Deutschland zurückgekehrt und die päpstliche Partei wieder zu Mut und Ansehen gekommen war, zerfiel diese Partei mit ihm, weil er jetzt als Werkzeug nicht mehr nötig war. Die Undankbaren ließen ihn so tief sinken, daß man seinen im Jahre 1101 erfolgten Tod eher eine Wohlthat, als ein Unglück für ihn nennen muß. Sie hatten ihm sogar sein Geld genommen, so daß er in seinen letzten Jahren oft Mangel litt. Er verbrachte auf einem einsamen Schlosse zwischen Parma und Piacenza trübe Tage und starb, nachdem sich Mathilde ihm wieder angenähert hatte, auf einer Reise in Florenz (1101).

Noch ehe Heinrich seinen zweiten Sohn zum Nachfolger hatte ernennen lassen, war er der Juden wegen mit dem Erzbischof Ruthard von Mainz in Zwietracht geraten. Das Gesindel des ersten Kreuzzuges, welches von Frankreich und vom Oberrhein her durch Deutschland zog, war aus rohem Fanatismus und aus Habgier über die Juden hergefallen und hatte sich besonders im Mainzer Sprengel die ärgsten Mißhandlungen und Plünderungen gegen dieselben erlaubt. Der Kaiser nahm sich der Unglücklichen an, gestattete allen, die man zur Taufe genötigt hatte, die Rückkehr zum väterlichen Glauben und beschloß, die Reichsgesetze gegen die Räuber in Kraft zu halten. Bei den Untersuchungen, welche er deshalb veranstalten ließ, wurden auch Ruthards Freunde und Verwandte der Theilnahme am Raube beschuldigt, ja, es kamen sogar kaum glaubhafte Anzeigen gegen den Erzbischof selbst vor. Dieser flüchtete sich auf seine Kirchengüter in

Thüringen, von wo aus er später mit des Kaisers Gegnern in Verbindung trat. Heinrich zog die Einkünfte des Mainzer Bistums für sich ein, beging aber bei der Gelegenheit die Unvorsichtigkeit, dem in Deutschland ganz gesunkenen päpstlichen Ansehen dadurch ein neues Gewicht zu geben, daß er die Mainzer Kirchengeschäfte durch einen Legaten seines Papstes Clemens verrichten ließ. Übrigens sagt ein Schriftsteller der Zeit, die Exkommunikation habe damals in Deutschland so sehr alle Kraft verloren gehabt, daß sogar manche, die bis dahin die eifrigsten Anhänger des Papstes gewesen seien, ohne das mindeste Bedenken zu der mit dem Banne belegten Partei übergetreten wären. —

Durch die Bewegungen, welche Ruthard von Thüringen aus veranlaßte, und durch einige andere Vorfälle im Innern des Reiches ward Heinrich verhindert, der Aufforderung seiner italienischen Freunde zu folgen, die ihn, als Urban II. 1099 gestorben und Paschalis II. an seine Stelle gewählt worden war, nach Italien riefen, um durch einen billigen Frieden die Kirchenspaltung zu beendigen, was er auch versprach. Dies wäre um so eher möglich gewesen, als im nächsten Jahre auch der Gegenpapst Clemens III. starb. Allein statt dem klugen Rate verständiger Freunde zu folgen, stürzte sich Heinrich durch Unvorsichtigkeit in eine Reihe neuer Verlegenheiten. Er betrieb die Wahl eines Gegenpapstes und bewog dadurch Paschalis, den Bannfluch gegen ihn zu erneuern. Er ersuchte den alten ehrwürdigen Abt Hugo von Clugny, der ihn aus der Taufe gehoben hatte, nach Deutschland zu kommen, um den Frieden mit der Kirche wiederherzustellen; allein sein Schreiben an diesen edlen Mann, der ihn durch sein Erscheinen allerdings wieder hätte heben können, war schwerlich aufrichtig gemeint. Er that auf einem Fürstentag in Mainz (Weihnachten 1102) das Gelübde eines Kreuzzuges und gab das förmliche Versprechen, die Krone seinem Sohne abzutreten, damit die Aussöhnung des Staates mit der Kirche erleichtert werde; er hatte aber weder bei dem einen, noch bei dem anderen die Absicht, die übernommene Verpflichtung zu halten. Er hielt endlich die vornehmsten Reichsbeamten an seinem Hofe zurück, unter dem Vorwande einer Beratung, welche nie angestellt wurde. Zu diesem allem kam der Same der Unzufriedenheit im Reiche, der immer noch nicht erstickt war und sowohl wegen der Vernachlässigung des Herkommens, deren sich der Kaiser oft schuldig machte, als auch wegen der Art, wie er sich des Volkes gegen die gehaßten und gefürchteten Großen bediente, nicht wohl erstickt werden konnte. Er übte nämlich in jener Zeit, wo das Gesetz schwieg, durch die Bürger und die geringeren Vasallen oft eine tumultuarische Justiz gegen die größeren Herren, und gerade als er den Kreuzzug und die

Abdankung zu Gunsten seines Sohnes versprochen hatte, riefen zwei Vorfälle dieser Art, die man ihm zur Last legte, im ganzen Reiche Bewegungen hervor, liehen den Empörungen einen Schein des Rechtes und gaben, besonders der eine, gewissermaßen das Signal zu einem neuen Bürgerkriege. Dies war die Ermordung Konrads von Beichlingen, eines Sohnes Ottos von Nordheim, und die Tötung des Grafen Sieghard von Burghausen. Konrad ward auf einer Reise erschlagen, und sein Mord erweckte unter den Großen den Verdacht, daß der Kaiser die Sache angestiftet habe. Sieghard hatte sich zugleich dem Volke und dem Kaiser verhaßt gemacht und ward während der Anwesenheit des letzteren in Regensburg auf eine Weise umgebracht, daß nicht bloß Sieghards Verwandte und die Fürsten seinen Tod dem Kaiser schuld gaben, sondern daß auch die Vermutung einigen Schein hat, als wenn dieser sich damals wirklich eines Feindes ohne Recht und Gericht entledigt habe. Die Bürger von Regensburg und die Dienstleute des dortigen Hochstiftes verschworen sich nämlich gegen das Leben des Grafen, und es entstand plötzlich ein Aufruhr, der auf keine Weise gestillt werden konnte, auch sogar dann nicht, als sich Heinrichs Sohn selbst ins Mittel legte. Die Verschworenen bestürmten am hellen Tage sechs Stunden lang die Wohnung Sieghards, drangen endlich in dieselbe ein und enthaupteten den Grafen, nachdem sie ihn hatten beichten und das Abendmahl nehmen lassen. Der ganze Vorfall zeigt deutlich, daß der Kaiser, wenn er auch den Mord nicht veranstaltet haben mag, ihn doch nicht verhinderte, wie er wohl gekonnt hätte. Die Sache machte einen solchen Eindruck, daß Heinrich in Regensburg nicht mehr sicher zu sein glaubte und sich, wie der dies erzählende Chronikschreiber sagt, nach einer passenden Gelegenheit von da zu entwischen umsah (1104).

Solche Vorfälle brachten die Unzufriedenheit zum Ausbruch. Die Bayern und Sachsen erhoben sich zu gleicher Zeit in Waffen. Zugleich merkte der Kaiser, daß er auch seinem eigenen Sohne nicht mehr trauen dürfe. Er nahm diesen daher, als er nach Sachsen aufbrach, mit sich; der junge Heinrich verließ ihn aber in Fritzlar, zog in Bayern und Schwaben die Unzufriedenen an sich und ward auf Paschalis' Befehl durch einen päpstlichen Legaten von dem Banne gelöst, in welchen er früher zugleich mit seinem Vater gefallen war. Vergebens suchte der Vater auf wahrhaft ängstliche Weise eine Aussöhnung mit dem Papste, weil der auf ihm ruhende Bannfluch seinen Gegnern, welche ebenso, wie die meisten seiner eigenen Anhänger, nur die Behauptung und Vermehrung ihrer Güter im Auge hatten, noch immer als Vorwand nötig war. Höchstwahrscheinlich war sogar damals schon alles zwischen seinen Feinden in Deutschland und dem Papst im voraus verabredet.

Doch ist der Abfall des jungen Heinrich von seinem Vater wohl nicht allein aus den Bemühungen des Papstes und seiner Anhänger in Deutschland, sondern zum Teil auch aus dem Charakter Heinrichs IV. herzuleiten. Vermutlich brachte man dem Sohne die Überzeugung bei, daß sein Vater seine alten Fehler nicht ablegen und daher das Reich in zunehmende Verwirrung bringen werde, und daß dem nicht anders, als durch seinen eigenen Anschluß an die Feinde desselben zu steuern sei. Der junge Heinrich würde also, die Richtigkeit dieser Vermutung vorausgesetzt, einen Schritt gethan haben, der sich aus rein politischen Gründen verteidigen ließe, während er moralisch im höchsten Grade zu tadeln ist. Auf einer Kirchenversammlung zu Nordhausen in Thüringen erklärte er, er wünsche nicht des Vaters Absetzung, sondern nur dessen gehorsame Rückkehr zum heiligen Petrus.

Der Kaiser Heinrich hatte sich, sobald er die Empörung seines Sohnes erfahren (zu Ende 1104), nach Mainz begeben und vernahm hier bald, daß die sächsischen Bischöfe von dem letzteren zum Abfall gebracht worden seien, und daß derselbe mit Hilfe der Thüringer den Bischof Ruthard wieder in Mainz einsetzen wolle. Wirklich erschien auch der junge König in der Nähe von Mainz, sein Unternehmen scheiterte aber an der Anhänglichkeit, welche die Bürger der Stadt und andere Rheinländer dem Kaiser bewiesen. Dagegen hatte der letztere den Schmerz, daß auch die beiden anderen rheinischen Erzbischöfe, der von Köln und der von Trier, schon damals Anstalten machten, sich von seiner Partei zu trennen. Er folgte seinem Sohne nach Franken und Bayern und zog den Markgrafen Leopold III. von Österreich und den Herzog Borziwoi II. von Böhmen an sich, welche beide mit dem slawischen Teil ihrer Heere seine Hauptstütze wurden. Am Regenflusse traf er mit seinem Sohne zusammen; es kam aber zu keiner Schlacht, angeblich weil die Fürsten den unnatürlichen Kampf womöglich zu vermeiden suchten, mehr aber weil im eigenen Lager des Kaisers Verrat geschmiedet wurde, so daß er sich nach Böhmen retten mußte. Borziwoi nahm ihn auf ehrende Weise auf und ließ ihn durch seine sorabischen Milizen sicher nach Mainz geleiten. Sein Heer hatte sich nach seiner Flucht zerstreut, und er selbst verlor jetzt den Mut. Von allen Seiten verraten, wagte er, als sein Sohn gegen den Rhein zog, nicht bis nach Speier vorzudringen, wo seine Schätze lagen. Der junge Heinrich bemächtigte sich derselben und setzte dann dem Vater nach, welcher niemand mehr traute und rheinabwärts entfloh. Der letztere, obgleich er noch nicht ganz verlassen war, befand sich doch in einer solchen Lage, daß die zwei angesehensten Männer seiner Umgebung, der Pfalzgraf Siegfried und Rheingraf Wilhelm, nur durch Geld bei ihm zurückgehalten wurden, daß er also in der Gewalt solcher

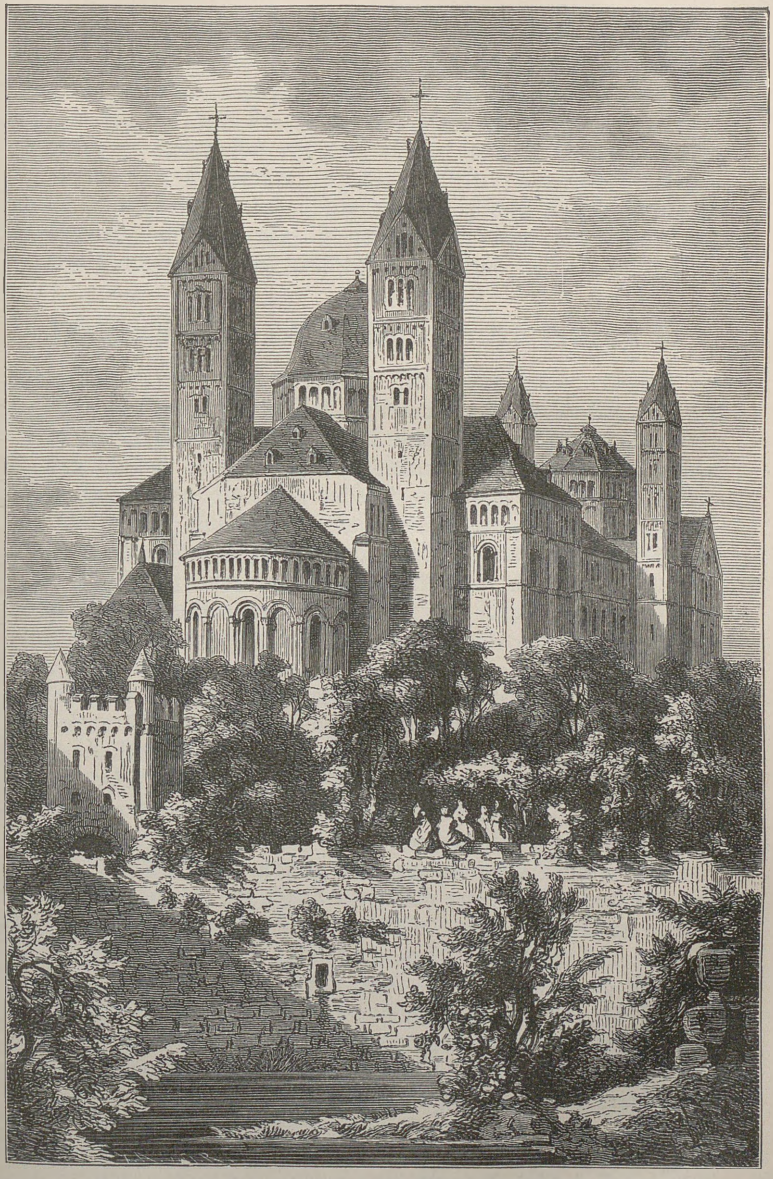
Menschen war, die in bürgerlichen Kriegen mit Eid und Treue ein Gewerbe zu treiben pflegen. König Heinrich besetzte die Stadt Mainz, zog dann seinerseits den Rhein hinab und nahm jetzt zur List seine Zuflucht. Er kam bei Koblenz mit seinem Vater zusammen, stellte sich betrübt, als dieser ihm zu Füßen fiel, kniete zu ihm nieder, bat mit Thränen um Verzeihung, versprach eine Versöhnung zwischen Kaiser und Reich zu stande zu bringen und beredete den alten Mann, ihn mit einem ganz geringen Gefolge nach Mainz zu begleiten, wo eine Reichsversammlung gehalten werden sollte. Als der Kaiser unterwegs, von einigen Getreuen gewarnt, Verdacht schöpfte, versicherte ihn der Sohn unter Eidschwüren seiner Treue und Aufrichtigkeit. In Bingen, wo der König seinen Vater mit einer größeren Schar von Bewaffneten umgab, erhielt er, einer mit Ruthard genommenen Abrede gemäß, die Nachricht, daß dieser sich weigere, einen Gebannten in seine Stadt aufzunehmen, und daß viele Feinde des Kaisers aus Schwaben und Bayern angekommen wären. Er gebrauchte dies als Vorwand, um seinen Vater nach der Burg Böckelheim bei Kreuznach zu bringen. Hier beteuerte er ihm noch einmal seine redliche Absicht, aber auch seine Unfähigkeit, daß er ihm werde Schutz gewähren können; kaum war aber der betrogene Kaiser nur mit wenigen seiner Begleiter in die Burg eingetreten, als dieselbe geschlossen und mit Wachen umstellt wurde (Dezember 1105). Er ward nun in strenger Haft gehalten, und man ließ ihn an Lebensmitteln Mangel leiden. Während der junge König in Mainz, wohin eine Reichsversammlung ausgeschrieben war, die Weihnachtstage in glänzender Umgebung feierte, wurde dem Vater in Böckelheim nicht gestattet, ein Bad zu nehmen oder sich den Bart scheren zu lassen; auch das Abendmahl konnte er nicht genießen, da kein Geistlicher bei ihm war; „mir allein", so klagt er später, „war an jenem Abend das hochheilige Kind nicht geboren worden." Schon nach wenigen Tagen wurde er durch einen vom Sohn geschickten Großen, unter Androhung dauernder Gefangenschaft, gezwungen, an seine Besatzung in Hammerstein den Befehl zu schicken, daß die dort aufbewahrten Reichsinsignien ausgeliefert würden und er auf die Regierung zu Gunsten des Sohnes verzichte. Alle diese Schritte hatte Ruthard samt den zwei päpstlichen Legaten, welche von Mainz aus die ganze Sache leiteten, schon im voraus gerechtfertigt, weil sie einen hartnäckigen Verächter des Bannes betrafen.

In Mainz sollte der versammelte Reichsrat über den alten Kaiser und seinen Sohn entscheiden; aber welcher Reichsrat! Zweiundfünfzig Große, an deren Spitze Ruthard und die Legaten standen, aber kein einziger von des Alten Freunden, keiner, der das Unwürdige einer solchen Behandlung seines Kaisers fühlte! Auf diese Weise mußte sich

freilich das Volk der Sache annehmen, und die Bürger von Mainz thaten dies mit solchem Nachdruck, daß die zahlreich versammelten Herren ungeachtet ihres rüstigen Gefolges sich nicht getrauten, ihr Scheingericht in Mainz zu halten, sondern es nach Ingelheim verlegten. Hier erlitt der alte Kaiser Kränkungen, welche sich vielleicht politisch damit rechtfertigen lassen, daß das Wohl des Reiches und die Ruhe des Gewissens vieler Tausende die Entfernung des Kaisers von der Reichsverwaltung forderte, bei deren Erzählung aber die Natur sich empört und das menschliche Gefühl sich sträubt; denn man muß vernehmen, daß Leiden und Thränen eines Vaters und die Abdankung eines unglücklichen Fürsten weder den unnatürlichen Sohn, noch die harten Fürsten rührten, da sie um deswillen weder für die Gewährung der päpstlichen Absolution eintraten, noch auch dem mißhandelten Kaiser nur die Freiheit und Sicherheit verschafften, die er durch seine Nachgiebigkeit hatte erkaufen wollen. Die versammelten Fürsten verlangten nämlich von ihm eine augenblickliche Niederlegung der Krone. Auf seine Frage, ob man ihm dagegen Sicherheit seines Lebens gewähren wolle, antwortete Bischof Gebhard von Konstanz, einer der päpstlichen Legaten: nur dann, wenn er laut bekenne, Gregor VII. ungerechterweise verfolgt, Wibert von Ravenna widerrechtlich als Papst eingesetzt und die Kirche freventlich beleidigt zu haben. Heinrich bat hierauf inständig, man möge ihm doch Zeit gönnen, um sich rechtfertigen zu können; zugleich erklärte er, daß er sich dann einem Gerichtsspruche der Fürsten unterwerfen und bis dahin Geiseln stellen wolle. Alles vergeblich; man drohte ihm mit fortwährender Gefangenschaft, wenn er sich nicht auf der Stelle füge, und verwies ihn wegen der Erlösung vom Bann auf eine persönliche Buße in Rom. Da wandte sich der Kaiser an seinen Sohn und bat ihn, Mitleid zu haben mit seinem Vater, der ja des Herrschens müde sei und sich nach Ruhe sehne; jammernd flehte er, sein Sohn möge doch nicht Dinge geschehen lassen, die ihn selbst mit Schande beflecken würden. Viele Anwesende wurden durch die Worte und den Anblick des alten Mannes zu Thränen und Wehklagen hingerissen; der Sohn aber hatte kein Gefühl für den Vater, und als dieser ihn bat, er möge doch die Stimme der Natur in sich reden lassen, würdigte ihn der Hartherzige nicht einmal eines Blickes. Hierauf entsagte der Kaiser der Regierung und allen seinen Gütern. Sein Sohn verfügte sich dann mit den Fürsten nach Mainz, erhielt hier die Reichsinsignien und ward als König von Deutschland anerkannt (Januar 1106). Zur Unterhandlung mit dem Papste wurde eine Anzahl deutscher Bischöfe und Fürsten abgesandt. Von diesen spielte der Erzbischof Bruno von Trier die schändlichste Rolle; denn er war erst durch Heinrich IV. in sein Bistum eingesetzt worden,

wandte sich dann zu Paschalis, als demjenigen, dessen Anhang er für den bedeutendsten hielt, und erschien jetzt unter denen, welche die Briefe trugen. Übrigens gelangten die Gesandten nicht nach Rom; sie wurden in Trient festgehalten und kehrten nach ihrer Befreiung in die Heimat zurück.

Das Volk blieb auch jetzt noch dem alten Heinrich getreu, der von Ingelheim zuerst nach Köln und von da zu dem Bischof Otbert von Lüttich floh. Dieser hielt ihn in Verbindung mit dem Herzog Heinrich von Limburg und Niederlothringen davon ab, sich seinem Vorsatze gemäß in Wälder und Sümpfe zu flüchten. In Lüttich, Köln, Bonn und anderen Städten erhoben sich die Bürger für ihn, obgleich im Mai (1106) auf einem Reichstage zu Worms die edlen Verteidiger des Kaisers mit der Acht belegt und die Reichstruppen gegen sie aufgeboten wurden. Vergebens griff der junge König die Kölner an, vergebens gab der Papst sie in einem Briefe dem Teufel anheim, vergebens riet ihnen sogar der verzagte Kaiser selbst, sich zu fügen, vergebens forderte Paschalis den Grafen Robert von Flandern auf, gegen die Geistlichkeit von Cambrai und Lüttich, die sich entschieden für den Kaiser ausgesprochen hatte, mit Feuer und Schwert zu wüten; die Unterstützung des lothringischen Herzogs und ihr eigener Edelmut hielt die Kölner und den niederländischen Klerus aufrecht. Der König, welcher auch vor Lüttich geschlagen war, und seine Anhänger sahen sich genötigt, Unterhandlungen anzubieten und ein neues Manifest zu erlassen, um einigermaßen die öffentliche Stimme zu gewinnen. Da kam plötzlich die Nachricht vom Tode des alten Mannes. Er war am 7. August 1106 in Lüttich gestorben; 50 Jahre lang hatte er den Königsnamen geführt. Das Volk jammerte am Grabe des unglücklichen Kaisers, der ein so klägliches Ende genommen hatte; aber im Lager seines Sohnes erscholl lauter Jubel über seinen Untergang, und die eigennützigen Geistlichen, die ihn im Leben verfolgt hatten, verfolgten ihn auch noch im Tode. Otbert, der den Kaiser in einer Kirche zu Lüttich beigesetzt hatte, wurde durch den unnatürlichen Sohn und dessen Bischöfe genötigt, die Leiche wieder ausgraben und in ein ungeweihtes Gebäude auf einer Maas-Insel bringen zu lassen. Hier ruhte sie eine Zeitlang, und ein aus Jerusalem zurückgekehrter Mönch betete Tag und Nacht für die Seele des verfolgten Kaisers, bis der König die Leiche nach Speier bringen und dort in dem Dom beisetzen ließ. Auch jetzt ward ihr noch keine Ruhe gewährt. Der Bischof von Speier ließ sie wieder aus dem Dom heraustragen und in eine noch ungeweihte Kapelle niedersetzen. Aus dieser ward sie erst fünf Jahre später nach dem Dom in die Gruft der Väter zurückgebracht (7. Aug. 1111). Die Kölner trotzten auch nach dem Tode Heinrichs IV. noch eine Zeit-



Dom zu Speier.

Originalzeichnung von Karl Sprosse.

lang dem Sohne desselben; sie schlugen sich tapfer gegen das wider sie aufgebotene Reichsheer, bis sie endlich die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes einsahen und zur Freude der königlichen Truppen Geld zahlten, um sich mit dem Könige zu versöhnen. Auch Herzog Heinrich von Limburg unterwarf sich erst nach einiger Zeit; er wurde gefangen gesetzt, verlor sein Herzogtum, welches Gottfried von Löwen besetzte, entkam aber nachher und behauptete die herzoglichen Rechte ebenso in seinem Gebiete Limburg, wie sie seitdem der Graf von Löwen als Herzog von Brabant in dem seinigen in Anspruch nahm.

9. Das Deutsche Reich und die Päpste zur Zeit Heinrichs V.

Heinrichs V. Lage war, solange sein Vater lebte, mißlich gewesen, weil das Gemüt des Volkes, besonders in Niederdeutschland, sich dem alten Kaiser zugeneigt hatte; nach dem Tode desselben aber war er ein ganz anderer Mann. Seine Regierung hat in doppelter Hinsicht eine große Bedeutung. Er suchte nämlich einesteils mit besserem Glück, als sein Vater, das Ansehen des Reichsoberhauptes gegen die Großen zu behaupten, die Großen zu bezwingen und die im Reich eingerissene Anarchie aufzuheben und wußte andernteils mit Aufopferung dessen, was nicht mehr zu retten war, sein kaiserliches Recht gegen das Hildebrandische System des päpstlichen Stuhles auf eine ebenso kräftige, als kluge Weise aufrecht zu erhalten.

Gleich nach dem Tode seines Vaters zeigte er dem Papste Paschalis, der auf einer Kirchenversammlung zu Guastalla das Verbot der Investitur durch Weltliche erneuerte, wie wenig er geneigt sei, die alten königlichen Rechte aufzugeben und sich unter den Willen des geistlichen Oberhauptes zu beugen. Er ließ den Papst ersuchen, nach Deutschland zu kommen, um hier auf einer Kirchenversammlung das Verhältnis des Staates zur Kirche zu ordnen, und als Paschalis dieser Einladung nicht entsprach, sondern den König vergeblich warten ließ und sich nach Frankreich begab, um dort sich einen Rückhalt gegen Heinrich zu suchen, belehnte Heinrich nicht nur mehrere neue Bischöfe kraft seines königlichen Rechtes mit Ring und Stab und ließ dieselben durch Ruthard von Mainz weihen, sondern er setzte auch gegen das Verbot des Papstes den gebannten Bischof Udo von Hildesheim wieder ein und drang einer Abtei einen Vorsteher auf, welcher ebenfalls im Banne war. Vergebens suchte Paschalis durch Unterhandlungen dem Hildebrandischen Grundsatze Geltung zu verschaffen; er konnte den König auf keine Weise zum Nachgeben bringen, und auf einer Kirchenversammlung zu Chalons (1107) vertrat der gelehrte und kluge Erzbischof Bruno von Trier, mit welchem der derbe, starke Herzog Welf von Bayern, der

sich überall ein Schwert vortragen ließ, dort erschien, die kaiserlichen Rechte mit großer Entschiedenheit. Auch eine zweite Versammlung zu Troyes, auf welcher, wie zahlreich sie auch sonst besucht war, kein deutscher Bischof erschien, führte die Lösung der Frage nicht herbei. Heinrich wandte sich nunmehr gegen den Grafen Robert von Flandern, welcher im Auftrag des Papstes das Bistum Cambrai besetzt hatte, verheerte Flandern und zwang den Grafen, das Bistum wiederherauszugeben. Dann suchte er in Polen, Böhmen und Ungarn die deutsche Oberherrschaft wiederherzustellen, welche während der Streitigkeiten seines Vaters mit der Kirche und den Großen untergegangen war. Alle drei Länder wurden damals durch Thronzwiste zerrüttet. In Polen machte dem Herzog Boleslaw III. dessen Halbbruder, Sbigniew, die Herrschaft streitig. In Böhmen ward 1107 Borziwoi, Wratislaws II. Sohn, von seinem Vetter, dem Herzog Swatopluk von Mähren, vertrieben und wandte sich an den deutschen König um Hilfe. Dieser nahm sich Borziwois anfangs an, beschied Swatopluk vor sich und ließ ihn verhaften; als er aber die Unmöglichkeit einsah, seinen Schützling im Besitze von Böhmen zu befestigen, gab er Swatopluk für Geld frei, erkannte ihn als Beherrscher des Landes an und erließ ihm gleich nachher den Rest jener Summe unter der Bedingung, daß er ihm auf einem Zuge nach Ungarn Heeresfolge leiste.

In Ungarn hatte sich König Geisa in seinem Streite mit Salomo an Gregor VII. um Hilfe gewandt, und dieser hatte damals (1074) eine Oberlehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhles über Ungarn in Anspruch genommen. Als Geisa 1077 starb und die Ungarn seinen Bruder Ladislaus I. an seine Stelle setzten, verlangte der Papst von diesem eine förmliche Huldigung; Ladislaus ließ sich aber, so fromm er auch war, doch nicht darauf ein. Dagegen machte er sich durch weise Gesetze und Einrichtungen um sein Reich verdient. Er führte eine ordentliche Justiz sowohl für Civil- als für Kriminalfälle ein und setzte nach deutschem Gebrauch an die Spitze der Gerichte einen Palatinus oder Pfalzgrafen, welcher in Abwesenheit des Königs dessen Stelle vertrat, während dieser auf seinen Gütern und da, wo er sich gerade aufhielt, noch immer selbst zu Gericht saß. Das Land hob sich damals ungemein empor. Nach dem Tode seines Schwagers, des Königs Zwonimir von Kroatien, nahm Ladislaus im Vertrauen auf den Einfluß, den sich seine Schwester dort erworben hatte, die Länder Kroatien, Dalmatien und Illyrien in Besitz und stellte die Verwaltung derselben unter die Leitung seines Neffen Almus. Diesen ernannte er nachher, als er ohne Hinterlassung eines Sohnes starb (1095), aus Rücksicht auf das Wohl des Reiches zu seinem Nachfolger, mit Übergehung eines anderen Neffen, des Sohnes von Geisa, Koloman oder

Kalmany, den er zu Kriegsgeschäften untüchtig hielt und wegen seines mißgestalteten Körpers für den geistlichen Stand bestimmt hatte. Der letztere trat aber sogleich als Prätendent auf, und mit Hilfe der Polen gelang es ihm, seine Rechte geltend zu machen und Almus auf die Provinzen am Adriatischen Meere zu beschränken. Kolomans geistliche Bildung und seine frühere Bestimmung schadeten dem Reiche sehr, weil er dem System der Kirche zu Gefallen wesentlichen Vorrechten seiner Nation entsagte. Er schloß mit dem Papst eine Übereinkunft, vermöge deren er die Investitur aufgab und sich darin fügte, daß nicht nur den Ungarn der Gebrauch ihrer Sprache beim Gottesdienst in vielen Fällen entzogen, sondern auch ihren Priestern das verhaßte Cölibat aufgedrungen wurde. Wegen seiner engen Verbindung mit dem Papst und mit dessen deutschen Freunden blieb er, solange Heinrich IV. lebte, mit Zumutungen von Deutschland her verschont; nachher aber benutzte Heinrich V. ein Hilfegesuch des Almus, um die längst vergessene Oberhoheit des Deutschen Reiches über Ungarn wieder geltend zu machen (1108). Zu dieser Unternehmung lieh ihm auch Swatopluk von Böhmen und Mähren seine Kriegsmacht. Der Erfolg war ganz anders, als man erwartet hatte. Die Deutschen trafen den ungarischen König wohlgerüstet und fanden, wie schon früher öfters, in der Bodenbeschaffenheit des Landes unübersteigliche Hindernisse. Zugleich benutzte der vertriebene Borziwoi von Böhmen die Abwesenheit seines Vetters, um, vom Polenherzog Boleslaw III. unterstützt, sein Reich wiederzuerobern. Jetzt wandte sich Swatopluk aus Ungarn nach Böhmen zurück, verjagte seinen Gegner und hauste aufs grausamste gegen die Anhänger desselben. Dann fiel er mit Heinrich in Polen ein. Hier fanden sie einen noch weit hartnäckigeren Widerstand, als in Ungarn, und mußten ebenfalls unverrichteter Sache umkehren (1109). Unterwegs ward Swatopluk in Heinrichs Lager von einem Angehörigen der Familie Wrissowicz, die er mit kannibalischer Wut auszurotten gesucht hatte, ermordet. Die Truppen Swatopluks riefen sogleich mit Heinrichs Zustimmung seinen Bruder Otto zum Herzog aus. Diesem machten aber der zurückgekehrte Borziwoi und dessen Bruder, Wladislaw I. jeder für sich den Thron streitig. Auf diese Weise entstand ein mehrjähriger innerer Krieg, in welchem Heinrich, durch eine bedeutende Summe Geldes gewonnen, sich für den letzteren entschied und Böhmen wieder in die alte Abhängigkeit vom Reiche brachte.

Unterdessen war der Streit über die Investitur noch immer im vollen Gange. Doch waren in betreff desselben die weltlichen und geistlichen Reichsstände ziemlich einer und derselben Meinung mit dem König, und der römische Hof wagte nicht, mit einer offenen Fehdeerklärung hervorzutreten. Heinrich konnte daher, nachdem er schon

längst einen Römerzug beschlossen hatte, bereits im Jahre 1109 eine glänzende Gesandtschaft von weltlichen und geistlichen Großen vorausschicken, um den Papst von der Einstimmigkeit der Nation zu überzeugen und ihn aufzufordern, er möge nach Deutschland kommen, damit man allen schwebenden Fragen ein Ende machen könne. Diese Gesandtschaft hatte wohl insofern den gehofften Erfolg, als sie nur Friedensbotschaften des Papstes und die Versicherung einer freundschaftlichen Aufnahme des deutschen Königs zurückbrachte, aber von einer Reise des Papstes verlautete nichts. Auch Mathilde von Tuscien hatte die Gesandten auf ihrer Heimkehr sehr freundlich empfangen. Zu Ostern 1110 feierte Heinrich seine Verlobung mit der fünfjährigen Mathilde, einer Tochter des Königs Heinrich I. von England und Enkelin Wilhelms des Eroberers; im September desselben Jahres brach er mit einem starken Heer von 30000 Rittern auf und zog über Lausanne und den Großen Bernhard nach Italien; auch gelehrte Geistliche begleiteten ihn. Am Po stieß ein böhmisches Heer zu ihm, und auch aus Italien langten Verstärkungen an. Das Heerlager, das er nun auf der Ronkalischen Ebene bei Piacenza aufschlug, war stattlich genug, um Achtung und Furcht einzuflößen. In den Städten der Lombardei fand er jedoch eine schlechte Aufnahme und wenig Gehör für seine Befehle. Die oberitalienischen Städte, besonders Mailand und Pavia, hatten sich nämlich in den letzten Zeiten eine solche Unabhängigkeit und Freiheit errungen, daß sie es wagen durften, dem Könige die üblichen Leistungen zu versagen. Wie sehr sie sich damals fühlten, kann man daraus beurteilen, daß sie später unter den Hohenstaufischen Kaisern den Zustand, in welchem sie sich zu Heinrichs V. Zeit befunden hatten, als den der höchstmöglichen Befreiung von den Lasten des Reiches in Anspruch nahmen. Indessen zeigte das Schicksal der Stadt Novara, welcher Heinrich wegen ihrer Widersetzlichkeit nicht nur eine große Geldstrafe auferlegte, sondern auch einen Teil der Mauern einriß, sowie sein Verfahren gegen das am anderen Ende von Oberitalien gelegene Arezzo, das er ganz zerstörte, klar und deutlich, daß er und die Seinigen wenigstens den Schwächeren ihre Macht fühlbar machten. Er zog mit seinem Heere von Ort zu Ort und wütete mit Feuer und Schwert gegen die Städte, die sich ihm zu widersetzen wagten. Auch den Papst setzte Heinrich, als er bis nach Tuscien vorgerückt war, so sehr in Schrecken, daß er ihm zuletzt einen sehr merkwürdigen Vorschlag machen ließ, welcher weit mehr einer Ausflucht, als der Einleitung zu einem Konkordat ähnlich sah. Paschalis bot dem Könige an, alle Güter und Einkünfte, welche die Kirche als Reichslehen besaß, der weltlichen Macht zurückgeben zu lassen, wogegen der König eidlich allen Ansprüchen an die Investitur entsagen sollte. Zugleich verpflichtete

sich der Papst, den König mit allen Ehren zu empfangen und ihn in der herkömmlichen Weise zum Kaiser zu krönen. Diesen Vorschlag empfing Heinrich zu Sutri und nahm ihn unter der Bedingung an, daß, was kaum als möglich zu erwarten war, die Zustimmung aller Fürsten und Bischöfe dazu eingeholt werde.

Der König zog hierauf nach Rom (Februar 1111), nachdem der Vertrag zuvor in Sutri besprochen war. Er ward äußerst feierlich empfangen; der gesamte Klerus und das ganze römische Volk strömten ihm vor die Thore entgegen. Auf Bitten der Bürger beschwor er die Freiheiten und Rechte der Stadt, aber in deutscher Sprache, was den Stolz der Römer beleidigte. Gegen ihre Gewohnheit blieben sie dessenungeachtet ruhig. Ferner versprach Heinrich, den Papst weder töten noch am Leibe schädigen oder in Haft bringen zu lassen. An der St. Peterskirche, wo der Papst mit den Kardinälen den König erwartete, stieg dieser vom Pferde, beugte seine Kniee vor Paschalis, küßte ihn auf Mund, Stirn und Auge und leistete ihm den Dienst eines Stallmeisters oder Marschalls, indem er ihm den Steigbügel hielt: eine übliche Pflicht der Höflichkeit, aus welcher die Griechen den deutschen Kaisern einen großen Vorwurf machten, weil sie sich nach ihren Begriffen mit der Würde des Herrschers nicht vertrug. Vor dem silbernen Thore der Kirche erklärte Paschalis dem Herkommen gemäß, daß er Heinrich krönen wolle, und dieser antwortete ihm mit der gewöhnlichen Formel: er gelobe und verspreche vor Gott und dem heiligen Apostel Petrus, daß er unter Gottes Beistand nach seinem Wissen und Vermögen stets ein Beschützer und Verteidiger der römischen Kirche sein wolle. Nachdem hierauf ein Kardinal in der Mitte des Schiffes der Kirche das erste Gebet, ein anderer das zweite gesprochen hatte, setzten sich Papst und König, und nun sollte jener die Feierlichkeit vollenden, als auf einmal die angefangene Ceremonie stockte und ein heftiger Streit entstand. Der Papst verlangte nämlich die Zusicherung des geschlossenen Vertrags. Heinrich gab aber wohlbedächtig die Erklärung, daß er die Trennung der Kirchengüter von den Kirchenämtern nicht verlange, sondern seinesteils den Geistlichen den ungekränkten Genuß alles dessen, was sie bisher besessen, gern zusichern werde, wie er auch früher schon, als die Vorverhandlungen geführt waren, gewünscht hatte. Als nun der Papst das Wort ergriff und von der Einstellung der Investitur, zugleich aber auch von der Rückgabe der dem Reiche gehörenden geistlichen Güter sprach, wurde er durch den Widerspruch der Bischöfe und der weltlichen Großen, welche ihre Kirchenlehen dadurch einzubüßen fürchteten, unterbrochen. Heinrich erklärte darauf den Vertrag für unausführbar, weil der Papst die Einwilligung der Bischöfe dazu nicht erhalten könne, und verlangte die Kaiserkrönung

ohne Rücksicht auf die in demselben festgesetzten Bedingungen. Dem suchte sich aber der Papst auf jede Weise zu entziehen, und nun ward hin und her gesprochen und unterhandelt, bis endlich einer aus Heinrichs Gefolge laut ausrief: „Was braucht es vieler Worte? Unser Herr will gekrönt sein!" Heinrich ließ jetzt, um die Krönung zu erzwingen, den Papst und die Kardinäle festnehmen und, als sie bis tief in die Nacht hinein hartnäckig blieben, gefangen wegführen. Zwei Kardinäle entschlüpften aber und riefen das römische Volk zu den Waffen. Dieses überfiel während der Nacht alle Deutschen, die es einzeln antraf, griff am andern Morgen das um die Peterskirche lagernde königliche Heer an und trieb es in die Flucht. Der König selbst rettete sich nur durch die edle Aufopferung eines seiner Fürsten. Er sprang schnell ohne Fußbekleidung auf ein Pferd, ritt die marmornen Stufen vor der Kirche herab, stürzte aber und wäre verloren gewesen, wenn nicht der mailändische Graf Otho ihm sein eigenes Pferd geliehen und sich statt seiner den Feinden preisgegeben hätte, die ihn dann töteten und in Stücke zerrissen. Heinrich sammelte und ermutigte die Seinigen wieder, verfolgte die Rebellen bis zur Engelsburg und richtete eine schreckliche Niederlage unter ihnen an. Doch ward er nur eines einzigen Stadtteiles Herr. Die Römer gingen sogar untereinander eine förmliche eidliche Verpflichtung ein, den König als ihren Feind, jeden aber, der mit ihnen gegen die Deutschen kämpfen würde, als ihren Bruder anzusehen. Heinrich konnte sich zwar nicht gegen sie halten, aber er nahm doch, als er nach drei Tagen aus der Stadt zog, den Papst und 16 Kardinäle gefangen mit sich.

Er unterhandelte hierauf mit seinen Gegnern, während er zugleich die Umgegend der Stadt verheerte. Doch kam es erst nach zwei Monaten zu einem Vertrag zu Ponte Mammolo. Der Papst verzichtete in demselben zu Gunsten des Königs auf die Investitur und versprach, wegen des ihm angethanen Unrechts nie Rache zu nehmen, den König nie zu bannen und ihn nach herkömmlicher Form zu krönen; auch gestattete er wahrscheinlich in einem geheimen Artikel, daß Heinrichs IV. Leiche, welche noch immer unbeerdigt war, an geweihter Stelle beigesetzt werde. Dagegen ließ der König den Papst und die übrigen Gefangenen frei und verstand sich zu einer Abbitte, welche die Ehre der Kirche wiederherstellte. Eine große Zahl deutscher Fürsten und viele Kardinäle beschworen, jene für den König, diese für den Papst die Erfüllung dieses Vertrags. Heinrich zog hierauf zur Krönung nach Rom. Gleich nachdem diese vollzogen war (13. April 1111), nahmen Papst und Kaiser zur Bekräftigung des beschworenen Vertrags gemeinschaftlich das Abendmahl. Auch ließ sich Heinrich, als er aus Rom abzog, Geiseln für die Versicherung geben, daß Paschalis ihn nicht mit

dem Banne belegen wolle. Er kehrte, nachdem er noch in der Nähe von Canossa die Gräfin Mathilde, die sich sogleich bei seinem Erscheinen in Italien unterworfen, begrüßt hatte, geradeswegs nach Deutschland zurück, wohnte in Speier der höchst prunkvollen Bestattung seines Vaters bei und verlieh den Bürgern der Stadt gewisse Rechte zum Lohn für die bewiesene Treue. Gleich nach seiner Abreise traten die Kardinäle, durch die schlechte Behandlung der Geiseln und durch manche andere Umstände erbittert, gegen die ihm gestatteten Rechte nachdrücklich auf und thaten, was der Papst selbst nicht thun wollte oder durfte. Sie sprachen zwar keinen förmlichen Bannfluch aus, erklärten aber die dem Kaiser eingeräumten Rechte für ungültig. Im folgenden Jahre ward dieser sogar, während er zu Hause in neue Händel verwickelt war, von dem Erzbischof Guido von Vienne auf einer Synode feierlich mit dem Banne belegt, und der Papst billigte Guidos Verfahren, indem er erklärte, die Investitur dem Kaiser nur gezwungen zuerkannt zu haben. Doch bestätigte er die Sache bloß in allgemeinen Ausdrücken und brach sein Verhältnis zu dem Kaiser nicht ab. Aber auch auf der Ostersynode 1112 erhob man sich mit scharfem Tadel gegen den Papst, ja Bischof Kuno von Präneste verkündete den Bann sogar in Frankreich und Deutschland.

Die Angelegenheiten, welche den Kaiser in Deutschland beschäftigten, hatten wieder in Sachsen ihren Ursprung. Mit dem Herzoge Magnus war 1106 das Haus der Billunger ausgestorben, und Heinrich hatte das Herzogtum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplinburg gegeben, welcher mit Richenza, einer Enkelin Ottos von Nordheim, vermählt war, und welcher später als deutscher Kaiser berühmt geworden ist. Dieser griff in Verbindung mit dem Markgrafen der Altmark einen sächsischen Großen an, nahm ihn gefangen und ward dafür im Jahre 1111 von Heinrich seines Herzogtums wieder beraubt, welches damals Otto von Ballenstädt, der Schwiegersohn des letzten Billungers und Stammvater des anhaltischen Fürstenhauses, erhielt. Lothar ergriff deshalb gleich nachher begierig eine sich darbietende Gelegenheit, um an dem Kaiser Rache zu nehmen. Siegfried nämlich, Pfalzgraf bei Rhein, welcher weiblicherseits mit dem Grafen Ulrich von Weimar verwandt war, nahm, als dessen Haus ausstarb, die Erbgüter desselben in Anspruch; Heinrich zog aber Ulrichs Verlassenschaft als dem Reiche anheimgefallen ein. Siegfried brachte darauf einen mächtigen Bund sächsischer Großen zu stande, welchem auch der Herzog Lothar beitrat (1112). Heinrich war jedoch den Verschworenen überlegen; sie wurden teils durch ihn selbst, teils durch seinen wackeren Anführer, den Grafen Hoyer von Mansfeld, bei Warnstedt in der Nähe von Quedlinburg besiegt; Siegfried verlor dabei das Leben, und einige andere Fürsten

wurden gefangen genommen. Er verdarb indessen durch den Mißbrauch, den er von seinem Siege machte, alles wieder. Er verfuhr mit rücksichtsloser Härte gegen die besiegten Fürsten; er ließ seinen früheren Vertrauten und Kanzler, Albert von Saarbrück, welcher freilich, nachdem Heinrich ihn zum Erzbischof von Mainz gemacht hatte, mit den Feinden desselben in Verbindung getreten war, nicht nur in den Kerker werfen, sondern auch drei Jahre lang sehr hart behandeln; er gab den gefangenen Grafen Wiprecht von Groitzsch, obgleich ihm dessen Sohn für die Freiheit desselben die Hauptburg seiner Familie geöffnet hatte, nicht frei und schuf sich dadurch in dem jungen Wiprecht einen unversöhnlichen Feind, der seinem Hoyer von Mansfeld an List und Gewandtheit überlegen war; er ließ endlich den Landgrafen Ludwig von Thüringen, der ihn kaum erst versöhnt hatte und deshalb unbesorgt seiner in Mainz abgehaltenen Vermählung mit Mathilde, der Tochter des Königs von England, beiwohnte, ungerechterweise verhaften. Dieses tyrannische Verfahren rief eine geheime Verschwörung hervor. Als der Kaiser im Juli 1114 nach Friesland, wo seine Gegenwart nötig war, ziehen wollte, brach dieselbe in eine Empörung aus, die sich bald über ganz Niederdeutschland verbreitete. Die Verschworenen benutzten dabei sein Verhältnis zum Papste, um ihre Sache zu einer heiligen zu machen. Der Kardinal und päpstliche Legat, Bischof Kono oder Konrad von Präneste, erneuerte mehrere Male nacheinander den Bannfluch gegen den Kaiser in Mainz, Köln und Goslar, um Volk und Geistlichkeit von ihm abzuwenden. Zum Unglück für Heinrich, welcher die Empörer zuerst am Niederrhein bekämpft hatte und dann in Sachsen eingebrochen war, ließ sich Hoyer von Mansfeld im Februar 1115, ohne die ihm zueilende Verstärkung abzuwarten, von unzeitiger Hitze fortreißen, verlor gegen den jungen Wiprecht von Groitzsch eine entscheidende Schlacht am Welfisholz bei Mansfeld und kam selbst ums Leben. Heinrich mußte infolgedessen sogleich aus Sachsen weichen, und er wäre jetzt in eine ähnliche Lage gekommen, wie einst sein Vater beim Ausbruche des sächsischen Krieges, wenn nicht Herzog Lothar von Sachsen besonnener gewesen wäre, als damals Otto von Nordheim, und sich geweigert hätte, gegen den Kaiser anders als verteidigungsweise zu verfahren. Doch ward die Verwirrung im Reiche immer größer. Ein anderer päpstlicher Legat, Dietrich, kam aus Ungarn nach Sachsen und regte die ganze Geistlichkeit gegen den Kaiser auf. Der letztere ward in Mainz, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte, durch die Bürger gezwungen, ihren Bischof Albert oder Adalbert von Saarbrück freizugeben. Dieser war kaum frei, als er ungeachtet des soeben erst geleisteten Eides alles gegen Heinrich aufzuregen suchte und in Köln eine Versammlung der demselben feind-

lichen Bischöfe hielt. Bald wollte kein angesehener Geistlicher mehr vor dem Kaiser Messe lesen; selbst der ihm bis dahin treu ergebene Bischof Erlung von Würzburg, der von ihm nach Köln geschickt worden war und sich dort von seinen Gegnern hatte gewinnen lassen, weigerte sich dessen und verließ, als Heinrich ihn mit Androhung des Todes dazu gezwungen hatte, den Hof. Heinrich nahm ihm dafür die herzoglichen Rechte in Ostfranken, welche die Bischöfe von Würzburg bisher besessen hatten. Der beabsichtigte Reichstag zu Mainz konnte nicht gehalten werden, weil sich nur sehr wenige Reichsstände dazu einfanden. Auch die Bemühungen des Herzogs Welf V. von Bayern und des Bischofs Hartwig von Regensburg, die Parteien zu einer Aussöhnung zu bewegen, waren vergeblich. Der Kaiser ergriff endlich ein anderes Mittel: er stellte dem geistlichen und sächsischen Bund einen weltlichen und schwäbischen entgegen und beschloß, durch einen Römerzug seinen Feinden in Deutschland auf einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Sein Schwager Friedrich von Hohenstaufen war im Jahre 1105 gestorben und dessen ältester Sohn, Friedrich der Einäugige, hatte das Herzogtum Schwaben erhalten; nun verlieh der Kaiser dem Bruder desselben, Konrad, das Herzogtum Ostfranken. Dieser Schritt, durch welchen die tapfere Familie der Hohenstaufen eigentlich erst ihre große Bedeutung im Reich erhielt, sicherte dem Kaiser den Süden von Deutschland, da auch Welf von Bayern ihm ergeben blieb und Friedrich von Schwaben in Verbindung mit dem neuernannten Pfalzgrafen Gottfried von Kalw sich um so lieber gegen die rheinischen Bischöfe gebrauchen ließ, weil diese ihn im vorigen Jahre zu Köln in Heinrichs Bann mit eingeschlossen hatten.

Nach Italien, wo der Kaiser im Frühjahr 1116 erschien, riefen ihn nicht nur seine Verhältnisse zum Papst und zur Kirche, sondern auch der Tod der Gräfin Mathilde, welche im Sommer des vorigen Jahres gestorben war. Diese hatte bekanntlich ihre Güter dem römischen Stuhle vermacht, und Heinrich, der als Urenkel einer Großtante der Mathilde, noch mehr aber als Kaiser dieselben in Anspruch nahm, mußte dem Papste zuvorzukommen suchen. Es war dies jetzt um so wichtiger, als die materiellen Mittel, die ihm für seine deutschen Angelegenheiten unentbehrlich waren, ausgingen. Er gelangte sogleich ohne großen Widerstand in den Besitz dieser Güter und fand bei der Behauptung der kaiserlichen Rechte auf dieselben seine Hauptstütze an den Lehrern des Justinianischen Rechtes, besonders an dem berühmten Werner oder Irnerius zu Bologna, welcher schon längst die ganze Rechtsverfassung in den Besitzungen der Mathilde dem Gesetzbuche Justinians gemäß eingerichtet hatte, und der ihm kurz darauf auch bei einer Papstwahl in Rom wichtige Dienste leistete, indem Werner durch

seine juristischen Formen und Formeln die Künste der römischen Gegner zu vereiteln verstand. Von Tuscien zog Heinrich im Frühjahr 1117 nach Rom, wo der Papst im vorigen Jahre über die Besetzung der Präfektenstelle in einen so heftigen Zwist mit dem Volke geraten war, daß er auf kurze Zeit die Stadt hatte verlassen müssen. Heinrich hatte infolgedessen unter den Römern einen bedeutenden Anhang, und Paschalis sah sich bei seiner Annäherung genötigt, nach Benevent zu entfliehen. Da der Kaiser kurz vor Ostern nach Rom gekommen war, so wollte er einer alten Sitte gemäß an diesem Feste einen sogenannten Krontag feiern. Die Könige des Mittelalters pflegten nämlich dreimal im Jahre, auf Ostern, Pfingsten und Weihnachten, ein besonders feierliches Hoflager zu halten, wobei sie sich unter gewissen Ceremonieen mit der Krone schmückten. Heinrich konnte keinen der anwesenden Kardinäle bewegen, ihm die Krone aufzusetzen; dagegen fand sich der portugiesische Bischof, Mauritius Burdinus, der mit Aufträgen von Paschalis in der Stadt zurückgeblieben war, zu dieser Ceremonie bereit. Um Pfingsten verließ Heinrich die Stadt wieder und begab sich nach Oberitalien. Sogleich kehrte Paschalis nach Rom zurück und rüstete Kriegswerkzeuge, um seine Gegner aus den von ihnen besetzten Stadtteilen zu vertreiben; er starb aber, noch ehe ihm dies gelungen war (Januar 1118).

Paschalis' Partei wählte schon vier Tage nachher in der Person seines Kanzlers, Johann von Gaeta, unter dem Namen Gelasius II. einen Mann, der den Streit mit dem Kaiser fortsetzen sollte und deshalb gleich im Anfange harte Schicksale erlitt. Die Wahl war nämlich kaum geschehen, als Cencius Frangipani, ein Mann aus einer der angesehensten römischen Familien, welcher zur Gegenpartei gehörte, mit seinen Leuten über den Neugewählten herfiel, ihn gefesselt in seine Feste schleppte und dabei mit Faustschlägen mißhandelte. Gelasius wurde zwar von seinen Anhängern sogleich wieder befreit, aber nun erschien ganz unerwartet der Kaiser aufs neue vor Rom. Der Papst floh in einen Kahn und fuhr schnell den Tiber hinab, um sich nach Gaeta zu retten. An der Mündung dieses Flusses ward er zugleich von einem fürchterlichen Sturme und von den ihn verfolgenden Deutschen in große Gefahr gebracht, und nur mit genauer Not konnte er an einer unbesetzten Stelle landen, von wo Hugo Visconti, Kardinal von Alatri, den alten Mann auf seinen Schultern durch die Moräste des Tiber nach Ardea brachte. Dort bestieg er ein Schiff und fuhr nach Gaeta. Der Kaiser knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, und wir sehen bei der Gelegenheit, daß die lombardischen Städte schon damals, ehe man noch an die Parteiung der Welfen und Ghibellinen dachte, den päpstlichen Grundsätzen zugethan waren, weil sie durch den Papst ihre

Freiheit zu bewahren hofften. Gelasius machte nämlich dem Kaiser das Anerbieten, den Zwist zwischen dem Staate und der Kirche einem Konzil zur Entscheidung zu überlassen, er wollte dasselbe aber nicht in Rom, sondern in Mailand oder Cremona gehalten haben. Da der Kaiser in diese Städte weder früher eingelassen worden war, noch jetzt dort irgend einen Einfluß hatte, so mußte er dies natürlich zurückweisen. Gelasius brachte indessen durch diese Forderung das römische Volk gegen sich auf, und Heinrich wußte daraus Nutzen für sich zu ziehen. Er bewog am 9. März mit Hilfe des Rechtsgelehrten Werner von Bologna Klerus und Volk von Rom, denselben portugiesischen Bischof Burdinus, der im vorigen Jahre am Krontage das Geschäft des Papstes gegen dessen Willen übernommen hatte, zum Papste zu ernennen. Der Kaiser setzte den Gewählten, der sich den Namen Gregor VIII. gab, feierlich als Papst ein, ließ sich am Pfingstfeste von ihm krönen und eilte dann nach Deutschland, nachdem er seine Gemahlin zur Reichsverweserin in Italien ernannt hatte. Gelasius kehrte zwar nachher mit Hilfe der Normannen nach Rom zurück, er mußte sich daselbst aber versteckt halten, wurde, als er nach einiger Zeit einen Gottesdienst zu leiten wagte, von den Frangipani in der Kirche selbst angegriffen, sah seine Anhänger in mehrtägigen blutigen Gefechten unterliegen und verließ die Stadt als Flüchtling. Er begab sich über Pisa nach Burgund, wo er von der frommen Bevölkerung mit großer Ehrfurcht empfangen wurde, aber schon zu Anfang des folgenden Jahres (1119) im Kloster von Clugny starb. Auch der Gegenpapst Gregor VIII. errang kein Ansehen.

In Deutschland, wo unterdessen die beiden Hohenstaufischen Brüder, von den rheinischen Städten trefflich unterstützt, das Gleichgewicht zu erhalten gewußt hatten, war während der Abwesenheit des Kaisers die schrecklichste Verwirrung eingerissen. Die Parteien verheerten auf barbarische Weise eine der anderen Besitzungen; es bildeten sich Räuberscharen, welche den Hader und den Mangel an gesetzlicher Ordnung zu Plünderungen benutzten; die Kirchen blieben an manchen Orten ganz leer stehen, und unter der Geistlichkeit riß eine solche Zwietracht ein, daß z. B. an manchen Orten das Domkapitel für die eine, der Bischof für die andere Partei war. Unter allen Gegnern des Kaisers war Albert von Mainz am thätigsten. Er bot alle seine Kräfte auf, um im Bunde mit den sächsischen Großen seine und des Papstes Sache zur Reichsangelegenheit zu machen; er hielt auch deshalb in Köln und Fritzlar Versammlungen, und schon war in Würzburg ein Reichstag angesetzt, um den Kaiser mit Hilfe der Sachsen zu verurteilen, als Heinrich in Deutschland erschien. Dieser suchte sich anfangs durch schreckliche Verheerungen an seinen Gegnern zu rächen. Bald sah er

aber ein, daß mit bloßer Gewalt nichts auszurichten sei, zumal da nach Gelasius' II. Tode die mit demselben entflohenen Kardinäle zu Clugny den Erzbischof Guido von Vienne, einen Kirchenfürsten von hoher Geburt, mit verschiedenen Herrscherhäusern verwandt und Oheim der Königin von Frankreich, dabei aber einen der entschiedensten Verteidiger des Hildebrandischen Systems, als Calixtus II. zum Papste gewählt hatten (1. Februar 1119), und dieser hatte alsbald in Reims den Bann gegen Heinrich wiederholt. Heinrich faßte deshalb den großartigen Entschluß, die Streitigkeiten in Deutschland durch Nachgiebigkeit beizulegen, um desto kräftiger gegen den Papst auftreten zu können. Zu diesem Zwecke berief er einen Reichstag nach Tribur, arbeitete den Entscheidungen desselben dadurch vor, daß er mit den einzelnen unterhandelte und jedem das ihm Entrissene zurückgab, und verlangte dagegen von allen, daß das Reichsgut in seinen Händen bleiben und die Sache des Papstes in Tribur (September 1119) nicht zur Sprache gebracht werden sollte. Zu aller Erstaunen war einer der ersten Schritte des neuen Papstes, der doch zuerst so entschieden gegen Heinrich aufgetreten war, ein Versuch, sich mit dem deutschen Könige auszusöhnen. Er schickte zwei französische Geistliche, den Bischof von Chalons und den Abt von Clugny, an Heinrich, um mit ihm über die Herstellung des Friedens und über ein Konkordat zu unterhandeln. Der erstere räumte in Straßburg, wo er mit dem Kaiser zusammenkam, nicht nur ein, daß alle um seinetwillen verfolgten Geistlichen, sobald die Hauptsache abgethan sei, vom Papste wiedereingesetzt werden sollten, sondern er machte auch einen Vorschlag, nach welchem durch eine Klausel des Konkordats dem Kaiser alle Verbindlichkeiten, die aus der bisherigen Form der Investitur in Rücksicht auf weltliche Dinge hergeleitet wurden, vorbehalten blieben. „Wenn du in Wahrheit den Frieden wünschest", sagte er zum Kaiser, „so mußt du die Investitur der Bischöfe und Äbte ganz aufgeben. Damit du aber sicher seiest, daß dadurch deine königliche Gewalt nicht beeinträchtigt werde, so wisse, daß ich, ein im Französischen Reiche gewählter Bischof, weder vor noch nach meiner Weihe von meinem Könige mit Ring und Stab belehnt worden bin, daß ich aber nichtsdestoweniger sowohl in betreff der Steuern, der Zölle und der Kriegsverpflichtung, als überhaupt in Bezug auf alles, was seit alter Zeit der Kirche von dem Könige geschenkt worden ist, gegen den König meine Schuldigkeit getreulich erfülle: gerade wie dir deine Bischöfe dienen, um deren Investitur willen du dir einen solchen Zwist und sogar den Bannfluch zugezogen hast." Auf diese Erklärung erwiderte der König: „Wohlan, so geschehe es! Mehr verlange ich nicht." Sobald die Kirche dies eingeräumt hatte, konnten Kaiser und Reich nicht anstehen, die bloße Form aufzugeben. Es wurde also eine schrift-

liche Erklärung hierüber abgefaßt, und die Legaten reisten zum Papste zurück. Ein in Reims versammeltes Konzil, bei welchem jedoch außer Albert von Mainz und seiner Partei nur wenige deutsche Bischöfe zugegen waren, sollte dies bekräftigen, zauderte aber aus Hinterlist. Kaum erfuhr der Kaiser das Zögern der Reimser Versammlung, so bewog er den Herzog Welf, den Pfalzgrafen Gottfried und andere Deutsche, eidlich zu geloben, daß sie bei den in Straßburg angetragenen Bedingungen beharren und ihm zur Behauptung derselben beistehen wollten. Auf die Nachricht davon näherte sich der Papst wieder und entschloß sich, wiewohl ungern, zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser, schickte aber zwei Kardinäle voraus, um einige zweifelhafte Punkte des Straßburger Vertrages festzustellen. Es handelte sich dabei in erster Linie um einen offenen Verzicht Heinrichs auf die Investitur auch der Kirchengüter. Eine solche Berichtigung wollte Heinrich nicht zugestehen, weil eine Klausel des Vertrages die beste Auskunft für zweifelhafte Fälle an die Hand gab; es hieß nämlich in diesem: bei streitigen Punkten solle, wenn sie rein kirchliche Angelegenheiten beträfen, nach kanonischem, in weltlichen Dingen dagegen nach weltlichem Recht entschieden werden. Zudem glaubte er ohne die Fürsten eine derartige Entscheidung nicht treffen zu dürfen. Außerdem entstanden einige andere unvorhergesehene Schwierigkeiten, z. B. in betreff der Art, wie der Kaiser vom Banne gelöst werden sollte. Auch suchte Heinrich den Grafen von Troyes, in dessen Schloß sich Calixtus begeben hatte, zu bewegen, den Papst einen Tag lang zurückzuhalten. Alles dies schreckte den letzteren so sehr, daß er eilig davonfloh und nach Reims zurückkehrte. Hier that er den Kaiser aufs neue feierlich in den Bann: die versammelten Bischöfe und Äbte mußten sich mit Wachslichtern in der Hand von ihren Sitzen erheben, der Papst sprach dann über Heinrich, über den Gegenpapst und über die Anhänger von beiden den Fluch aus, und nachdem er in seinem Zorne, den Hildebrandischen Grundsätzen vom päpstlichen Rechte gemäß, sogar den von Heinrichs Unterthanen geleisteten Eid der Treue für aufgelöst erklärt hatte, bekräftigten alle Anwesenden den ausgesprochenen Fluch mit lauter Stimme und warfen ihre Lichter auf den Boden (Oktober 1119).

Der Papst setzte seine Hoffnung auf Albert von Mainz, den er zu seinem ständigen Legaten für Deutschland ernannte, und auf die Sachsen, welche dieser auf jede Weise zu einem nachdrücklichen Kampfe mit dem Kaiser fortzureißen suchte. Heinrich ließ sich jedoch nicht einschüchtern, obgleich ganz Norddeutschland die Waffen gegen ihn erhob und sogar einige seiner Anhänger am Rhein von ihm abfielen. Er hatte die Schwaben, Franken und Bayern für sich, überließ daher die Sachsen eine Zeitlang um so ruhiger sich selbst, da ihre Fürsten sich

zu mäßigeren Ansichten neigten, und vereinigte seine ganze Macht im Westen des Reiches. Er verjagte die Bischöfe von Worms und Speier und suchte durch die Eroberung von Mainz den Rheinstrom in seine Hände zu bringen, um auf diese Weise den Papst ebenso von aller Verbindung mit den Deutschen abzuschneiden, wie er ihn von Italien entfernt hielt. Während er mit seinen Truppen gegen Mainz zog, eilte Albert mit den Sachsen der bedrohten Stadt zu Hilfe. Schon lagen beide Heere einander gegenüber, und Deutschland schien jetzt durch seine eigene Kraft vertilgt zu werden, als man rechtzeitig auf beiden Seiten zur Besinnung kam und sich zum Frieden entschied. Es ward beschlossen, den ganzen Streit einem Schiedsgerichte von zwölf Fürsten zu überlassen, welche von beiden Teilen gewählt werden und ihren Spruch nach drei Monaten auf einem Reichstage in Würzburg bekannt machen sollten. Zur bestimmten Zeit erschienen hier beide Teile der Sitte der Zeit gemäß bewaffnet und lagerten sich eine Tagreise weit voneinander (September 1121). Nachdem man sich eine Woche lang beraten hatte, kam man über folgende Punkte überein: es solle allgemeiner Reichsfrieden sein und jeder, der denselben breche, an dem Leben gestraft werden; alle königlichen Güter und Einkünfte sollten dem König, alle kirchlichen der Kirche verbleiben, das geraubte Eigentum seinen Besitzern zurückgegeben, gegen alle Diebe und Räuber aber mit Strenge verfahren werden; über die Investitur solle alles, was Deutschland als Reich angehe, auf einer besonderen Reichsversammlung, und zwar ohne den Papst zu fragen, durch Stimmenmehrheit entschieden, in betreff des Übrigen aber von Reichs wegen eine Gesandtschaft an den Papst abgeordnet und bei diesem auf ein Konzil angetragen werden. Calixtus war im vorhergehenden Jahre nach Rom zurückgekehrt und hatte im Frühjahr 1121 mit Hilfe der Normannen seinen Gegenpapst, Gregor VIII., um den sich der Kaiser sehr wenig bekümmerte, in Sutri gefangen genommen. Er behandelte ihn auf eine Weise, die für die Sitten der Zeit und für die Begriffe derselben von Anständigkeit sehr bezeichnend ist: Gregor ward mit einem Hammelsfelle bekleidet, verkehrt auf ein Kamel gesetzt und so vom Gefolge des Papstes, unter dem Gespötte des Pöbels, nach Rom gebracht und in der Stadt umhergeführt. Dann ließ ihn Calixtus an verschiedenen Orten gefangen halten, bis er nach Jahren im Kloster Cava starb, ohne seinen Gegner anerkannt zu haben. Obgleich Calixtus im unbestrittenen Besitze des päpstlichen Stuhles war und auch die Bürger von Rom ganz für sich gewonnen hatte, so wagte er doch nicht, sich offen den Beschlüssen der Deutschen zu widersetzen. Er verwarf ihren Antrag nicht, suchte aber einen Mittelweg einzuschlagen und bestimmte, daß drei Legaten unter

Vermittelung Alberts von Mainz unterhandeln sollten. Albert nahm jedoch den gefährlichen Antrag nicht allein auf sich, sondern wirkte nebst anderen dahin, daß die Legaten die Sache mit Heinrich und den Fürsten selbst in Worms ausmachen sollten.

Die Stadt Worms hatte Heinrich, als er das übrige Bistum zurückgab, sich selbst gewissermaßen vorbehalten, und die dort zur Unterhandlung zusammenkommenden Fürsten waren mehrenteils Bayern, Franken und Schwaben, d. h. Heinrichs Freunde, indem die Sachsen in solcher Entfernung von ihrer Heimat nur in geringer Zahl erschienen oder sich dort nicht aufzuhalten wagten. Die Kardinäle sahen unter diesen Umständen keine Möglichkeit, die Hildebrandischen Grundsätze durchzusetzen. Sie suchten daher die Ehre des Papstes dadurch zu retten, daß sie das Wort Investitur nicht von der königlichen Belehnung der Bischöfe mit den Regalien gebraucht wissen wollten; dagegen gestanden sie dem Könige zu, daß auch künftig die Wahlen derselben in seiner oder seines Stellvertreters Gegenwart, also unter seinem Einflusse gehalten werden und daß über streitige Wahlen nicht der Papst, sondern der Kaiser und die Bischöfe der Diöcese entscheiden sollten. Jedoch schien ihnen dies so bedenklich, daß sie ungeachtet ihrer Vollmacht nicht wagten, den Vertrag sogleich abzuschließen, sondern nach Rom zurückreisten, um zuerst den Papst und die Kardinäle darüber zu befragen. Während ihrer Abwesenheit hauste der Kaiser nach seiner Weise: er bestellte einen ganz jungen Menschen, bloß weil er von guter Familie war, zum Bischof von Würzburg, obgleich die Mehrzahl der Domherren dagegen war und einen anderen auf gesetzmäßige Weise erwählte, so daß selbst die beiden Hohenstaufischen Brüder sich gegen ein solches Verfahren auflehnten und dem letzteren mit den Waffen zum Bistum verhalfen; dann ließ der Kaiser seinen Zorn auf Albert von Mainz fallen und belagerte gerade das von diesem stark befestigte Aschaffenburg, als zur Freude der Deutschen die Kardinäle mit dem unterzeichneten Konkordat zurückkehrten. Auf dem freien Feld von Worms wurden in Gegenwart einer unzähligen Volksmenge, die aus allen Teilen Deutschlands zusammengeströmt war, die beiden Urkunden dieses sogenannten Wormser Konkordats vorgelesen und ausgetauscht (September 1122). Die eine war vom Papste ausgestellt, die andere vom Kaiser, und die letztere hatten die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Speier, Augsburg, Utrecht und Konstanz, der Abt von Fulda, die Herzöge Friedrich von Schwaben und Heinrich der Schwarze von Bayern, der seinem kinderlosen Bruder Welf II., dem ehemaligen Gemahl der Gräfin Mathilde, im Jahre 1120 gefolgt war, und außerdem noch sechs

andere Fürsten unterzeichnet*). Nachdem der Vertrag in aller Form verkündigt und angenommen war, hielt einer der päpstlichen Legaten feierlichen Gottesdienst und nahm den Kaiser mit seinen Anhängern wieder in den Schoß der Kirche auf. Der Wormser Vertrag konnte den deutschen Stämmen als eine erfreuliche und sogar dem Kaiser günstige Lösung der Frage erscheinen, die seit 50 Jahren das Reich in Aufregung hielt; immerhin war aber das Papsttum nunmehr förmlich als eine selbständige in der gesamten abendländischen Christenheit waltende Macht anerkannt.

Als Heinrich auf diese Weise ohne demütigende Ceremonieen mit der Kirche ausgesöhnt war, glaubte er durch seinen Sieg stark genug geworden zu sein, um der deutschen Nation dasselbe zumuten zu können, was sein Schwiegervater, Heinrich I., den Engländern zumutete. Er wollte durch Einführung einer allgemeinen Reichssteuer der Krone volle Kraft und volles Ansehen verschaffen. Seine Vasallen ließen sich aber nicht so leicht gebieten, als die englischen. Nicht viel besser ging es mit seinem Rachezuge gegen den König Ludwig VI. von Frankreich, der die beiden letzten Päpste gegen ihn unterstützt hatte. Die Deutschen stellten sich nur in geringer Zahl ein, und er mußte, nachdem er kaum an die französische Grenze gekommen war, wegen eines Aufstandes der Wormser wieder umkehren; er nahm die Stadt ein und strafte sie um 2000 Mark Silber. Heinrich starb zu Utrecht im Jahre 1125, ohne Kinder oder irgend einen männlichen Anverwandten seines Hauses zu hinterlassen; er wurde in Speier beigesetzt. Die Sorge um sein Haus hatte er zuletzt noch seinem älteren Neffen Herzog Friedrich von Schwaben anvertraut.

10. Civilisation und Litteratur bis zur Zeit der Hohenstaufen.

A. Volkssprache, Volksbildung und Volkspoesie in den Ländern romanischer Zunge.

Unser Zweck erfordert, daß ebenso, wie in der politischen Geschichte vieles weggelassen und alles Gelehrte beiseite geschoben werden muß, auch hier alles übergangen werde, was ohne gelehrte Forschung und Kritik nicht behandelt werden kann. Die Blüte der deutschen Volkspoesie und der dichterischen Benutzung dessen, was von alten deutschen Sagen übrig war, fällt in die Zeit, als in Frankreich schon eine neue romantische Dichtung geschaffen worden war; wir können daher mit

*) Die eine, die vom Kaiser ausgestellt wurde, befindet sich noch jetzt im Original, mit goldenem Siegel versehen, zu Rom im Archiv des Vatikans.

Zuversicht behaupten, daß die letztere durch die unter Konrad II. stattgefundene Verbindung des Burgundischen Reiches mit dem Deutschen einen Einfluß auf Deutschland erhielt, und daß die unter den Hohenstaufen auftretenden höfischen Dichter ihren Gesang nicht ohne Einfluß des romanischen ausbildeten. In der romanischen Litteratur sehen wir, wie sich allmählich die verschiedenen Dialekte der romanischen Sprache entwickelten, und wie unter den Sängern ein Wettstreit entstand. Wir sehen, wie nach und nach jeder Zweig der großen romanisch redenden Familie in seinem Dialekt eine bildende oder unterhaltende Litteratur erhielt, die, wenn auch nicht geschrieben, doch mündlich überliefert ward.

Die deutschen Stämme, die sich jenseit des Rheins oder der Alpen neue Wohnsitze eroberten, fanden bei den Völkern, in deren Land sie sich als Eroberer niederließen, eine Civilisation vor, die an eine ihnen selbst ganz fremde Sprache geknüpft war; sie nahmen daher mit jener auch diese an, änderten sie aber dabei insoweit, als es ihrer Bequemlichkeit und ihren Bedürfnissen angemessen war. Auf diese Weise entstanden in Frankreich, Spanien und Italien aus der Vermischung des Lateinischen mit deutschen Elementen die sogenannten romanischen Sprachen. Es war indessen nicht das klassisch festgestellte Schriftlatein der Litteratur und der Redeschulen, das hierbei zu Grunde lag, sondern die bequemere, plattere, dabei vom grammatischen Zwang freie Sprechweise des Landvolkes, die der italische Krieger nach Spanien und Gallien gebracht hatte. Die Umwandlung der lateinischen Sprache durch deutsche Stämme war jedoch weder in jenen drei Ländern überhaupt, noch auch in den einzelnen Gegenden derselben die nämliche, es bildeten sich vielmehr verschiedene Sprachen und in denselben wieder verschiedene Dialekte. Auch blieb unter den Großen die deutsche Sprache noch lange im Gebrauch. In betreff der in Frankreich entstandenen romanischen Sprache und ihrer Dialekte ist der früher erwähnte Eid von Straßburg wichtig, welchen Ludwigs des Frommen Söhne, jeder als Repräsentant der Bewohner des ihm angewiesenen Gebiets in der Sprache derselben schworen; daher sind auch die beiden deutschen Eidesformeln sowie die romanischen von neueren Gelehrten etymologisch und grammatisch behandelt worden.

Schon im 9. Jahrhundert war die neue Volkssprache im ganzen südwestlichen und nördlichen Frankreich so selbständig ausgebildet und von dem unter den Römern in Gallien zur allgemeinen Landessprache gewordenen Latein entfernt, daß man es nötig fand, an eine Übersetzung der Vulgata oder der kirchlich als Original geltenden lateinischen Bibel zu denken. Diese Übersetzungsfrage kam zuerst auf einem Konzil zu Tours im Jahre 813 zur Sprache; sie ward später (847)

auf einer Kirchenversammlung zu Mainz sowie um 851 wieder auf einer dritten in Arles und nachher noch auf anderen verhandelt. Die Sprache wurde schon, ehe sie in ganz verschiedene Dialekte zerfiel und von unzähligen Volksdichtern auf verschiedene Weise zu ritterlichen, spöttischen und erheiternden Liedern und Erzählungen oder zu feurigen Liebesgesängen benutzt ward, von Geistlichen zur Belehrung des Volkes schriftstellerisch gebraucht. Zu den ältesten Denkmälern der werdenden französisch-romanischen Sprache gehören eine aus dem Ende des 10. Jahrhunderts herrührende Übersetzung eines Gedichts auf Boetius*), ferner eine Anzahl von Legenden und Kirchengesängen; späteren Ursprungs ist ein in vielen Rücksichten sehr wichtiges Gedicht der später mit so unsäglicher Grausamkeit verfolgten und ausgerotteten Waldenser. Dem letzteren Gedichte hat der Geschichtschreiber der Troubadours oder provençalischen Dichter, Raynouard, mit Recht große Aufmerksamkeit gewidmet. Schon aus diesen wenigen Überresten geht das Resultat hervor, welches ebensowohl durch die ganze Geschichte der späteren südfranzösischen Dichtkunst bis auf ihre Verpflanzung nach Italien, als durch die Geschichte der verschiedenen Ketzer bis auf Dulcin und bis auf den Krieg, den Simon von Montfort im Namen des Papstes mit den Albigensern führen mußte, bestätigt wird: daß man nämlich zu der Zeit, als Papismus und Ceremonieendienst in Deutschland unter dem Volke herrschend wurden, in Gegenden, wo jetzt blinder Aberglaube oder himmelstürmender Unglaube herrscht, biblische Lehre und religiöse Begeisterung kannte. Dies wird noch deutlicher, wenn man die anderen Stücke betrachtet, welche von Sprachforschern als älteste Reste der sich bildenden französischen Sprache angeführt werden. Man wird schon aus einer bloßen Anführung derselben erkennen, daß die Geistlichkeit in Südfrankreich weltliche Poesie und falsche Anwendung biblischer Lehre, welche das Volk irre leitete, durch biblische Poesie und durch richtige Übertragung des poetisch erzählenden Teils der heiligen Schrift zu bekämpfen suchte. Man findet nämlich in den Bibliotheken schon aus dem 11. Jahrhundert Übersetzungen der Bücher Samuelis und der Bücher der Könige oder, wie beide Schriften zusammen in der Vulgata genannt werden, der vier Bücher der Könige, und diese Schriften bestätigen, daß man die Poesie der weltlichen Dichter durch biblische zu bekämpfen suchte; denn die Übersetzer derselben haben mit richtigem Takt nach der Beschaffenheit der in jenen Büchern enthaltenen Geschichten bald Prosa, bald Verse gewählt. Auch die Bücher der Makkabäer wurden in jenen Zeiten ewiger Fehde als Heldengeschichten

*) Von diesem Gedicht ist noch ein Bruchstück von 257 Versen vorhanden, am besten herausgegeben von Diez in dessen „Altromanische Sprachdenkmäler".

in die Volkssprache übertragen. Alle handschriftlichen Reste der romanischen Litteratur des 11. und 12. Jahrhunderts beweisen mehr oder weniger, daß man im südlichen Frankreich damals bei weitem besser für religiösen und moralischen Unterricht des Volkes sorgte, als jetzt, wo man nur mechanischen Gottesdienst und Bigotterie in den Ländern romanischer Zunge zu fördern sucht. Es finden sich nämlich in den Bibliotheken ein Kommentar über die Psalmen und, neben einer Übersetzung der allgemein zur Erbauung der eingewanderten Barbaren benutzten Erzählungen Gregors des Großen, auch Proben von Predigten in der Landessprache. Man übersetzte außerdem die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Bücher über Naturlehre. Selbst der im 12. Jahrhundert lebende heilige Bernhard, welcher einige Zeit hindurch mehr galt, als der Papst, den er gelegentlich gehörig abkanzelte, verdankte dies größtenteils seinen in der Landessprache abgefaßten Gedichten und Predigten, welche voll Begeisterung und Poesie waren.

Schon ehe die eigentliche romantische Poesie zur Zeit der Kreuzzüge in ihrer großen Mannigfaltigkeit in allen Dialekten blühte, wurden heilige Gesänge für Prozessionen sowie Lieder für Feste und Feierlichkeiten aller Art in der Landessprache gedichtet, und bittere Spottgedichte gingen von Mund zu Mund und waren mehr gefürchtet, als die Waffen der furchtbarsten Ritter. Im südlichen und westlichen Frankreich gab es nicht bloß, wie einst zur Zeit Homers, eine Art Rhapsoden, welche bei glänzenden Versammlungen die einzelnen Heldenthaten oder das Leben gewisser ritterlicher Kämpfer besangen, sondern man hielt auch förmliche Wettkämpfe der Dichtung wie der Waffenübung, und in beiden verteilten Damen die Preise. Diese Damen wurden daher auch fast göttlich verehrt und neben der in südlichen Gegenden bekanntlich sehr sinnlichen Liebe eine geistige und durchaus reine gepriesen, welche die dem Dichter irdisch unerreichbare Schöne zur Erscheinung eines himmlischen Wesens machte. Auf diese Weise ward auch die Jungfrau Maria als Dame des Herzens besungen. Als später des heiligen Bernhard Mystik und des heiligen Bonaventura Idealphilosophie in den Schulen gelehrt wurden, steigerte sich in demselben Grade, in welchem dies geschah, die Poesie des Südens. Der Gesang der Provençalen und Limousiner war es, der Dante und Petrarca begeisterte, als der eine die Beatrix, der andere die Laura idealisierte und auf dieselbe Weise vergötterte, wie die Jungfrau Maria seit dem 11. Jahrhundert poetisch vergöttert worden war. Alle Dichter vom Grafen Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou an, der um 1070 lebte und zugleich einer der ältesten und berühmtesten Troubadours war, bis auf Arnaldo Daniele, pflegten Liebe und Rittertum (amore e cortesia) zu besingen, und die Poesie der Ritterschaft im Zeitalter

der Kreuzzüge knüpft sich an das Bestehen der sogenannten Cours d'amour oder Liebeshöfe an. Man hat zwar die Existenz derselben ihres abenteuerlichen Aussehens wegen oft bezweifelt; daß jedoch gesellige Kreise bestanden, in welchen Fragen aus dem Gebiete der Liebe mit Berufung auf die Gesetze derselben in dichterischem Wettkampf erörtert und von Damen die Entscheidungen gefällt wurden, ist kaum in Abrede zu stellen. Wir müssen daher dieser Liebeshöfe hier gedenken, obgleich wir erst am Schlusse der Geschichte der Kreuzzüge von der romanischen und von der deutschen ritterlichen Dichtung ihrem ganzen Umfange nach handeln und hier nur die Anfänge derselben berühren wollen. Von den Gerichtshöfen der Liebe redet freilich der Hauptschriftsteller insofern fabelhaft, als er erzählt, daß die Regeln oder Gesetze der Liebe, nach denen sie urteilten, von einem britischen (breton) Ritter zur Zeit des Königs Arthur erfunden worden seien; allein die Art, wie er von diesen Tribunalen und ihren Gesetzen spricht, beweist doch deutlich, daß sie schon lange vor seiner Zeit gehalten worden sein müssen. Sie bestanden, wie aus den späteren, freilich nicht gerade sehr kritischen Geschichtschreibern der Troubadours hervorgeht, aus den angesehensten Damen, Rittern und Herren, welche über streitige Punkte der Ritterlichkeit, der Liebe und der Galanterie entschieden. Diese Gerichte waren oft zahlreich besetzt. Am häufigsten werden die Aussprüche der Damen von Gascogne und die unter dem Vorsitze der Vikomtesse Ermengarde von Narbonne, der Königin Eleonore von Frankreich und der Gräfinnen von Champagne und von Flandern um die Mitte des 11. Jahrhunderts gefällten Urteile mit ausdrücklicher und wörtlicher Anführung ihrer Dekrete erwähnt. Auch in das nördliche Frankreich kam diese Art Poesie fast um dieselbe Zeit, und die Franzosen haben die Anregung zur Ausbildung des geselligen Tones am Hofe der nördlichen Provinzen und also auch das Aufblühen jeder Art von Litteratur, die nicht auf Schulbildung beruht, stets mit der Geschichte vornehmer Damen in Verbindung gebracht. Sie behaupten, durch die Heirat ihres Königs Robert I. mit Konstantia, der Tochter Wilhelms I. von Aquitanien, sei die Roheit der nordfranzösischen Großen, d. h. aller derjenigen, deren Besitzungen nördlich von der Loire lagen, gemildert und seitdem feinere Sitte durch das Beispiel des Hofes empfohlen und den galanteren und höflicheren Manieren der südlichen Provinzen im Norden Eingang verschafft worden. Als Ludwig VII. um 1137 Eleonore, die Enkelin des berühmten Troubadours Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou, heiratete, folgten ihr Scharen von Sängern der Liebe und des Rittertums, und die Gerichte der Liebe kamen seitdem auch in der Normandie, in Isle de France, in Flandern und der Champagne in Gebrauch. Eleonore

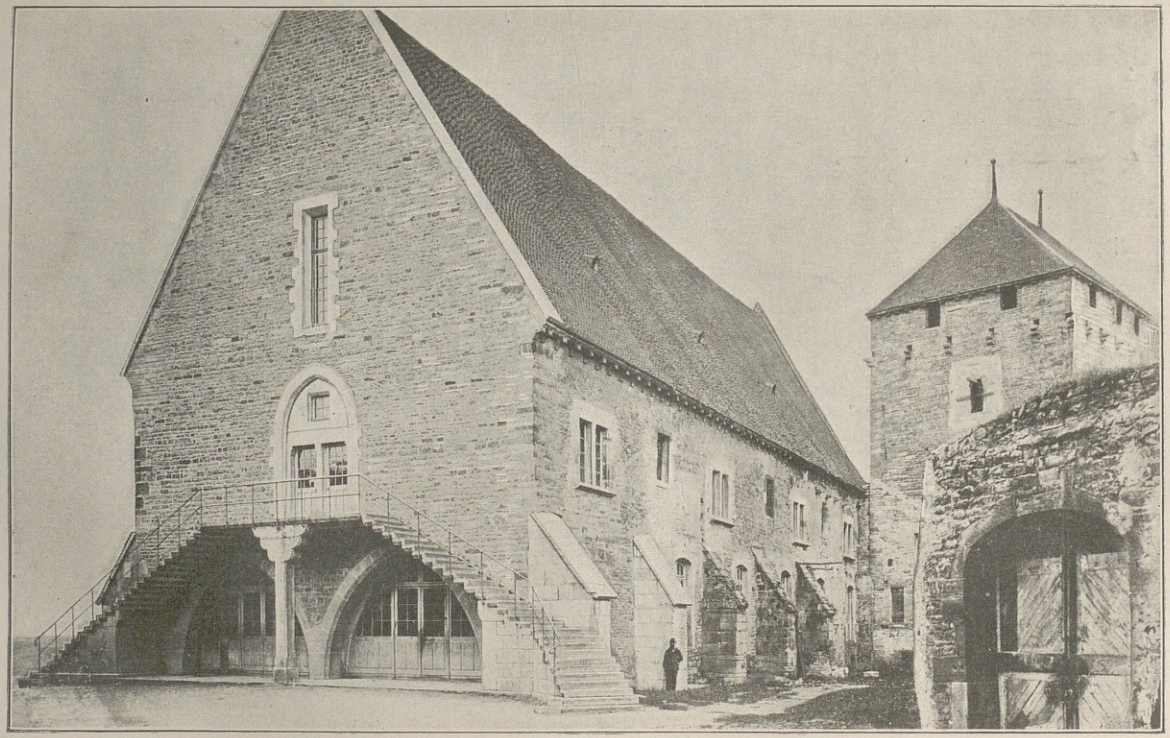
ward von allen Troubadours gefeiert, einer der berühmtesten der ritterlichen Sänger, Bernhard von Ventadour, widmete ihr vorzugsweise seine Gedichte und Huldigungen und vergötterte sie in seinen Versen auch dann noch, als ihr Gemahl, weil er sie gar zu galant gefunden, sich von ihr geschieden und sie Gemahlin des Königs Heinrich II. von England geworden war.

Die Gesetze, nach denen in den Liebeshöfen entschieden ward, viele in denselben erlassene Urteilssprüche und das Liebes- und Dichterrecht, welches aus ihnen hervorgeht, sowie Namen der Damen und Ritter, die sich um dasselbe verdient gemacht haben, auch die Zusammensetzung der Gerichte in einzelnen für Galanterie und Dichtkunst besonders wichtigen Fällen hat uns ein königlicher Kaplan, Andreas, in einem Buche aufbewahrt, dem er den Titel giebt: Buch von der Kunst zu lieben und wie der Liebe entgegenzuarbeiten sei (l'art d'aimer et de la reprobation de l'amour). Dieser soll um das Jahr 1170 gelebt haben, was uns glaublich scheint, weil der grundgelehrte Fabricius und die gelehrten Benediktiner, welche über Chronologie (l'art de vérifier les dates) geschrieben haben, darin übereinstimmen; denn dem Geschichtschreiber der Troubadoure, Raynouard, trauen wir in streitigen chronologischen Fällen ebensowenig Autorität zu, als uns selbst. In der Voraussetzung also, daß Andreas der Kaplan im 12. Jahrhundert gelebt und sich mit Recht auf die Urteilssprüche des vorhergehenden Jahrhunderts berufen habe, setzen wir diese Liebestribunale mit Raynouard schon ins 11. Jahrhundert; sie bestanden vielleicht sogar schon früher, auf jeden Fall war aber die Einrichtung ganz gewiß bereits im 12. Jahrhundert getroffen. Aus den Aussprüchen der Liebeshöfe sucht Andreas diejenigen unter seinen Zeitgenossen zu belehren, welche die Gesetze reiner und anständiger Liebe kennen lernen wollen und einer ungesetzlichen Liebe zu widerstehen suchen. Er verfährt dabei ganz so, wie die Rechtsgelehrten seiner Zeit in anderen Streitsachen verfahren mußten. Diese mußten nämlich zuerst das ursprüngliche Recht oder Herkommen kennen, dann aber die Erläuterung, Anwendung, Beschränkung oder Erweiterung desselben in den Aussprüchen der des Herkommens kundigen Gerichtsschöffen aufsuchen. Das ursprüngliche Recht der Liebe und Ritterschaft findet Andreas bei der ältesten Ritterschaft und ihrem Könige, bei Arthur und seiner Tafelrunde; die Verschiedenheit nach Stämmen und Gegenden und Zeiten geben ihm nachher die Aussprüche der Damen und Herren, welche in den Gerichten über Liebe und Galanterie und über deren Sachwalter, die Dichter, entschieden. Die letzteren wetteiferten nämlich vor den richtenden Richtern und Damen nicht allein im allgemeinen erzählend oder singend, sondern es traten auch

zwei oder mehrere Troubadours gegeneinander auf, um in eigenen Gedichten, die man Streitverse oder Tenzonen nannte, streitige Punkte der Liebe und Galanterie der eine auf diese, der andere auf eine entgegengesetzte Weise zu verteidigen und dann der Entscheidung des Gerichts anheimzustellen. Dies veranlaßte viele Feste und Feierlichkeiten, und der Gesang der Troubadours und Trouvers und der anderen verschiedenen Klassen von Dichtern bis zu den Jongleurs herab ward mit Recht die das Leben erheiternde Kunst (gaya ciencia) genannt.

Da die verschiedenen Gattungen dieser Dichtkunst, welche bald in ganz Frankreich in allen Schlössern und Burgen von Rittern und Damen, endlich sogar von Leuten, die eine Lebensbeschäftigung daraus machten, betrieben wurde, erst nach und nach entstanden, so versparen wir die Aufzählung derselben auf einen folgenden Zeitabschnitt. Dort werden wir auch einige der bedeutendsten oder bekanntesten Sänger der französischen Ritterzeit nennen; hier müssen wir nur noch hervorheben, wie viel geistiges Leben durch den Volksgesang in dem ganzen Raume, der jetzt Frankreich heißt, und zu dem wir noch Flandern zählen, erweckt ward, und wie die Bildung sich besonders allgemein dadurch verbreitete, daß in so vielen Dialekten wetteifernd gesungen wurde. Während in Deutschland mehr abwechselnd bald in dem einen, bald in dem andern Dialekte etwas Vorzügliches geleistet wurde, und zwar wegen der inneren Kriege erst viel später, zogen in Frankreich die Sänger, jeder in seinem Dialekt dichtend, von Süden nach Norden, von Westen nach Osten und umgekehrt, und glänzende Turniere, Hochzeiten und andere große Ritterfeste vereinigten oft alle Sänger der verschiedenen Dialekte an einem Ort.

Es würde uns zu weit von unserem Zweck entfernen, wenn wir alle die verschiedenen Dialekte der romanischen Sprache aufzählen wollten, welche schon im 11. und 12. Jahrhundert für besondere Gattungen von Gedichten benutzt wurden. Wir glauben, daß sich diejenigen Dialekte der romanischen Sprache, welche, um uns des Ausdrucks zu bedienen, schriftstellerisch gebraucht wurden, auf sieben zurückbringen lassen. Von diesen würden die Dialekte Picard, Walon, Normand, Parisien dem nördlichen Frankreich angehören, das Bourguignon aber den Süden und Norden dieses Landes vermittelnd vereinigen; Gascon und Provençal endlich wurden in verschiedenen Mischungen und Färbungen in den Provinzen Languedoc, Dauphiné, Bourdelais gebraucht. Die beiden letzteren Dialekte waren die ausgebreitetsten, wurden von den ausgezeichnetsten Dichtern gebraucht und haben sich am längsten erhalten; man pflegt daher auch, wenn von Ritterpoesie die Rede ist, die provençalische Dichtung vorzugsweise neben der katalonischen zu nennen.



Kloſter des Ordens von Clugny.

Nach einer Original-Photographie.

Die provençalische Sprache, welche in weiterem Sinne auch die limousinische Sprache umfaßt, ist weit klangvoller als die nordfranzösische; sie ist überhaupt die erste abendländische Volkssprache, in welcher sich eine einheimische Kunstdichtung ausbildete. Man pflegte sie von den beiden romanischen Idiomen, deren Gebiete sie berührt, nach dem Worte zu unterscheiden, das die Bejahung ausdrückt; sie heißt daher die Oc-Sprache, und dieser Name (Languedoc) ging sodann auf das Land über*).

B. Schulbildung oder Fortschritte der in lateinischer Sprache behandelten Teile des menschlichen Wissens.

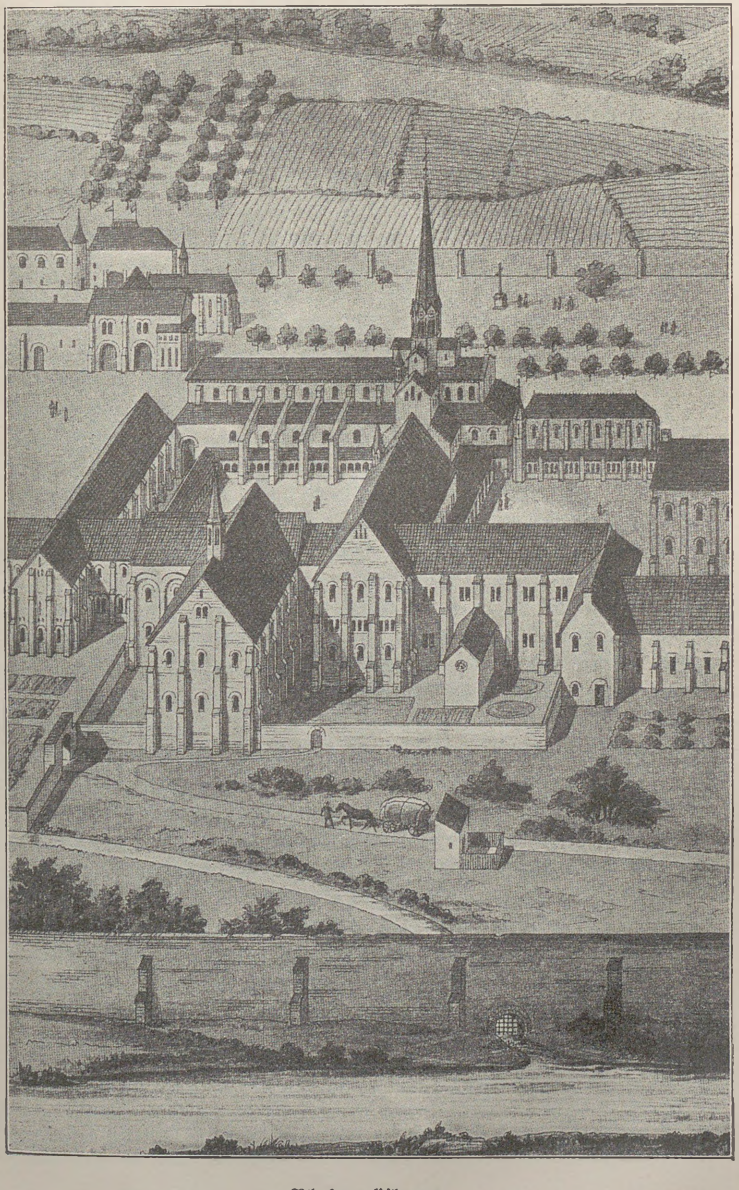
1. Schulen, Lehre und Philosophie bis zum Ende des 12. Jahrhunderts.

Da die Philosophie des Mittelalters ganz ausschließlich dem gelehrten Schulunterricht und der Theologie angehörte, so würden wir ihres Fortganges in dieser Periode gar nicht gedenken, wenn nicht gerade die unserer Zeit leer und unnütz scheinenden Spekulationen der damaligen gelehrten Schulen dem Leben und der Wissenschaft eines von Geistlichen beherrschten und gezügelten Zeitalters Kraft und Gediegenheit gegeben, ja auch oft genug mittelbar auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse eingewirkt hätten. Sinn für innere Anschauung und reine Geistesthätigkeit war die Frucht der unablässigen dialektischen Übungen und philosophischen Klopffechtereien, welche von unzähligen philosophierenden Geistlichen getrieben wurden. Das Grübeln und Spekulieren ist zwar stets dem Verkehr des Lebens verderblich, weil es viele geistige Kräfte und die besten Köpfe demselben entzieht und tausende stumpf macht; im Mittelalter verhielt es sich aber damit gerade so, wie mit der rauhen Erziehung und der harten Übung der Ritterschaft, oder wie in neuerer Zeit mit den englischen Gelehrtenschulen und mit jenen deutschen Fürstenschulen, aus denen ein Klopstock, ein Lessing, der ja diese Ansicht offen aussprach, und andere tüchtige Männer hervorgegangen sind: die große Masse ging unter und ward nicht gezählt, die wenigen dagegen, welche sich durcharbeiteten, wurden in den Stand gesetzt, Unglaubliches zu leisten. Freilich hatte es in anderer Hinsicht auch seine schlimmen Folgen, daß alle Schulen eine geistliche Einrichtung hatten, daß die ganze Intelligenz der Zeit unter den Einfluß der Geistlichen kam, und daß jedes Kloster, ja, wie wir aus Abälards Geschichte sehen, sogar einzelne Einsiedeleien, wenn

*) Oc ist das lateinische hoc; die nordfranzösische Sprache hieß langue d'oïl, welches letztere Wort, aus hoc illud entstanden, später in oui überging; die italienische Sprache wurde als lingua di si bezeichnet, si aber ist das lateinische sic.

sich ein tüchtiger Mann fand, sich in Lehranstalten verwandeln konnten, in welchen, weil es wenig Bücher gab, Hunderte von Männern des kräftigsten Lebensalters zusammenströmten. Die Geistlichkeit erhielt durch alles dies einen Einfluß, der dem, den sie im Beichtstuhl hatte, gleichkam. Es war dies aber doch zugleich auch ein geistiges Gegengewicht gegen das damals herrschende Faustrecht.

Die Ausbreitung der geistigen Bildung blieb in dem bis jetzt behandelten Zeitraume noch immer den Geistlichen und insbesondere den Mönchen anvertraut. Sie bedienten sich in ihren Schulen der alten Einteilung des Wissens, die auf die römisch-gotische Zeit und auf Kassiodor insbesondere zurückgeführt werden kann. Die drei nach dieser Auffassung mehr elementaren Wissenschaften der Logik oder Dialektik, die Grammatik und Rhetorik hießen das Trivium und wurden in den unteren oder den Trivialschulen unterrichtet; aus Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie bestand das Quadrivium, und beide zusammen bildeten die sieben freien Künste. Auch in den mathematischen und mechanischen Leistungen blieben die Mönche noch Meister; sie übten Malerei und Schnitzerei, waren die Bauverständigen und bildeten die kirchliche Ornamentik aus. Immerhin bereitete sich nach zwei Seiten hin eine Veränderung vor. Die neuen Mönchsorden, die am Schlusse des 11. Jahrhunderts und im 12. entstanden, hatten zu den Studien eine andere Stellung als die Benediktiner im 6. Jahrhundert. Es liegt in der Natur jeder menschlichen Einrichtung, die auf geistigen Grundlagen beruht, daß sie im Laufe der Zeit von ihrem Ursprung abweicht und entartet; um so mehr ist dies beim Mönchswesen der Fall, das an die menschliche Natur Anforderungen stellt, denen sie nur selten gewachsen ist. Je mehr die strenge Richtung im Kirchentum sich kräftigte, um so häufiger schien es notwendig, die leicht erschlaffende Zucht der Klöster wiederherzustellen; es stand also bei diesen Reformen nicht die Rücksicht auf ein nützliches Wirken, auf Beförderung von Kenntnissen in erster Linie, sondern es handelte sich um Selbstverleugnung, Kasteiung und strenge Askese. Der Orden von Clugny sah auf die klassischen Studien nicht ohne herbes Mißtrauen, obwohl er bei den wichtigen Streitfragen, die er durchzuführen hatte, der Wissenschaft nicht entbehren konnte; nachdem er in allen Ländern Einfluß und Reichtümer gewonnen hatte, drang auch weltliche Gesinnung und Prachtliebe ein. Schon im Jahre 1098 wurde von einem Benediktinerabte Robert aus der Champagne der Mönchsorden von Citeaux oder Cistercium in einer öden Landschaft von Burgund, nicht weit von Dijon, gestiftet, welcher sich durch rauhe Strenge von den Cluniacensern unterschied; die Cistercienser duldeten nicht einmal bei ihren Kirchengeräten eine prunkende Ausschmückung. Ihnen trat der heilige Bernhard bei,



Kloſter Cîteaux.

durch welchen Citeaux einen solchen Ruf und Zuwachs erhielt, daß bald neue Klöster angelegt wurden, namentlich das von Clairvaux, in welches 1115 Bernhard selbst eintrat.*) Ihm zu Ehren nannten sich später die Mönche seines Ordens in Frankreich Bernhardiner. Mönch, Gelehrter und Staatsmann zugleich, wandte er sich der Philosophie und dem Bibelstudium zu, während er sich auch an den vorgeschriebenen Handarbeiten beteiligte und eine demütige Gläubigkeit empfahl. Einen solchen Mann mußte das Verhältnis von Glaube und Wissen lebhaft beschäftigen; er spricht sich über dasselbe in seinen Homilieen über das Hohelied in bezeichnender Weise folgendermaßen aus: „Es giebt Leute, die wissen wollen, einzig zu dem Zwecke, damit sie wissen, und das ist eine unnütze Neugierde; andere, damit man von ihnen wisse, und das ist eine übermütige Eitelkeit; wieder andere, damit sie ihr Wissen für Geld verkaufen und hierdurch Brot gewinnen, und das ist ein schmählicher Erwerb: Du aber, lerne, damit Du erbaut werdest und andere erbauest, das ist Religion und Liebe."

Weit entschiedener waren die anderen inzwischen gestifteten Mönchsorden der Askese und einer für die Welt unersprießlichen Beschaulichkeit gewidmet; so der Orden der Kamaldulenser, welcher zur Zeit Kaiser Heinrichs II. durch den von diesem so hoch verehrten Romuald um 1020 begründet wurde und von dem Thale Camaldoli bei Arezzo seinen Namen erhielt; ferner der überaus strenge Orden der Kartäuser, welchen der aus Köln gebürtige Bruno, der in Reims Chorherr gewesen war, ausdrücklich im Gegensatze zu der ausschweifenden Lebensart einiger höheren Geistlichen stiftete (1084), und dessen Angehörige, abgesehen von den gewöhnlichen Gelübden, auch durch ein vollständiges Stillschweigen Heiligkeit zu gewinnen meinten, das, mit Ausnahme des Gebetes und Gottesdienstes, nur am Donnerstag gebrochen werden durfte. Das erste, von Bruno selbst geleitete Kloster wurde in der Diöcese von Grenoble und zwar in der Wüste Chartreuse (Chartusia) errichtet. In der Bauart blieben sie jedoch nicht immer der ursprünglichen Einfachheit getreu, wie die reich ausgeschmückte Certosa bei Pavia beweist. Romuald und Bruno waren von altem, edlem Geschlechte, ja der erstere gehörte dem Hause der Herzöge von Ravenna an. Neben ihnen ist Norbert zu nennen, der aus Xanten am Niederrhein gebürtig war, und von dem man erzählt, daß er bei der Gefangennahme des Papstes Paschalis und seiner Kardinäle durch Kaiser

*) Clairvaux (Clara vallis) bedeutet ein helles Thal. Die Abteien in den verschiedenen Ländern wurden mit Vorliebe an solchen Punkten errichtet, die an die Lage des Mutterklosters erinnerten, so daß ein geübtes Auge oft an der Anlage eines Klosters den Orden erkennt, dem es angehört.

Heinrich V. zugegen gewesen sei; dieser furchtbare Vorgang habe so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich einem einsamen Leben ergab, worauf er nach neun Jahren (1120) im Sprengel von Laon eine Brüderschaft gründete, die nach einer dem heiligen Augustin zugeschriebenen Regel eingerichtet war. Andere behaupten freilich, ihn habe ein neben ihm niederschlagender Blitz zur Weltentsagung getrieben. Die Wiese, auf welcher das erste Stift gegründet wurde, erhielt den Namen Prémontré (pratum monstratum), weil sie dem Stifter Norbert durch eine himmlische Erscheinung gezeigt worden war. Dem Orden der Prämonstratenser wie dem der Kamaldulenser gehörten bald auch Nonnenklöster an. Endlich sind die seit dem 12. Jahrhundert erscheinenden Beguinen zu erwähnen, „wohlthätige Frauen", welche, ohne durch ein Klostergelübde gebunden zu sein, in besonderen, zu einem Hofe vereinigten Häusern zusammenlebten und sich der Krankenpflege und Jugenderziehung widmeten. Alle diese Gründungen hatten wohl Einfluß auf das Volksleben und auf die mittelalterliche Gesellschaft, doch leisteten sie wenig oder gar nichts für die Geistesbildung; erst die sogenannten Bettlerorden nahmen wieder eine bedeutsame Stellung zu den Studien ein.

Noch in einer zweiten Richtung kündigte sich ein verändertes Verhältnis der Studien zu der geistlichen Führung an; es traten nämlich neue Wissenschaften in den Vordergrund, die von Laien gelehrt wurden. Das Studium des römischen Rechts hatte in Italien nie ganz aufgehört; es erhielt einen neuen Aufschwung vom 11. Jahrhundert an, und Irnerius (Werner), der zu Bologna um 1140 starb, war einer der einflußreichsten Männer seiner Zeit — wir haben ja gesehen, wie er Heinrichs V. Pläne unterstützte. Fast gleichzeitig erhob sich die Schule der wissenschaftlichen Medizin, welche in Salerno blühte, zu europäischem Ansehen. Aber auch die Art, in welcher Abälard, Meister eines glänzenden und anregenden Vortrags, die Philosophie mit der Theologie verband, ging über die bisherigen Schranken des Unterrichtswesens hinaus. In derartigen Fällen bildeten sich von Klöstern und Höfen unabhängige Lehrkörper, welche die Professoren und Schüler in ihrer Gesamtheit umfaßten und daher bald Universitäten genannt wurden.*)

In Hinsicht auf die philosophischen Bestrebungen haben wir am Schlusse der vorhergehenden Periode angedeutet, auf welche Weise man versuchte, die menschliche Vernunft mit dem blinden Glauben, die

*) Bei dem Worte universitas dachte man im Mittelalter keineswegs an den heutzutage daran gelehnten Begriff der Allseitigkeit und des inneren Zusammenhanges der Studien.

Forschung mit der Tradition und mit vorgeschriebener Lehre auszusöhnen. Wir haben nachgewiesen, wie die Anfänge der sogenannten scholastischen Philosophie oder des Versuchs, die positiven Lehren des Christentums aus dem Wesen der menschlichen Vernunft herzuleiten und alle menschlichen Wissenschaften auf Verbindung von Verstandesbegriffen und auf Schlüsse zurückzuführen, aus den Schulen und Schriften der späteren römischen Kaiserzeit und des Apostolischen Reiches herzuleiten seien; wir müssen in dieser Periode, d. h. vom Anfang des 11. Jahrhunderts an bis zum Beginne des 13., der Entstehung einer eigentümlichen Philosophie folgen. Johann Erigena und andere hatten den Grund der neuen Wissenschaft gelegt, und Gerbert oder Silvester II., der in Spanien unterrichtet worden war, hatte schon ganz in der Weise der späteren Scholastiker gelehrt und geschrieben. Durch Gerbert und unmittelbar nach seiner Zeit ward man auch mit den Bemühungen der Araber um den Aristoteles bekannt. Hierbei waren die gelehrten Juden in Spanien und Frankreich behilflich, deren Sprache dem Arabischen verwandt ist, und welche damals von Toledo bis nach Metz und im ganzen südlichen Frankreich, vorzüglich aber in Toulouse und Metz, blühende höhere Lehranstalten hatten. Durch ihre Hilfe ward der Occident mit den aus dem Arabischen in schlechtes Latein übersetzten Schriften des Aristoteles und mit den berühmten, an einem anderen Orte angeführten arabischen Erklärern des Aristoteles bekannt, welche des Griechen Spekulation fortgesetzt und auf die Erfahrungswissenschaften ausgedehnt hatten. Die Philosophie erhielt teils durch die Bemühung Gerberts, teils seit seiner Zeit einen unmittelbaren Einfluß auf alle Künste des Lebens und auf die Naturwissenschaften, soweit diese den Gewerben und dem größeren Verkehre dienen; schon in dieser Hinsicht hat es auch für den, der sich um die Wissenschaft selbst nicht kümmert, einen Wert, wenigstens die Namen der Männer zu kennen, die sie während einer finsteren Zeit im klösterlichen Dunkel gefördert haben. Es giebt aber noch einen anderen und wichtigeren Grund, dem Gange der philosophischen Entwickelung des Mittelalters auch in dieser Periode so weit zu folgen, als geschehen kann, ohne tief in den Geist derselben einzudringen oder Kunstwörter und fremdartige Worte zu gebrauchen, deren die Wissenschaft und die Schule nicht entbehren kann, die aber außerhalb derselben unverständlich sind. Dieser Grund besteht darin, daß die Poesie, deren wir vorher gedacht haben, ihr reinstes und bestes Element aus der in jener Periode herrschend gewordenen Philosophie schöpfte. Der Zusammenhang zwischen Abälard und Dante und sogar zwischen dem ersteren und dem erst der neueren Zeit angehörenden Rousseau, welcher Abälard nur aus dürftigen Bildern, die von anderen Bildern kopiert waren, kennen konnte, wäre nicht schwer

nachzuweisen; es bedarf dessen aber nicht. Die ganze Vergeistigung der Liebe und des Rittertums, ebenso die große und glänzende Mystik der Dichter Kataloniens, der Provence und aller romanischen Länder überhaupt, also auch die eines Guido Guinicelli und Dante, war ja eine Stieftochter der scholastischen Philosophie. Ein dritter Grund, der es notwendig macht, einige Namen von Philosophen zu nennen und einige Punkte der von ihnen verbreiteten Lehre zu berühren, liegt darin, daß auch derjenige, der an philosophischen Forschungen nicht den geringsten Anteil nimmt, aber gleichwohl die Geschichte des Mittelalters genau kennen lernen will, mit dem Streite der sogenannten Nominalisten und Realisten, welcher zu jener Zeit begann und durch das ganze Mittelalter hindurch fortdauerte, wenigstens im allgemeinen bekannt sein muß.

Wir haben in der vorigen Periode bemerkt, daß zur Zeit der Ottonen Gerbert oder Silvester II. nicht bloß der Philosophie, sondern der ganzen Wissenschaft des Occidents überhaupt einen neuen Aufschwung gab; wir wollen hier nur noch hinzusetzen, daß unmittelbar nach ihm vier große Lehranstalten vor allen anderen ausgezeichnet waren und Schüler aus allen Gegenden vereinigten. Diese höheren Lehranstalten bestanden in Pavia, in Avranches, in Poitiers und im Kloster Bec in der Normandie. Um die Lehranstalt von Bec und zugleich um die Bildung von ganz Europa haben sich zwei Männer unsterblich verdient gemacht, von denen der eine sich vorzugsweise mit Theologie und mit dem alten römischen Rechte beschäftigte, der andere ein auch von den Philosophen unserer Zeit anerkannter tiefer Denker war. Der erstere hieß Lanfranc, der zweite Anselm von Canterbury. Beide waren Italiener; Lanfranc war 1005 in Pavia, Anselm 1033 zu Aosta im Piemontesischen geboren. Beide standen sich im Leben so zur Seite, daß der eine stets da aushalf, wo der andere schwächer war, und daß der eine als Nachfolger des anderen in den höchsten Würden dasjenige vollendete, was der andere unvollendet gelassen hatte. Lanfranc ward in Bologna gebildet, wo damals das römische Recht in barbarischem Latein aufs neue erklärt ward, weil das Recht des Herkommens für die neuen Verhältnisse der ins Römische Reich eingewanderten Völker nicht mehr ausreichte; wie denn das alte römische Recht in Italien nie ganz verschwunden war und sowohl dem nach und nach eingeführten päpstlichen Recht, als auch den Aussprüchen einzelner besonderen Gerichte der Normannen diesseit und jenseit des Kanals zu Grunde gelegt ward. Wir vermuten daher auch, daß Lanfranc in die Normandie ging und in den Benediktinerorden trat, um der im Kloster Bec bestehenden Schule durch den Vortrag des römischen Rechts einen neuen Glanz zu geben. Daß das letztere ge-

schah, und daß sich auch sogar aus Italien Studierende in Bec einfanden, wissen wir wenigstens ganz gewiß. Nach Bec führte das Schicksal auch den Piemontesen Anselm, der um 1062 daselbst Mönch ward und, als Lanfranc Abt in Caën wurde, ihm als Prior dieses Klosters folgte. Als nachher Wilhelm der Eroberer England erobert hatte, machte er Lanfranc zum Erzbischof von Canterbury. Er und seine Anhänger waren angestrengt bemüht, die Ansichten des Berengar von Tours zu bekämpfen, der eine freie, geistige Auffassung der Brotverwandlung beim Abendmahl in Lehre und Schrift vortrug. Berengar wurde mehrere Male zum Widerruf genötigt und von verschiedenen Kirchenversammlungen als Ketzer bezeichnet; Gregor VII. jedoch benahm sich gegen ihn schonend und rücksichtsvoll und schaffte ihm wahrscheinlich die Möglichkeit, sich in der Nähe von Tours einer frommen Einsamkeit zu widmen, in welcher er 1188, ein Jahr vor Lanfranc, in sehr hohem Alter starb.

Nach Lanfranc erhielt Anselm die Würde eines Erzbischofs von Canterbury, nachdem er vorher Abt des Klosters Bec gewesen war. Der Eifer beider Männer für Wissenschaft, für Lehre und für das Sammeln und Vervielfältigen von Büchern war sehr rühmlich zu einer Zeit, in welcher 65 Bücher als eine ansehnliche Bibliothek gerühmt werden und einer Sammlung von 200 als der größten Seltenheit gedacht wird. Anselms theologischer Eifer war nicht immer billig und gerecht gegen die, welche seinen Gründen andere entgegensetzten; das zeigte sich beim Ausbruche des Streites über Realismus und Nominalismus. Dieser Streit der Realisten und Nominalisten scheint dem, der die Dinge nur obenhin betrachtet, unbedeutend oder höchstens nur eitler Kampf um logische Spitzfindigkeiten zu sein; wer aber die Sache genauer prüft, wird anders urteilen. Er wird bedenken, daß, während die ganze übrige Menschheit in den Waffen oder unter hartem Drucke lebte, eine kleine Zahl von Männern, die in den philosophischen Kämpfen gebildet worden waren, ganz allein Regel und Gesetz, Regierung und Leitung der Menschen besorgte; er wird daher auch einsehen, wie ein Streit über das Verhältnis der Dinge zu den menschlichen Begriffen von diesen Dingen unter den Hunderten kräftiger Männer, welche damals die wenigen höheren Lehranstalten besuchten, blutige Händel veranlassen konnte. Man stritt nämlich darüber, ob, wie Platon gesagt habe, die Begriffe als den Dingen vorausgegangen und als ihr eigentliches Wesen angesehen werden müßten, oder mit andern Worten, ob der Begriff der Dinge und also auch das Wesen der ganzen Außenwelt von Ewigkeit her in der Gottheit gewesen sei, und ob folglich auch dem Begriffe allein eine Existenz zuzuschreiben sei und dem Menschen nur die äußere Erscheinung desselben kund werde. So lehrte auch Anselm

anfangs, bis er zu der Ansicht des Aristoteles übertrat. Dieser und mit ihm die spätere scholastische Schule nach Anselms Vorgange behauptete nämlich, daß die Dinge und die Begriffe derselben zugleich gegeben und voneinander unzertrennlich wären. Diese Ansicht ist dasjenige, was man Realismus nennt.*) Dagegen hatte der griechische Philosoph Zeno gelehrt, daß unser Verstand die Begriffe der Dinge erst von diesen erhalte, daß er sie also aus äußeren Wahrnehmungen bilde, die den Begriffen vorangehen müßten. Die letztere Ansicht, welche in neuerer Zeit auch Locke gegen Leibniz verteidigte, erhielt den Namen Nominalismus. Man sieht leicht, daß, wenn dieselbe konsequent durchgeführt wird (was freilich im Mittelalter weder geschah noch geschehen konnte oder durfte), am Ende alles menschliche Wissen nur Abstraktion ist und die ganze Kunst der Scholastik, welche die Welt und ihre Ordnung, die Seelen und ihr Wesen in Begriffe verwandelt oder, wie wir es nennen, konstruiert, wegfallen muß. Diese Kunst des Konstruierens, welche die Grundlage der ganzen Scholastik des Mittelalters bildet, hat Anselm von Canterbury mit solcher Kraft des Geistes, mit solcher Umsicht und unablässigen Anstrengung tiefen Denkens vollendet, daß wir ihn, was wir auch vom Resultate seiner Bemühungen halten mögen, den größten Männern aller Jahrhunderte beizählen müssen. Wir müssen eingestehen, daß er gleich den größten Dichtern gezeigt hat, wie und auf welche Weise die Gottheit dem schwachen Menschen an ihrer schöpferischen Kraft Anteil verliehen hat. Man wird sich daher auch nicht verwundern dürfen, daß er, der die ganze Theologie mit bewunderungswürdiger Schärfe auf den Begriff der Dreieinigkeit zurückführte, in seiner Schrift über die Dreieinigkeit mit einer so unbegrenzten Heftigkeit gegen die Nominalisten loszieht, und daß diese, besonders ihr Urheber, so heftig verfolgt wurden. Um die Wut gegen die, gleichwohl unvertilgbaren, Nominalisten und ihre Lehre zu begreifen, darf man nur daran denken, daß auch der Lehre der jetzt überall so sehr verwünschten französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts doch eigentlich der Nominalismus zu Grunde lag. Als Urheber des Nominalismus wird gewöhnlich der Mönch Roscellinus genannt, und dieser war es auch, der den Streit mit Anselm mutig und kräftig führte und dafür auf jede Weise verfolgt ward; allein er war gleichwohl nicht derjenige, der sich zuerst wissenschaftlich gegen den Realismus und den darauf gegründeten Scholasticismus

*) Der Realismus des Mittelalters steht demnach derjenigen Richtung am nächsten, die man heutzutage Idealismus nennt, indem er vorzugsweise den Begriffen Wesenheit oder Realität zugesteht und davon seinen Namen hat; der Nominalismus hält die allgemeinen Begriffe, die universalia, für bloße Namen.

erhob. Man nennt einen Johannes Sophista oder Johannes Francus als den Urheber der dem Anselm so verhaßten Lehre und den Roscellinus aus Compiègne als dessen vorzüglichsten Schüler. Von beiden weiß man sonst wenig, und es ist ihren Gegnern gelungen, Roscellins Schriften der Nachwelt ganz zu entziehen, so daß wir seine Lehre nur aus den Schriften seiner Gegner kennen. Man hat sogar die Existenz Johanns des Sophisten bezweifelt; gewiß ist jedoch, daß Roscellin, der Stifter einer philosophischen Schule, zu Compiègne in der Bretagne geboren war und ebenso, wie Arnulf von Laudun und Robert von Paris, welche gleichfalls für den Nominalismus stritten, als Ketzer verfolgt ward. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte weder die Verfolgungen, welche über Roscellinus und seine Anhänger verhängt wurden, erzählen, weil dies uns in die Kirchengeschichte führen würde, noch auf die dialektischen Streitigkeiten eingehen, in denen er sich so sehr auszeichnete, daß sich seine Meinungen, trotz aller Verfolgungen, in den Schulen fortpflanzten. Nur das eine wollen wir bemerken, daß sein Verbrechen darin bestand, eine gefährliche Ketzerei in der Lehre von der Dreieinigkeit vorgetragen zu haben. Man muß übrigens nicht glauben, daß Roscellin, welcher selbst ein Domherr des heil. Martinus in Compiègne war, die Lehre von der Dreieinigkeit überhaupt angetastet habe; er griff vielmehr nur das System Anselms an, der, wie auch einige neuere spekulative Theologen gethan haben, das ganze christliche Glaubenssystem aus der Lehre von der Dreieinigkeit entwickelte oder wenigstens auf dieselbe gründete. Wie bedeutend übrigens Anselm von Canterbury für die Geschichte der Bestrebungen des menschlichen Geistes und der von ihm gegründeten theologisch-philosophischen Lehrart war, mag man daraus schließen, daß er derjenige war, der seit den Zeiten der alten heidnischen Philosophen zum erstenmale wieder versuchte, das Dasein Gottes gleich einem mathematischen Satze zu demonstrieren, und daß die Methode, die er dabei befolgte, und die Beweise, die er gebrauchte, bis auf Kant in den philosophischen Schulen herrschend blieben. Er erfand den sogenannten ontologischen Beweis, den man später beibehielt, den aber einer seiner Zeitgenossen, der Mönch Gaunilo, mit siegenden Gründen widerlegte, was wir hier nur darum anführen, weil man bei dieser Gelegenheit aus einem einzigen Blatte von Anselms in den Jahren 1671 und 1721 neu gedruckten Werken sehen kann, daß die Zeit Anselms nicht bloß eine dunkle und theologische, sondern auch eine gründlich und tief philosophische war.*)

*) Ein berühmter Ausspruch Anselms von Canterbury († 1109) lautet: Credo, ut intelligam; es ist des Menschen würdig, sich das verständlich zu machen, was

Anselms Zeitgenosse, Wilhelm von Champeaux (gest. 1121), den man wegen der Behauptung, daß alle Dinge dasselbe reelle Wesen hätten und bloß durch zufällige Eigenschaften voneinander verschieden wären, zu einem Spinozisten oder spekulativen Pantheisten gemacht hat, kennen wir nur durch seinen Schüler Abälard (geb. 1079 zu Palet bei Nantes), der jedoch weniger wegen seiner Philosophie, als wegen seiner Liebschaft mit der Heloise und wegen der in alle Sprachen übersetzten und als Meisterwerk bewunderten Briefe von ihm an sie und von ihr an ihn weltberühmt geworden ist. Von seiner Philosophie wußte das große Publikum nichts und die Gelehrten wenig, bis sich Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Franzosen bemüht haben, neben ihrem Descartes auch Abälard als Philosophen wieder zu Ehren zu bringen, weshalb sie auch verlorene Schriften von ihm wieder ans Licht gezogen haben. Als Geliebter der Heloise ist er durch seine unglücklichen Abenteuer und durch seinen Briefwechsel auch den galanten Damen und Herren bekannt, wäre es auch nur, weil Rousseau in einem bekannten Roman ihn nachgeahmt, wiewohl keineswegs erreicht hat. Man hat ihn in Beziehung auf Philosophie für Roscellins Schüler ausgegeben, dagegen streiten aber zwei entscheidende Gründe; denn erstens mußte Roscellin, nachdem er zuerst durch eine Synode zu Soissons zum Widerruf gezwungen worden war und dann denselben zurückgenommen hatte, aus Frankreich fliehen, als Abälard erst 13 Jahre alt war, und zweitens war Abälard kein Nominalist, sondern bekämpfte vielmehr diese Partei mit vielem Talent.

Abälard sowohl als auch seine geliebte Heloise bestrebten sich, den zu ihrer Zeit in Frankreich erwachten Eifer für Geistesbildung und Wissenschaft durch Beispiel und eifriges Lehren zu fördern, und gründeten neben den vielen bestehenden Lehranstalten eine ganz neue. Unter den Lehranstalten des 11. und 12. Jahrhunderts nennt man uns vorzugsweise die zu Reims, Caën, Laon, Tournay, Cambrai, Soissons, Chalons an der Marne, Amiens und Arras, ganz besonders aber die zu Lüttich, Besançon, Chartres, Orleans und Paris. Neben diesen werden noch die in Metz, Toul, Verdun, in Sens, Bourges, Poitiers, Tours und Angers angeführt. In Deutschland rühmte man zu derselben Zeit die Schulen zu Köln, Mainz, Paderborn und Braunschweig. Was den Eifer Abälards und seiner Heloise für wissenschaftliche Bildung angeht, so wissen wir, daß Abälard schon in seiner Jugend wegen

---

er glaubt, aber der Glaube muß vorausgehen; wem es nicht gelingt, das Geglaubte mit dem Verständnis zu erfassen, der soll nicht das Horn zum Stoß erheben, sondern das Haupt zur Andacht neigen. — Der Kern des ontologischen Beweises liegt in dem Satze: Gott kann nur als das vollkommenste Wesen gedacht werden; zur Vollkommenheit gehört aber die Existenz.

der von ihm in öffentlichen Disputationen bewiesenen Fertigkeit, Schlüsse zu bilden und Begriffe zu spalten und genau zu bestimmen, in ganz Frankreich ebenso berühmt ward, als die berühmtesten Ritter seiner Zeit durch die Kraft und Übung, die sie in den Turnieren bewährten. Heloise war, schon ehe sie ihn kennen lernte, wissenschaftlich gebildet. Sie kam als Kind in das Kloster zu Argenteuil und ward dort nicht bloß mit der heiligen Schrift und mit den Werken der Kirchenväter sowie mit Musik und Kirchengesang vertraut gemacht, sondern sie studierte auch, weil damals das weibliche Geschlecht oft den Mangel an Wundärzten ersetzen mußte, Chirurgie und Arzneikunst. Mit achtzehn Jahren kehrte sie als blühende Schönheit in das Haus ihres Oheims Fulbert nach Paris zurück. Gerade zu derselben Zeit lehrte Abälard mit großem Beifall in Paris an der Schule bei Notre Dame und gewann, wie er ausdrücklich sagt, viel Geld. Auch Heloise suchte seinen Unterricht, und Fulbert ließ sich durch Geld verlocken, den Philosophen in Kost und Wohnung zu nehmen und ihm den Unterricht seiner Nichte ganz zu überlassen. Heloise lernte von ihm Griechisch und Hebräisch, besonders die erstere Sprache, deren Abälard, wie wir bestimmt wissen, ganz mächtig war. Er hatte den Aristoteles gelesen und zwar die Metaphysik desselben. Aus Platon führt Abälard oft ganze Stellen an; seine Bekanntschaft mit der Metaphysik des Aristoteles geht aber aus seiner philosophischen Begründung der Dreieinigkeitslehre, die er „Einleitung in die Theologie" betitelt hat, deutlich hervor. Abälard vergaß, während er bei Fulbert wohnte, seine theologischen Studien und machte Liebesgedichte, welche sehr gesucht wurden, die er aber später selbst unterdrückte; Heloise schwärmte mit ihm platonisch und aristotelisch, vergaß sich aber im Umgange mit ihm und entbrannte in so glühender Liebe, daß sie in ihren Briefen kaum Worte finden kann, ihre Glut passend auszudrücken. Als sie ihm einen Sohn geboren hatte, den sie Astrotabium nannte, drangen Fulbert und alle Verwandte auf Ehe. Abälard war bereit dazu, nur sollte die Ehe geheim bleiben, damit er auch ferner Theologie lehren könne; Heloise widerstrebte, teils weil sie erklärte, daß sie lieber seine Geliebte bleiben, als seine Frau sein wolle, teils um nicht die Welt und die Wissenschaft des größten Lehrers und Theologen zu berauben. Die Hochzeit ward vollzogen, aber Fulbert plagte, peinigte und schlug die gelehrte Nichte, weil sie stets ableugnete, daß Abälard ihr Ehemann sei. Dieser brachte sie daher nach Argenteuil ins Kloster und ließ sie daselbst als Nonne einkleiden. Dies beleidigte den alten Fulbert tödlich, weil er glaubte, Abälard habe sie dorthin gebracht, um sie von ihrem Oheim zu entfernen und auch künftig mit ihr zu leben. Er rächte die Kränkung seiner Familie dadurch, daß er Abälard

durch gedungene Frevler verstümmeln ließ, wodurch er, nach den bestehenden Satzungen und nach den Begriffen der Zeit, zur Erlangung kirchlicher Würden unfähig wurde. Von dieser Zeit an blieb der Verkehr zwischen Abälard und Heloise auf den Briefwechsel beschränkt, und Abälard selbst ging, als er geheilt war, in das Kloster Saint-Denis. Dort lebten Abt und Mönche über allen Begriff zügellos und machten dem Philosophen, der ihnen Moral predigen wollte, das Leben sauer. Er rettete sich daher auf das Gebiet des Grafen von Champagne, wo ihm die Mönche von Troyes eine ihnen gehörende Einsiedelei in der Nähe von Provins einräumten. Hier trat er als Lehrer auf und sah bald eine so große Zahl Schüler, die von allen Seiten herbeiströmten, um sich vereinigt, daß die Pariser Professoren klagten, sie würden von ihren Zuhörern verlassen, und daß auch sogar die zwei vornehmsten Lehrer der Hochschule von Reims einen Vorwand suchten, um ihn aus der Champagne zu vertreiben. Diesen Vorwand gab ihnen seine vorher angeführte Philosophie der Dreieinigkeit, welche der Erzbischof von Reims und die Bischöfe, die dieser zu einem Konzil nach Soissons berief, 1121 verdammten, weil sie sie nicht verstanden. Er selbst mußte sein Buch verbrennen, ward in das Kloster St. Medard gesteckt und mußte später in das Kloster Saint-Denis zu dem ihm feindlichen Abte zurückkehren. Als ihm hier einst die kritisch-historische Bemerkung entschlüpfte, Dionysios der Areopagite sei nicht derjenige gewesen, der Frankreich zum Christentum bekehrt habe, machte ihm der Abt ein Staatsverbrechen daraus, und er wäre dem Könige ausgeliefert und dann durch diesen dem weltlichen Gerichte übergeben worden, wenn er sich nicht aufs neue in das Gebiet des Grafen von Champagne geflüchtet hätte; denn man machte damals mit Staatsverbrechern sehr kurzen Prozeß. Sein böser Abt starb indessen, und das Kapitel des Klosters erlaubte ihm, sich aufzuhalten, wo er wolle, wenn er, der damals weltberühmte Mann, sich nur nicht an eine andere Klostergemeinschaft anschlösse. Abälard ließ sich hierauf an einem einsamen Orte bei Nogent sur Seine in der Diöcese von Troyes nieder, erhielt Geldunterstützung von Freunden, baute ein Häuschen, verwandelte es mit Erlaubnis des Bischofs in ein Bethaus, welches er der Dreieinigkeit widmete, und begann dort mit solchem Zulauf zu lehren, daß seine Niederlassung bald einer förmlichen Kolonie glich. Seine Schüler, deren Zahl in kurzer Zeit auf 600 anwuchs, ließen sich nämlich Hütten bauen, siedelten sich rund um das Bethaus an und bauten neben demselben ein neues Haus aus Holz und Stein, so daß ein förmliches Kloster entstand, welches Abälard Paraklet oder den tröstenden Geist in der Wüste nannte, weil er den Bau neben dem Bethaus dem heiligen Geiste gewidmet hatte. Dieser Umstand gab den Hauptlehrern

in Reims, Alberich und Ludolf dem Lombarden, welche erbost waren, daß ihre Schüler sie und die Krönungsstadt des Reichs verließen, um sich in der Wüste rund um Abälard anzusiedeln, den Vorwand, ihn aufs neue zu verketzern. Das Geschrei ward bald so arg, daß Abälard sein Lehren aufgeben und die ihm angetragene Stelle eines Abtes vom Kloster Saint-Gildes de Ruys in der Bretagne annehmen mußte. Auch dort hatte er von den Mönchen und vom Schutzvogt des Klosters viel zu leiden, bis ihn die Klagen seiner Heloise ins östliche Frankreich zurückriefen. Der Abt von Saint-Denis verjagte nämlich die Nonnen von Argenteuil, deren Priorin Heloise war. Abälard kam ihnen zu Hilfe und räumte ihnen sein Bethaus zum Paraklet mit allem, was dazu gehörte, zur Einrichtung eines Nonnenklosters ein, dessen erste Äbtissin Heloise ward. Papst Innocenz II. bestätigte im Jahre 1130 dieses Kloster Paraklet, welches sehr bald mit bedeutenden liegenden Gütern begabt ward und stets Damen aus den ersten Häusern Frankreichs zu Äbtissinnen hatte. Dies ist für die Bildungsgeschichte des 12. Jahrhunderts unwichtig; um so größere Bedeutung hat dagegen für diese ein anderer Umstand. Heloise machte es sich nämlich zur Pflicht, ihre geistlichen Schwestern nicht bloß im Lateinischen, sondern auch im Griechischen und Hebräischen zu unterrichten; ihr vorzüglichstes Studium war jedoch die heilige Schrift. Wenn sie Schwierigkeiten fand, die sie selbst nicht lösen konnte, so sammelte sie diese und schickte sie an Abälard, der eine Art Oberaufsicht über das Kloster führte. Den Nonnen zu Gefallen schrieb Abälard sein Hexameron oder seine Abhandlung über die Schöpfung und deren sogenannte sechs Tagewerke. Zum Andenken an die griechische Gelehrsamkeit der Heloise ward in der folgenden Zeit alle Jahre im Kloster Paraklet am Pfingstsonntage Messe in griechischer Sprache gelesen. Ähnliche Kenntnisse hatten in jener Zeit auch viele andere Nonnen. Dies geht nicht nur aus der großen Zahl lateinischer Gedichte hervor, welche von den Gelehrten an Nonnen gerichtet wurden, sondern auch daraus, daß sehr viele Prinzessinnen und Fräulein des ersten Ranges, deren Namen wir hier nicht aufzählen wollen, sich mit Rhetorik und Poesie beschäftigten.

Abälard selbst war einer der fünf Männer, welche in jenem Jahrhundert am besten Latein schrieben. Diese Männer waren außer ihm sein Freund und Schützer, Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny (1122—1156), sein Schüler Johann von Salisbury, welcher zugleich Philosoph und Geschichtschreiber der Philosophie jener Zeit war († 1180); ferner Arnold von Lisieux und der heilige Bernhard von Clairvaux († 1153). Der letztere ließ sich gebrauchen, um den armen lebensmüden Forscher der Wahrheit bis ins Grab zu verfolgen. Wahrscheinlich war nämlich Abälard, nachdem er das Kloster Paraklet

an Heloise übergeben hatte, wieder als Lehrer in Paris aufgetreten und hatte den Haß der Neider, die ihn schon dreimal vertrieben hatten, aufs neue geweckt. Die Theologen zogen daher aus seinen Schriften eine Anzahl ketzerischer Sätze. Auch der heil. Bernhard, der ein guter Redner und Dichter, aber ein schlechter Philosoph war und, wie alle Schwärmer, vom Gebrauch des Verstandes nicht reden hören mochte, hatte sich längst gegen Abälards Lehre erklärt, die ihm zu hoch war. Im Jahre 1140 berief der Erzbischof von Sens ein Konzil nach Sens, auf welchem sich König Ludwig VII. selbst einfand und der heilige Bernhard, der damals schon für einen Wunderthäter galt, das große Wort führte. Es ist unnötig zu sagen, daß, wo ein Wunderthäter vor Wundergläubigen redete, der Denker verdammt ward. Die Richter waren entweder Feinde des Verdammten, der einen sehr bedeutenden Anhang hatte, oder verstanden gar nichts von dem, was sie als Ketzerei verdammten; sie überließen daher dem Papst Innocenz II., welcher Bernhards Klient war, das Urteil. Dieses entsprach ganz den Wünschen von Abälards Gegnern; der Papst befahl, seine Bücher zu verbrennen, ihn selbst einzusperren und nicht zu gestatten, daß er ferner als Lehrer auftrete. Peter der Ehrwürdige nahm sich des Verdammten an; er gab ihm eine Freistätte in seinem Kloster, söhnte ihn mit dem heiligen Bernhard und mit dem Papste aus und sorgte für ihn bis zum letzten Augenblicke seines Lebens. Abälard starb 1142 in der Abtei Saint-Marcel bei Chalons sur Saône. Seinen Leichnam schickte man der Heloise, die ihn in ihrem Kloster Paraklet beerdigen ließ; seit 1818 ruhen beide unter einem Grabdenkmal auf dem Kirchhof Père-Lachaise zu Paris.

Seit Anselm das System der scholastischen Philosophie geschaffen, Abälard durch seine philosophischen Bestrebungen die ganze Jugend von Frankreich für die Spekulation begeistert und einen europäischen Ruhm erworben hatte, wurde alles als platt und gemein verachtet, was nicht in Ausdrücke der Schule gekleidet oder in der Form von unwiderleglich scheinenden Schlüssen vorgetragen werden konnte. Unklarheit und Unverständlichkeit hieß Weisheit, reales und historisches Wissen ward von der Jugend verachtet. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß der heilige Bernhard und einige andere Männer, von denen in der nächsten Periode die Rede sein wird, ihre Mystik in die Schulen brachten.

2. Geschichte und Staatswissenschaft.

Die Deutschen wurden durch vielerlei Dinge und Umstände abgehalten, an den ersten heftigen Kämpfen über spekulative Theologie so lebhaften Anteil zu nehmen, als die Franzosen und Engländer; sie

waren dagegen im 12. Jahrhundert fleißig beschäftigt, das, was sich unter ihnen ereignete, aufzuzeichnen. Der nächste nach den bisher angeführten Männern, der die Geschichte seiner Zeit oder wenigstens die deutsche Geschichte behandelte, war Wipo, der Verfasser einer Biographie Konrads II. Dieser flickt sich, nach der Sitte der Zeit, einen Bettlermantel aus Redensarten des vorzugsweise beliebten Sallustius zusammen, kann aber damit seine Blößen nicht bedecken. Daß er kein Sallust war, ergiebt sich schon aus der Sammlung kurzer, mitunter ganz hübsch ausgedrückter moralischer Lehren in lateinischen Reimversen, welche er auf Konrads Bitte für dessen Sohn Heinrich schrieb, und die sich erhalten hat. Indessen ist davon die Rede nicht, sondern nur vom Stil und von Grammatik. In dieser Beziehung merkt man nur zu deutlich, daß er der Sprache, die er schreibt, höchst unvollkommen mächtig ist, indem er unrichtig und grammatisch fehlerhaft schreibt; deshalb enthält sein Werk nicht das, was er in deutscher Sprache wohl würde geschrieben haben, sondern das, was er lateinisch zu schreiben im stande war. Dies gilt jedoch nur dem Vortrag; denn die Thatsachen führt er der Reihe nach ganz getreu auf, und da er das schreibt, was er selbst gesehen und erlebt hat, so tritt er auch manchmal mitredend hervor.

Ein ganz anderer Mann ist der schwäbische Graf Hermann von Veringen (1013—1054), dessen Familiengüter oberhalb des Städtchens Riedlingen in der Nähe der Donau lagen. Weil er durchaus verwachsen war und seine Glieder nicht gebrauchen konnte, so ward er schon früh für das Klosterleben bestimmt und trat als Mönch in das adeligen Mönchen vorbehaltene Kloster Reichenau. Wegen seines gichtbrüchigen Körpers wird er gewöhnlich mit dem Namen Hermannus Contractus bezeichnet; allgemein rühmen ihn die Zeitgenossen wegen seines ausgebreiteten Wissens und seines milden, freundlichen Charakters. Das, was von seinen Kenntnissen erzählt wird, beweist ebenso, wie die von Bruno, dem Oheim des Kaisers Konrad II. († 1045), hinterlassenen Schriften, daß der Kreis der Schulkenntnisse jener Zeit doch nicht so eng war, als man vielleicht glauben könnte, obgleich wir gern zugestehen, daß das Arabische, welches Graf Hermann verstanden haben soll, nicht gerade sehr bedeutend gewesen sein mag. Bruno war Bischof von Würzburg, verfaßte Auslegungen der Psalmen und schrieb außerdem über die fünf Bücher Mosis, über das Neue und Alte Testament überhaupt sowie über das Vaterunser und über das athanasianische und apostolische Glaubensbekenntnis. Er zeigt in diesen Auslegungen Kenntnis der hebräischen Sprache und der Septuaginta oder griechischen Bibelübersetzung, mit welcher er hie und da das hebräische Original vergleicht. Auch in den Psalmen ward nicht der bildliche

und allegorische Sinn allein, sondern auch der natürliche und buchstäbliche berücksichtigt. Hermann von Veringen würde sich vortrefflich zu der philosophischen Geschichtschreibung geeignet haben, wenn das wahr ist, was uns Tritheim von ihm berichtet, und was durch ein anderes, freilich ebenfalls nicht von einem Zeitgenossen herrührendes Zeugnis bestätigt wird, daß er nämlich ein ausgezeichneter Philosoph, Belletrist (rhetor), Astronom, Musiker und Dichter gewesen und besonders Griechisch, Latein und Arabisch sehr gut verstanden habe. Da er jedoch nur im Kloster, nicht im Lichte des Lebens schrieb, also das Besondere gar nicht kannte, wohl aber das Allgemeine, so that er vielleicht besser daran, eine allgemeine Geschichte zusammenzutragen, als die Geschichte seiner Zeit zu schreiben; denn des lateinischen Stils und der Hilfswissenschaften der Geschichte war er vollständig mächtig. Er nahm sich den Eusebius zum Muster, teilte die ganze Geschichte bis auf seine Zeit herab in sechs Zeitalter und entlehnte seine chronologisch geordnete Geschichte der Hauptereignisse in diesen Zeitaltern aus Eusebius, aus dem Fortsetzer desselben, Hieronymus, und aus Beda, den er mehrenteils wörtlich ausschreibt. Man sieht aber, daß er kein gewöhnlicher Kompilator ist; denn er rafft nicht, wie die mönchischen Chronikenschreiber sonst thun, alles, was ihm unter die Hand kam, und zwar Wunder und abenteuerliche erbauliche Legenden am liebsten, zusammen, sondern er verwirft, was offenbar fabelhaft ist, und nimmt mehrenteils nur Begebenheiten auf, die wirklich eine Wichtigkeit haben. Die Abweichung der verschiedenen Handschriften seiner Weltchronik hat die Herausgeber in große Verlegenheit gebracht, um so mehr, da man Ursache hat zu glauben, daß er selbst, bei der Durchsicht verschiedener Abschriften, Änderungen und Verbesserungen gemacht hat. Übrigens kann die an das Werk angehängte Geschichte nur bis zum Jahre 1053 als Geschichte seiner Zeit gelten; denn Hermann starb 1054, wenig über 40 Jahre alt. Was bis zum Jahre 1062 weiter folgt, setzte, wie das in allen Klöstern geschah, irgend ein anderer Mönch hinzu.

Berthold von Konstanz, welcher Hermanns Geschichte auf dessen Wunsch fortsetzte, wollte eigentlich weniger eine Geschichte schreiben, als seine Vorliebe für Gregor VII. und seine Abneigung gegen Heinrich IV. in ein Klosterprotokoll niederlegen. Seine Chronik war nachher ebenso, wie das Werk Hermanns, fast in allen Klöstern zu finden, und beide Werke wurden von den Mönchen benutzt, um aus ihnen eine Art Sammlung historischer Denkwürdigkeiten und Bemerkungen über allerlei Gegenstände zu machen, weshalb in den Ausgaben gewöhnlich in gespaltenen Kolumnen zwei abweichende Abschriften nebeneinander fortlaufen. Ebenso einseitig und heftig für die päpstliche Sache eingenommen zeigt sich ein anderer Fortsetzer Hermanns, der Mönch Ber-

nold von Sankt Blasien. Des Lambert von Hersfeld (früher meist Lambert von Aschaffenburg genannt) Geschichte der Thaten der Deutschen, welche von ihm selbst auch als Chronik bezeichnet wird, beginnt mit kurzen Notizen über die Weltgeschichte von Adam an und mit etwas ausführlicheren über die deutschen Geschichten seit der Zeit des älteren Pippin. Lambert schöpft alles das, was er bis 1039 erzählt, aus anderen Schriften, die Begebenheiten von 1039—1077 dagegen hat er selbständig beschrieben. Sein Werk ist, besonders wenn man kurz vorher den leidenschaftlichen Berthold von Konstanz gelesen hat, eine der erfreulichsten Erscheinungen im ganzen Mittelalter. Er erzählt die Greuel seiner Zeit aufrichtig und wahr; aber die Tiefe des Gefühls, die Einfalt, die aufrichtige Religiosität, die er zugleich an den Tag legt, beweisen, daß seine Persönlichkeit ihn über seine Zeit erhob, und trösten den Vaterlandsfreund, dessen Gemüt durch die von Lambert erzählten Zustände deutscher Nation verwundet ist, mit dem Gedanken, daß fern vom Getümmel der Welt auch damals Hunderte leben mochten, welche diesem Manne glichen. In Rücksicht auf den unseligen Streit der Kirche und des Staats, mit dem sich Lambert und die zunächst folgenden Verfasser der Geschichte ihrer Zeit beschäftigen, kann man bei allen anderen auf den ersten Blick erkennen, ob sie zur Partei des Kaisers oder der des Papstes gehören; nicht so bei Lambert, obwohl er im allgemeinen gewiß nicht parteilos war, vielmehr zu Heinrichs Gegnern gehörte. Jedoch er allein unter allen bedauert aufrichtig, daß jener unselige Streit Deutschland unglücklich machte, und weist auch der ihm näher stehenden Partei nach, in welchen Stücken sie unrecht habe. Auf der einen Seite schildert er mit Unwillen Heinrichs IV. Jugendsünden sowie den Frevel seiner Freunde und seiner wüsten Jugendgenossen, auf der anderen zeichnet er uns mit lebhaften Farben den Jammer und die Unsittlichkeit, welche Gregor VII. dadurch hervorrief, daß er mit unerbittlicher Strenge darauf bestand, daß die damals fast insgesamt verheirateten Priester sich von ihren rechtmäßigen Frauen trennen und fortan auf einsamen Pfarreien unbeweibt leben sollten. Schon oben ist erzählt worden, wie rührend er seine Freude und seine tiefe religiöse Empfindung ausspricht, weil er von einer ohne Erlaubnis seines Abtes unternommenen Pilgerfahrt noch gerade zu rechter Zeit zurückgekommen sei, um die Absolution des sterbenden Abtes zu erhalten. Sein Stil ist rein, würdig und natürlich und liest sich besser, als selbst die italienischen Historien des 15. und 16. Jahrhunderts, welche zu sehr nach den von den Alten hergeleiteten Schulregeln des Stils gearbeitet sind, und in denen oft die Hauptsache zur Nebensache wird, weil ihre Verfasser eifriger nach klassischer Schreibart, als nach der nackten Wahrheit und nach einfach ge-

sondern Urteile streben. Unter den historischen Parteischriften der kaiserlichen Seite ist ein kurzgefaßtes Leben Heinrichs IV. hervorzuheben, das sich nicht nur durch treffliche Anordnung und ganz vorzügliche Darstellung auszeichnet, sondern auch in seinem ganzen Ton, zumeist aber in der rührenden Totenklage am Schlusse das Gepräge der aufrichtigsten Anhänglichkeit an sich trägt. Die bedeutenden und schönen Eigenschaften des unglücklichen Kaisers sind hier in einer Weise geschildert, die auch dem Lobredner Ehre macht. Die mehrfach ausgesprochene Vermutung, daß Bischof Otbert von Lüttich, der Beschützer des Kaisers in seinen letzten Tagen, das kleine Werk verfaßt habe, hat viel Wahrscheinliches, läßt sich aber neueren Forschungen gegenüber nicht aufrecht halten. Ist diese Schrift dem Kaiser allzu günstig, so suchte Walram oder Waltram von Naumburg, der ein Buch über die zu bewahrende Einheit der Kirche geschrieben hat, welches durchaus historisch ist, den Kaiser lebhaft genug, aber mehr sachlich in Schutz zu nehmen, indem er die Gregorianer teils angreift, teils widerlegt; das eben genannte Buch desselben gab noch im Jahre 1520 Ulrich von Hutten heraus. Des Sachsen Bruno Geschichte des sächsischen Krieges wird, obgleich sie in Rücksicht auf Sprache und Manier nicht zu verwerfen ist, durch die Heftigkeit des Verfassers historisch unbrauchbar. Bruno ist ebenso das Organ der sächsischen Aristokratie gegen den Kaiser, wie Bernold und Berthold Organ des Papstes und der Pfaffen sind. Die Chronik des Marianus Scotus (geb. 1028) kann, mit der Chronik des Hermannus Contractus verglichen, den Beweis liefern, daß das Mangelhafte der Arbeiten im Mittelalter ebenso, wie in unserer Zeit, nicht dem Stande der Schriftsteller und insbesondere nicht dem Mönchsleben der meisten von ihnen schuld zu geben ist, sondern daß auch damals alles ganz allein davon abhing, ob ein Mann Anlagen hatte oder nicht. Marianus und Hermann gehörten beide dem Kloster an, beide legen besonderen Wert auf chronologische Studien, aber der eine schreibt und excerpiert wie ein beschränkter Mönch, der andere dagegen, obgleich auch er ein Mönch ist, als gebildeter Mann, der Welt und Menschen kennt. Einiges machen freilich auch die Umstände; denn Marianus, ein geborener Irländer, schrieb seine Chronik im Martinskloster zu Mainz auf Wunsch des Erzbischofs Siegfried († 1084), der ihn zu diesem Zweck einmauern ließ, wie er ihn schon früher einmal in Fulda hatte einmauern lassen; ein Verfahren, dem sich diese schottischen Mönche nicht selten unterzogen.

Der Männer, welche die Geschichte der Hohenstaufischen Zeiten beschrieben hatten, kann erst weiter unten gedacht werden; dagegen sind hier noch zwei Geschichtschreiber des Nordens anzuführen. Der eine, Saxo Grammaticus, ist wegen seines klassischen Stils mit den ita-

lienischen Stilisten zu vergleichen, der andere, Adam von Bremen, war Augenzeuge vieler der Begebenheiten, die er erzählt, und überdies ein Freund des Dänenkönigs Sven Estrithson, eines Neffen Knuts des Großen; er ist daher zugleich als Geschichtschreiber und als Quelle der Geschichte seiner Zeit wichtig. Adam von Bremen hat eine Kirchengeschichte der Zeit von 755—1076 geschrieben, der er ein geographisches Büchlein über Dänemark und die weiter nach Norden liegenden Gegenden angehängt hat. Am wichtigsten ist der letzte Teil seiner Kirchengeschichte, weil er dort berichtet, was er selbst erlebt hat; denn er erzählt offen und einfach und zeigt wahrhafte Religiosität, nicht den blinden Aberglauben der Klosterschriftsteller. Sein Vortrag wird schon durch den Umstand in ein vorteilhaftes Licht gesetzt, daß sich Adam von Bremen dem König von Dänemark noch mehr durch seine Beredsamkeit, als durch seine Frömmigkeit empfohlen hatte. Merkwürdig ist das Lob, das er selbst diesem König erteilt, derselbe habe den ganzen Erinnerungsschatz der Barbaren in seinem Gedächtnis wie in einem Buch getragen. Was er vom Norden erzählt, ist anziehend, wie eine Reisebeschreibung; denn er hatte das, was er beschreibt, selbst gesehen. Man wirft ihm aber viele Fehler gegen die Zeitrechnung vor, weil er der eigenen Eingebung folgend so schrieb, wie ihm die Sache im Gedächtnisse war oder gerade in den Sinn kam, weil er also die Hilfsmittel der Gelehrten verschmähte. Ein ganz anderer Mann, der freilich auch um ein Jahrhundert später, zur Zeit von Dänemarks höchster Blüte schrieb, ein Künstler und Meister des Stils bis zum Übermaß, ist der unter dem Namen Saxo Grammaticus bekannte Geistliche und Geheimschreiber des Bischofs Absalon oder Axel von Roeskild, welcher seine Studien in Paris gemacht und die französische Bildung sich angeeignet hatte. Seine dänische Geschichte, zu deren Abfassung ihn Axel, nachdem derselbe Erzbischof von Lund geworden war, ermunterte, begreift den Zeitraum von den Urzeiten bis auf 1180, also nicht ganz bis auf den Tod des Geschichtschreibers, der erst im Jahre 1204 erfolgte. Saxo Grammaticus wollte die alten nordischen Sagen in ein ganz klassisch römisches Gewand kleiden und hat deshalb nicht bloß, wie man gewöhnlich sagt, seinen Stil nach Martianus Capella und nach Valerius Maximus gebildet, sondern es ist ihm auch mehrenteils gelungen, ein so reines Latein zu schreiben, als es nur irgend jemand in unserer Zeit schreiben kann. Sein Buch ist daher auch unzählige Male herausgegeben worden, zuletzt im 18. Jahrhundert von Klotz, der in dem Rufe stand, das beste Latein zu schreiben.

Zum Schlusse dessen, was über die deutschen Geschichtschreiber vor der Hohenstaufischen Zeit bemerkt worden ist, nennen wir noch die vom Abt Norbert von Iburg abgefaßte Lebensbeschreibung des Bischofs Benno

von Osnabrück, der nicht nur Heinrich IV. als Staatsmann zur Seite stand, sondern auch dessen Burgbauten im Harz leitete und zu Speier einen kunstvollen Rheindamm aufführte. Dieser vielseitige Mann hatte früher, ebenfalls in Speier, als Lehrer mit Erfolg gewirkt und große Summen dabei erworben, so daß ein bekannter Ausspruch Wipos doch nicht allgemein gültig sein kann; dieser rühmt nämlich den Wissenstrieb der Italiener und fügt hinzu:

Einzig im deutschen Gebiet noch gilt es für eitel und schmählich,
Einen zur Lehre zu senden, der nicht der Kirche geweiht ist.

Endlich glauben wir noch einen durch Staatsschriften aller Art sowie durch seine Staatsweisheit und Staatsverwaltung ausgezeichneten Geistlichen beifügen zu müssen, welcher Minister, Diplomat und Reichsverweser des Hohenstaufen Konrad III. war und ebenso als großer Gelehrter und Philosoph, wie als praktischer, nach Möglichkeit für Eintracht und Frieden wirkender Staatsmann glänzte. Dieser Mann, der seine Staatsschriften und Depeschen nicht durch Untergebene ausarbeiten ließ, sondern selbst abfaßte und schrieb, war der Abt Wibald von Stablo und Korvei. Seine Staatsschriften und Aufsätze sind zuerst von Martene und Durand im zweiten Foliobande ihrer großen Sammlung handschriftlicher Überbleibsel des Mittelalters, dann von Jaffé gesammelt worden; sein Wirken ist in einer besonderen Schrift von dem ultramontanen Geschichtsschreiber der Reformationszeit J. Janssen eingehend geschildert. Wibald war in die Philosophie seiner Zeit durchaus eingeweiht und scheint seinen Kaiser manchmal durch seine Demonstrationen und dialektischen Künste belustigt zu haben. Wir finden wenigstens in einem Briefe, welchen Wibald an einen andern Gelehrten, den Scholastiker Mangold, über die wissenschaftliche Richtung der Zeit schrieb, die Anekdote, Kaiser Konrad sei, als ihm von Wibald demonstriert worden sei, daß er drei Augen habe, über das lustige Treiben der Gelehrten sehr erfreut gewesen. Wibald verstand ganz vollkommen Griechisch. Er leitete unter Konrad III. die Reichsgeschäfte und stand während des Kreuzzuges dieses Kaisers dem Reiche auf eine solche Weise vor, daß der Kaiser kaum vermißt ward. Schon vorher führte er des Kaisers ganze Korrespondenz, die, wie wir aus seinen noch vorhandenen Briefen und Depeschen sehen, gerade damals sehr schwierig war und mit Konstantinopel, Rom, mit anderen auswärtigen Höfen sowie mit den deutschen Bischöfen geführt wurde.

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

I. Geschichte der mohammedanischen Reiche des Ostens

kurz vor dem Anfang der Kreuzzüge.

1. Einleitung.

Am Ende des 11. Jahrhunderts begannen die Kreuzzüge, welche den Orient und das Abendland aufs neue in die engste Berührung miteinander brachten und in beiden Weltgegenden die folgenreichsten Bewegungen und Umgestaltungen herbeiführten. Will man die Entstehung und den Zusammenhang dieser wichtigen Begebenheiten verstehen, so muß man den Blick notwendig zuerst auf den Zustand der mohammedanischen Reiche des Ostens werfen; denn die Veranlassung zu den Kreuzzügen ward nicht etwa bloß durch Peters des Eremiten Predigten gegeben, sondern noch weit mehr durch die in jenen Reichen eingetretenen Veränderungen und durch den Umstand, daß diese Veränderungen zu derselben Zeit stattfanden, als sich ein eigentümlicher Geist ritterlicher Poesie von Spanien und Südfrankreich aus über die christlichen Völker des Abendlandes verbreitete. In diesen beiden Ländern erhielten nämlich die von den Dichtern längst behandelten Sagen von Arthur und seiner Tafelrunde, von Karl dem Großen und Roland, von Troja und von Alexander dem Großen eine ganz neue Bedeutung, seitdem 1085 eine große Zahl christlicher Ritter aus Kastilien, Navarra, Aragonien und Südfrankreich, ja sogar aus Deutschland den spanischen Arabern die Stadt Toledo entrissen hatten. Rodrigo Diaz, unter dem Beinamen Cid in Liedern gefeiert, war der Achilles dieses Zugs, welchen er noch um 14 Jahre überlebte; er und seine Begleiter wurden nicht nur von katalonischen und provençalischen Dichtern einem Arthur, einem Karl dem Großen, einem Roland und anderen Helden

der Sage an die Seite gestellt, sondern man pries sie auch allenthalben als sieggekrönte Helden des Glaubens und gab nach und nach allen Rittersagen und Kriegsgesängen eine entschieden christliche Beziehung. Als auf diese Weise, wie überhaupt durch die gesamte Richtung der Zeit, die Ritterschaft des Abendlandes für die Religion begeistert, ihr kriegerischer Sinn auf die Ungläubigen gerichtet und die Idee von der Möglichkeit und Rühmlichkeit der Kreuzzüge in ferne Länder unter den Völkern des Südens und Westens verbreitet worden war, bedurfte es nur eines Funkens, um das glimmende Feuer zur Flamme anzufachen. Ein solcher Funke war aber teils das Notgeschrei der griechischen Kaiser, welche von den wilden Seldschukken in ihrer eigenen Hauptstadt bedroht wurden, teils und noch mehr die erschütternden Berichte der aus Palästina zurückkehrenden Pilger über die Mißhandlungen, die das heilige Land und seine Bewohner von denselben Feinden zu erdulden hatten, und denen auch sie selbst ausgesetzt waren.

Die mohammedanische Welt, welche schon längst in eine Anzahl Reiche und Dynastieen zerfallen war, bildete damals zwei Hauptgruppen von Staaten, von denen die eine die auf der Nordküste von Afrika und in Spanien gegründeten Reiche, die andere die mohammedanischen Staaten in Asien umfaßte. Die ersteren waren ganz unabhängig, und die Fatimiden von Kairo, die sich von Ali und Fatima, der Tochter Mohammeds, herleiteten, behaupteten unter den Stämmen schiitischer Richtung eine Art von Vorrang; die anderen dagegen erkannten den Schattenkalifen zu Bagdad wenigstens als ihren geistlichen Oberherrn an. Das Reich der letzteren, das sich von den östlichen Grenzen Ägyptens und der Byzantiner bis in die Nähe von Indien, Sibirien und der Mongolei erstreckte, war eine Art von Feudalmonarchie geworden, bestand aber im Grunde nur noch der äußeren Form nach; denn es hatte sich eine beträchtliche Zahl von Herrscherfamilien aufgeworfen, welche im Namen des Kalifen zu Bagdad unumschränkt über einen größeren oder kleineren Landstrich geboten. Die Kalifen selbst aber waren aus Beherrschern der Gläubigen Gefangene und Sklaven der Emire al Omra geworden, die als ihre höchsten Beamten das Scepter führten. Dieses Amt war seit dem Jahre 945 in der Familie der Buiden erblich, welche zugleich selbständige Beherrscher von Persien waren; ihre Herrschaft war für das Kalifenhaus von Bagdad um so drückender, als sie ihrer inneren Überzeugung nach keineswegs als orthodoxe Sunniten gelten konnten. Den Buiden hatte schon damals der Untergang gedroht, als ein tüchtiger Krieger und Regent von türkischer Abkunft, der Gasnavide Mahmud I., im äußersten Osten der mohammedanischen Welt ein großes Reich gegründet hatte. Auch ward die eine Linie der Buiden in der That noch von Mahmud selbst

unterworfen. Allein dieser mächtige Fürst starb schon zwei Jahre nachher, und unter seinem Sohn und Nachfolger, Massud I., kam bereits die von ihm geschaffene Macht durch den wilden Mut der Seldschukken ins Wanken. Die Buiden erlagen daher zuerst diesem neu auftretenden Volke, dessen Erscheinung in Vorderasien alle bisherigen Verhältnisse überhaupt veränderte.

2. Geschichte der Seldschukken in Persien.

Die Seldschukken waren ein Volk des türkischen Völkerstammes, welcher zwar zu dem kaukasischen Menschenstamme, nicht aber zu der indogermanischen Abteilung desselben gehört, sondern neben demselben eine besondere Gruppe der kaukasischen Rasse bildet. Daß sie neben der Wildheit rauher Volksstämme auch nicht ohne die Tugenden derselben waren, zeigt der bei ihnen geltende Spruch, daß es am Manne nur einen Vorzug gebe, die Tapferkeit, und ebenso am Weibe nur einen, die Keuschheit. Die älteste Geschichte dieses Volkes läßt sich mit einiger Sicherheit bis in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfolgen. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts zogen die Seldschukken als Nomaden im Lande der heutigen Kirgisen umher und standen unter einem Häuptlinge, welcher nebst den Häuptlingen mehrerer anderen Horden einem Großchan, Bigu oder Jakgu, zinspflichtig war. Um das Jahr 970 rissen sich die Seldschukken unter Seldschukk, dem Sohne Dokaks, von dieser Unterwürfigkeit los, wanderten in die Nähe der Bucharei, traten hier, um vor den benachbarten tatarischen Horden Schutz zu erhalten, zum Islam über und wuchsen durch die Aufnahme vieler Männer aus anderen Horden bedeutend an Zahl. Übrigens schlossen sie sich in ihrem neuen Wohnsitz an den mächtigen Tatarenfürsten Bagra-Chan an und kämpften unter ihm mit ihren heidnisch gebliebenen Stammgenossen. Unter den nächsten Nachkommen Seldschukks sind sein Sohn Israel oder Arslan und dessen Neffen, Jabgu, Togrulbeg und Daud Gagrubeg, besonders bemerkenswert; jener, weil er zuerst den Seldschukken feste Sitze diesseit des Dschihun verschaffte, diese, weil sie die Gründer des so wichtigen Seldschukkenreiches wurden. Israel half dem Sohn und Nachfolger Bagra-Chans, Ilek-Chan, Bochara erobern und ließ sich im Gebiete dieser Stadt nieder. Dahin zogen auch seine Neffen, nachdem sie früher vor Bagra-Chan, dem sie zu gefährlich schienen, in die vorigen Wohnsitze zurückgewichen waren. Als bald nachher der Gasnavide Mahmud I. die Bucharei unterwarf, wurde der Seldschukkenhäuptling Israel sein Vasall. Mahmud fürchtete denselben, weil Israel mit den Völkerschaften der Wüste in

engem Zusammenhange stand und durch seinen Ruf eine unzählige Menge von Kriegern nach Persien zu ziehen drohte. Er ließ ihn daher einkerkern, und man riet ihm damals, alle Seldschukken zu vernichten; er that es aber nicht, sondern suchte sie dadurch unschädlich zu machen, daß er sie im Lande Chorasan zerstreute. Hier wurden sie von seinen Statthaltern so sehr gedrückt und mißhandelt, daß die einzelnen Stämme, welche unter Israel gestanden hatten, wieder aufbrachen, raubend in der Wüste von Kohestan und in den Gebirgen von Irak adschem umherzogen und sich zum Teil in Adserbeidschan niederließen. Die übrigen zahlreichen Horden unter Togrulbeg und seinen Brüdern kehrten über den Dschihunfluß zurück, trieben sich in Chowaresmien, dessen Beherrscher Mahmuds Vasall war, eine Zeitlang umher und drangen bald nach Mahmuds Tode feindselig in Chorasan ein.

Das Reich der Gasnaviden war damals in einer bedenklichen Lage. Bei Mahmuds Tode (1031) befand sich nämlich der ältere seiner beiden Söhne, Massud I., zufällig im äußersten Westen, und da es allgemein hieß, der Vater habe ihm die persischen Länder, seinem jüngeren Sohne, Mahmud II., aber die östlichen Teile des Reiches bestimmt, so wurde der letztere in Gasna als König ausgerufen. Auf die Nachricht davon zog Massud sogleich gegen seinen Bruder. Er war kaum bis Gasna gekommen, als die Generale seines Bruders ihm diesen in der Hoffnung auf großen Lohn auslieferten; er ließ die Verräter in den Kerker werfen und gab seinem Bruder die Freiheit, behielt aber die Herrschaft des ganzen Reiches für sich allein. Einige Jahre lang blieb er im ruhigen Besitze derselben; 1033 aber traten in verschiedenen Teilen des Reiches bedenkliche Ereignisse ein. In Indien fielen die gasnavidischen Besatzungen von Massud ab, am Kaspischen Meer empörte sich ein ganzer Landstrich, und an der Grenze von Chorasan nahmen die Seldschukken eine drohende Stellung an. Alle Erfahrenen im Staatsrate sprachen sich dahin aus, daß man unter diesen Umständen Indien vor der Hand seinem Schicksal überlassen und dagegen die ganze Macht des Reiches zur Verteidigung und Behauptung der persischen Länder verwenden müsse; Massud verwarf jedoch den Rat der Verständigen, zog nach Indien und ward dort drei Jahre lang durch den Kampf mit den Rebellen beschäftigt. Unterdessen drangen die Seldschukken unter Togrulbeg und seinen Brüdern in Chorasan ein, schlugen ein gasnavidisches Heer nach dem anderen und unterwarfen sich die ganze Provinz. Als endlich Massud selbst mit seiner ganzen Macht gegen sie zu Felde zog, hatten sie sich in Chorasan bereits so fest gesetzt, daß sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Sie waren zwar nicht im

stande, ihm die Spitze zu bieten, sie wichen ihm aber listig aus, zogen den Krieg in die Länge und brachten dem Gasnaviden endlich im dritten Jahre (1041) eine entscheidende Niederlage bei. Gleich nachher ward Massud von seinem Bruder Mahmud und dieser wieder von Massuds Sohne, Madud I., gestürzt, und die Seldschukken erhielten Gelegenheit, große Verstärkungen an sich zu ziehen, weil in demselben Jahre (1041) auch das Tatarische Reich, welches unter Bagra-Chan und Ilek-Chan geblüht hatte, in mehrere voneinander getrennte Teile zerfiel. Togrulbeg, der seine Eroberungen schnell weiter ausdehnte und sich schon 1039 Sultan von Ostpersien nannte, übergab seinem Bruder Gagrubeg die Herrschaft der östlichen Provinzen Persiens und verlegte seine eigene Residenz zuerst nach Rei, dann (1045) nach Hamadan. Er sicherte sich seine Herrschaft durch weise Verordnungen und zeigte überhaupt von Anfang an jenen unwandelbaren Sinn für Religion und für das Beste seiner Unterthanen, den er und sein nächster Nachfolger nie verleugnet haben.

Nachdem Togrulbeg 1050 auch Ispahan den Gasnaviden entrissen hatte, erwartete er den Verfall des westlichen Reiches der Buiden, um sich desselben im günstigen Zeitpunkte zu bemächtigen. Die Buiden waren untereinander in Streit, mißhandelten die Abbassidischen Kalifen zu Bagdad, deren Gebieter sie als Emire al Omra waren, und standen selbst unter der Herrschaft der türkischen und deilemitischen Mietstruppen, die sie im Widerspruch mit der weisen Politik der ersten Regenten ihres Hauses angenommen hatten. Zwar vereinigte um 1045 einer von ihnen, Kalandschar, noch einmal das ganze Reich, allein nach seinem Tode (1048) zerfiel alles wieder, und seine beiden Söhne stritten miteinander um die Herrschaft, während zugleich die Schiiten und Sunniten in Bagdad einander bekämpften und die rohen Söldner die Bewohner der Stadt auf unerhörte Weise mißhandelten, ja selbst den Kalifen, Kajem Beamrillah, nicht verschonten. Schon damals war Togrulbeg bereit, dem letzteren zu Hilfe zu eilen; doch hinderte ihn seine ängstliche Religiosität, eher gegen die heilige Stadt zu ziehen, als bis sowohl der Kalif, als sein Buidischer Emir al Omra, Malekar Rahim, ihn darum ersuchten und also gleichsam die Religion selbst es zu gebieten schien. Dies trat im Jahre 1055 ein. Damals drohte nämlich der Anführer der türkischen Garden des Kalifen, Basasiry, ein eifriger Schiite, alles Bestehende über den Haufen zu werfen. Er machte sich zum Gebieter der Stadt, ließ dem Buiden und dem Kalifen nichts als ihre leeren Titel, setzte sich aus Mißtrauen über die mit Togrulbeg geführten Unterhandlungen mit den Fatimiden in Ägypten in Verbindung und drohte, die Lehre der Schiiten, deren Zahl in Bagdag sehr groß war, zur herrschenden

zu machen. Nun brach Togrulbeg, vom Kalifen und seinem Emir al Omra gerufen, gegen Bagdad auf. Er drang, während Basasiry abwesend war, in die Stadt ein, befreite den Kalifen aus den Händen seiner Peiniger, benutzte aber einen Streit der seldschukkischen Soldaten mit den Leuten des Buiden, um diesen gefangen nach Rei schleppen zu lassen, wo derselbe nicht lange darauf starb und mit ihm sein Geschlecht erlosch. Nachdem Togrulbeg dem Kalifen eine seiner Nichten als Gemahlin aufgedrungen hatte, verließ er Bagdad wieder, um den Rest des Buidischen Reiches in Besitz zu nehmen. Als er auch dieses glücklich vollbracht und seinen Bruder, Ibrahim Inal, zu seinem Stellvertreter in Mossul eingesetzt hatte, kehrte er nach Bagdad zurück und ließ sich vom Kalifen, dem der fromme Seldschukke als Wiederhersteller des Reiches erschien, mit der höchsten weltlichen Würde bekleiden (1058). Dies geschah unter ganz besonderen Feierlichkeiten. Togrulbeg trat vor den Kalifen, welcher, umgeben von allen Großen der Stadt, auf einem sieben Ellen hohen Sitze saß. Er küßte den Boden und des Kalifen Hand und nahm dann neben ihm auf einem Sessel Platz. Hierauf übertrug ihm der Kalif die Würde eines Emirs al Omra, indem er ihm durch den obersten Dolmetscher sagen ließ: „Der Kalif übergiebt deiner Fürsorge alle Länder, welche Gott seiner Herrschaft anvertraut hat, und überträgt dir als seinem Stellvertreter die Beschützung der frommen, treuen und gottesfürchtigen Bürger. Fürchte also Gott in dem Amte, das er dir verleiht, erkenne dankbar die Gnade, die er dir gewährt hat, und zeige dich ihrer würdig!" Nach diesen Worten bekleidete der Kalif den Seldschukkensultan mit dem Ehrenkleid eines Emirs al Omra und überreichte ihm das Diplom seiner neuen Würde; Togrulbegs Name sollte künftig zunächst nach dem des Kalifen in der Chotba (dem Festgebet) genannt werden. Nachdem hierauf Togrulbeg nochmals des Kalifen Hand und den Fußboden geküßt hatte, entfernte er sich.

Unterdessen hatte Basasiry im ganzen Lande Irak den zu Kairo herrschenden Fatimiden als Kalifen ausrufen lassen und sich mit Togrulbegs Bruder, Ibrahim, vereinigt, mit welchem dieser schon vorher öfters in Zwist gewesen war. Togrulbeg zog gegen seinen Bruder, ward aber von ihm geschlagen und in Hamadan belagert. Sein Entferntsein und sein Unglück benutzte Basasiry zu einem Angriff auf Bagdad, wobei ihn der Okailide Koreisch unterstützte. Er nahm, trotz der hartnäckigen Gegenwehr der sunnitischen Einwohner, die Stadt ein (1058) und ließ den abwesenden Fatimiden zum Kalifen ausrufen. Der unglückliche Kajem Beamrillah, dessen Palast sogleich gestürmt wurde, wandte sich in seiner Not an den Okailiden. Mit allen Reliquien des Propheten behangen, bat er von den Zinnen

seines Palastes herab denselben um Schutz und Hilfe, und nun stritten seine beiden Besieger um seine Person, während er selbst dem Spotte der Feinde preisgegeben war, sein erster Diener grausam zu Tode gequält und sein Palast geplündert wurde. Endlich kamen Basasiry und Koreisch überein, ihn den Händen eines dritten anzuvertrauen. Sie übergaben ihn einem Vetter des letzteren, Mohares, der ihn nach einer Stadt am Euphrat brachte. Ehe jedoch der mißhandelte Nachfolger des Propheten Bagdad verließ, mußte er in einer gerichtlichen, von Notar und Zeugen unterschriebenen Urkunde bekennen, daß weder er, noch irgend ein anderer aus dem Hause der Abbassiden ein Recht auf das Kalifat habe, weil ein Erbe der Fatima vorhanden sei. Diese Urkunde ward nebst vielen Kostbarkeiten aus Kajem Beamrillahs Palast an den Fatimidischen Kalifen Mostanser in Ägypten geschickt. Die Anerkennung des letzteren und die Herrschaft der Schiiten in Bagdad dauerte nur so lange, als Togrulbeg durch seinen Bruder beschäftigt ward. Kaum hatte er nach Verlauf eines Jahres diesen gefangen genommen und umgebracht, als er mit leichter Mühe Basasiry nebst den schiitischen Einwohnern aus Bagdad vertrieb und Kajem Beamrillah, welchen Mohares auf Togrulbegs Aufforderung sogleich frei gab, wieder als Kalifen einsetzte. Basasiry, der vom Fatimiden anfangs große Summen erhalten hatte, ward nach dem Falle von Bagdad von demselben ganz aufgegeben und bald darauf durch Togrulbegs Truppen getötet. Der seldschukkische Sultan war jetzt Herr von Persien und Irak und ernannte, da er meistens von Bagdad abwesend war, den Amid al Mulk zu seinem Stellvertreter in dieser Stadt, um die Aufsicht über den Kalifen zu führen. Nicht zufrieden, dem letzteren eine seiner Nichten aufgedrungen zu haben, verlangte er 1061 auch noch eine Tochter desselben zur Gemahlin. Kajem Beamrillah wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, das Geschlecht der Abbassiden durch Vermischung mit türkischem Blute herabzuwürdigen; allein Amid al Mulk fand ein Mittel, die Heirat zu erzwingen: er entzog dem Kalifen so lange seine Einkünfte, bis er einwilligte. Noch ehe die Vermählung vollzogen wurde, starb der 70jährige Togrulbeg (1063). Seine türkischen Soldaten hatten noch kurz vorher während seiner Anwesenheit in Bagdad gezeigt, daß die große Masse ihres Volkes ihren alten Stammcharakter noch keineswegs abgelegt hatte, denn sie hatten die Einwohner nicht nur zum Teil aus ihren Wohnungen verjagt und auf manche andere Weise gequält und gedrückt, sondern auch die Frauen derselben auf die roheste Weise mißhandelt.

Togrulbeg hinterließ den Ruhm eines würdigen Regenten und wird von allen Schriftstellern besonders wegen seiner großen und unwandelbaren Frömmigkeit gepriesen. Da er keinen Sohn hatte, so

folgte ihm sein ebenso berühmter Neffe Alp Arslan, der Sohn Daud Gagrubegs. Ein anderer Neffe, Kaderd, hatte schon 1041 Kerman von Togrulbeg erhalten, nahm noch einen Teil von Farsistan dazu und behauptete sich im Besitze dieser Länder gegen Alp Arslan, der ihn von Zeit zu Zeit bekriegte. Der neue Sultan und Emir al Omra trat ganz in seines Oheims Spuren und setzte ebenso wie dieser seinen vorzüglichsten Ruhm in Kriegsunternehmungen. Er bezwang zuerst Turkistan, verweilte dann in Chowaresmien und zog endlich gegen die Griechen und gegen die Fatimiden zu Felde. Die Verwaltung der inneren Staatsangelegenheiten überließ er ganz seinem berühmten Wesir Nizam el Mulk. Dieser war, gleich allen anderen Wesiren der ersten Seldschukkensultane, als Gelehrter und als Schützer der Künste des Friedens ausgezeichnet. Schon Togrulbegs Wesir, Khaveraï, hatte sich durch seinen Eifer für die Wissenschaften Ruhm erworben und gehört zu den vier großen Männern, welche von den heutigen Persern als die Zierden der Landschaft Desht Chaveran in Chorasan, ihrer Heimat, angesehen werden. Die drei übrigen waren: der große Theolog Abusaïd Mehemeh, welcher unter Alp Arslans Sohne lebte, ein anderer Abusaïd, den man den König des geistlichen Lebens nannte, und der schon früher erwähnte Lobdichter Enweri (Anuari), der im folgenden Jahrhundert unter dem Sultan Sandschar blühte († 1152). Alle vier waren in den von den Seldschukkenfürsten ausgestatteten Schulen gebildet worden.

Im Kampfe mit den Griechen fand Alp Arslan an Romanus Diogenes einen würdigen Gegner. Als dieser in der unglücklichen Schlacht bei Mandzgerd (1071) in seine Gewalt gefallen war, zeigte sich im Benehmen des Sultans die Wirkung der besseren Philosophie des Islams, welche ihm seine Jugendlehrer eingeprägt hatten. Er bewies sich nicht nur großmütig gegen den gefangenen Kaiser und gab ihn unter billigen Bedingungen frei, sondern er bewährte auch in einem Gespräche mit Romanus eine Religiosität und Moral, gegen welche die unchristliche Gesinnung des Kaisers einen grellen Abstich bildete. Dieser sagte trotzig, er würde, wenn der Sultan in seine Hände gefallen wäre, ihn die Gefangenschaft haben fühlen lassen; Alp Arslan aber erwiderte ihm darauf: „Ich dagegen werde deine Härte und Strenge nicht nachahmen. Auch höre ich, daß euer Prophet Christus euch Frieden und Vergebung vorgeschrieben hat und die Übermütigen zurückweist, die Demütigen aber liebt!“ Nachdem der Sultan den Kaiser freigegeben hatte (der kurz darnach auf die oben erzählte qualvolle Weise von seinen Glaubensgenossen bis zum Tode mißhandelt wurde), richtete er seine Waffen gegen den Fatimidischen Kalifen. Er drängte ihn nach und nach aus dem östlichen und nördlichen Syrien

und machte sich auch in Arabien so furchtbar, daß man zu Mekka statt des Fatimiden wieder den Kalifen von Bagdad im öffentlichen Gebete nannte. Unterdessen war der Krieg mit den Byzantinern aufs neue ausgebrochen, weil diese die Bedingungen des mit Romanus Diogenes geschlossenen Vertrages nicht erfüllten. Alp Arslans Eifer für den Islam veranlaßte bei dieser Gelegenheit in dem Lande Georgien, dessen christliche Einwohner er zur Annahme desselben zwingen wollte, große Grausamkeiten und Verfolgungen. Mitten in dem Kampfe mit den Georgiern, welche ihre befestigten Klöster hartnäckig verteidigten, ward er durch Bewegungen in Turkistan genötigt, sich gegen diese Provinz zu wenden. Ehe er dahin zog, musterte er sein aus 200 000 Reitern bestehendes Heer, erklärte seinen Sohn, Malekschah, unter großen Feierlichkeiten zum Nachfolger und übertrug ihm die Führung des georgischen Krieges. Er selbst hatte seinen Zug nach Turkistan kaum begonnen, als er eines gewaltsamen Todes starb (1072). Er machte nämlich einem Gefangenen Vorwürfe über die Hartnäckigkeit, mit der er sich verteidigt hatte, und wollte mit eigener Hand eine grausame Strafe über ihn verhängen, der Gefangene zückte aber einen verborgen gehaltenen Dolch und verwundete ihn tödlich. Gegen den Mörder aber richtete sich die Wut des gesamten Volkes. Die letzten Worte Alp Arslans und die Grabschrift, die er sich setzen ließ, enthalten die ganze Philosophie seines Lebens und zugleich die Hauptsumme orientalischer Weisheit in gedrängter Kürze. Er sagte sterbend: er habe die Demut gegen Gott verletzt; denn er habe sich für den größten Herrscher gehalten und über jeden Angriff erhaben geglaubt; dafür habe ihn Gott von seiner Höhe herabgestürzt und ihm durch den schwächsten und geringsten der Menschen die Gebrechlichkeit seiner Kräfte gezeigt; er flehe daher zu Gott, daß er ihm seine Sünden vergeben und Gnade gewähren möge. Die Grabschrift, die er sich in der Stadt Meru setzen ließ, lautete: „Ihr alle, die ihr Alp Arslans bis zu den Himmeln emporragende Größe gesehen habt, kommt nach Meru und sehet sie unter Staub begraben!“

Malekschah, der seinem Vater in der Regierung folgte, vertrieb seinen Oheim Kaderd aus Kerman und Farsistan und verlegte seine Residenz nach dem in einer wohlbewässerten Senkung des Plateaus von Iran schön gelegenen Ispahan (Aspadana), als dem Mittelpunkte seines Reiches. Er wird von den späteren persischen Dichtern und Gelehrten als einer der größten Regenten gepriesen, ein Ruhm, den er vorzugsweise seinem erfahrenen Wesir, Nizam el Mulk, verdankte. Dieser für die Geschichte der mohammedanischen Kultur und Litteratur höchst wichtige Mann war ganz nach den Grundsätzen des Islams gebildet worden, wußte schon im zwölften Jahre den Koran auswendig

und ließ sich bei jedem seiner Schritte von den Vorschriften desselben leiten. Er war daher ein ebenso strenger und unerbittlicher Richter, als ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen und ein treuer Diener seines Herrn. Als Wesir betrachtete er sich selbst mit Recht als die Säule des Thrones, und ein von ihm verfaßtes Lehrbuch für Fürsten, welches nicht bloß gute Ratschläge, sondern auch historische Muster enthält, beweist, daß er zugleich ein erfahrener und denkender Staatsmann war. Auch ist er im Orient unter dem Namen Khuadsche Rustan, d. i. Lehrer der rechtlichen Menschen, noch immer bekannt. Er stellte die in den letzten Zeiten zerfallenen Lehranstalten zu Bagdad wieder her, stiftete das nach ihm benannte Netamische Kollegium, eine der großartigsten Akademieen, welche die Weltgeschichte kennt, und gründete nicht nur in allen Hauptstädten von Westpersien, sondern auch weiter gegen Osten in Herat Schulen, wie sie in den ehemals von den Samaniden beherrschten Ländern längst bestanden. Während er auf diese Weise für die Verbreitung von Bildung und Gelehrsamkeit an und für sich selbst unermüdlich wirkte, machte er sich durch seinen Anteil an der Einführung einer neuen Zeitrechnung auch um die Anwendung der exakten Wissenschaften auf das bürgerliche Leben verdient. Diese Arbeit bestand in einer ähnlichen Verbesserung des Kalenders, wie die im Jahre 1582 durch den Papst Gregor XIII. veranlaßte, und wurde von acht Astronomen gemacht. Es ward damals zugleich eine neue Ära oder eine neue Zählung der Jahre eingeführt. Diese neue Zeitrechnung, welche aus astronomischen Gründen mit dem 15. März des Jahres 1079 begann, erhielt den Namen der Dschelaleddinischen Ära, weil Malekschah den Beinamen Dschelal ed Daula we eddin, d. i. Zierde des Staates und des Glaubens, führte. Wenn man bedenkt, in welch großem Umfange Nizam el Mulk für die Wissenschaften thätig war, so wird man begreiflich finden, daß ihn der Kalif zu Bagdad einst ebenso feierlich für den Fürsten der Gelehrten erklärte, wie Malekschah für den Beherrscher des weltlichen Reiches. Alle Gelehrten von Auszeichnung wurden damals nach Bagdad berufen und erschienen in einer Zahl, wie man sie noch nie beisammen gesehen hatte. In feierlicher Prozession zogen sie zum Palaste des Kalifen, geführt von Nizam el Mulk, welcher dabei allein von ihnen die Ehre hatte, reiten zu dürfen. Der Kalif schickte ihnen seine Hofbeamten entgegen, und als sie vor ihn gekommen waren, ward dem Wesir, wie einst dem Sultan Togrulbeg, ein besonderer Sitz neben dem Kalifen angewiesen; außerdem erhielt er ein prächtiges Ehrenkleid und den Titel: Gelehrter, Gerechter und Lenker des Staates des Kalifen.

Malekschahs Regierung ist für die politische Geschichte des Orients in zwiefacher Hinsicht sehr wichtig. Unter seiner Mitwirkung traten

nämlich in Syrien und Palästina Veränderungen ein, welche die unmittelbare Veranlassung der Kreuzzüge wurden, und er stiftete in seinem Reich eine Anzahl von Lehnsherrschaften, die dasselbe in viele kleine Staaten auflösten. Von dem ersteren Punkte kann erst dann die Rede sein, wenn die Geschichte der Fatimiden erzählt ist. Die Teilung des Reiches unter abhängige Fürsten hat eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, weil sie das Entstehen der verschiedenen seldschukkischen Reiche veranlaßte, die mit den Kreuzfahrern in Berührung kamen, besonders des Reiches von Nicäa und Ikonium. Der Stifter des letzteren war Soliman I., ein entfernter Anverwandter Alp Arslans, der bereits von diesem kurz vor seinem Tode mit allen den Griechen entrissenen und noch zu entreißenden Ländern Kleinasiens belehnt worden war. Soliman selbst benutzte die Verwirrung im Griechischen Reich, um seine Herrschaft weiter auszubreiten; er nahm ganz Kappadokien, Cilicien und Isaurien sowie Cyzicus, Nicäa und andere zum Teil weit voneinander entfernt liegende Städte und Gegenden in Besitz, und Alexius I. trat ihm, als er gegen Robert Guiscard zog, aus freien Stücken einen beträchtlichen Landstrich ab, um Ruhe vor ihm zu haben. Soliman schlug seinen Wohnsitz in Nicäa auf und hinterließ, als er 1086 starb, in dem Sultanat Ikonium ein Reich, welches sich von Erzerum (Arx Romanorum) in Armenien bis nach Nicäa und bis zur Grenze von Syrien erstreckte. Sein Sohn, Kilidsch Arslan I., wurde zwar 1097 durch die Kreuzfahrer und die Byzantiner der Hauptstadt seines Reiches und einiger anderen Orte beraubt, behauptete sich aber dessenungeachtet nicht allein in seiner Herrschaft, sondern legte auch sogar den Schein einer Abhängigkeit von Malekschahs Nachfolgern ab. Durch das letztere erleichterte er nachher den Christen ihre Unternehmungen in Jerusalem. Da er nach dem Verluste von Nicäa seine Residenz in Ikonium (Konijeh) aufschlug, so pflegt man auch den von seinem Vater gegründeten Seldschukkenstaat das Reich von Ikonium zu benennen. Man hat diesem Reich auch den Namen Reich von Rum oder Romanien gegeben, weil es aus griechischen oder, wie bei den Byzantinern der offizielle Ausdruck war, römischen Ländern gebildet worden war. Von den anderen Vasallenherrschaften, welche Malekschah gründete, und aus denen besondere seldschukkische Dynastieen hervorgingen, hatte das Reich Kerman zwar schon früher bestanden, Malekschah hatte aber den Beherrscher desselben, Kaderd, besiegt und getötet. Dessenungeachtet verlieh er es 1073 dem Sohne Kaderds, Sultanschah, in dessen Familie es erblich blieb. In Syrien setzte er seinen Bruder, Tutusch I., als Regenten ein.

Malekschahs Reich war übrigens zu ausgedehnt, als daß er alle

Teile desselben allein hätte übersehen können, zumal da Jagdliebe und große Neigung zum Luxus ihn zerstreuten und außerdem in der letzten Zeit seiner Regierung eine Favorit-Sultanin, Torkan, ihn von seinem trefflichen Wesir entfernte. Er herrschte nicht bloß bis zum Archipel und bis in das Innere von Palästina, sondern er eroberte auch Turkistan und zwang sogar den Beherrscher von Kaschgar und die jenseit dieses Landes streifenden Horden bis an die Grenze von China, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Für seine Jagden erbaute er unzählige Schlösser. Er hielt außerdem nicht weniger als vierzig- bis fünfzigtausend Luxuspferde. Zu gleicher Zeit war er sehr mildthätig und freigebig. Sein mehr als neunzig Jahre alter Wesir, Nizam el Mulk, fiel in Ungnade, weil er der Sultanin Torkan entgegenarbeitete, als dieselbe ihrem Sohne die Nachfolge zuzuwenden suchte. Nizam ward 1092, wahrscheinlich auf Anstiften der Sultanin, ermordet, und Malekschah folgte schon fünfunddreißig Tage später seinem Wesir im Tode nach. Durch Togrulbeg, Alp Arslan und Malekschah hatte auch das Kalifat der Abbassiden wieder auf eine Zeitlang das alte Ansehen gewonnen, Mekka und Medina waren ihm unterthan, und Bagdad galt von neuem als Mittelpunkt der rechtgläubigen mosleminischen Welt.

Der Tod des dritten großen Sultans der Seldschukken hatte auf den Gang der Kreuzzüge einen ebenso großen Einfluß, als das von ihm eingeführte System der Lehnsherrschaft; denn es erfolgten Thronstreitigkeiten, infolge deren der westliche Teil des Reiches in kleine Staaten zersplittert und der Unterstützung des östlichen Teiles beraubt wurde. Malekschah hinterließ vier Söhne, von welchen zwei, Mohammed und Sandschar, von einer Sklavin geboren waren, die beiden anderen aber, Barkiarok und Mahmud, Prinzessinnen aus dem Blute der Regenten von Turkistan zu Müttern hatten. Mahmuds Mutter, die zuvor erwähnte Favorit-Sultanin Torkan, ließ gleich nach ihres Gemahls Tode ihrem erst fünf Jahre alten Sohne huldigen, verschaffte ihm die Bestätigung des Kalifen und übernahm die vormundschaftliche Regierung. Dagegen lehnte sich Barkiarok auf. Er hatte anfangs Glück; da aber der Beherrscher von Syrien, Malekschahs Bruder Tutusch, das Reich ebenfalls in Anspruch nahm, so wurde ihm die kaum erst errungene Herrschaft bald wieder entrissen. Doch ermannte er sich wieder und tötete Tutusch in einer Schlacht (1095). Sein Stiefbruder Mahmud und dessen Mutter waren kurz vorher gestorben, und da Tutuschs Söhne zuerst untereinander selbst in Streit gerieten und nachher in ihren eigenen Ländern genug zu thun hatten, so behauptete sich Barkiarok im Besitze der Stadt Bagdad und der Oberherrschaft des Seldschukkenreiches. Doch geriet er bald

mit einem anderen Halbbruder, Mohammed, in einen neuen Thronstreit und konnte nicht verhindern, daß sich in Chowaresmien ein Beherrscher aufwarf, und daß Samarkand den Gehorsam verweigerte. Mit Mohammed, an den sich bald auch der andere Bruder, Sandschar, anschloß, führte Barkiarok fünf Jahre lang Krieg. Er mußte sich zuletzt zu einem Frieden bequemen, in welchem sein Bruder einen Teil des Reiches zur völlig unabhängigen Herrschaft erhielt. Bei diesem Vertrage kamen die sonderbaren Bedingungen vor, daß beide Brüder künftig nur durch ihre Wesire miteinander korrespondieren sollten, und daß es ihren Soldaten gestattet sei, von einem Bruder zu dem anderen überzutreten. Als Barkiarok bald nachher (1104) starb, konnte er seine Herrschaft nicht auf seinen Sohn vererben, sondern Mohammed bemächtigte sich des ganzen Reiches. Dieser hatte, solange er lebte, an seinem Bruder Sandschar einen treuen Vasallen. Kaum war er aber gestorben (1118), als Sandschar seinen Sohn bekriegte. Das Ergebnis des Kampfes war, daß der Neffe unterlag und nur durch die Gnade seines Oheims einige Trümmer des väterlichen Reiches im Westen rettete. Sandschar, welcher im Osten herrschte, brachte Chowaresmien und Samarkand wieder in Abhängigkeit und behauptete sein Ansehen bis an die indische Grenze, wo er schon vorher einen flüchtigen Gasnaviden, Bahram, gegen dessen Bruder geschützt und in die Herrschaft wiedereingesetzt hatte. Zu seinem Unglücke faßte er den thörichten Plan, die tatarischen Horden der Khitanen in Kaschgar anzugreifen, und verlor im Kampfe mit ihnen sein ganzes Heer. Zwölf Jahre später (1153) geriet er mit einem anderen Volk der Wüste in einen Krieg, der ihm noch weit verderblicher ward. Dieses Volk waren die Turkmannen. Sie besiegten Sandschars Heer, nahmen ihn selbst gefangen und verheerten Chorasan auf barbarische Weise. Der Sultan entrann nach drei Jahren aus der Gefangenschaft, starb aber schon im folgenden Jahre (1157). Sein Stamm erhielt sich zwar noch kurze Zeit im Besitze des Herrschernamens, das Reich ward aber durch häufige Empörungen und durch stete Angriffe benachbarter Herrscher zerrissen.

3. Geschichte der Fatimiden in Ägypten bis zur Zeit der Kreuzzüge.

Kein Geschlecht von mohammedanischen Herrschern verdient eine größere Aufmerksamkeit, als das der Fatimiden, deren Geschichte früher bis zu der Zeit erzählt ist, wo sie Ägypten eroberten und zum Mittelpunkt ihres Reiches machten. Selbst abgesehen von ihrem Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im Zeitalter der Kreuzzüge sind die Fatimiden schon darum vorzugsweise bedeutend, weil sie allein eine Verwaltung eingeführt hatten, welche auf wissenschaftlichen Grundsätzen

beruhte. Schon ihre Vorgänger, die Tuluniden, hatten in Ägypten ein Finanzsystem eingeführt, welches der Natur des Landes, den einheimischen Sitten sowie der den Einwohnern eigentümlichen Art der Gewerbe und des Ackerbaues angemessen und für die Unterthanen ebenso vorteilhaft war, als für den Regenten. Es gab nämlich, außer einigen wenigen unbestimmten Quellen des Einkommens, drei Haupteinnahmen des Staates, Zölle, Grundsteuer und Regalien, und von diesen wurden nur die letzteren verpachtet. Der Ertrag der Zölle läßt sich nicht ermitteln, die anderen Abgaben dagegen kennen wir aus den auf unsere Zeit gekommenen Registern der Regierung. Auch über die Erzeugnisse des Bodens und über den Zustand des Ackerbaues sind uns Angaben überliefert worden. Es geht aus diesen Schriften hervor, daß in der Blütezeit der Tuluniden und Fatimiden das gesamte kulturfähige Land des Reiches bebaut ward, und daß Ägypten damals einen Reichtum von Produkten und eine Größe der Bevölkerung hatte, die uns, wenn wir sie mit späteren Zeiten vergleichen, in Erstaunen setzen. Der Ertrag der Grundsteuer und der Zölle stieg und sank ganz genau in demselben Verhältnis, als die einzelnen Dynastieen und die einzelnen Regenten oder ihre Minister dem Besitze Sicherheit verschafften und das Gesetz, nicht die Gewalt regieren ließen; und schon aus der Erneuerung oder Abschaffung gewisser Steuern läßt sich mit Bestimmtheit schließen, ob eine Regierung gut oder schlecht war. Zu der trefflich geordneten Einrichtung der Verwaltung kam unter den ersten Fatimiden noch der Umstand hinzu, daß auch die auswärtigen Verhältnisse des Staates ungemein günstig waren. Die blühenden Reiche auf der Nordküste von Afrika und in Sizilien erkannten in den Fatimiden anfangs ihre Oberherren und nachher lange Zeit ihre geistlichen Schützer und Leiter; mit ihnen bestand also auch ein ungestörter Verkehr. Ferner wurde dadurch, daß damals auch Palästina und Syrien unter die Herrschaft der Fatimiden kamen, die Verbindung mit dem inneren Asien wiederhergestellt. Die ersten Regenten dieses Hauses unterwarfen sich außerdem nicht nur die heiligen Städte Mekka und Medina, sondern auch die übrige Küste von Arabien, und wendeten infolgedessen den Handel Indiens und des fernen Ostens aufs neue den Ägyptern zu. Endlich traten sie gleich anfangs mit den mächtigen nubischen Völkern in Unterhandlung und stellten dadurch den Verkehr mit dem innern Afrika her, der unter den Tuluniden unterbrochen gewesen war, jetzt aber lebhafter als je betrieben wurde.

Diese Vorteile waren zum Teil schon von dem ersten ägyptischen Fatimiden, Moëz, errungen worden, der sich den Titel eines Kalifen und Fürsten der Gläubigen beilegte und das unmittelbar nördlich von Fostat neugegründete Kairo (eigentlich Masr el Kahira, die ägyp-

tische Siegesstadt) zur Residenz erhob; er ließ, um seine Dynastie noch enger an den neuen Wohnort zu knüpfen, sogar die Särge seiner Vorfahren dorthin bringen. Noch günstiger als zu seinen Lebzeiten wurden die Umstände unter der Regierung seines Sohnes Aziz (975 bis 996), weil damals die in Syrien mächtige Dynastie der Hamadaniden unterging. Die in zwei Linien geteilten Hamadaniden hatten bisher von Mossul an bis zur ägyptischen Grenze geherrscht, wurden aber zugleich von den Buiden, den Griechen, den Arabern der Wüste und den Fatimiden bedrängt, während Familienstreitigkeiten ihr eigenes Haus entzweiten. Die Hamadaniden von Mossul erlagen endlich, nachdem sie einander selbst aufgerieben und große Stücke ihres Reiches an die Griechen und an die Buiden verloren hatten, einem arabischen Stammhäuptlinge, der auf den Trümmern ihrer Macht die Herrschaft der Okailiden gründete. Die andere Linie, welche in Aleppo ihren Sitz hatte, erlitt ein ähnliches Schicksal, nur erhielt sie sich noch einige Jahre länger. Der letzte selbständige Herrscher dieses Hauses, Saad ed Daula, welcher fast sein ganzes Leben hindurch mit empörten Unterthanen zu kämpfen hatte, ward aus Aleppo vertrieben, gelangte erst nach manchem Kampfe wieder zum Besitze dieser Stadt und starb gleich nachher (991). Sein Sohn war ein bloßes Werkzeug des Freigelassenen Lulu. Schon unter Saad ed Daula suchten die Griechen und Ägypter aus der eingerissenen Verwirrung und Auflösung Nutzen zu ziehen; die letzteren bemächtigten sich der Stadt Damaskus, und Aziz selbst ging kurz vor seinem Tode nach Syrien, um die Eroberung von Aleppo zu leiten. Doch behauptete sich Lulu, welcher später seinen Herrn ermordete und dessen Söhne zur Flucht nach Ägypten zwang, nicht nur im Besitze dieser Stadt, sondern vererbte auch 1008 seine Herrschaft auf seinen Sohn Mansur. Dieser mußte bald nachher einem Freigelassenen, Fatah, weichen. Fatah unterwarf sich dem Beherrscher von Ägypten; Aleppo wurde aber unter dem zweiten Nachfolger des Aziz den Fatimiden wieder entrissen und kam in den Besitz der Dynastie der Kelabiden oder Mardaschiten.

Die Regierung des Fatimiden Aziz, zu dessen Geschichte wir zurückkehren, ist in mehrfacher Beziehung wichtig. Er ließ gegen die orientalische Sitte den Wesir seines Vaters, einen bekehrten Juden, im Amte, weil derselbe ein sehr tüchtiger und rechtlicher Mann war. Auch gab er, als späterhin das Volk sich gegen diesen Wesir auflehnte, ebenfalls gegen die Gewohnheit orientalischer Regenten, ihn nicht für seine eigenen Sünden der Wut des Pöbels preis, sondern ließ den Verfolgten mit seinen Verwandten und seinem Gelde in Sicherheit bringen, setzte ihn nach zwei Monaten wieder in sein Amt ein und hielt ihn bis zu seinem Tode in großen Ehren. Aziz zeich-

nete sich hauptsächlich durch große Toleranz und durch Liebe zu den Wissenschaften aus. Er wählte seine Beamten ohne Rücksicht auf Religion und Herkunft nur nach ihrer Brauchbarkeit und gab Christen und Juden die wichtigsten Ämter. Seine Liebe zu den Wissenschaften bewies er am glänzendsten durch seine Sorge für Ibn Junis, einen der geschicktesten und berühmtesten arabischen Astronomen. Er stellte diesen Mann zuerst an und unterstützte ihn in seinen Studien. Ibn Junis gab sich unter Aziz' Schutze nicht, wie die persischen Gelehrten, vorzugsweise mit astrologischen Beschäftigungen ab, sondern verfaßte die berühmten Hakemitischen Sterntafeln, welche von Aziz' Nachfolger, Hakem, dem er sie widmete, ihren Namen erhalten haben. Aziz ist endlich auch noch durch sein Verhältnis zu den spanischen Mohammedanern berühmt, welche damals in einem lebhaften Handelsverkehr mit Sizilien, Italien, Ägypten und der syrischen Küste standen, und denen er sich als den allein wahren Abkömmling des Propheten aufbringen wollte. Es entspann sich eine Korrespondenz zwischen ihm und dem spanischen Kalifen, welche zuletzt sehr beleidigend ward und damit endigte, daß der spanische Monarch auf den letzten Brief des ägyptischen Regenten die kurze Antwort gab: „Du schiltst uns, weil du uns kennst; kennten wir dich, wir würden dir antworten."

Unglücklicherweise starb Aziz, ehe sein Sohn und Nachfolger, Hakem, erwachsen war, so daß dieser schon als elfjähriger Knabe zum Besitze des damals reichsten Landes der Welt und der ausgebreitetsten Herrschaft gelangte (996). Hakems Regierung bestand aus einer Reihe von frevelhaften und wahnsinnigen Handlungen. Er begann dieselbe mit der Ermordung des ihm vom Vater gesetzten Vormundes, eines verdienten und nur übertrieben strengen Mannes. Doch waren die ersten Jahre seiner Regierung, wenn man die unvernünftige Verfolgung der Sunniten in Damaskus ausnimmt, rühmlich. Er vereinigte nicht allein durch Fatahs Unterwerfung Aleppo mit dem Reiche, sondern es wurden damals auch in Ägypten mehrere Städte neu angelegt, alte wohlthätige Anstalten wiederhergestellt, weise Maßregeln zur Belebung des Handels getroffen und die Bebauung des Landes so sehr gefördert, daß die unter der vorigen Regierung bedeutend herabgesunkene Grundsteuer wieder voll erhoben werden konnte. Die erste der vielen Handlungen, welche Hakem aus übermütiger Selbstüberhebung und aus einer bis zum Wahnsinne gesteigerten religiösen Schwärmerei beging, war die harte Verfolgung der Sunniten zu Damaskus (1003). Es ward dabei durchaus keine Rücksicht darauf genommen, daß die Sunniten in Syrien die größere Mehrzahl der Bevölkerung bildeten; denn Hakem kannte in seinem Eifer für die schiitischen Grundsätze keine Grenzen. Er ließ sich darin in demselben

Grade immer weiter fortreißen, als sein Ansehen und sein Ruhm zunahmen. Es gewann nämlich unter ihm fast das Aussehen, als wenn das leitende Oberhaupt der Sunniten, der Kalif zu Bagdad, durch die Fatimiden völlig verdrängt werden sollte. Hakem ward bis nach Mossul und Mekka hin als echter Nachfolger des Propheten anerkannt, obgleich gerade damals der Abbassiде Kaher alle Nachkommen Mohammeds und die ersten Gelehrten seines Reiches zu Bagdad versammelte und durch sie ein Manifest verfassen ließ, in welchem die Abstammung der Fatimiden vom Propheten für eine erlogene erklärt wurde (1011). Auch der Okailidische Beherrscher von Mossul, Madain, Kufa und anderen Städten ließ in seinen Moscheen für Hakem beten und nannte ihn die von Westen her aufgehende Sonne. Diese Verehrung mag wohl vieles zu der hohen Meinung beigetragen haben, welche Hakem von sich selbst hatte, und die ihn nachher wahnsinnig machte. Doch scheint der Hauptgrund derselben von der mystischen Theologie der ismaelitischen Sekte, in welche er schon früh eingeweiht wurde, hergeleitet werden zu müssen. Diese Sekte, von welcher später, nach der Darstellung des ersten Kreuzzuges, ausführlich geredet werden wird, bestand aus schwärmerisch-fanatischen Schiiten und lehrte ein mystisches System, dessen Grundgedanke die Behauptung war, daß die Würde eines Imams und mit ihr der Geist der Gottheit sich im Geschlechte der Fatima forterbe und stets vom Vater auf den Sohn übergehe. Hakem wandte diese Idee auf sich persönlich an, um göttliche Ehre zu fordern und göttliche Lehren zu verkünden. Er gab sich für die verkörperte Gottheit aus, ließ sich öffentlich für dieselbe erklären und schickte schon gegen das Jahr 1009 seine Daïs oder Missionäre in den fernen Osten aus, um dort die ismaelitische Lehre zu predigen, während eine bedeutende Zahl von Fanatikern sie in Syrien und Arabien verbreitete.

Seit dieser Zeit war Hakem seines Verstandes nicht mehr mächtig. Er hatte schon früher mit neronischer Grausamkeit eine an Wahnsinn grenzende Polizei eingeführt. Er hatte unter anderem alle Weinstöcke ausreißen lassen, damit sich niemand mehr durch Weintrinken versündigen könne; er hatte die Spazierfahrten auf dem Kanal bei Kairo untersagt, alle auf diesen gehenden Fenster zumauern, alle Ausgänge zu demselben und sogar die Nebenstraßen sperren lassen; er hatte den Weibern verboten, aus dem Hause zu gehen oder auch nur auf dem Dache zu erscheinen, und deshalb sogar den Schuhmachern bei Strafe verboten, Frauenschuhe zu verfertigen. Als man ihn einst in Kairo darüber öffentlich verhöhnte, ließ er die Stadt anstecken und plündern. Er selbst ritt oft auf einem Esel in den Straßen umher, um seine strenge Sittenpolizei aufrecht zu erhalten. Sobald er sich nun gar

für einen Gott erklärt hatte, ging er in seinen Tollheiten immer noch weiter; je wahnsinniger er selbst aber ward, desto mehr begeisterte er die Anhänger seiner Sekte für sich, desto mehr mußte der besonnene und verständige Teil seiner Unterthanen von den wütenden Schwärmern leiden, die den Sprößling der Fatima anbeteten. Besonders hatten die Juden und Christen unter seinem Wahnsinn zu leiden. Er befahl ihnen, sich durch ein äußeres Kennzeichen von den Gläubigen zu unterscheiden, und als zufälligerweise der fromme Betrug entdeckt ward, vermöge dessen man die Lampe des heiligen Grabes in Jerusalem der einfältigen Pilger wegen durch ein Wunder sich selbst entzünden ließ, geriet er darüber in einen solchen Zorn, daß er nicht nur die Pilgerfahrten der Christen verbot, sondern auch alle Kirchen und Synagogen im Reiche zu zerstören befahl. Wirklich wurden auch viele derselben, namentlich die Auferstehungskirche zu Jerusalem, niedergerissen und die Felsenkrypta, die man als das heilige Grab verehrt, mindestens stark beschädigt. Sogar die Mohammedaner, die zu dem toten Propheten nach Medina wallfahrteten und also den lebendigen Geist des Herrn in ihm selbst, seinem Gesalbten, verachteten, wurden verfolgt und ihre Wallfahrtsorte zerstört. Doch widerrief er nachher alles, was er sowohl gegen die Mohammedaner, als gegen die Juden und Christen verordnet hatte. Seine Verfolgung der letzteren dauerte indessen lange genug, um durch die Klagen der heimkehrenden Pilger das Abendland überall aufzureizen und die erste Idee eines Kreuzzuges zu verbreiten. Hakems eigene Familie kam zuletzt ins Gedränge zwischen dem Fanatismus seiner Anhänger und der Tollheit seines Verfahrens, und seine Schwester, Sitt el Molk, soll deshalb seine Ermordung veranlaßt haben (1021). Die Art und Weise seines Todes ward in das Dunkel eines rätselhaften Verschwindens gehüllt und veranlaßte bei seinen Verehrern den Glauben, daß er gen Himmel gefahren oder, wie andere behaupten, in das Meer hinabgestiegen sei.*)

Sitt el Molk bemächtigte sich des Schatzes und durch denselben der Regierung, die sie im Namen ihres Neffen, Thaher, verwaltete und bis zu ihrem Tode (1025) behauptete. Nachher herrschte Thaher. Unter ihm gingen freilich Aleppo und einige andere syrische Städte verloren, er ward aber dafür in Afrika allgemein als der allein wahre

*) Noch heutzutage glauben die Drusen, die hauptsächlich im südlichen Libanon wohnen, an Hakem den Fatimiden als den menschgewordenen Gottesgeist, der im Jahre 411 nach der Hedschra, welches dem Jahre 1021 nach Chr. entspricht, von der Erde verschwunden sei, aber zu seiner Zeit wiederkehren werde; sie betrachten diesen Glauben als eine Geheimlehre, sind übrigens, was den Satzungen Hakems entspricht, im gewöhnlichen Leben nüchtern und fleißig, im Kriege tapfer und grausam.



Auferstehungskirche zu Jerusalem.

Nach einer Original-Photographie.

Kalif anerkannt, und der Wohlstand Ägyptens nahm unter seiner gut geordneten Regierung zu. Als er 1036 starb, war sein Sohn, Mostanser, erst sieben Jahre alt. Die Mutter desselben übernahm daher in Verbindung mit dem von ihr ernannten Wesir die Regierung. Diese beiden legten einen so großen Wert auf den Besitz von Syrien, daß sie mit den Griechen einen Frieden schlossen, weil damals die Flotte derselben das Meer beherrschte und auch Antiochia in ihren Händen war. In diesem Frieden wurde dem griechischen Kaiser das Recht gegeben, die Auferstehungskirche in Jerusalem wieder aufbauen zu dürfen, eine Gunst, die den Ägyptern selbst am meisten Vorteil brachte, weil der Ruf des neuen Gebäudes noch viel mehr Pilger als früher nach Palästina zog. Überhaupt wird unter Mostansers ungewöhnlich langer Regierung noch kein Verfall der Fatimidischen Macht nach außen hin sichtbar; dagegen bilden die im Innern eintretenden Begebenheiten und Veränderungen nur eine lange Reihe von Unglücksfällen des Herrschers, eine ununterbrochene Folge von Unruhen und Empörungen der Soldaten und eine Geschichte stolzer Sklaven, die sich aller Gewalt bemächtigt hatten. Damals begann also im Ägyptischen Reich eine Zeit der Verwirrung, und diese führte dort eine ähnliche Einrichtung herbei, wie hundert Jahre vorher in Bagdad: die Regierung kam nämlich ganz in die Gewalt eines einzelnen Staatsbeamten, während dem Kalifen bloß ein Schatten eitler Ehre übrig blieb; nur ward jener allmächtige Gebieter nicht, wie in Bagdad, Emir al Omra, sondern Wesir genannt. Später erhielt er sogar den Titel König und Sultan, und schon zu Mostansers Zeit führte er dieselben Ehrenbeinamen, wie der Kalif. Die Geschichte des Fatimidischen Reiches knüpft sich daher auch seit dieser Zeit ebenso, wie die des Abbassidischen, mehr an die Namen dieser Beamten, als an die der Kalifen.

Der erste regierende Wesir Mostansers war Abu Mohammed Hasan, welcher gewöhnlich unter dem von seinem Geburtsort entlehnten Namen Yazuri angeführt wird. Er vereinigte neun Jahre lang die ganze Gewalt der Regierung in seiner Hand, nahm kurz vor seinem Falle sogar auch das äußere Ansehen des Regenten an und ließ seinen Namen neben dem des Kalifen auf die Münzen setzen. Seine Regierung fällt gerade in die Zeit, wo Basasirys Plan, die Fatimiden auch in Bagdad als die einzigen Nachfolger des Propheten anerkennen zu lassen, durch Togrulbeg vereitelt ward. Es scheint, daß sich der ägyptische Wesir damals durch die Besorgnis um seine eigene Existenz abhalten ließ, die Schiiten in Bagdad gehörig zu unterstützen. Sonst war er ein ausgezeichneter Regent, und alles, was wir von ihm erfahren, zeigt, daß er den Staat mit Weisheit und Gerechtigkeit lenkte

und daß unter ihm alle Zweige der inneren und äußeren Verwaltung in einem geordneten und blühenden Zustande waren. Doch finden sich auch schon damals Spuren des Verfalles. Wenigstens deuten die Steuerregister aus jener Zeit einen sehr verminderten Betrag der Staatseinnahmen an, obgleich Yazuri selbst sich in den von ihm getroffenen Einrichtungen als einen tüchtigen Finanzmann bewährte. Diese Abnahme der öffentlichen Einkünfte steht übrigens damit in genauem Zusammenhange, daß zwei räuberische Stämme der Araber mehrere Jahre hindurch Syrien verwüsteten und zwei andere die östliche Seite des Nilthales auf ebendie Weise heimsuchten, wie noch in der neuesten Zeit die Beduinen manchmal gleich Heuschrecken über diese Gegenden hergefallen sind. Den Verheerungen Ägyptens machte Yazuri dadurch ein Ende, daß er die beiden letzteren Stämme bewog, durch das Nilthal in den Westen von Afrika zu ziehen und den dort herrschenden Badisiden Moëz anzugreifen. Dieser hatte den ägyptischen Wesir persönlich beleidigt, und zwar auf eine Weise, die, wenn sich die Sache wirklich so verhielt, deshalb merkwürdig ist, weil sie uns bei Moëz einen Familienstolz zeigt, welcher sonst den Orientalen fremd ist, und den er deshalb von den Abendländern, mit denen er in Verkehr stand, angenommen haben muß. Da nämlich Yazuri der Sohn eines Bauern war, so gebrauchte der Badisíde in allen seinen Schreiben an ihn aus Stolz nicht die gewöhnliche Form „dein Diener", sondern er schrieb stets „dein Ergebener", und ließ sich trotz aller Vorstellungen und Beschwerden Yazuris nicht davon abbringen. Übrigens erreichte der Wesir seinen Zweck gegen den Badisiden, da die Araber diesen in große Bedrängnis brachten; aber er bewirkte damit zugleich auch die Zerstörung der herrlichen Gegend und des blühenden Handels von Barka, dessen Bewohner damals nach Alexandria flohen.

In Bezug auf Polizei und Gerechtigkeitspflege war Yazuri ein unübertroffenes Muster. Er sorgte für schnelle Justiz und für eine geregelte Handhabung derselben; er führte eine Gewerbefreiheit ein, die mit strenger Aufsicht über die Gewerbe verbunden war; er erhielt die ersten Lebensbedürfnisse durch die gestattete Konkurrenz stets in niedrigem Preise; er nötigte endlich den geizigen Mostanser, der bisher unter dem Vorwande, Magazine für die Mangeljahre halten zu müssen, mit Getreide Handel getrieben hatte, seine Erwerbsthätigkeit auf andere Dinge zu wenden. Unglücklicherweise geschah das letztere zur unrechten Zeit; denn es blieb gerade damals einige Jahre nacheinander die volle Überschwemmung des Nils aus, und der Mangel jener Magazine machte sich um so drückender fühlbar, als eine Unterhandlung, welche Yazuri mit den Griechen anknüpfte, um von ihnen Getreide zu beziehen, erfolglos blieb. Diese Unterhandlung (gegen 1054) veranlaßte

nachher eine lange Reihe von Streitigkeiten, in denen man ebenso, wie in der Festigkeit des mohammedanischen Wesirs und der Unbeständigkeit der christlichen Minister, die Geistesüberlegenheit des ersteren über die letzteren deutlich erkennt. Dieselben Händel gaben übrigens auch eine neue Veranlassung zu den Kreuzzügen, weil das Heiligtum der Christen zu Jerusalem auf Yazuris Geheiß zwar nicht, wie zu Hakems Zeit, zerstört, aber doch entweiht wurde. Yazuri rächte sich nämlich an den Griechen dadurch, daß er die vielen Schätze ihrer Glaubensgenossen, welche in der Auferstehungskirche zu Jerusalem niedergelegt waren, wegnehmen ließ. Ein auffallendes Beispiel der bei den Fatimiden herrschenden Milde und Regelmäßigkeit zeigt sich zur Zeit von Yazuris Verwaltung bei Gelegenheit des Todes zweier übermäßig reichen Verwandtinnen des Kalifen, welche über 100 Jahre alt geworden sein müssen, da sie Schwestern des ersten Fatimidischen Beherrschers von Ägypten waren. In Bagdad würde man beide längst aus der Welt geschafft oder doch ihre Schätze, die eine fast unglaubliche Summe betrugen, in die Hände des Kalifen gebracht haben; in Ägypten dagegen warteten alle vier Nachfolger des Moëz den Heimfall dieser Reichtümer ruhig ab, und erst der vierte setzte sich als rechtmäßiger Erbe in den Besitz derselben.

Yazuri behauptete sich neun Jahre am Ruder und ward dann gestürzt und wahrscheinlich hingerichtet. In der nächsten Zeit nach ihm folgte eine Veränderung der anderen, ein Minister dem anderen, und alle vortrefflichen Anstalten des Reiches gerieten in Verfall. Endlich kam die Regierung wieder in die Hände von Mostanfers Mutter, einer Negerin. Diese hielt sich, da sie den türkischen Söldnern nicht trauen konnte, zu ihrem Schutz eine Garde von Negern, die dann bald in einen förmlichen Krieg mit jenen gerieten. An der Spitze der Türken stand ein Abkömmling des vor 60 Jahren gestürzten syrischen Herrschergeschlechtes der Hamadaniden, Nasr ed Daula, der in den nächsten zehn Jahren eine bedeutende Rolle am Hofe des Kalifen spielte. Dieser besiegte, nachdem er noch zwei arabische Stämme an sich gezogen hatte, die Neger, welche bis auf 50000 Mann angewachsen waren und förmlich Besitz von Oberägypten genommen hatten, in zwei regelmäßigen Schlachten, ohne sie jedoch vernichten zu können (1067). Er besetzte darauf die Stadt Alexandria, zwang den Kalifen auf eine für diesen höchst schimpfliche Weise zur Herausgabe seiner Schätze und verteilte sie unter seine Freunde und Soldaten. Selbst die Gräber der Fatimiden plünderten damals seine wilden Horden, als sie Mostanser vergebens eine Zeitlang belagert hatten, um neue Summen von ihm zu erpressen. Auch in die kostbare Bibliothek der Fatimidischen Kalifen drangen sie ein und zerstörten ihre unersetzlichen

Schätze. Diese Bibliothek war in 40 Sälen des Kalifenpalastes aufgestellt und enthielt eine erstaunliche Menge von Büchern, unter denen sich allein 18000 Schriften über die Wissenschaften des Altertums und 2400 sorgfältig geschriebene und mit Gold und Silber verzierte Exemplare des Korans befanden. Alle diese Werke wurden von den Türken mitgenommen und auf eine unerhörte Weise verschleudert. Nasr ed Daula ward bald nachher durch einen Teil seines Heeres, den er gegen sich erbitterte, aus Kairo vertrieben; er schlug darauf seine Residenz zu Alexandria auf und rüstete sich hier zum Kriege mit den Negern. Er zog 40 000 Reiter des arabischen Stammes Lewatah an sich und lud sogar den Seldschukkensultan Alp Arslan nach Ägypten ein; zum Glück war dieser aber damals gerade mit den Griechen und mit den Vorbereitungen zu einem Zuge nach Turkistan beschäftigt. Nasr ed Daula besetzte mit seinen wilden Horden ganz Unterägypten, zerstörte dort alle Kultur und vernichtete die Dämme und Kanäle, damit er sich in dem verwüsteten Lande desto besser behaupten könnte. Zu diesen Übeln eines Vertilgungskrieges kam, um die Leiden der unglücklichen Ägypter voll zu machen, noch eine beispiellose Hungersnot und in ihrem Gefolge die Pest. Der damalige Zustand des übervölkerten und fünf Jahre lang von Hunger, Krieg und Pest heimgesuchten Landes ist schwer zu beschreiben. Mehl und Brot waren manchmal nicht für Gold und Edelsteine zu kaufen, alle Polizei hörte auf, die Menschen verwandelten sich in reißende Tiere, Menschenfleisch ward fast zur gewöhnlichen Speise, die Gegend von Kairo zu einer Einöde und der Palast des Kalifen zu einer Räuberhöhle. Der Kalif selbst kam in eine Lage, welche der eines Bettlers völlig gleich war. Er verzehrte nach und nach alle Reste des alten Fatimidischen Reichtums, mußte, um sein Leben zu fristen, sogar die noch übrigen Verzierungen an den Gräbern seiner Vorfahren verkaufen und würde zuletzt Hungers gestorben sein, wenn sich seiner nicht eine wohlthätige Frau angenommen hätte, welche damals ihr unermeßliches Vermögen ganz zu Almosen verwandte und dem Kalifen, wie anderen Armen, täglich einmal einen Napf Suppe schickte. Mostanser sank soweit herunter, daß er zuletzt, als Nasr ed Daula sich zum Herrn von Kairo gemacht hatte, einen monatlichen Gnadengehalt von seinem Sklaven annehmen mußte. Bei diesem entsetzlichen Jammer des Landes und seiner Bewohner war allein Nasr ed Daula glücklich: er schwang sich auf den höchsten Gipfel der Macht empor und war im Begriff, auch den letzten Schritt zu thun und den Namen eines Sultans anzunehmen, als er mitten in seiner Residenz von seinen eigenen Freunden erschlagen ward (1072).

Der unglückliche Fatimide gewann durch den Tod seines Tyrannen nichts, er erhielt vielmehr in den Mördern desselben nur neue Peiniger,

und es folgte wieder eine Reihe von Unglücksfällen und Zwistigkeiten, welche fast zwei Jahre lang Ägypten zerrissen, bis Mostanser endlich von außen her Hilfe holte und an die Spitze der Verwaltung einen Mann stellte, der noch jetzt im Andenken der Ägypter lebt, und dessen Familie für die Geschichte bedeutender geworden ist, als die Fatimiden, welche sogar auf ihre eigenen Angelegenheiten keinen Einfluß mehr hatten. Dieser Mann war Bedr, von Geburt ein Armenier und Christ, der als Sklave zum Islam übergetreten war, nach seinem früheren Herrn gewöhnlich al Dschemali genannt wurde und sich während einer Reihe von Jahren als Statthalter von Damaskus ausgezeichnet hatte. Er hatte den Fatimiden in den letzten unglücklichen Zeiten einen Teil von Syrien und Palästina gerettet und sich selbst durch Tapferkeit und Gewandtheit in seiner Stellung zu behaupten gewußt, ungeachtet ihn nicht nur Nasr ed Daula zu verdrängen suchte, sondern auch die Unterstatthalter in Tyros, Tripolis und anderen Städten nicht mehr auf seine Befehle hörten und zugleich Hungersnot und Pest in Syrien wüteten. Endlich hatte ihn jedoch Nasr ed Daula mit einer überlegenen Kriegsmacht angreifen lassen. Diesen Truppen, welche aus rohen Mietsvölkern bestanden und selbst gegen die friedlichen Unterthanen ihres Herrn furchtbar hausten, war er nicht gewachsen gewesen. Er hatte deshalb einen Stamm nogaiischer Turkmannen zu Hilfe gerufen, die mit den Seldschukken in Syrien eingebrochen waren und von Atsiz, einem Unterhäuptling Alp Arslans, angeführt wurden. Diese schlugen und vertrieben zwar Bedrs Feinde, richteten aber dann ihre Waffen gegen ihn selbst, eroberten 1072 Jerusalem und unterwarfen sich fast ganz Syrien und Palästina. Bemerkenswert ist es, daß der Anführer dieser Raubhorden die in der Hauptkirche von Jerusalem aufgehäuften Schätze unberührt ließ und von den Vorstehern nichts weiter verlangte, als daß sie das Gebet im Namen der Abbassiden halten sollten.

Bedr ward 1074 von Mostanser nach Ägypten berufen und zum leitenden Wesir ernannt. Er fand das Land in einem schauderhaften Zustande. „Alle Wohnungen", sagt ein arabischer Geschichtschreiber, „standen verödet da, die Pest hatte alles hingerafft, Tod und Verwüstung hatten sich über das ganze Land verbreitet; es waren nur noch wenige Menschen übrig; diese trugen auf dem Gesichte die bleiche Farbe des Todes; der Hunger, die Pest und der Schrecken, den ein aus Sklaven und Fremden zusammengesetztes Heer einjagte, hatten ihre Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Es gab keine Hände für den Ackerbau mehr, alle Verbindungen zu Wasser und zu Lande waren unterbrochen, und man konnte nur mit großen Schwierigkeiten und unter militärischer Bedeckung reisen. Die Stadt Kairo war verwüstet

und verlassen, und Bedrs Soldaten mußten sich von den Steinen der leeren Häuser Fostats Wohnungen bauen." So schrecklich auch der Zustand des unglücklichen Landes war, so wußte doch Bedr bald Hilfe zu schaffen; denn er brachte seine syrischen Truppen mit und war in betreff der Mittel, Ruhe und Ordnung herzustellen, in Ägypten nicht ängstlicher, als er in Syrien gewesen war. Welche Mittel er zu gebrauchen pflegte, und wie er sie anwendete, kann man aus dem einen Umstande schließen, daß er in seinem Kriege mit den Resten der früheren Milizen oft an einem einzigen Tage 20 000 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, auf dem Markte von Kairo feilbieten ließ. Die ganze Regierung erhielt von dem Tage an, wo der Kalif ihn mit ganz besonderen Feierlichkeiten zum Wesir erklärt hatte, eine neue und bessere Gestalt. Die räuberischen Kriegshorden wurden vernichtet, Ordnung und Zucht kehrten zurück, zerstörte Kanäle wurden wiederhergestellt, der Handel kam in seinen alten Gang, und der Wohlstand des Landes blühte bald von neuem auf. Selbst die Küste von Arabien, die sich einige Jahre vorher den Abbassiden unterworfen hatte, huldigte den Fatimiden wieder, und der von Bagdad gesandte Teppich der Kaaba wurde mit einem anderen vertauscht, in welchen Mostansers Name eingewirkt war. Nur Syrien und Palästina blieben, mit Ausnahme der Seestädte, eine Beute der eingedrungenen wilden Horden, und die Mißhandlungen, welche die dortigen Christen von diesen zu erdulden hatten, riefen den ersten Kreuzzug hervor, noch ehe Ägypten sich wieder in den Besitz des Landes gesetzt hatte.

4. Die Okailiden, Kelabiden und ersten Atabegen in Syrien.

In Mossul und Aleppo, den wichtigsten Städten an der Südostgrenze der Christen gegen die Mohammedaner, waren um den Anfang des 11. Jahrhunderts die Hamadaniden durch die Okailiden und Kelabiden verdrängt worden. Der Stifter des Okailidischen Herrscherhauses, Abul David, hatte sich 991 des Reiches von Mossul bemächtigt, und sein Bruder, Mokalled, der ihm 996 folgte und bis 1001 regierte, hatte seine Herrschaft über ganz Mesopotamien ausgebreitet. Mokalleds Sohn und Nachfolger, Karwasch, ist besonders wegen der Gewandtheit merkwürdig, mit der er im Gedränge zwischen den Fatimiden und Abbassiden mehrmals den einen Oberlehnsherrn mit dem anderen und die schiitische Sekte mit der sunnitischen vertauschte; denn je nachdem der tolle Fatimide Hakem oder die im Namen der Abbassiden herrschenden Buiden das Übergewicht in der Nachbarschaft erhielten, erkannte er bald diese, bald jenen als Gebieter an. Er ward in der Mitte des 11. Jahrhunderts das Opfer einer jener Revolutionen, die in den

Staaten des Orients so häufig sind. Einer seiner Brüder stürzte ihn und warf ihn ins Gefängnis. Nachdem dieser dann kurze Zeit regiert hatte, folgte ihm Koreisch, der Sohn eines dritten Bruders, der bisher in Nisibis geherrscht hatte und, wie bereits oben angegeben ist, beim Aufstande Basasirys in Bagdad eine wichtige Rolle spielte. Sein Sohn und Nachfolger, Muslem (1061—1085), erweiterte die Herrschaft noch mehr und bemächtigte sich auch Aleppos. Diese Stadt hatte sich, nachdem sie aus den Händen der letzten Hamadaniden in die Gewalt der Fatimiden gefallen war, 1025 dem arabischen Stammfürsten Saleh ergeben, welcher dort die Dynastie der Mardaschiten oder Kelabiden gründete. Saleh dehnte seine Herrschaft über einen beträchtlichen Landstrich aus und behauptete sich im Besitze derselben, bis die in Syrien eingebrochenen Turkmannen unter Anuschtekin sich gegen Aleppo wandten und ihn 1029 in einer Schlacht töteten. Anuschtekin bekriegte nachher auch Salehs Söhne und ward 1038 Herr von Aleppo. Er war 1042 kaum gestorben, als die Stadt wieder ein Zankapfel zwischen den Fatimiden und den arabischen Stämmen wurde und bald den ersteren, bald einem Emir der letzteren gehorchen mußte. Endlich kamen die Mardaschiten wieder in den Besitz von Aleppo (1060) und behaupteten die Stadt, bis sie 1080 von ihrem Stammverwandten, dem Okailiden Muslem, vertrieben wurden. Wie sehr die gewerbreichen syrischen Städte unter diesem steten Wechsel der Herrschaft und durch Gebieter, wie die arabischen Beduinen waren, zu leiden hatten, zeigt eine Anekdote, welche von Muslems Großoheim, Karwasch, berichtet wird. Dieser Fürst, den die arabischen Geschichtschreiber doch einen weisen Mann und guten Dichter nennen, soll oft gesagt haben: er habe einst Gott nur wegen fünf oder sechs Beduinen, die er getötet, Rechenschaft abzulegen; denn die Bewohner der Städte bringe ja der höchste Richter nicht in Anschlag. Übrigens gab Muslem, welcher Mossul und Aleppo unter seiner Gewalt vereinigte, seiner Herrschaft solches Ansehen, daß auch die den Griechen gehörende Stadt Antiochia ihm Tribut zahlen mußte. Diese ausgebreitete Macht ward jedoch den Okailiden selbst verderblich; denn sie brachte sie in das Gedränge zwischen den beiden seldschukkischen Staaten, die sich unterdessen in Syrien und Kleinasien gebildet hatten.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß eine Horde nogaiischer Turkmannen unter Atsiz sich kurz vorher fast ganz Syrien und Palästina unterworfen hatte. Selbst die wichtige Stadt Damaskus, welche damals wenigstens 300 000 Einwohner hatte, war in ihre Gewalt gefallen. Nicht zufrieden mit dieser bedeutenden Herrschaft, beschloß Atsiz auch Ägypten zu erobern. Er brach mit einem Heere Turkmannen, Kurden und Araber auf und erschien so plötzlich vor Kairo, daß der ägyptische

Wesir, Bedr, keine hinreichende Kriegsmacht zusammenbringen konnte (1077). Der letztere nahm daher zu einem gewöhnlichen Hilfsmittel orientalischer Regenten und Minister seine Zuflucht. Er knüpfte eine Unterhandlung mit Atsiz an, verstand sich zur Zahlung einer bedeutenden Summe Geldes, erlangte zur Herbeischaffung derselben einen Waffenstillstand und benutzte diesen, um Truppen zusammenzuziehen und Atsizs Leute zu verführen. Dann lieferte er ihm eine Schlacht, in welcher das ganze Heer seines Gegners vernichtet wurde. Dieser Sieg Bedrs entschied sogleich das Schicksal von Syrien; denn Atsiz wandte sich, von den Ägyptern verfolgt und von den Syrern gehaßt, an den Seldschukkensultan Malekschah um Hilfe, gegen den er sich schon im vorhergehenden Jahre zu einem Tribut verstanden hatte. Sein Gesuch fiel gerade in die Zeit, wo Malekschah die seldschukkischen Lehnsherrschaften zu stiften begonnen hatte. Da dieser auch seinem Bruder Tutusch ein Reich verschaffen wollte, so beauftragte er denselben, Atsiz zu unterstützen und stand ihm selbst mit seiner ganzen Macht bei. Tutusch schlug die Ägypter, von denen Atsiz in Damaskus eingeschlossen war, er ward aber gleich darauf aus einem Bundesgenossen desselben sein ärgster Feind; denn Atsiz war kaum zu ihm gekommen, als er einen Vorwand suchte und ihn umbringen ließ (1080). Auf solche Weise machte sich Tutusch um ebendie Zeit, als der Okailide Muslem Aleppo besetzt hatte, zum Herrn von Damaskus und von anderen Städten, welche seither Atsiz unterworfen waren. Muslem suchte sich durch eine Verbindung mit dem ägyptischen Kalifen gegen die ihm drohende Gefahr zu schützen; dieser schickte ihm aber die versprochene Hilfe nicht, während Tutusch von Malekschah fortwährend durch Truppen unterstützt ward. Der Okailide wurde daher 1083 bei einem Angriff auf Damaskus geschlagen und erlitt einen so bedeutenden Verlust, daß er bald nachher Mossul und andere Städte des Ostens dem Seldschukkensultan preisgeben und dessen Vasall werden mußte. Auch dies rettete ihn nicht vom Untergange. Gerade damals eroberte nämlich der seldschukkische Beherrscher von Nicäa, Soliman I., das den Griechen unterworfene Antiochia, dessen seitheriger Besitzer dem Okailiden Tribut bezahlt hatte, geriet darüber mit dem letzteren in Krieg und tötete ihn 1085 in einer Schlacht. Soliman wollte sich sogleich auch Aleppos bemächtigen, auf die Nachricht davon eilte aber Tutusch von Damaskus herbei, und nun suchten beide seldschukkische Hordenführer nach Geierart einander die streitige Beute zu entreißen, bis endlich Soliman in einer Schlacht das Leben verlor. Dessenungeachtet ward Tutusch nicht Herr von Aleppo; denn Muslems Statthalter verteidigte sich tapfer gegen ihn und wandte sich an Malekschah selbst um Hilfe. Dieser erschien und ordnete die Angelegenheiten von Syrien so, daß sowohl

Aleppo, als Antiochia dem Tutusch entzogen blieben. Das erstere erhielt einer von Malekschahs Feldherren, der ebenso barbarische als tapfere Aksonkor, das andere Baji Sijan, ein Neffe Malekschahs. Auch der Familie der Okailiden und ihrem seitherigen Statthalter in Aleppo wurden kleine Herrschaften in Syrien eingeräumt. Neben diesen kleinen syrischen Fürsten war schon früher in Jerusalem ein Herrscherhaus eingesetzt worden, das sich bis nach Malekschahs Tod im Besitze desselben behauptete. Tutusch hatte nämlich diese Stadt 1084 dem Turkmannen Ortok zur Verwaltung oder vielmehr zur Erhebung des von den Einwohnern derselben zu entrichtenden Tributs überlassen, und Ortok vererbte seinen Besitz (1091) auf seine beiden Söhne, Sokman und Ilgazi. Dieser häufige Wechsel der Dinge und die Herrschaft roher Hordenführer war für die Bewohner von Syrien sehr verderblich; sie mußten nicht nur alle Leiden des Krieges ertragen, sondern die Barbaren verfuhren auch mit vandalischer Roheit gegen Menschen und Kunstwerke, und besonders hatten die Christen des Landes sowie die europäischen Pilger die ärgsten Mißhandlungen zu erdulden. Hätten wir nicht in den Reisebeschreibungen unserer Tage so viele Berichte über das Verfahren der Türken in Asien und Afrika gegen Juden und Christen, so würden uns die Nachrichten der Geschichtschreiber jener Zeit über das Schicksal der Christen in Jerusalem übertrieben scheinen. Die rohen Türken mißhandelten diese auf die empörendste Weise; sie hielten die armen Christen in steter Angst, raubten ihnen Hab und Gut, drangen während des Gottesdienstes schreiend und tobend in ihre Kirchen ein, setzten sich auf die Altäre, schimpften und schlugen die Priester und schleiften den Patriarchen am Bart auf dem Boden hin. Auch die europäischen Pilger wurden von ihnen aufs ärgste mißhandelt und waren keinen Tag ihres Lebens sicher.

Solange Malekschah lebte, waren die verschiedenen Herrscher in Syrien seine Vasallen geblieben; kaum war er aber gestorben (1092), als Tutusch alle zwang, ihn als den Oberlehnsherrn des ganzen Landes anzuerkennen. Auch blieben ihm bei seinem Versuche, sich das von seinem Bruder hinterlassene Reich zu unterwerfen, alle getreu; nur der Beherrscher von Aleppo, Aksonkor, schloß sich an Malekschahs Sohn, Barkiarok, an, der ihm eine beträchtliche Unterstützung unter Kerboga schickte. Doch besiegte Tutusch sowohl den Aksonkor, als seinen Verbündeten, Kerboga, nahm beide gefangen und ließ den ersteren hinrichten, den anderen in Hims einkerkern. Jetzt hatte es das Ansehen, als wenn sich unter Tutusch eine furchtbare Macht bilden würde, da er nicht nur in Syrien, sondern auch bis zum Tigris hin fast überall als Herrscher anerkannt ward; allein er erlag kurze Zeit nachher seinem Neffen Barkiarok und verlor in dem entscheidenden Treffen

das Leben (1095). Sein Tod hatte Veränderungen in Syrien zur Folge, welche für die Geschichte des schon im nächsten Jahre beginnenden ersten Kreuzzuges sehr wichtig sind. Baji Sijan blieb Herr von Antiochia und huldigte, wie vorher dem Tutusch, so jetzt dem Barkiarok, dem Sohn Malekschahs. Ebenso behaupteten sich auch Ortoks Söhne, Sokman und Ilgazi, im Besitze von Jerusalem und erkannten Barkiaroks Oberherrschaft an. Kerboga, welchen Tutuschs Söhne, wahrscheinlich infolge eines Vertrages mit Barkiarok, freigaben, erhielt von seinem alten Herrn nicht nur Mossul, sondern auch alle übrigen Städte am Tigris und Euphrat, welche nicht eigene Gebiete hatten, und selbst von diesen wurden die meisten seine Vasallen. Dagegen gelangte Aksonkors Sohn, Zenghi, obgleich sein Vater für Barkiarok das Leben eingebüßt hatte, nicht wieder zum Besitze seines väterlichen Fürstentums Aleppo, da sich ein anderer desselben bemächtigte. Tutusch hatte nämlich zwei Söhne hinterlassen, von welchen sich der eine, Rodwan, in Aleppo, der andere, Dokak, in Damaskus zum Herrscher aufwarf. Der letztere überließ die Verwaltung einem alten Diener seines Vaters, der seine Erziehung geleitet hatte, Togtekin, und dieser machte nachher die Herrschaft von Damaskus in seiner eigenen Familie erblich. Beide Reiche hatten in der nächsten Zeit ewige Fehden miteinander. Rodwan suchte sich gegen seinen Bruder und dessen Wesir durch die Fatimiden zu schützen, welche noch immer die Küstenstädte von Syrien besaßen. Er erkannte sie jedesmal, wenn er ihrer Hilfe bedurfte, als Oberherren an, fiel aber dann stets gleich wieder von ihnen ab und ließ in seinen Moscheen aufs neue für den Abbassidischen Kalifen beten. In Ägypten war unterdessen der eigentliche Regent, Bedr, und gleich nachher auch der Kalif Mostanser nach einer Regierung von 58 Jahren gestorben (1093). Beiden folgten ihre Söhne in der Herrschaft nach. Sie teilten sich in dieselbe ebenso, wie ihre Väter; Mostali, der Sohn Mostansers, ward zum Kalifen ausgerufen und lieh bis zum Jahre 1101, wo er starb, der Regierung seinen Namen; Bedrs Sohn Ahmed Afdal trat in das Amt seines Vaters ein und zwar mit derselben Machtvollkommenheit, welche dieser gehabt hatte. Um den Anfang seiner Regierung recht glänzend zu machen, unternahm der neue Wesir in demselben Jahre, in welchem die Führer des ersten Kreuzzuges nach dem Orient aufbrachen, einen Eroberungszug nach Syrien. Er wollte dieses Land, dessen Küste immer in der Gewalt des ägyptischen Kalifen geblieben war, auch im Innern unterwerfen und wandte sich zuerst gegen die Stadt Jerusalem. Die türkischen Beherrscher derselben, Ilgazi und Sokman, konnten sich gegen das überlegene Heer Afdals nicht behaupten; sie übergaben daher die Stadt (im August 1096) nach einer kurzen Belagerung den Ägyptern,

erhielten mit ihren Scharen freien Abzug und erkämpften sich unter manchen Abenteuern am oberen Tigris neue Besitzungen.

Übrigens herrschten die Dynastieen, welche aus dem sich auflösenden Seldschukkenreiche hervorgingen, unter verschiedenen Namen. Die Beherrscher von Ikonium, Aleppo und Damaskus und die Nachkommen Sandschars in Ostpersien nannten sich Sultane. Die meisten anderen dagegen führten den Titel Atabegen, welchen schon Malekschah seinem berühmten Wesir Nizam el Mulk erteilt hatte, und der soviel als Vater oder Vormund des Fürsten, d. i. also eigentlich nur soviel als Reichsverweser, bedeutete.

II. Der erste Kreuzzug und das Königreich Jerusalem.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Als die Christen des Abendlandes zum erstenmale einen Kreuzzug nach Palästina unternahmen, war die Lage der Dinge ebensowohl in Europa, als im Orient, so beschaffen, daß keine Zeit für eine solche Unternehmung günstiger hätte sein können. Ein kurzer Rückblick auf den Zustand der orientalischen Reiche und auf die letzten Hauptereignisse im Abendlande wird genügen, um dies anschaulich zu machen. Im Orient waren die Mohammedaner schon seit Jahrhunderten in die zwei feindseligen Sekten der Schiiten und Sunniten geschieden. Die erstere barg noch dazu, wie weiter unten gezeigt werden wird, in ihrem Inneren eine Anzahl fanatischer und zum Teil völlig ungläubiger Orden, zu denen selbst der Fatimidische Kalif in Ägypten gehörte, obgleich er, wie man im Orient sich ausdrückt, das Kleid der Aliden oder der Nachkommen und Anhänger des vierten Kalifen trug, den die eine Hälfte der Mohammedaner als den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkannte. In Bagdad lebte der sunnitische Kalif aus dem Hause der Abbassiden mit den Schiiten, welche die Hälfte der Einwohner ausmachten, in ewigem Streit. Er trug außerdem nur den Namen eines Herrschers und war, wie früher von den Buiden, so jetzt von seinem seldschukkischen Emir al Omra ganz und gar abhängig. Eine ebenso klägliche Rolle spielte der Fatimidische Kalif in Ägypten unter der Herrschaft seines Wesirs Ahmed Afdal; dieser allmächtige Minister war sogar ein eifriger Sunnite und suchte den Bekennern seiner Glaubensmeinung die Oberhand zu verschaffen. Im Reiche Rum oder Ikonium herrschte der Seldschukke Kilidsch Arslan I. ebenso ver-

einzelt und durch Mißtrauen und Furcht von seinen Glaubensgenossen getrennt, wie Kerboga von Mossul am Tigris und oberen Euphrat und Baji Sijan in Antiochia; alle drei beobachteten sich einander mit eifersüchtigen Blicken. Noch weit feindseliger standen sich die beiden Brüder Rodwan und Dokak gegenüber, welche in den wichtigen Städten Aleppo und Damaskus herrschten. Die Seeküste von Syrien gehörte den Fatimiden, die sich soeben erst auch die Stadt Jerusalem mit einem Teile des inneren Palästina unterworfen hatten. In den Gebirgen, welche Syrien nördlich begrenzen, herrschten die christlichen Armenier, welche ihre Besitzungen bis in die Nähe von Antiochia ausgebreitet hatten und nach der anderen Seite hin den Türken von Ikonium auf dem Nacken saßen. Doch waren auch sie durch Religionszwiste getrennt, und zwei Patriarchen fluchten einer dem anderen. Fern im Osten endlich, jenseit des Euphrat, lag die bedeutende, ganz von Christen bewohnte Stadt Edessa, welche unter griechischem Schutze stand und eine aristokratische Regierung mit einem leitenden Oberhaupt hatte. Sie ward nachher von einem der Fürsten des ersten Kreuzzuges besetzt und bildete den Mittelpunkt der ersten christlichen Grafschaft, welche die Kreuzfahrer in Asien gründeten.

Auch im Abendlande hatte sich alles so gestaltet, daß dort eine Fülle von äußerer und innerer Kraft vorhanden war, durch welche der Kampf mit der zersplitterten Macht der Mohammedaner in Asien ungemein erleichtert wurde. Der kriegerische Sinn der dortigen Völker hatte durch die von Spanien her angefachte Begeisterung für den Kampf mit den Ungläubigen eine neue Richtung und einen neuen Aufschwung erhalten. Die Klagen und Schilderungen der heimkehrenden Pilger hatten diese Begeisterung genährt, und die Gemüter des Volkes wurden daher bald aufs tiefste von der Vorstellung ergriffen, daß es ein Verdienst vor Gott sei, nach dem Gelobten Lande zu ziehen, um die mißhandelten Glaubensgenossen vom Joche der Türken und Araber zu befreien und das Grab des Erlösers den Ungläubigen zu entreißen. In den Hauptländern der Christenheit endlich waren kurz vorher erschütternde Bewegungen gewesen, und die Ritter hatten in denselben entweder Sünden auf sich geladen, oder sie empfanden doch, als es wieder Ruhe werden sollte, den Mangel an Beschäftigung und an Gelegenheit zum Rauben; sie mußten also mit Freude den Ruf zum Kreuzzuge vernehmen. In welchem Umfange schon vorher die Pilgerfahrten nach dem Gelobten Lande stattfanden, läßt sich an derjenigen nachweisen, die im Jahre 1064 unter Führung des Erzbischofs Siegfried von Mainz unternommen wurde; es nahmen an ihr gegen 7000 fromme Männer Anteil, erlitten jedoch durch feindlichen Überfall in Palästina selbst große Verluste, so daß nur 2000 Mann wieder heim-

kehrten. Dieser Zug, bei welchem die Bischöfe in voller Kriegspracht erschienen, machte großen Eindruck auf die Zeitgenossen und war selbst für die deutsche Dichtung nicht ohne Bedeutung; der volkstümlichste unter den Teilnehmern war der schöne, reiche und leutselige Bischof Günther von Bamberg, der, wie ihm ein Freund vorwirft, lieber von König Etzel und Amelung hörte als von Sankt Augustin; er starb auf der Rückfahrt zu Stuhlweißenburg in Ungarn. Von den Bewegungen, welche Heinrichs IV. Zwist mit dem Papst im Deutschen Reiche hervorgerufen hatte, ist bereits ausführlich die Rede gewesen. Auch in England und Frankreich walteten Zwietracht und Hader, und obgleich die Unruhen in diesen Ländern nicht dieselbe welthistorische Bedeutung hatten, wie Heinrichs IV. Kampf mit Gregor VII., so war doch auch dort eine große Verwirrung und Aufregung erzeugt worden. Philipp I. von Frankreich hatte, gleich nachdem er volljährig geworden war, mit den Söhnen und Enkeln seines seitherigen Vormundes Balduin mehrere Jahre lang Krieg zu führen, verstieß dann seine Gemahlin, um eine verbotene Ehe mit der Gräfin von Anjou einzugehen, und geriet darüber kurz vor den Zurüstungen zum ersten Kreuzzug in einen heftigen Zwist mit seiner eigenen Geistlichkeit und mit dem Papst Urban II., der ihn sogar in den Bann that. In England hatte Wilhelm der Eroberer die normannische Herrschaft mit rücksichtsloser Willkür befestigt und bei seinem Tode (1087) dem ältesten seiner drei Söhne, Robert Courthose, die Normandie, dem zweiten, Wilhelm II., England hinterlassen. Der letztere, welcher die despotische Natur seines Vaters geerbt hatte, verfuhr wie dieser in allem gewaltthätig und erregte dadurch bedeutende Unruhen in seinem Reiche; Robert dagegen war ebenso leichtsinnig, als ritterlich tapfer, kümmerte sich weder um die Verwaltung noch um die Gerechtigkeitspflege, hielt nicht einmal seinen eigenen Haushalt in Ordnung und wirtschaftete in seinem Herzogtume so schlecht, daß er froh war, als der Aufruf zum ersten Kreuzzug ihm eine Gelegenheit bot, dasselbe seinem Bruder für 10 000 Mark verpfänden zu können.

2. Die Veranlassungen und Vorbereitungen zum ersten Kreuzzuge.

Ein einfältiger Eremit und Pilgersmann aus normannischem Blute, Peter von Amiens, war es, der den ersten Aufruf zu einem Kreuzzug ergehen ließ. Peter war seines kleinen und schwächlichen Körpers wegen Einsiedler geworden und machte gerade zu der Zeit, als die rohen Türken in Palästina herrschten, eine Pilgerreise nach Jerusalem (1093 und 1094). Hier sah er mit tiefer Betrübnis, wie die Christen der Stadt von den Barbaren mißhandelt und ihr Gottes-

dienst auf höhnende Weise entweiht wurde. Entrüstet wandte er sich an den Patriarchen der Stadt und faßte im Einverständnis mit ihm den Entschluß, durch eine feierliche Predigt die Christen des Abendlandes um Hilfe für ihre orientalischen Glaubensbrüder anzuflehen. Voll dieses Gedankens durchwachte er eine Nacht am heiligen Grabe, sah im Traume Christus und vernahm von ihm den Ruf, mit Mut und Ausdauer zu vollbringen, was er sich vorgesetzt habe. Mit Briefen des Patriarchen an den Papst und an die Fürsten des Abendlandes versehen, schiffte sich Peter ein, landete in Italien und begab sich zum Papst Urban II. Dieser fand anfangs weder an der sonderbaren Person Peters, noch an der von ihm vorgetragenen Sache großes Behagen; allein bald überzeugte man ihn, wie vortrefflich Peters Plan seinem Zwecke diene, und der glänzende Erfolg von Peters Predigt entfernte vollends jedes Bedenken. Urban war damals mit Heinrich IV. im Kriege, mußte dessen Sohn Konrad, den er zum Abfall bewogen hatte, unterhalten und ward durch die Partei des Gegenpapstes Clemens III. so bedrängt, daß er sich kaum nach Rom wagen durfte und, wenn er einmal dahin kam, in einem Privathause wohnen mußte. Was konnte ihm erwünschter sein, als eine herrschend werdende Begeisterung für den Glauben, die den kriegerischen Sinn der Völker in einen Strom lenkte und ihn selbst zum Leiter einer allgemeinen Bewegung machte? Er gab also dem Eremiten eine Vollmacht, in seinem Namen die Fürsten und Völker zu einem Kriegszuge nach Palästina aufzufordern.

Peter ward aus begreiflichen Gründen allenthalben, besonders aber im südlichen Frankreich und Burgund, wie ein Heiliger empfangen. In den Niederlanden machte ein besonderer Umstand die Zuhörer seiner Predigt geneigt. Der Graf Robert von Flandern, ein tapferer und zugleich mächtiger und reicher Fürst, hatte auf einer Pilgerreise die Bekanntschaft des griechischen Kaisers gemacht und von demselben schon vor Peters Aufruf ein Staatsschreiben erhalten, in welchem er dringend um bewaffnete Hilfe ersucht ward. Diesseit des Rheins hielt man, bei dem kälteren Blute der Deutschen und bei der obwaltenden Zwietracht zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, den Eremiten und alle, die sich von ihm hinreißen ließen, lange Zeit für eine Art harmloser Narren.

Der neue Glanz, welchen Peters Predigt und des Papstes Teilnahme an derselben um diesen verbreitete, zeigte sich schon im März 1095 auf der Kirchenversammlung zu Piacenza. Dieses Konzil war zahlreicher besucht, als vielleicht noch je ein anderes gewesen war, und der bisher vernachlässigte Papst erschien hier nicht nur als Richter des Kaisers Heinrich IV., dessen zweite Gemahlin ihre anstößigen Be-

schuldigungen gegen den unglücklichen Mann vorbrachte, sondern auch als Beschützer des griechischen Kaisers Alexius, der ihn um Hilfe gegen die Seldschukken gebeten hatte, und dessen Gesandte in Piacenza vor der Versammlung auftraten, sowie endlich als Haupt der gegen den Islam streitenden Kirche. Die Zahl der auf dem Konzil Erscheinenden war so groß, daß keine Kirche sie faßte, und daß der Papst sie, wie einst Moses, als er seine Gesetze gab, und wie Christus, als er die Bergpredigt hielt, auf freiem Felde versammeln mußte. Was zu Piacenza im Frühjahr begonnen worden war, sollte im November 1095 zu Clermont in der Auvergne, wohin Urban im Widerspruch mit dem Kaiser ein Konzil ausschrieb, vollendet werden. Hier strömte eine fast unglaubliche Anzahl Menschen von romanischer Zunge, Geistliche, darunter 13 Erzbischöfe und über 200 Bischöfe, Ritter und Volk zusammen. Die Deutschen hielten sich aber fern. Der Papst selbst sprach zu den Versammelten, schilderte ihnen die Leiden der orientalischen Christen, erinnerte sie an die ritterlichen Helden der Vorzeit und forderte sie zur Rettung der mißhandelten Brüder auf. Seine Worte und die ehrwürdigen Ceremonieen, durch welche man das Herz der Christen rührte, machten einen solchen Eindruck, daß die Zuhörer ihn kaum zu Ende kommen ließen, und durch den einstimmigen Zuruf: Gott will es! (in damaliger Sprache: Deus lo volt) laut bezeugten, das, was er verlange, sei der Wille des Höchsten. Die meisten Anwesenden thaten das Gelübde, in den heiligen Krieg zu ziehen, und der einmal angefachte Enthusiasmus riß nachher überall die Menschen zu dem gleichen Entschlusse hin. „Die Männer", sagt ein Geschichtsschreiber aus jener Zeit, „verließen ihre Weiber, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, und es gab kein Band des Herzens, welches die allgemeine Begeisterung zu zügeln vermochte; ja, sogar Mönche ließen sich durch die Fesseln, die sie sich dem Herrn zuliebe freiwillig angelegt hatten, nicht in ihren Klöstern zurückhalten." Indessen berichten die Zeitgenossen selbst, daß sich sehr viele dabei bloß von weltlichen Rücksichten leiten ließen. Manche nahmen, wie jener Schriftsteller hinzusetzt, nur deshalb das Kreuz, um ihre Freunde nicht zu verlassen, andere, um nicht für feig gehalten zu werden, noch andere aus gedankenlosem Leichtsinn, oder auch um sich ihren Gläubigern zu entziehen. Der erste Bischof, welcher das Gelübde des Kreuzzuges ablegte, war Adhemar von Puy, die ersten weltlichen Fürsten Graf Roger II. von Foix und der Graf Raimund von Toulouse und St. Gilles, der reichste und mächtigste Herr in ganz Südfrankreich; letzterer, bereits 55 Jahre alt und einäugig, ließ sich auf dem Zuge von seiner jungen dritten Gemahlin mit ihrem kleinen Sohne begleiten. Dem gegebenen Beispiele folgten viele andere französische Große. Die

angesehensten unter ihnen waren Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen und als solcher deutscher Reichsfürst, der immer auf der Seite Heinrichs IV. gestanden hatte, mit seinen beiden Brüdern Eustachius und Balduin, ferner der Graf Robert von Flandern, der leichtsinnige Herzog Robert von der Normandie, welcher damals sein Herzogtum an den englischen König Wilhelm II., seinen Bruder, verpfändete, und Graf Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs Philipp I. von Frankreich. Der erste von diesen Fürsten, Gottfried von Bouillon, war der Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und einer Schwester des Herzogs Gottfried des Buckeligen von Lothringen und nach dem Tode des letzteren von Heinrich zuerst zum Markgrafen von Antwerpen und dann zum Herzog von Lothringen ernannt worden. Auch zwei angesehene normannische Fürsten in Unteritalien nahmen, sobald der Ruf des heiligen Kriegszuges dorthin gedrungen war, das Kreuz. Diese waren der Fürst Boemund I. von Tarent, Sohn Robert Guiscards, und des letzteren Schwestersohn, der Markgraf Tankred von Brundusium. Boemund hatte fast zu derselben Zeit, in welcher er die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt, im Kampfe mit den Griechen seine Flotte und sein Heer verloren und war dadurch zur schnellen Rückkehr nach Unteritalien genötigt worden. Hier hatte er sich mit dem Fürstentum Tarent begnügen müssen, während sein jüngerer Bruder, Roger Bursa, nach dem Willen des Vaters Kalabrien, Apulien und Salerno erhalten hatte. Sein Vetter Tankred war ein für alle ritterlichen Tugenden begeisterter junger Mann und kann ebenso als das Musterbild eines jugendlichen Ritters jener Zeit angesehen werden, wie Gottfried von Bouillon für das Musterbild eines frommen und weisen christlichen Streiters galt, oder mit anderen Worten, jener wurde zum Achilles, dieser zu einem besseren Agamemnon des ersten Kreuzheeres.

Während die Fürsten und Herren noch mit den Zurüstungen zu ihrem Kreuzzuge beschäftigt waren, eilten einzelne Scharen des aufgeregten und bethörten Volkes ihnen voraus. Die eine dieser Scharen führte der tapfere, aber arme Ritter Walter von Perejo und sein Neffe, den man seiner Dürftigkeit wegen Walter von Habenichts (Gautier Senzaveir) nannte, mit Peter dem Eremiten selbst, eine andere der deutsche Priester Gottschalk aus der Rheingegend in Verbindung mit dem rohen und gewaltthätigen Grafen Emicho von Leiningen. Diese Haufen, welche größtenteils aus dem schlechtesten Gesindel bestanden, wurden durch ihre Ausschweifungen und Frevelthaten zum Spott und Ärger aller Völker, durch deren Länder sie zogen. Am meisten hatten auf ihrem Zuge die Juden zu leiden. Die rohen Haufen fielen schon in den rheinischen Städten in Verbindung

mit dem Pöbel über dieses unglückliche Volk her, begingen die ärgsten Frevel gegen dasselbe und töteten viele Hunderte; einige Bischöfe traten mutig und wohlgesinnt für die Verfolgten ein; dagegen wurde der Erzbischof Ruthard von Mainz beschuldigt, den Überfall begünstigt oder gar am Raube teilgenommen zu haben. In Köln trennte sich der Ritter Walter Perejo von Peter; er gelangte bis über Belgrad hinaus zu den Bulgaren, die jedoch, über die Zügellosigkeit der Pilger erbittert, eine große Anzahl derselben erschlugen; Walter selbst fiel, und sein Neffe sammelte von den Übriggebliebenen die tüchtigsten Leute um sich und führte sie nach Konstantinopel. Ebendahin gelangte auch Peter, dessen Scharen schon in Ungarn die Ungunst des Volkes erfahren, an der Save jedoch die Stadt Semlin im Sturm erobert und mehrere Tausend Einwohner getötet hatten; bei Nissa dagegen erlitten sie solche Verluste an Menschen und Vorräten, daß sie im traurigsten Zustand sich mit Walter vereinigten. Kaiser Alexius ließ sie auf ihr dringendes Bitten nach Bithynien übersetzen; hier jedoch wurden sie größtenteils von den Seldschukken unter Führung des Emirs von Nicäa vernichtet (1096). Der jüngere Walter starb im Kampf, Peter aber ging nach Konstantinopel zurück und wartete die Ankunft der fürstlichen Herren ab. Diesen ritterlichen Kreuzheeren, welche später aufgebrochen waren, bereitete der Vorgang jenes Gesindels in den christlichen Ländern, durch welche der Zug ging, natürlich große Hindernisse. Sie wären übrigens mehr als hinreichend gewesen, die Macht der Türken in Kleinasien und Syrien über den Haufen zu werfen, wenn man nur eine bestimmte Ordnung des Zuges verabredet und einen bestimmten Führer des Ganzen erwählt hätte. Es war aber keines von beidem geschehen.

3. Der erste Kreuzzug.

Das erste der geordneten, von Fürsten angeführten Kreuzheere begann unter Gottfried von Bouillon im August 1096 seinen Zug und langte beim Beginne des Winters vor den Thoren von Konstantinopel an. Etwas früher war der französische Prinz Hugo von Vermandois mit einem anderen Heere durch Italien gezogen, hatte von Urban II. die Petrusfahne empfangen und war von da nach Durazzo übergesetzt. Hier war Hugo selbst auf Veranstaltung des griechischen Kaisers, Alexius I., verhaftet und nach Konstantinopel gebracht worden. Er hatte nämlich gleich nach seiner Landung dem Kommandanten von Durazzo eine trotzige Botschaft sagen lassen und dadurch den Kaiser um so mehr beleidigt, als er zwei angesehene griechische Staatsdiener, welche kurz vorher verbannt worden waren, in seinem Gefolge hatte.

Doch genoß Hugo in seiner Gefangenschaft einer freundlichen Pflege und ward später mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Zunächst nach Hugo und Gottfried kamen Boemund und Tankred bei Konstantinopel an; die Südfranzosen unter Graf Raimund und anderen zogen von Aquileja aus über Illyrien und Thessalonich. Boemund und Tankred hatten sich auf ihrem Marsche durch die griechischen Provinzen so feindselig benommen, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Ankunft so vieler nordischer Ritter und das Fremdartige ihres Rüstzeuges unter den Griechen die größte Bestürzung verbreitete. Legt doch des Kaisers Tochter, Anna Komnena, um den Übermut des ganzen Heeres zu bezeichnen, dem französischen Prinzen Worte in den Mund, welche in der Bevölkerung kein großes Vertrauen erwecken konnten. In der von Anna verfaßten Geschichte ihres Vaters nennt sich nämlich Hugo einen König der Könige und einen legitimen Prinzen, wie keiner mehr unter der Sonne sei. Von Boemund fürchteten die Griechen sogar, er gehe mit dem Gedanken eines Angriffes auf ihr eigenes Reich um, wie er sich schon früher an seines Vaters Angriffen gegen dasselbe beteiligt hatte. Ganz natürlich entstand zwischen den Kreuzfahrern und dem griechischen Hof eine Reihe von Mißverständnissen und Zänkereien, welche besonders darin ihren Grund hatten, daß der griechische Kaiser sich als den rechtmäßigen Herrn der Länder ansah, welche die Kreuzfahrer den Ungläubigen entreißen wollten, und daß er daher von den Führern der Kreuzheere einen Lehenseid verlangte, vermittelst dessen er sich sein Eigentumsrecht über diese Länder zu wahren suchte. Die Fürsten, welche nach und nach insgesamt bei Konstantinopel angelangt waren, weigerten sich, einen solchen Eid zu leisten, und es kam sogar zu blutigen Auftritten. Endlich ward Boemund durch Geschenke dazu bewogen, und die anderen verstanden sich, des Wartens müde, nachher auch zur Annahme der Forderung des Kaisers. Nur Tankred und Raimund verweigerten den Eid; doch fügte sich der erstere bald nachher auf Bitten Boemunds ebenfalls, und Raimund gab wenigstens das Versprechen, seine Waffen nicht gegen die Griechen zu gebrauchen.

Hierauf wurden die Kreuzheere von den Griechen freundlich nach der asiatischen Küste hinübergebracht (Mai 1097). Ihre gesamte Zahl betrug damals, wenn den Angaben von Mönchen, welche über Kriegsangelegenheiten berichten, zu trauen ist, mit Inbegriff der Weiber, Kinder und Geistlichen 600 000 Menschen, eine Zahl, die für den eigentlichen Zweck des Zuges wohl hinderlich, nie aber förderlich sein konnte, denn nur die Hälfte kam beim Kampfe selbst in Betracht. Dies zeigte sich gleich anfangs bei der Belagerung von Nicäa, der früheren Residenz des Seldschukkensultans Kilidsch Arslan I., welcher nunmehr in Ikonium wohnte, und an welchem man zunächst den Tod

der unter Peter dem Eremiten und Walter von Habenichts vorausgegangenen Landsleute zu rächen hatte. Die Kreuzfahrer hielten Nicäa sechs Wochen lang eingeschlossen, ohne die Zufuhr über den Askaniasee, an welchem Nicäa (jetzt Isnik) liegt, und welcher durch einen Abfluß mit dem Marmara-Meer verbunden ist, verhindern zu können. Als endlich die Stadt nach einer Belagerung von sieben Wochen und drei Tagen aufs Äußerste gebracht zu sein schien, erhielt Alexius, der schon seit geraumer Zeit mit dem Sultan in enger Verbindung gestanden hatte, für Geld die Übergabe der Burg von der türkischen Besatzung (Juni 1097); die letztere pflanzte zur Überraschung und zum großen Verdrusse der Belagerer die Fahne des Oströmischen Reiches auf und machte so jeden weiteren Angriff unmöglich. Um im sicheren Besitze des Kaufes zu bleiben und nicht die Rache der erbitterten Kreuzfahrer auf sich zu ziehen, beschenkte Alexius die mächtigsten Führer derselben zum Verdruß des eigentlichen Heeres; die Beschenkten selbst kümmerte es wenig, daß auf diese Weise ihre Brüder auf den geringen Anteil, den ihnen Alexius zukommen ließ, beschränkt blieben. Übrigens berichten die Chronikenschreiber des Abendlandes zwar über die Belagerung von Nicäa ebenso, wie über alle Unterhandlungen mit den Griechen, zum großen Nachteile der letzteren; wenn man aber erfährt, auf welche Weise die Lateiner sich in Freundes- und Feindesland betrugen, so wird man den Kaiser Alexius leicht entschuldigen, zumal da er damals in seinem ganz ausgesogenen Reiche zu den härtesten Mitteln greifen mußte, um die vermehrten Ausgaben zu decken. Doch muß man auf der anderen Seite auch eingestehen, daß der griechische Staat durch den Zug der Abendländer neue Festigkeit gewann, indem alle Eroberungen derselben diesseit des Taurus sogleich vom Kaiser besetzt wurden, und daß dieser eine sehr zweideutige Politik trieb.

Gegen Ende Juni brachen die Kreuzfahrer wieder von Nicäa auf. Sie hatten auf ihrem weiteren Marsche in dem alten Phrygien bis nach Cilicien hin durch Mangel an Lebensmitteln, durch die glühende Hitze der Sonne und durch die Unzuverlässigkeit der Wegweiser in einem ganz fremden Lande so sehr zu leiden, daß viele Tausende starben. Für die Kriegsführung selbst kam ihnen der tiefe Gegensatz, der zwischen den Fatimiden in Ägypten und dem Abbassidischen Kalifen in Bagdad nebst seinem Emir al Omra Barkiarok, dem Sohne Malekschahs bestand, sehr zu statten. Letzterer hatte ohnedies nicht das Ansehen seines Vaters, und so nahmen die Beherrscher der kleineren Gebiete im Taurus und in Armenien zum Teil eine zuwartende Haltung an. Gleichwohl drohte die erste Feldschlacht, welche die Kreuzfahrer gegen die Truppen Kilidsch Arslans und seiner Verbündeten bei Doryläum zu bestehen hatten (Juli 1097), den Christen sehr

gefahrvoll zu werden; die Normannen waren bereits im entschiedenen Nachteil, als Gottfried und Bischof Adhemar heranrückten, welche durch Tapferkeit und kluge Führung einen vollständigen Sieg herbeiführten. Dagegen zeigte sich schon in Cilicien die unter den Anführern bestehende Verschiedenheit der Absichten und Gesinnungen recht deutlich. Tankred und Gottfrieds Bruder, Balduin, welche an der Spitze des Vorderheeres standen und durch den Taurus gezogen waren, wollten beide den Besitz der reichsten Stadt dieses Landes, Tarsus, mit Gewalt an sich reißen und gerieten darüber in einen heftigen Zwist. Gleich nachher verließ Balduin sogar das Heer der Gläubigen ganz, um für sich allein auf Eroberungen auszugehen. Er unterwarf sich einen Strich Landes am Euphrat, ward in der sehr bedeutenden christlichen Stadt Edessa, welche von den Türken bedrängt war, als Bundesgenosse aufgenommen und, nachdem die Einwohner ihr seitheriges Oberhaupt in einem Aufruhr erschlagen hatten, zum Fürsten ausgerufen (1098). Viele Städte der Umgegend huldigten ihm gleich darauf, und er gelangte auf diese Weise zum Besitz einer bedeutenden Grafschaft. Diese bildete freilich gewissermaßen eine Vormauer der Christen im Nordosten von Syrien und war später, in Verbindung mit dem armenischen Staat und mit dem nachherigen Fürstentum Antiochia, dem Reiche, welches die Kreuzfahrer in Palästina gründeten, zuweilen von Nutzen. Unmittelbar jedoch schadete Balduins Entfernung der eigentlichen Hauptunternehmung, sowohl weil er sich selbst und viele anderen tapferen Ritter der allgemeinen Sache entzog, als auch weil jetzt Boemund, dem durch Balduin gegebenen Beispiele gemäß, seiner Habgier und Herrschsucht ohne Scheu die Zügel schießen lassen konnte.

Diese Eigenschaften Boemunds zeigten sich besonders bei und nach der Belagerung der syrischen Stadt Antiochia am Orontes oder Asy, wobei er und die Seinigen ihr Gelübde gänzlich vergaßen und durch ihre Entfernung das zusammengeschmolzene Heer der Kreuzfahrer gewissermaßen zwangen, den ferneren Zug, also den eigentlichen Zweck des ganzen Unternehmens aufzuschieben. Diese Belagerung von Antiochia, welche neun Monate dauerte, ist übrigens höchst merkwürdig. Man erstaunt dabei weniger über die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Stadt den Pilgern in den Weg legte, als über die Ausdauer der christlichen Streiter, da diese, weit von ihrer Heimat entfernt, keine Erwerbsmittel hatten und die Zeitumstände sowie der geringe Vorrat des baren Geldes in Europa es ihnen unmöglich machten, Geld von Hause zu beziehen, an Sold aber damals nicht zu denken war. Der seldschukkische Beherrscher von Antiochia, Baji Sijan, hatte die christlichen Einwohner vertrieben, jedoch die Frauen und Kinder samt dem Patriarchen als Geiseln zurückbehalten. Zu den Schwierigkeiten der

Belagerung kamen im Winter noch Hunger und Krankheiten, welche im Heere der Kreuzfahrer Tausende hinrafften. Sehr viele entzogen sich den Entbehrungen und Leiden durch die Flucht und suchten teils in die Seestädte, teils nach Edessa zu entkommen; unter diesen war auch der elende Peter von Amiens, der jedoch nebst einigen anderen von Tankred wieder eingeholt und ins Lager zurückgebracht wurde. Endlich erkaufte Boemund, nachdem ihm von den anderen Führern, freilich mit Widerstreben, die Stadt im voraus als Eigentum zugesichert worden war, die Übergabe von einem vornehmen syrischen Renegaten, Pyrrhus oder Firuz, welchem Baji Sijan einen Turm der Mauer anvertraut hatte (Juni 1098). Die Einnahme von Antiochia war für die Kreuzfahrer der Übergang zu neuen Trübsalen. Sie fanden nur äußerst wenige Vorräte in der Stadt, in der sie fürchterlich wüteten, und schon drei Tage nach der Eroberung zeigten sich die Vorposten eines großen feindlichen Heeres, welches gegen Antiochia heranzog. Der seldschukkische Sultan Barkiarok hatte nämlich schon früher dem Beherrscher von Mossul, Kerboga, befohlen, mit seiner ganzen Macht zum Entsatze der Stadt herbeizueilen; dieser hatte sich aber zum Glück für die Kreuzfahrer unterwegs durch einen vergeblichen Angriff auf Edessa aufhalten lassen. Als er endlich mit 500 000 Mann bei Antiochia ankam und die Stadt einschloß, gerieten die Christen in Not und Verzweiflung. Tausende erlagen dem Mangel und der ausbrechenden Seuche, während viele andere sich der Gefahr des Unterganges durch die Flucht entzogen. Einer der angesehensten französischen Fürsten, Stephan von Blois, durch seinen Reichtum berühmt (er besaß, wie man sich erzählte, soviel Burgen als Tage im Jahre sind), fand Mittel, zu Schiffe nach Kleinasien zu gelangen; er scheint sogar durch seine Schilderungen der hoffnungslosen Lage ein griechisches Hilfsheer vom Weiterzuge nach Antiochia zurückgehalten zu haben. Von diesem Ausbleiben der Griechen nahmen später einige Fürsten Veranlassung, die Zusage des Lehnseides an Kaiser Alexius und sein Reich für ungültig zu erklären. Kerbogas Truppen bildeten übrigens zwar eine ungeheure Zahl, er selbst verließ sich aber, wie es scheint, sehr wenig auf die Angriffswaffen seiner uneinigen Scharen und ihrer Führer. Dagegen wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, das umlagerte Heer der Christen auszuhungern, wenn nicht ein glücklicher Einfall des provençalischen Mönchs Peter Bartholomäus dieses gerettet hätte. Peter zeigte eines Tages dem Grafen Raimund an, der Apostel Andreas sei ihm erschienen und habe ihm gesagt, daß in einer Kirche der Stadt die Lanze vergraben wäre, mit welcher einst Christus am Kreuze durchbohrt worden sei. Man fand die heilige Lanze an dem bezeichneten Orte, diese ward als ein Unterpfand der göttlichen Hilfe angesehen, und die fast ausgehungerten

Kreuzfahrer wurden dadurch zu neuem Mut entflammt. Sie machten, 26 Tage nach der Eroberung von Antiochia, gewissermaßen unter dem Schutze der heiligen Lanze, welche Raimunds Kaplan mit in den Kampf trug, einen verzweifelten Ausfall auf das Heer der Feinde. Diese stritten ohne Ordnung und Einigkeit, die Christen dagegen mit Verzweiflung und heiliger Begeisterung; die letzteren waren überdies dem Feinde gerade dadurch überlegen, daß sie fast gar keine Pferde mehr hatten und deshalb zu Fuße kämpfen mußten; denn in einem solchen Kampfe und auf einem ungünstigen Boden war die türkische Reiterei gegen schweres Fußvolk ganz unbrauchbar. Unter diesen Umständen konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft sein. Die Christen trieben die ungeordneten Haufen der Feinde in die Flucht, töteten eine unzählige Menge derselben und bemächtigten sich des türkischen Lagers, in welchem sie viele Kostbarkeiten und, was das Wichtigste war, einen großen Vorrat von Lebensmitteln sowie viele Pferde und Schlachttiere fanden. Ungeachtet des anscheinend wunderbaren Erfolges erhoben sich doch in dem frommen Heere so bedenkliche Zweifel gegen die Echtheit der Lanze, daß der Mönch Peter Bartholomäus dieselbe, wie erzählt wird, vermittelst einer sehr gefährlichen Feuerprobe, nämlich des Durchschreitens zwischen zwei brennenden Scheiterhaufen, zu erweisen genötigt wurde; er bestand sein Wagestück, starb aber kurz nachher an den Folgen. Nach dem glänzenden Siege von Antiochia, der dem Normannen Boemund den Besitz der Stadt und auch der Burg sicherte, stockte der Zug aus vielen Ursachen. Zunächst entbrannte heftiger Streit um den Besitz Antiochias, den die Fürsten dem Boemund nicht gönnten. Man schickte Hugo von Vermandois nach Konstantinopel und versprach dem Kaiser das Gebiet, wenn er sich thätig am Kreuzzuge beteiligen wolle. Hugo zog aber mit den Seinen nach Hause. Als dann Meutereien wegen des langen Lagerns im Heere ausbrachen, zog man weiter. Da traten neue Hemmungen ein, weil der Fatimidische Kalif Mostali oder vielmehr sein allmächtiger Minister Afdal, welcher seit kurzem Jerusalem den Seldschukken entrissen hatte, den Kreuzfahrern alles Friedliche und Freundliche anbieten ließ, und weil also jetzt der eigentlich nur gegen die Seldschukken unternommene Krieg keinen Zweck mehr hatte. Eine Gesandtschaft, welche Afdal an die Fürsten des Kreuzheeres schickte, erklärte die Seldschukken für gemeinschaftliche Feinde und bot nicht nur ein Bündnis gegen sie an, sondern Afdal wollte auch das Pilgern und die Feier des christlichen Gottesdienstes in der Stadt Jerusalem erlauben. Von seiten der Kreuzfahrer ward zu den weiteren Unterhandlungen und zur Abschließung des Bündnisses eine Gesandtschaft nach Ägypten abgeordnet. Außer dem dadurch veranlaßten Aufenthalte wirkte auch der Tod des trefflichen Bischofs Adhemar von

Puy, der bisher zugleich als päpstlicher Legat und als Krieger den Zug begleitet hatte, hemmend auf den eigentlichen Zweck des Unternehmens ein. Adhemar hatte sich, wie die allgemeine Teilnahme bei seinem Tode zeigte, die Liebe und Achtung aller erworben, und er war es besonders gewesen, der unter schwierigen Umständen den heiligen Eifer erhalten hatte.

Erst sehr lange nach der Zurücktreibung Kerbogas traten die Kreuzfahrer den weiteren Zug nach Jerusalem an. Ja, sie würden selbst dann noch nicht aufgebrochen sein, hätte nicht das Volk unter heftigen Drohungen die Weiterführung verlangt und nicht Gottfried, Tankred und die beiden Robert das heilige Grab durchaus den Ungläubigen entreißen und Raimund sich durch Eroberungen in Asien für die Kosten des Zuges entschädigen wollen. Die Unterhandlungen mit den Ägyptern zerschlugen sich ganz, weil man die völlige Abtretung Palästinas verlangte, in welche Afdal natürlich nicht willigen konnte. Warum übrigens der ägyptische Regent erst dann Rüstungen gegen die Kreuzfahrer machte, als diese nach ihrem Abzuge von Antiochia die den Fatimiden unterworfenen Küstenstädte erobert hatten, läßt sich wohl nur aus der damaligen Lage der Dinge in Ägypten und aus Afdals Verhältnis zu seinem Herrn und dessen Beamten erklären. Die Kreuzfahrer zogen über Laodikea, Tripolis, Sidon, Tyros, Akka*) und Cäsarea, dann über Ramlah und Emmaus; hier erblickten sie endlich am 6. Juni (1099) von einer Anhöhe die heilige Stadt; unter Thränen fielen sämtliche Kriegsleute auf die Kniee und stimmten Lobgesänge an. Die Eroberung von Jerusalem ist, obgleich die Kreuzfahrer dabei nicht mit der Hauptmacht der Ägypter zu kämpfen hatten, die einzige eigentlich bewunderungswürdige Kriegsthat auf dem ganzen ersten Kreuzzug, sowohl wegen der verhältnismäßig kurzen Zeit, in der sie zu stande gebracht wurde, als auch weil die äußeren Umstände den Christen ungünstig waren. Schon gleich anfangs, als sie der heiligen Stadt kaum ansichtig geworden waren, stürmten sie mit rasender Wut gegen die hohe Mauer, und obgleich Jerusalem durch Natur und Kunst stark befestigt war, so wären sie doch schon damals in die Stadt eingedrungen, wenn sie nur Leitern gehabt hätten. Dies muß um so mehr Staunen erregen, da die Besatzungstruppen und die fanatisch erbitterten Bürger, welche Jerusalem verteidigten, nicht weniger als 40 000 Mann ausmachten, das Heer der Kreuzfahrer aber bis auf 20 000 Mann zusammengeschmolzen und auch von diesen mehr als die Hälfte zum

*) Akka oder Akkon, an einer Bucht im Norden des Karmel; statt des biblischen Namens kam seit Ptolemäos I. der Name Ptolemais auf; das jetzige Saint Jean d'Acre, im Mittelhochdeutschen meist Ackers genannt.

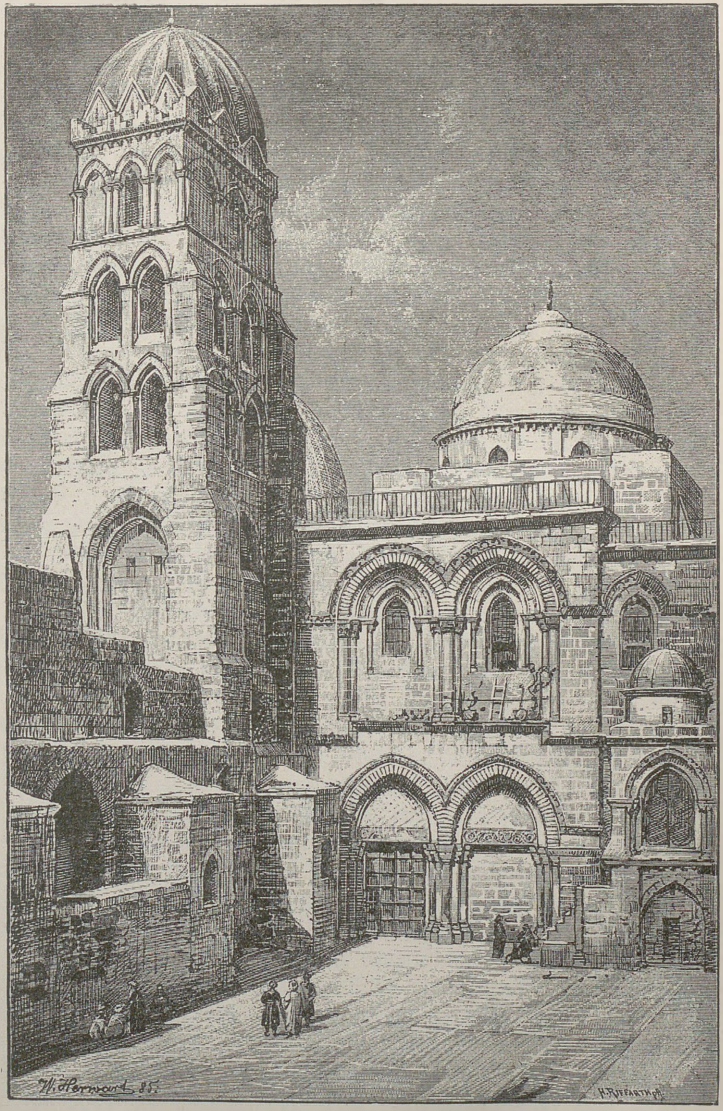
Kampfe untüchtig war. Als endlich eine förmliche Belagerung begonnen wurde, fehlte es den Christen an Holz und an Baumeistern, um Kriegsmaschinen zu bauen, während die Mohammedaner mit beidem wohl versehen waren. Die ersteren hatten ferner durch den Mangel an Wasser viel zu leiden und mußten jeden Tag befürchten, daß Afdal mit einem bedeutenden Heere der Stadt Entsatz bringen werde. Durst, Hitze und Kriegsbeschwerden ertrugen die Gläubigen gern als eine Art von Buße, dem Holzmangel half bald die zufällige Entdeckung eines kleinen Haines ab, und kurz darauf kamen von Joppe her, wo einige pisanische und genuesische Schiffe mit Lebensmitteln gelandet waren, auch tüchtige Maschinisten und Werkmeister mit Zimmergeräte zum christlichen Heere. Zwei ägyptische Boten, welche aufgefangen wurden, spornten sogar durch die von ihnen erpreßte Nachricht, daß in 14 Tagen Afdal mit einem großen Heere erscheinen werde, zur äußersten Anstrengung an. Das gesamte Heer unternahm barfuß noch eine feierliche Bitt- und Bußfahrt nach dem Ölberg, und sodann beschloß man zu einer Zeit, wo nach gemeiner Klugheit die Erstürmung der Stadt durchaus unmöglich war, einen neuen allgemeinen Sturm. Zwei Tage hintereinander kämpften die Christen mit ihren wütenden Gegnern. Endlich stiegen zuerst zwei Brüder aus Flandern und dann Gottfried von Bouillon, sein Bruder Eustach und die beiden Robert über die Fallbrücke eines Belagerungsturmes auf die Mauer. Sie öffneten ein Thor und in der dritten Nachmittagsstunde des 15. Juli 1099, fünf Wochen nach Beginn der Belagerung, drangen die Christen in die eroberte Stadt ein. Die Feinde zogen sich, nachdem sie in den Straßen noch lange verzweifelt gekämpft hatten, in die mit Mauern umgebene Moschee Omars zurück, welche auf der Stätte des Salomonischen Tempels errichtet war. Tankred eroberte auch dieses Bollwerk, und damit war die Einnahme der Stadt beendigt.

Entsetzlich waren die Greuelthaten, welche die durch Fanatismus, durch Entbehrungen aller Art und durch einen langen Kampf auf Leben und Tod erhitzten Kreuzfahrer in der eroberten Stadt verübten. Die ganze Nacht hindurch wurden die Moslemin gewürgt, über die Treppenstufen der Moschee Omars rieselte das Blut; viele Juden fanden in der Synagoge, wohin sie sich geflüchtet hatten, durch die Flammen ihren Untergang. Man metzelte alle Ungläubigen, die man fand, ohne Gnade nieder oder marterte sie auf qualvolle Weise zu Tode und schonte nicht einmal der Säuglinge. Wie die Wut und die Leidenschaft im Morden, Rauben und Entehren grenzenlos gewesen war, so war gleich nachher Andacht und Bußfertigkeit der rohen Krieger übermäßig und eher indischer Büßer, als christlicher Ritter würdig. Das war aber Charakter des Mittelalters; es machte allein die Ritterzeit poetisch.

Die Streiter badeten, sie reinigten sich von Blut, sie zogen als Büßende in Prozession barfuß und mit entblößtem Haupte in die Auferstehungskirche, um Gott zu danken und Buße zu geloben. Am dritten Tage ergab sich die Besatzung der Burg und erhielt freien Abzug. Dies verdroß das Kreuzheer, und die Fürsten konnten dasselbe nur dadurch beschwichtigen, daß sie alle noch am Leben erhaltenen Ungläubigen seiner Mordlust preisgaben. Das himmelschreiende Verfahren der Kreuzfahrer in Jerusalem erfüllte die ganze mohammedanische Welt des Ostens mit Wut und weckte begeisterte Prediger und Sänger, welche die damals unter den Gläubigen herrschende Schlaffheit verfluchten und die besseren Söhne des Islams zum Eifer für den heiligen Glauben aufforderten. Diese Predigten und Gesänge verhallten zwar in der nächsten Zeit fruchtlos, weil Barkiarok mit seinen Brüdern im Kampfe war, und weil die seldschukkischen Gebieter der syrischen Städte nicht gewohnt waren, Liedern und Predigten ihr Ohr zuzuneigen; allein sie äußerten späterhin ihre Wirkung, und der ewige Krieg der Rache, zu dem die Gläubigen aufgereizt wurden, mußte den Christen notwendigerweise verderblich werden, da sie ihren Feinden an Zahl weit nachstanden.

4. Das Königreich Jerusalem in der ersten Zeit.

Sobald die Kreuzfahrer im Besitze der Stadt Jerusalem waren, erklärten sie ihren Entschluß, sich im Lande zu behaupten, dadurch, daß sie einen förmlichen Staat gründeten und, nachdem man vorher an Raimund und andere gedacht hatte, endlich den Frömmsten und Würdigsten ihrer Herzöge, Gottfried von Bouillon, zum König desselben ernannten. Gottfried nahm wohl die Herrschaft, nicht aber den Königstitel an; er nannte sich „Beschützer des heiligen Grabes". Die Worte, die er dabei gesprochen haben soll: er wolle nicht eine Königskrone tragen an der Stätte, wo der Heiland der Welt eine Dornenkrone trug, bezeichnen in idealer Weise die schwungvolle Sinnesart, mit welcher der Kreuzzug vom Volk im großen und von den Besten der Zeit aufgefaßt wurde. Der neue Herrscher hatte übrigens von seinem kleinen Reiche kaum Besitz genommen, als die Nachricht kam, daß Afdal mit einem ungeheuren, aus Negern, Beduinen und schlaffen Ägyptern bestehenden Heere im Anzuge sei. Man darf sich nicht wundern, daß der Kern der europäischen Ritterschaft diese Feinde trotz ihrer Menge verachtete. Die Christen hatten ja erst ganz neulich durch glorreiche Siege, durch Begeisterung und Glaubensschwärmerei neue Stärke gewonnen, und Afdal selbst setzte schwerlich großes Vertrauen auf das von ihm geführte Heer, da sein Vater Bedr einst mit einer kleinen Zahl



Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem.

Gezeichnet von W. Herwart.

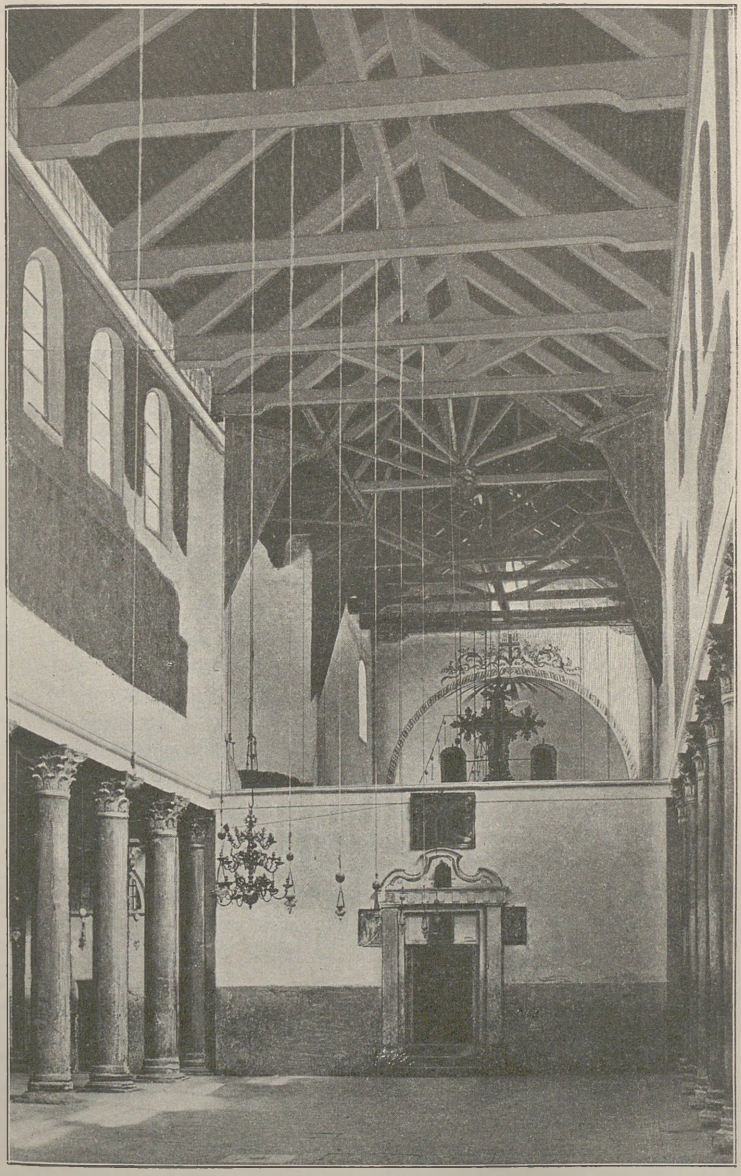
syrischer Truppen, d. h. mit Seldschukken und Kurden, dieselben unzähligen Scharen geschlagen hatte. Bei Askalon kam es im August 1099 zu einer Schlacht, welche von den Christen ohne sehr große Anstrengung gewonnen ward. Die ansehnliche Beute verschaffte dem erschöpften Jerusalem die nötigen Lebensmittel, den Rittern Pferde, an denen sie großen Mangel gelitten hatten, dem Landbau das fehlende Zugvieh sowie durch die übertriebenen Nachrichten von der Menge der eroberten Schätze dem Kreuzheere neuen Zuwachs aus Europa. Schon ehe übrigens diese Nachrichten nach Europa kamen, hatten die Pisaner aus Neid gegen die Genueser einen Zug ausgerüstet, und mit ihrer Flotte langte auch der Bischof Daimbert oder Dagobert von Pisa an, der vom Papste Paschalis II. an Adhemars Stelle gewählt worden war und nachher als Patriarch von Jerusalem viel Mißhelligkeiten und Unheil stiftete. Überhaupt fehlte es an Unfrieden nicht. Nur mit Mühe gelangte Gottfried in den Besitz der Burg zu Jerusalem, die Graf Raimund innehielt. Es gelang endlich, daß er sie dem Bischof von Albara bis zur weiteren Entscheidung übergab, und als dieser sie dann an Gottfried auslieferte, zog Raimund verbittert ab und bereitete später Gottfried vor Askalon die größten Schwierigkeiten.

Gottfried starb schon ein Jahr nach seiner Erwählung (1100). Er hatte in seinem neuen Reiche die Gebräuche und Sitten der Gegenden, aus denen er herkam, als feste Gesetze eingeführt, ohne sie jedoch, wie man gemeiniglich behauptete, selbst niederschreiben zu lassen, und es entwickelte sich nachher in Palästina sehr schnell ein konsequent durchgeführtes Feudal- oder Lehnssystem. Um dies richtig aufzufassen, darf man den Unterschied zwischen dem Rittertum und einem auf Krieg und Kampf beruhenden Feudalwesen nicht übersehen; jenes ging in Palästina unter, dieses dagegen blühte dort recht eigentlich auf. Das echte Rittertum beruhte auf dem Haß jeder Feigheit, auf Treue und Wahrheit, auf Religion und Uneigennützigkeit, auf dem Abscheu vor niedriger Wollust und auf der Verteidigung wahrer Liebe. Von diesen Tugenden konnten einige im Klima und bei den Sitten des Orients unmöglich ausdauern; dagegen war die Tapferkeit anfangs unerläßlich, und die Religion blieb ein Wort der Vereinigung gegen die Streiter des Islams. Eine Grundlage von ganz anderer Art hatte das Feudalwesen. Es beruhte auf dem jener Zeit eigentümlichen Staatsverhältnis, nach welchem der Wehrlose, Ungerüstete und Ungeübte gar nichts war, alle anderen Bürger des Staats aber sich gewissen, untereinander verschiedenen Bedingungen, welche an den Besitz bestimmter Güter geknüpft waren, unterwerfen mußten und auf diese Weise die Glieder einer zusammenhängenden Kette bildeten. Der Mächtigste unter den Güterbesitzern war das Ende und Haupt der ganzen Kette. Dem Grund-

satze nach hätte dies jedesmal der König sein sollen; dieser war es in Europa nicht immer, wohl aber in Palästina, weil er hier stets zugleich auch der Anführer im Kriege war.

Nach Gottfrieds Tode wußte eine mächtige Partei im Reiche, alles Widerspruches ungeachtet, es durchzusetzen, daß sein Bruder Balduin, der in Edessa herrschte, zum König erwählt wurde. Dieser nahm die Königswürde an, obgleich seine Besitzungen am Euphrat und Tigris bedeutender waren, als das kleine Jerusalem, auf dessen Hauptstadt samt einem Stadtviertel von Joppe noch überdies bald nachher der Patriarch Daimbert Anspruch machte. Das Fürstentum Edessa trat der neue König, Balduin I., an seinen nächsten Verwandten, Balduin von Bourges, ab; er selbst wurde zu Bethlehem gesalbt und gekrönt. Zwar hatte der Patriarch allerlei Gründe gesucht, um diese Feier zu verhindern, so namentlich die Frage aufgeworfen, ob an der Stätte, wo Christus die Dornenkrone getragen, ein Mensch mit der Königskrone geziert werden dürfe. Aus diesem Grunde vollzog man die Krönung dann in Bethlehem. Hierauf übernahm Balduin die Regierung. Er war schon längst in tödlicher Feindschaft mit einem der nachherigen vier Hauptbarone Jerusalems, Tankred. Dieser konnte, als Balduin König wurde, nicht im Lande bleiben, da er als unversöhnlicher Feind desselben ihm die Lehnstreue nicht versprechen konnte. Er benutzte daher den Umstand, daß Boemund von Antiochia in die Gefangenschaft eines türkischen Emirs geraten war, um sich unter einem schicklichen Vorwande zu entfernen. Er begab sich auf eine Aufforderung aus Antiochia als Verweser von Boemunds Fürstentum dorthin, nachdem er vorher mit Balduin unterhandelt und ihm seine Lehen Tiberias und Kaypha unter der Bedingung abgetreten hatte, daß dieselben, wenn er binnen 15 Monaten zurückkehre, ihm wiedergegeben werden, im anderen Falle aber dem Könige verbleiben sollten. Übrigens fand Tankred erst Eingang in Antiochia, nachdem er versprochen hatte, abzudanken, wenn Boemund zurückkäme. Mit einem anderen Feinde, dem Patriarchen Daimbert, ward Balduin, der in seiner Jugend selbst dem geistlichen Stande angehört hatte, bald nachher leicht fertig. Er forderte seine Kampfgenossen zur Plünderung der Reichtümer auf, die der habsüchtige italienische Prälat aufgehäuft hatte, und vertrieb ihn dann aus Jerusalem. Daimbert begab sich zu seinem Freunde Tankred, Balduin aber zog aus den Schätzen desselben die Mittel, einen neuen Angriff der Ägypter abzuwehren.

Der Bericht über diesen ersten Krieg Balduins mit den Ägyptern gleicht mehr einer Dichtung von Arthurs Tafelrunde oder von den Paladinen der Ritterromane, als einer historischen Erzählung; und doch ist es gewiß, daß Balduin mit nur etwa 1000 Mann den 30 000



Inneres der Geburtskirche zu Bethlehem: Krönungsstätte Balduins I.

Nach einer Original-Photographie.

Streitern Afdals entgegenging und siegreich zurückkehrte. Gleich nachher rief der Tod des Kalifen Mostali einen Thronstreit in Ägypten hervor. Diese Lage der Dinge und der kurz zuvor erfochtene glänzende Sieg erweckten in Balduins Seele den Gedanken, sein Reich auf Kosten der Ägypter zu erweitern. Er hoffte dabei einen großen Zuwachs an Streitkräften zu erhalten, weil jene Kreuzfahrer, die sich einst durch ihre Flucht aus dem umlagerten Antiochia beschimpft hatten, damals mit einer ungemein großen Zahl von neuen europäischen Pilgern in Kleinasien eingedrungen waren. In einem und demselben Jahre nämlich waren drei neue Kreuzheere nach dem Orient gezogen (1101), mit der Absicht, den Krieg weiter nach Osten, vielleicht bis zum Sitze des Kalifen zu tragen. Das eine, bei welchem der Erzbischof von Mailand, der Marschall des Kaisers Heinrich IV., der Graf von Burgund, der Graf von Blois und der Bischof von Laon die Hauptpersonen waren, rückte unter der Führung des alten Raimund von Toulouse, der sich damals zufällig in Konstantinopel befand, in Kleinasien ein, erlitt aber bald eine Niederlage durch die Türken und ging großenteils auf schmähliche Weise unter. Der zweite Zug unter dem Grafen Wilhelm von Nevers hatte ein ähnliches Schicksal; denn von den 15 000 Pilgern, aus welchen Wilhelms Heer bestand, erreichten nur 700 auf dem Rückzug aus dem Inneren von Kleinasien die Stadt Antiochia. Das dritte Heer erlag am spätesten dem Schwerte der Türken. Es bestand aus Franzosen und Deutschen; die Hauptführer derselben waren Hugo von Vermandois, der auf dem ersten Kreuzzuge bekanntlich nur bis Konstantinopel gelangt war, Hugo von Lusignan, der Bayernherzog Welf I., der Erzbischof von Salzburg und der als Troubadour berühmte Wilhelm IX., Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou; auch eine fürstliche Frau, die Markgräfin Ida von Oesterreich, hatte sich dem Zuge angeschlossen. Dieses Heer erlitt in Kleinasien das Los seiner Vorgänger; denn die vielen Tausende, aus denen es bestand, kamen fast alle entweder auf jammervolle Weise um oder gerieten in türkische Gefangenschaft. Ida verschwand und wurde nie mehr gesehen; Welf I. entkam durch Flucht, gelangte nach Jerusalem, starb aber während seiner Heimreise auf der Insel Cypern; Hugo von Vermandois und Hugo von Lusignan retteten sich nach Tarsus, wo der erstere an seinen Wunden starb; der Erzbischof von Salzburg erlitt einen martervollen Tod, und Wilhelm von Poitou erreichte mit nur sechs Begleitern ein Schloß Tankreds. Alle diese ungeheuren Heerzüge dienten also nur dazu, die Türken durch Beute zu bereichern, und brachten keine Hilfe nach Palästina, wohin bloß unbedeutende Reste derselben gelangten. Einen großen Teil der Schuld an diesen Unglücksfällen trug die zweideutige Politik des Kaisers Alexius.

Während auf solche Weise Balduins Hoffnungen zerrannen, setzte Asdal aufs neue in Ägypten sich fest; der seldschukkische Sultan Mohammed aber, Stiefbruder Barkiaroks und Nachfolger desselben seit 1104, hatte von Bagdad aus dem Emir Maudud von Mossul die Oberleitung des Krieges gegen die Christen übertragen, und dieser wußte eine Zeitlang die kleinen Fürsten von Syrien und Armenien zu einem festeren Bund als bisher zu vereinigen. Gleichwohl beschloß Balduin, bei Tiberias mit einem kleinen Heer einen Angriff auf die verbündeten Gegner zu machen (1113). Die Folge davon war eine schreckliche Niederlage. Doch hob das Zuströmen neuer ritterlicher Pilger, die Unterstützung der italienischen Handelsstaaten und die strenge Konsequenz, mit welcher das Lehnssystem in Palästina aufrecht erhalten wurde, die niedergeworfene Macht des Königreichs Jerusalem bald wieder empor, und die Regierung Balduins war ungeachtet jenes harten Schlages eine der kräftigsten der ganzen damaligen Zeit.

Die unzähligen Kriege, welche Balduin nachher bis zu seinem Tode beschäftigten, wurden teils mit den Ägyptern, teils mit dem Sultan Mohammed und mit anderen vom Euphrat und Tigris her drohenden mohammedanischen Fürsten geführt und endeten meistens, ohne daß auf einer von beiden Seiten etwas Bedeutendes wäre gewonnen oder verloren worden. Den einzigen Gewinn davon hatten die italienischen Seestaaten, welche dem Könige von Jerusalem zum Besitze der Seeküste verhalfen; denn sie bereicherten sich durch den ganz frei gegebenen Handel mit den Waren des Ostens, während zugleich die gutbezahlten Überfahrten der Pilger ihre Flotten vermehrten und der Wohlstand aller ihrer Bürger durch Gewerbe zunahm. Für die Blüte dieser Seestädte hatte die Eroberung Palästinas eine sehr große Bedeutung, und der Transport der Pilger war für sie ebenso wichtig, wie in unseren Tagen die Überfahrt der europäischen Auswanderer für belgische und deutsche Seestädte ist. Am Ende seiner Regierung hätte Balduin in einem neuen Kriege mit Ägypten vielleicht sehr wichtige Vorteile erkämpft, wenn er nicht plötzlich erkrankt und gestorben wäre (1118); denn er war schon bis nach der Grenzstadt El Arisch vorgedrungen und hatte Farama erobert. Er empfahl den ihn begleitenden Vasallen des Reiches seinen zu Edessa herrschenden Vetter, Balduin von Bourges, zum Nachfolger, und da des Königs Bruder, Eustachius, nach Europa zurückgekehrt war, so trugen jene kein Bedenken, den Vorgeschlagenen, dessen Tapferkeit bekannt war, als ihren König anzuerkennen. Balduins I. Gebeine wurden auf dem Kalvarienberg neben seinem Bruder Gottfried von Bouillon begraben; seine Eingeweide hatte man bei El Arisch beerdigt.

Die Regierung Balduins II. (1118—1131) war die thätigste

und rühmlichste, von welcher Seite her man auch die Verhältnisse des kleinen Reiches betrachten mag. Mit den syrischen Herren wurden zwar anfangs unglückliche Kriege geführt, und sowohl der tapfere Joscelin, einer der bedeutendsten Großen von Jerusalem, welchem Balduin das Fürstentum Edessa gegeben hatte, als auch der König selbst gerieten in die Gefangenschaft Balaks, eines Fürsten aus dem Geschlechte der Ortokken oder Nachkommen Ortoks; ja sogar die Stadt Aleppo ward von diesem genommen (1123). Kaum war aber Joscelin durch einen glücklichen Zufall wieder frei geworden, als er, durch Erfahrung gewitzigt, den Krieg auf die rechte Weise zu führen begann, und der gleich nachher erfolgte Tod Balaks sowie die Auslösung des Königs änderten die Scene völlig. Noch ehe Balduin seine Freiheit wiedererhalten hatte, war der Doge von Venedig mit einer beträchtlichen Flotte angekommen und hatte eine Verbindung mit den Baronen des Reiches geschlossen, durch welche die Venezianer bedeutende Vorrechte in Palästina erhielten und sich zu einem gemeinschaftlichen Kriegszuge gegen die Ägypter verpflichteten. Die Eroberung von Tyros (1124) war die nächste Folge dieser Verbindung. Da Ägypten seit Afdals Tode (1121) fast beständig durch innere Unruhen verwirrt ward, so würde man damals vielleicht die ganze Küste den Fatimiden entrissen haben, wenn sich nicht an der Ostgrenze des christlichen Reiches zwei furchtbare Feinde, der türkische Atabeg Emadeddin Zenghi und der Staat der Assassinen, erhoben hätten. Zenghi war ein Sohn des tapferen Aksonkor, der im Kampfe zwischen Barkiarok und Tutusch das Leben verloren hatte. Er war durch den Seldschukkensultan Mahmud II. zuerst zum Statthalter von Waset und Irak ernannt, dann (1127) mit Mossul, Mesopotamien und Syrien belehnt worden, und so bildete sich nach und nach eine für die Christen sehr gefährliche Macht. Die Entstehung des sonderbaren Staates der Assassinen bedarf einer ausführlichen Erläuterung.

5. Die Assassinen.

Die Assassinen waren eine der sogenannten ismaelitischen Sekten, welche von Turkistan bis an das Pyrenäengebirge verbreitet waren und ihren Namen von ihrem angeblichen Stifter, Ismael, dem siebenten Nachkommen Alis, erhalten hatten. Das System der Ismaeliten ist aus dem Einflusse indisch-persischer Lehren auf den Islam hervorgegangen und beruhte auf dem Gedanken, daß das Imamat oder der Geist Gottes in der Familie des Stifters der ismaelitischen Sekten vererbt werde und durch Wanderung von einem Leibe zum andern übergehe. Dieser Gedanke ward beim Beginne der Abbassiden-

herrschaft dahin ausgebildet, daß nur die sieben ersten Imame bis auf Ismael den Zeitgenossen öffentlich erschienen seien, daß die folgenden dagegen im Verborgenen bleiben und nur durch Glaubensboten wirken sollten, bis der von Gott dazu beseelte, der Mahdi, wieder hervortreten werde. Dem System liegt eine allegorisch-mystische Lehre zu Grunde, nach welcher der Koran gedeutet wird, und die nach dem Zeugnisse eines Kenners zu einer Auflösung der Religion in Philosophie, zur unbegrenzten Freiheit im Denken und Urteilen und bei dem einen Teile der ismaelitischen Sekten zu einer unbegreiflichen Frechheit der Sitten, bei dem anderen zu einer unbegreiflichen Weltentsagung führt. Alle ismaelitischen Sekten hatten ihre Geheimlehren, ihre Weihen und Grade, ihre geheimen Orgien und Missionäre, welche Proselyten machten und mehrenteils auch für politische Zwecke arbeiteten. Die Laien nannte man Refiks, die Eingeweihten Fedaïs, die Lehrer und Missionäre Daïs. Zu den ismaelitischen Sekten gehörten die bereits früher mehrmals erwähnten Karamathier sowie die von der Zeit des Fatimiden Hakem an bis auf unsere Tage im Libanon lebenden Drusen und die ebendaselbst wohnenden Nosairis. Keine von allen diesen Sekten aber war glücklicher, als die der Fatimiden, welche, wie im vorigen Band erzählt worden, Obeidallah, ein Daï der Karamathier, in Afrika stiftete. Die Nachkommen dieses Daïs, welche dort ein Reich gründeten und bald nachher Ägypten zum Mittelpunkte desselben machten, nahmen den Uneingeweihten gegenüber die Würde des Oberhauptes der Gläubigen in Anspruch, behielten aber dabei für die Eingeweihten auch die Würde eines Oberhauptes der Sekte, und sehr oft war ihr erster Minister der Justiz zugleich Leiter der geheimen Bundesvorsteher und Obermissionär oder Daï der Daïs. Sie blieben mit den Karamathiern stets in einer gewissen Verbindung und die letzteren wurden von ihnen sogar genötigt, das Äußere des Islams mehr zu schonen, als früher, wo noch keine der ismaelitischen Sekten im Besitz eines Reiches war.

Mit dem beginnenden Untergange der Karamathier und dem Sinken der Fatimiden in Ägypten schien der Fanatismus der Ismaeliten ganz unschädlich geworden zu sein, als ihn auf einmal Hassan ben Sabah, der Stifter der Assassinen, neu belebte und ihm eine durchaus politische Richtung gab. Hassan war der Sohn eines ismaelitischen Lehrers, der, wie er selbst nachher, seine Überzeugungen unter dem Mantel religiöser Beschauung versteckte. Er ward in Nischapur Schüler eines sehr rechtgläubigen Theologen und Mitschüler des berühmten Seldschukkenwesirs Nizam el Mulk, kam durch den letzteren an den Hof des Sultans Malekschah, suchte hier Nizam zu stürzen und warf, als ihm dieser Plan fehlgeschlagen war, endlich die Maske heuchelnder Andacht ab. Er schloß sich darauf an die Ismaeliten an, ward von

ihnen bald als eine Art von Prophet anerkannt und bediente sich seitdem ihrer geheimen Ordensverbindung und des Fanatismus getäuschter Adepten ganz vortrefflich zu seinen Zwecken. Die Nachrichten über den Orden, welche er in Irak erhielt, noch mehr aber die Bekanntschaft mit der Lehre der Karamathier und ihren Verbindungen mußten ihn natürlich auf Ägypten, als den Hauptsitz seiner Sekte, aufmerksam machen. Er begab sich dorthin, hatte das Glück, daß einer seiner Orakelsprüche den Absichten des Kalifen Mostanser entsprach, und ward deshalb auf Befehl desselben von den ersten Personen des Hofes und vom Daï der Daïs als eine Art Heiland empfangen. Dessenungeachtet konnte er sich am ägyptischen Hofe nicht halten, weil der Wesir Bedr, dem er entgegenarbeitete, allzumächtig war und sich bei seinen Entschlüssen weder um die Eingeweihten, noch um den Oberdaï bekümmerte. Hassan mußte schnell das Land verlassen und verdankte es nur seinen vielen Freunden, daß er mit dem Leben davonkam. Er entfloh auf einem fremden Schiffe aus Ägypten, durchreiste dann Syrien und Persien und gewann in beiden Ländern viele Anhänger. Schon damals sprachen seine Anhänger von ihm nur mit dem Ausdruck „unser Herr" und hielten ihn für den Vorläufer des nächstens erscheinenden Imams. Doch mußte er alle möglichen Gestalten annehmen, um den Nachstellungen des Wesirs Nizam el Mulk zu entgehen, bis es ihm 1099 gelang, mit den Entschlossensten seiner Anhänger die Bergfestung Alamut im Lande Deilem zu besetzen und sich von da aus das umliegende Gebirge zu unterwerfen. Seine Anhänger nannten ihn seitdem den Scheich al Dschebel, d. i. den Herrn des Gebirges oder, wie die Europäer übersetzt haben, den Alten vom Berge.

In Alamut entfaltete sich Hassans eigentümlicher Charakter, den er auch seiner Sekte einprägte und mit solcher Strenge behauptete, daß er sogar seine beiden Söhne für die Übertretung seiner Gebote mit dem Tode bestrafte. Er selbst opferte der Einrichtung seines Staates und dem Vergnügen, von einer Felsenspitze aus mit göttlichem Ansehen zu herrschen, die Freuden des Lebens. Stets mit Geschäften überhäuft, erschien er kaum zweimal während seines Lebens auf der Terrasse seiner Festung und verließ das Schloß selbst nie wieder. Er zog alle Ismaeliten von Persien an sich, wußte ihnen einen vollkommen blinden Fanatismus einzuflößen und bildete aus ihnen eine seinen Geboten unbedingt gehorchende Schar von schwärmerischen Ordensbrüdern; doch war er bescheiden genug, sich selbst nur für den Repräsentanten des Imams auszugeben. Da die Mitglieder seiner Sekte sich durch den Genuß der Haschischa, eines aus Hanfkörnern bereiteten, furchtbar wirkenden Berauschungsmittels in einen Zustand seliger Entzückung zu

versetzen pflegten, so haben sie wohl davon später den Namen Haschischim erhalten, woraus dann die Abendländer Assassinen machten; jedenfalls ist der Name nicht von Hassan abzuleiten. Ein venezianischer Reisender des 13. Jahrhunderts, Marco Polo, erzählt, die Assassinen hätten in ihrem Gebirge einen paradiesischen Garten gehabt, in welchen der zur Aufnahme in ihren Orden Auserkorene gebracht worden sei, nachdem man ihm vorher durch Berauschung das Bewußtsein geraubt habe; hier sei er, um ihn durch den Vorgeschmack des Paradieses zu begeistern, nach seinem Erwachen mit allen möglichen Sinnengenüssen umgeben, nach einigen Tagen aber aufs neue berauscht und bewußtlos hinweggetragen worden. Wie es sich auch mit dieser Erzählung eines allerdings geistvollen und in manchen Dingen vortrefflichen Beobachters verhält, den aber seine Zeit wegen der Übertreibung der Reichtümer, die er im Orient wollte gesehen haben, Marco Millioni nannte, so ist doch ausgemacht, daß Hassans Anhänger sich schon zur Zeit ihres Stifters den Namen der durch Haschischa rasend Gemachten verdienten, den sie später geführt haben. Sie begingen die verwegensten Thaten und opferten sich im Gehorsam gegen ihren Gebieter lachend dem Tode. Hassan vereitelte daher auch durch den Fanatismus derselben alle Angriffe der Seldschukken auf seinen Staat. Malekschah und Nizam el Mulk boten zuletzt die ganze Macht ihres Reiches gegen ihn auf; allein einer der assassinischen Fedaïs gab dem verhaßten Wesir in der Mitte des Heeres den Todesstoß. Bald darauf starb auch der Sultan, und infolgedessen unterblieb der gegen Hassan beabsichtigte Kriegszug. Zwar griffen nachher auch die um das seldschukkische Sultanat streitenden Prätendenten die Felsenburgen der rasenden Schwärmer an; mit welchem Erfolge aber, läßt sich leicht denken, da sie selbst stets vom Orden gewissermaßen umstrickt waren und der falsche Prophet jeden Betrug für lobenswert, jeden Mord für eine Heldenthat erklärte, sobald das, was er selbst die gute Sache nannte, dadurch befördert ward. Die Dolche seiner rasenden Anhänger trafen jeden Großen, der sein Feind war. Es war damals sogar in gleichem Grade gefährlich, den Alten vom Berge zu hassen und ihn zu lieben; denn die Fürsten ließen alle die, welche sich zu seinen Gunsten aussprachen, umbringen, und seine geheimen Anhänger töteten jeden, den sie für seinen Feind hielten. Leicht vereitelte daher Hassan nicht nur alle Unternehmungen der Seldschukken gegen Alamut, sondern es ward auch von seinen Anhängern rings um diese Burg eine Festung nach der andern erobert. Bei seinem Tode (1125) übergab der schlaue und feste Mann die neuerrichtete geistlich-weltliche Macht nicht einem Manne aus seiner Familie, sondern dem ältesten und erfahrensten Lehrer der Sekte, Kia Buzurk, welcher während einer 14jährigen

Regierung den Schrecken der Assassinen zu vermehren wußte und in Alamut eine eigene Dynastie stiftete, die sich bis ins folgende Jahrhundert hinein erhielt.

Wichtiger, als diese persische Dynastie der Assassinen, ist für die Geschichte der Kreuzzüge derjenige Teil der Sekte, welcher in Syrien einheimisch wurde. Dort verbreiteten sich die Assassinen seit dem Jahre 1105, wo Rodwan es seinem Vorteile angemessen gefunden hatte, sie nach Aleppo einzuladen. Sie dienten ihm als Mörder und machten ihn weit und breit allen anderen syrischen Herrschern furchtbar. Halb mit seinem Willen, halb gegen denselben gründeten sie in der Stadt Famiah oder Apamea, die er durch ihren Beistand erobert hatte, einen zweiten Hauptsitz ihrer Macht, wo ein zweiter Alter vom Berge seine Residenz aufschlug.*) Der erste dieser syrischen Scheichs der Assassinen, Abu Thaher, geriet freilich drei Jahre nachher in die Gefangenschaft Tankreds, welcher Famiah eroberte; ja, die Christen nahmen nachher noch eine zweite Burg der Assassinen ein, und Rodwan war sogar genötigt, die vom Kalifen aufs feierlichste verfluchten Ketzer verfolgen zu helfen; allein alles dies konnte ihre Verbreitung in Syrien nicht hemmen. Sie hatten von Anfang an jeden kühnen Frevler, der sich zu ihnen gesellte, gern in ihren Orden aufgenommen, und da ihnen im Leben reiche Beute, im Tode aber, mochte dieser auch noch so wohlverdient sein, alle Seligkeiten eines sinnlichen Paradieses verheißen waren, so nahm ihre Zahl fortwährend zu. Zugleich wurden sie von ihren Brüdern in Persien nicht bloß meistenteils mit Oberdaïs, sondern auch mit einem fortwährenden Zuwachs von tüchtigen Streitern und Schwärmern versehen. Als Rodwans Sohn und Nachfolger sie in Aleppo, wo sie seither die Herren gewesen waren und mit rücksichtsloser Willkür gehaust hatten, auszurotten suchte, verbreiteten sie sich von da über ganz Syrien und dienten den Besitzern der verschiedenen Staaten und Städte als Werkzeuge des Mordes. Maudud, der Beherrscher von Mossul, fiel 1113 im Bethause selbst durch ihre Dolche. Bei einer feierlichen Audienz, welche Togtekin, der Gebieter von Damaskus, beim Sultan in Bagdad hatte, opferten Assassinen im Angesichte des ganzen Hofes einen der ersten Großen des Reiches ihrer laut erklärten Rache. Der Statthalter von Aleppo und seine beiden Söhne wurden ebenfalls Opfer ihrer Wut, sowie wahrscheinlich auch Afdal, der mächtige Wesir von Ägypten, und der fatimidische Kalif Amer, welcher Afdals Mörder gedungen gehabt hatte. Ganz auf dieselbe Weise verfuhren ihre Brüder in Persien. Dort ermordete z. B.

*) Nach einigen kommt der Name des Gebirgsherrn (Vetulus a monte) vorzugsweise oder ausschließlich dem syrischen Oberhaupte zu, das auf der Burg Masiaf (oder auf Kahf) im Libanon seinen Sitz hatte.

ein Assassine den Wesir des Sultans Sandschar, weil dieser die Ismaeliten verfolgte, die sein Vorgänger in Schutz genommen hatte. Der Mörder trat, um seinen Zweck zu erreichen, bei dem Wesir als Stallknecht in Dienst, und dieser ging unbesorgt in seine Ställe, da der Assassine außer einem Bund um die Hüften nichts auf dem Körper hatte; der Dolch war aber in den Mähnen eines Pferdes versteckt, welches jener am Zügel hielt, und als das Pferd sich bäumte, ergriff der Mörder schnell den Dolch und durchbohrte den Wesir. In Syrien ließ Togtekin, der sich der Assassinen ebenso, wie andere Herrscher, zu seinen Zwecken bediente, ihr Oberhaupt, Behram, öffentlich bei sich in Damaskus residieren und räumte ihnen 1126 die Feste Banias ein. Seit dieser Zeit befolgten sie in den syrischen Gebirgen dasselbe System, welches ihr Stifter Hassan in Deilem befolgt hatte: sie eroberten eine Burg nach der andern und setzten sich auf diese Weise immer mehr im Lande fest. Endlich unternahmen die Rechtgläubigen einen förmlichen Glaubenskrieg gegen die verruchten Ketzer und verfolgten nicht nur sie, sondern auch die Drusen, die Nosairis und andere Sektierer wie wilde Tiere. Jetzt faßten die Assassinen den Plan, Damaskus den Mohammedanern zu entreißen und den Franken zu überliefern; sie scheiterten jedoch dabei, und es verloren damals bloß in Damaskus über 6000 von ihnen das Leben. Sonderbar genug ward aber gerade dasselbe Jahr, in welchem sie dieses Unglück erlitten (1127), der Anfangspunkt der eigentlichen Gründung ihrer Macht in Syrien. Ismael nämlich, Behrams Nachfolger, überlieferte damals die Feste Banias den Franken und ward von ihnen sicher aus dem Lande geleitet; seine Anhänger aber suchten und fanden in unzugänglichen Felsenschluchten bessere Schlupfwinkel, als jene Burgen gewesen waren, und erkauften sich schon vier Jahre nachher die Feste Kadmus. Nach neun anderen Jahren bemächtigten sie sich durch Mord der Burg Masiaf auf dem Antilibanon, eroberten nach und nach noch andere Festungen der Umgegend und gründeten so einen neuen Assassinenstaat in Syrien. Masiaf ward die Residenz ihres Oberdaïs oder Scheichs al Dschebel und dieser war seitdem ebenso berühmt und furchtbar, als der persische, sowie das syrische Fürstentum der Assassinen von nicht geringerer Bedeutung war, als das persische. Das erstere blieb später sogar noch anderthalb Jahrzehnte länger bestehen.

6. Die geistlichen Ritterorden und das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzuge.

Um dieselbe Zeit, als unter den Mohammedanern jener heilige Bund der Ismaeliten gegen die positive Religion eine furchtbare Festigkeit gewann, entstanden unter den Christen die Ritterorden. Es bildeten



Inneres des Johanniterhospitals zu Jerusalems.

Nach einer Original-Photographie.

sich nämlich Gesellschaften, welche den im Westen zu einer besonderen Beschäftigung einzelner Stände gewordenen ritterlichen Kampf in eine solche Verbindung mit der Religion brachten, daß von der Zeit an eine gewisse Art von Blutvergießen sogar als ein vor Gott verdienstliches Werk angesehen wurde. Die beiden ersten Ritterorden waren die der Johanniter und der Tempelherren. Schon lange vor dem ersten Kreuzzuge war nämlich in Jerusalem durch Kaufleute aus Amalfi und anderen italienischen Städten ein Hospiz mit einer Marienkapelle, nicht weit von der Auferstehungskirche, zur Verpflegung kranker Pilger gegründet, später durch eine neue, dem heiligen Johannes*) gewidmete Stiftung und durch ein Nonnenkloster zu Ehren der Maria Magdalena erweitert und mit Vorrechten und Gütern begabt worden. Die Mitglieder derselben führten nach ihrem Schutzpatron den Namen Johanniter und übten schon während des ersten Kreuzzuges unter der Leitung Gerhards von der Provence eine segensreiche Wirksamkeit aus; Papst Paschalis II. bestätigte sie 1113, zu festerer Gestaltung gelangte der Orden aber unter dem zweiten Vorsteher Raimund Dupuy seit 1118. In demselben Jahre entstand neben dieser wohlthätigen Verbindung noch eine andere Gesellschaft, bei deren Bildung, wie es scheint, gleich anfangs die Idee eines streitenden Ordens zu Grunde lag. Neun Ritter, an ihrer Spitze Hugo von Payens und Gottfried von Saint-Omer, traten nämlich zusammen und schlossen einen zur Beschützung der Pilger bestimmten Verein, dessen Mitglieder sich nach Art der Klostergeistlichen einem Gelübde oder einer religiösen Verbindlichkeit unterzogen. König Balduin II. erkannte den Nutzen, den eine solche Anstalt für sein schwaches Reich haben könnte, und räumte daher dem Orden einen Teil seines Palastes ein; da dieser nahe bei der Stelle erbaut war, wo ehemals der Tempel Salomonis gestanden haben soll, so erhielten die Ordensritter den Namen der Brüder des Tempeldienstes, auch Tempelherren oder Templer. Der Patriarch von Jerusalem erkannte sie als eine Art von geistlicher Verbindung an, die Geistlichen traten ihnen Gebäude für ihre Diener und Söldlinge ab, und schon nach zehn Jahren (1128) ward der Orden der Tempelherren durch ein Konzil, welches Papst Honorius II. zu Troyes hielt, bestätigt. Gleich nachher vereinigten sich auch alle diejenigen Pfleger des Hospitals von Jerusalem, welche von ritterlicher Abkunft waren, zu einem ähnlichen Ritterorden, indem sie sich ebenso, wie die Tempelherren, durch ein Gelübde verpflichteten, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Beide Orden

*) Jedoch ursprünglich nicht, wie man gewöhnlich liest, Johannes dem Täufer, sondern wahrscheinlich dem heil. Johannes dem Mitleidigen oder Spender (Eleemosynarius) von Alexandria.

wurden bald in allen christlichen Ländern mit Gütern reich beschenkt. Der König Alfons I. von Aragonien und Navarra setzte sogar 1131 beide in Gemeinschaft mit einem in Aragonien neu errichteten, zur Beschützung desselben gegen die Mauren verpflichteten Ritterorden durch ein förmliches Testament zu Erben seiner Reiche ein. Die Aragonier und Navarresen erkannten zwar diese Schenkung nicht an, weil sie ihrem Könige das Recht, über ihr Land wie über ein Eigentum zu verfügen, nicht zugestanden; allein die Ritterorden erhielten doch infolge des Alfonsinischen Testaments große Vorteile und Rechte in Aragonien. Lothar von Sachsen, welcher nach Heinrichs V. Tode deutscher Kaiser ward, schenkte den Tempelherren 1130 seine Erbgüter in der Grafschaft Supplinburg, und Heinrich I. von England begabte sie ebenfalls mit großen Besitzungen. In diesen Ordensgesellschaften war demnach das Rittertum mit dem Mönchtum in eigentümlicher Weise verbunden, indem zu den Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams noch ein viertes trat, nämlich des Kampfes gegen die Ungläubigen. Die Scheidung in Priester, dienende Brüder und Ritter entwickelte sich zunächst bei dem Orden des Hospitals; unter den Templern war die kriegerische Richtung stets vorherrschend. Die letzteren waren an dem weißen Mantel mit achteckigem rothem Kreuze zu erkennen; ihr Ordenssiegel zeigte zwei Reiter auf einem Roß als Sinnbild brüderlicher Eintracht, und auf dieses „schöne Beisammensitzen" bezog sich auch ihre Losung „Beauséant". Als Ordenstracht der Johanniter galt, wenigstens in Friedenszeiten, der schwarze Mantel mit weißem Kreuz von acht Spitzen.

Die geistlichen Ritterorden bezeichnen mehr als irgend eine andere Einrichtung den Geist des Mittelalters auf seiner idealen Höhe. Ihr schneller Anwachs an Reichtümern und Macht kam jedoch vorerst dem Königreiche Jerusalem trefflich zu statten, weil der frische Eifer für ihren Zweck die auserlesensten Streiter Europas nach Palästina zog und die Einkünfte der europäischen Güter zum Unterhalte dieser Mannschaften in Asien verwendet wurden. Durch die Unterstützung dieser Ritterorden und der italienischen Seestaaten ward daher Balduin II., ohne ein neues europäisches Kriegsheer erflehen zu müssen, in stand gesetzt, einen sehr bedeutenden Zug gegen Damaskus und Ägypten zu veranstalten und das bedrängte Fürstentum Antiochia in seinen Schutz zu nehmen. Der erste christliche Besitzer dieses Fürstentums, Boemund, war, als er sich aus seiner Gefangenschaft losgekauft hatte, nach Europa gegangen, um neue Hilfe zu holen. Er hatte diese zwar erhalten und war nach Griechenland gegangen, um zunächst seine Rache an Alexius zu befriedigen, aber es gelang ihm nur in beschränktem Maße. Er starb 1111, ohne nach Antiochia zurückkehren zu können. Auch

Tankred, welcher das Fürstentum seither verwaltet hatte, endete kurz darauf (1112), nachdem er Antiochia seinem Vetter Roger übergeben hatte, um es bis zur Ankunft von Boemunds Sohn zu beherrschen. Roger fiel 1119 im Kampfe mit den Türken, und nun nahm Balduin II. das Fürstentum in seinen Schutz, bis der junge Boemund II., den er mit seiner Tochter Elisa vermählte, herangewachsen war. Auch Boemund II. blieb in einem unglücklichen Treffen, und Balduin mußte sich des verwaisten Fürstentums noch einmal annehmen, weil Elisa dasselbe ihrer Tochter Konstantia zu entreißen und sich zu diesem Zwecke sogar gegen ihren Vater mit dem Sultan Zenghi von Mossul zu verbinden suchte, was ihr aber nicht gelang. Balduin II. starb bald nachher (1131), nachdem er sein Königreich mit Einwilligung der Stände, besonders der Geistlichkeit und des Patriarchen, dem 60jährigen Gemahl seiner Tochter Melisende, Fulko von Anjou, übergeben hatte.

Der neue König (1131—1143) fand das Reich in der höchsten Blüte. Dieses erfreute sich in seiner inneren Einrichtung eines Zustandes, den damals kein Land in Europa kannte. Während nämlich hier die Staaten noch immer im Ringen und Kämpfen um eine Verfassung waren und oft in einem und demselben Lande die allerverschiedensten Gewohnheitsrechte bestanden, hatten in Palästina die großen und kleinen Vasallen, die Ritterorden und die teils aus Syrern, teils aus Franken und Griechen bestehenden Einwohner der Städte ihre bestimmten, durch ein geschriebenes und beschworenes Gesetz festgestellten Rechte und Pflichten. Das Gesetzbuch des Königreiches, welches sowohl die Verhältnisse der Lehnsstaaten Antiochia, Edessa und Tripolis feststellt, als auch die inneren Zustände ordnet, führt den Titel „Assisen und gute Bräuche von Jerusalem“ (Assises et bons usages de Jérusalem); wenn jedoch die Entstehung desselben in der Einleitung auf Gottfried von Bouillon zurückgeführt wird, so ist dies für eine fromme Fiktion zu erachten. Leider trug auch im Königreich Jerusalem, wie allenthalben, die höchste Blüte den Keim des Verderbens in sich; es zeigten sich bereits Spuren furchtbarer Sittenverderbnis, welche bald das Reich im Inneren vergiftete, und von außen drohten Zenghi und die Assassinen dem neuen christlichen Staate den Untergang. Die letzteren faßten in demselben Jahre, in welchem Fulko die Regierung antrat, an den Grenzen Palästinas festen Fuß. Zenghi erweiterte seine Macht anfangs zwar nur unmerklich und war überdies eine Zeitlang im Osten beschäftigt; seit aber Joscelin I. von Edessa gestorben war (1131) und sein leichsinniger Sohn und Nachfolger, Joscelin II., sich ganz den Vergnügungen überließ, ward der Emir durch seine Ränke und seine wachsende Macht den Christen

wahrhaft furchtbar, zumal da er bald nachher durch die Verordnung, daß der ganze Besitzstand im Orient auf die Zeit vor der Ankunft der Abendländer zurückgeführt werden solle, seine Sache zur Sache aller Mohammedaner machte. Während auf diese Weise Edessa dem Reiche Palästina nur noch einen schwachen Schutz gewährte, wurde das Fürstentum Antiochia von Kalojohannes (Johannes dem Schönen), dem Nachfolger des Kaisers Alexius I., gefährdet, weil dieser die seither nie bestimmt anerkannten Rechte seines Thrones auf Antiochia geltend zu machen suchte. Fulko hatte seine Enkelin Konstantia, die Tochter Boemunds II., mit Raimund, einem Sohne Wilhelms IX. von Poitou, vermählt, und Kalojohannes, der ihr einen Prinzen seines Hauses zu geben gewünscht hatte, sah sich dadurch in seiner Hoffnung betrogen und ward noch mehr durch die Art, wie die Vermählung geschah, beleidigt. Der griechische Kaiser griff daher den Fürsten Raimund an, und dieser zog ungeachtet der Hilfe des Beherrschers von Armenien den kürzeren. Fulko, den er um seinen Beistand anrief, konnte ihm diesen nicht gewähren, weil er dem von Zenghi hart bedrängten Grafen von Tripolis zu Hilfe ziehen mußte. Der König von Jerusalem ward geschlagen und in der syrischen Festung Barin eng eingeschlossen. Jetzt eilte Raimund mitten in seinem Kriege mit den Byzantinern, ohne auf seine eigene Gefahr Rücksicht zu nehmen, dem Könige zu Hilfe, und auch Joscelin zog zum Entsatze desselben herbei. Beide kamen aber zu spät; denn Fulko hatte bereits die Burg übergeben und sich zur Zahlung einer großen Geldsumme verpflichtet. Raimund konnte sich natürlich, nach dem unglücklichen Ausgange dieses Unternehmens, keiner bedeutenden Unterstützung von Seiten Fulkos getrösten; er erbettelte daher in der Not die Gnade des Kaisers, die ihm dieser nur unter entehrenden Bedingungen gewährte. Er mußte dem Beherrscher von Griechenland huldigen, die Obergewalt desselben in Antiochia anerkennen und sich verbindlich machen, sein ganzes Fürstentum gegen einige andere syrische Städte zu vertauschen, welche Kalojohannes jetzt den Ungläubigen zu entreißen gedachte. Die Erscheinung des tapferen griechischen Kaisers in Syrien und seine Verbindung mit den Christen des Landes verbreitete zwar großen Schrecken unter den Mohammedanern, hatte aber keinen anderen Erfolg, als daß die Christen einige kleine Städte wegnahmen; sie diente vielmehr gewissermaßen nur, um der Welt recht augenscheinlich zu zeigen, daß der Anführer der mohammedanischen Heere den christlichen auch dann, wenn Männer, wie Kalojohannes und Raimund an ihrer Spitze standen, überlegen war. Der griechische Kaiser kehrte 1138 mit seinem Heere nach Europa zurück. Jetzt konnte sich Zenghi ungestört in Syrien ausbreiten. Er eroberte das ganze Land um den Orontesfluß und bildete von da



Ruinen der Burg von Edessa.

Nach einer Original-Photographie.

aus einen bedeutenden Staat. Obgleich er sich bei der Gelegenheit selbst gegen diejenigen, die seines Glaubens waren, treulos und grausam bewies, so ward er doch von seinen mohammedanischen Zeitgenossen einstimmig gelobt, weil sie meinten, daß alles dies durch seine Verdienste um den Glauben aufgewogen werde. Seine Entwürfe gegen Damaskus scheiterten zwar, er drang aber dagegen tief in das Gebiet des Grafen von Tripolis ein und wartete dann nur auf eine Gelegenheit, die östliche Vormauer der Christen, Edessa, niederzureißen.

Einige Jahre nachher starb Kalojohannes, welcher wieder in Syrien erschienen war und dem Fürsten Raimund, der sich ebenso, wie Joscelin II., treulos und falsch gegen ihn bewies, Antiochia zu entreißen gesucht hatte. Er würde dies gewiß zu stande gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte (1143). Sein Sohn, Manuel I., den er mit Ausschließung eines älteren Sohnes zum Nachfolger ernannt hatte, mußte nach Konstantinopel zurückeilen, um sich den Thron zu sichern, und konnte in der nächsten Zeit an Antiochia und Syrien nicht denken. Im Todesjahre des Kaisers Kalojohannes starb auch der König Fulko, mit Hinterlassung eines 13jährigen Sohnes und Nachfolgers, Balduin III., in dessen Namen seine Mutter Melisende die vormundschaftliche Regierung führte. Diese Umstände boten dem mächtigen Zenghi die längst erwartete Gelegenheit, Edessa zu erobern. Während Joscelin in Tellbascher, wohin er seine Residenz verlegt hatte, sorglos seinen Lüsten nachhing, drang Zenghi plötzlich in das Fürstentum Edessa ein. Joscelin bat zwar Raimund von Antiochia und die Königin Melisende um ihren Beistand; jener aber überließ ihn seinem Schicksal, und diese sandten ihre Hilfstruppen zu spät. Edessa ward daher schon nach einem Monat eine Beute des türkischen Fürsten (1144); der Erzbischof fiel während der Erstürmung, die Kreuze wurden umgerissen, die Kirchen in Moscheen umgewandelt; übrigens verfuhr Zenghi, den nun das Morgenland als den Helden des Islams pries, nachdem die erste Kampfeswut gestillt war, mit Schonung und Milde. Durch die Eroberung von Edessa wurde er Herr des ganzen Landstriches von Mossul und von den Grenzen Armeniens und Antiochias an bis zum Königreich Jerusalem und bis in die syrische Wüste. Zum Glück für die unter sich zwieträchtigen Christen waren aber auch ihre Feinde nicht einiger, als sie; Zenghi fiel 1146 durch den Dolch eines Mörders, den ein durch seine Eroberungssucht bedrohter Emir gedungen hatte, und Edessa ward gleich nach seinem Tode mit Hilfe der Einwohner wieder von Joscelin besetzt. Von Zenghis beiden Söhnen gelangte der jüngere, Nureddin, der beim Tode des Vaters gegenwärtig gewesen war und dessen Segen empfangen hatte, zur Herrschaft von Aleppo; der ältere, Seif eddin Gazi, ward durch die Beamten seines Vaters in den

Besitz von Mossul gesetzt. Nureddin war für die Christen ein mindestens ebenso gefährlicher Feind, als Zenghi gewesen war. Er besaß die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters, verband aber mit denselben die Tugenden eines würdigen Privatmannes, und Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, ungeheuchelte, von allem Fanatismus freie Frömmigkeit werden ihm ebensowohl von christlichen, als von mohammedanischen Berichterstattern zugeschrieben. Diese Eigenschaften hinderten ihn jedoch nicht, die Bewohner von Edessa auf eine schauderhafte Weise für ihren Abfall zu bestrafen. Er ließ, nachdem er unter entsetzlichem Blutvergießen in diese Stadt eingedrungen war, alle diejenigen Einwohner, welche nicht der Mordlust seiner wilden Krieger erlegen waren, als Sklaven fortschleppen und machte die Stadt selbst dem Erdboden gleich. Das schreckliche Schicksal Edessas und seiner Einwohner weckte das Abendland zu einem neuen Kreuzzuge, der nicht von einzelnen Großen und Rittern, sondern von den Staaten und ihren Königen selbst ausgeführt ward. Da dies mit der damaligen Lage von Europa und mit dem Einflusse, den der heilige Bernhard hatte, genau zusammenhängt, so ist es vorerst nötig, einen Blick auf die Geschichte der vornehmsten Staaten zu werfen, welche an dem neuen Kreuzzuge teilnahmen.

III. Geschichte der vornehmsten Staaten Europas

bis gegen die Zeit des dritten Kreuzzuges.

1. Das Deutsche Reich zur Zeit Lothars II.

In Deutschland, wo 1125 mit Heinrich V. das fränkische Haus ausgestorben war, bewarben sich zwei Fürsten um den erledigten Thron: der Hohenstaufe Friedrich, welcher von seinem gleichnamigen Vater, dem Schwager Heinrichs, das Herzogtum Schwaben geerbt hatte,*) und der Herzog Lothar von Sachsen aus dem Hause Supplinburg. Von diesen war der letztere allein zugleich durch Frömmigkeit und Macht ausgezeichnet, der erstere aber der Geistlichkeit und allen Gegnern Heinrichs V. verhaßt. Die päpstliche und geistliche Partei brachte daher auf einer vom Erzbischof Adalbert von Mainz nach dieser Stadt berufenen Versammlung den bereits über fünfzig Jahre alten Herzog Lothar auf den Thron und verschaffte dadurch in Deutschland einem Systeme Geltung, welches dem des verstorbenen Kaisers ganz entgegengesetzt war, und welches um so mehr Hoffnung auf Erfolg hatte, als auch Lothar keine Söhne hatte.

Obgleich Friedrich sicher erwartet hatte, daß die Wahl ihn treffen würde, so erkannte er doch Lothar als rechtmäßig erwähltes Oberhaupt der Nation an. Er geriet aber sogleich in Streit mit ihm, weil Lothar die Verwaltung der Reichsgüter, welche Heinrich V. dem Hohenstaufen

*) Friedrich, der Sohn Friedrichs von Büren, vermählt mit der Kaisertochter Agnes, als Herzog von Schwaben Friedrich I. genannt, war 1105 gestorben; seine Söhne waren der oben genannte Friedrich II. (der Einäugige) und der demnächst zu erwähnende Konrad von Franken, der spätere König Konrad III.; die Mutter der beiden, Agnes, die Schwester Heinrichs V., hatte sich in zweiter Ehe mit dem Markgrafen Leopold von Österreich aus dem Babenbergischen Hause verbunden.

übergeben hatte, diesem nehmen und auf andere übertragen wollte. Als Friedrich darauf gegen den neuen Kaiser Städte und Burgen befestigte, als Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Speier sich für ihn erklärten, wurde das gewöhnliche Prozeßverfahren gegen ihn eingeleitet: Lothar rief die Fürsten zu einem Gerichte zusammen, das den Herzog von Schwaben mit der Reichsacht belegte. Friedrich verwarf aber diesen Ausspruch als ungültig, weil weder die Bayern, noch die Schwaben, noch die Ostfranken und die Rheinfranken sich auf dem Fürstentage eingefunden hatten. Ehe nun energisch gegen ihn vorgegangen werden konnte, mußte Lothar einen Zug gegen Böhmen unternehmen, wo Otto von Mähren und Sobieslaw um die Herrschaft stritten. Trotzdem Lothar bei Kulm völlig geschlagen wurde, konnte er Sobieslaw belehnen, denn Otto war in dem Kampfe gefallen. Sodann wandte er sich gegen Friedrich. Er mußte in dem Kampfe mit ihm zu dem gefährlichen Hilfsmittel der Mietstruppen seine Zuflucht nehmen, bis es ihm gelang, den mächtigen Welfen Heinrich den Stolzen, welcher 1126 von seinem Vater das Herzogtum Bayern geerbt hatte und durch seine Schwester mit Friedrich verschwägert war, von diesem zu trennen.*) Lothar gewann Heinrich dadurch, daß er ihn 1127 mit seiner einzigen Tochter und Erbin Gertrud, die von seiten ihrer Mutter Richenza eine Urenkelin Ottos von Nordheim war, vermählte, worauf Heinrich zu seinem Herzogtum Bayern auch noch das Herzogtum Sachsen erhielt. Heinrich gab seinem Schwiegervater den ersten Beweis der Freundschaft durch einen hinterlistigen Versuch, seinen Schwager Friedrich aufzuheben. Der Anschlag ward glücklich vereitelt; von diesem Zeitpunkte aber begann die heftige Feindschaft des Welfischen und Hohenstaufischen Hauses, welche nachher Deutschland und noch mehr Italien einige Jahrhunderte lang verwirrt hat. Während der Krieg zwischen Lothar und Friedrich ununterbrochen fortdauerte, kehrte des letzteren Bruder Konrad aus Palästina zurück, und dieser nahm, um dem königlichen Titel Lothars einen anderen entgegensetzen zu können, eine Einladung italienischer Städte und Herren an. Dort hatten sich die Städte, besonders das ganz demokratisch gewordene und zu einer sehr reichen Stadt herangewachsene Mailand, in der letzten Zeit immer mehr gehoben, und im Gefühle dieser Macht riefen Mailand, Parma und ein Teil der Fürsten des Landes Konrad herbei, um sich mit deutscher

*) Welf II. (V.), der ehemalige Gemahl der großen Mathilde, starb 1119 ohne Erben; ihm folgte sein Bruder Heinrich der Schwarze, dessen Tochter Judith mit Friedrich von Hohenstaufen vermählt war. Heinrich der Schwarze zog sich (1126) in ein Kloster zurück, wo er in demselben Jahre starb; seine Söhne waren Heinrich der Stolze und Welf (gewöhnlich als VI. bezeichnet), welcher letztere die Hausgüter in Schwaben erhielt.

Hilfe ganz von den Deutschen loszumachen. Dieser erschien, ließ sich zum lombardischen König erwählen und in Monza krönen oder vielmehr von den Mailändern und Parmesanern zu ihren Zwecken gebrauchen, während sein Bruder in Deutschland die Sache der Familie allein verfocht. Hier blieben bis zum Jahre 1132, wo Lothar nach Italien zog, die Dinge fast in gleichem Stande, nur 1129 geriet bei der Einnahme von Speier Friedrichs Gemahlin in Lothars Gefangenschaft, und 1130 fiel auch Nürnberg in seine Hände. Der König herrschte im Norden, Friedrich aber behauptete sich durch Tapferkeit und Glück in Schwaben, am Rhein und in Franken.

Nach Italien riefen den deutschen König die Städte Novara, Pavia, Piacenza, Cremona und Brescia, die sich der Anmaßung Mailands und Parmas, den anderen Gesetz und König zu geben, widersetzt und gegen den Übermut derselben einen Bund geschlossen hatten. Doch war es nicht sowohl die dringende Bitte dieser Städte, welche Lothar zum Zuge nach Italien bewog, als vielmehr die Ermahnung des heil. Bernhard, der damals die Rolle eines Propheten, die er nachher 15 Jahre lang mit außerordentlichem Erfolge fortspielte, übernommen hatte. Dieser aus einem vornehmen burgundischen Geschlecht entsprossene und ebensowohl durch körperliche Vorzüge, als durch einen schwärmerischen Geist, durch Bildung, Beredsamkeit und ungewöhnliche Enthaltsamkeit ausgezeichnete Mann hatte schon im 23. Lebensjahre, als er in den Orden der Cistercienser eintrat, das größte Aufsehen gemacht; er verbreitete nachher als Abt des neugegründeten Klosters von Clairvaux an der Aube weit und breit den Ruf der Heiligkeit um sich und ward gewissermaßen das Orakel seiner Zeit. Dazu wirkten alle jene persönlichen Eigenschaften sowie seine vornehmen Verbindungen und die Bedeutung, welche er dem Cistercienserorden verschaffte, auf gleiche Weise mit. Als beim Tode des Papstes Honorius II. (1130) eine Doppelwahl stattfand, nahm Bernhard aufs entschiedenste für den einen der Gewählten Partei, und dies war es auch, was ihn bewog, seinen Einfluß auf Lothars frommes Gemüt zu versuchen. Bei der Papstwahl waren nämlich die meisten Stimmen auf einen unwürdigen Mann gefallen, der aus einer zum Christentum übergetretenen jüdischen Familie stammte und als Papst den Namen Anaklet II. annahm; die anderen dagegen hatten Innocenz II. gewählt, welcher zwar alle Besseren, aber die geringere Zahl für sich hatte. Anaklet suchte bei dem Grafen Roger II. von Sizilien, dem Sohne von Robert Guiscards Bruder Roger I., Hilfe, welcher 1127 beim Aussterben von Robert Guiscards Stamm dessen Länder in Unteritalien besetzt hatte. Um Roger zu gewinnen, erteilte ihm Anaklet nicht nur die Belehnung mit diesen Ländern, sondern er krönte ihn auch in Palermo als König von

Sizilien, wofür Roger den Papst mit gewaffneter Hand nach Rom führte und Innocenz zur Flucht nach Frankreich nötigte. Hier errang der heilige Bernhard, welcher für den letzteren Partei genommen hatte, auf einer Kirchenversammlung durch seine Beredsamkeit einen vollständigen Sieg über die bisher noch zwischen beiden Päpsten schwankenden Bischöfe und bewog den König Ludwig VI. von Frankreich, sich zu Gunsten seines Schützlings zu erklären. Den deutschen König hatten Bernhard und Erzbischof Norbert von Magdeburg schon mehrere Wochen zuvor mit Innocenz in Lüttich zusammengebracht, und obgleich jener anfangs die Bedingung stellte, daß Innocenz in betreff der Investitur den Zugeständnissen entsage, welche unter Heinrich V. dem päpstlichen Stuhle gemacht worden waren, so hatte Bernhard doch den König zuletzt vermocht, davon abzustehen und Innocenz als den wahren Papst anzuerkennen. Die Hauptsache blieb freilich noch zu thun übrig, nämlich Lothar zur gewaltsamen Einsetzung des Papstes in Rom zu bewegen. Dies war nicht leicht, da Lothar mit den Hohenstaufen in einem gefährlichen Kampfe war und zugleich an den sächsischen Grenzen bisher mit den Slawen stete Kriege gehabt hatte, so daß er, um Innocenz in Rom einzusetzen, sein eigenes Land sich selbst hätte überlassen müssen. Auch schienen die Deutschen zu einer bedeutenden Anstrengung wenig geneigt zu sein. Lothar zögerte lange, denn er mußte erst noch im Norden einschreiten, wo Knut Laward von Wagrien von dem dänischen Prinzen Magnus ermordet war. Doch gleich bei Lothars Erscheinen unterwarf sich das dänische Königshaus und zahlte eine hohe Buße. Wagrien erhielt Adolf von Holstein. Endlich im Herbst 1132 trat der König den Zug nach Italien an. Er war nur von wenigen Truppen begleitet, rechnete aber auf den heiligen Bernhard, der ihn in der Lombardei treffen wollte, und auf die Hilfe, welche ihm dessen Beredsamkeit von der italienischen Ritterschaft, von den Bischöfen des Landes und besonders von den gegen Mailand verbündeten Städten verschaffen sollte.

In Italien spielte Konrad seit einem Jahre eine so traurige Figur, daß er zuletzt fast nur noch in Parma als König anerkannt war und, sogar am Notwendigsten Mangel leidend, bald nach Lothars Ankunft das Land verlassen mußte. Doch war auch die Unternehmung seines Gegners weder für diesen, noch für das Reich ruhmvoll. Lothar mußte sich, obgleich er der Form wegen die gewöhnliche Versammlung auf den Ronkalischen Feldern hielt, durch das Gebiet der Mailänder und Parmesaner gewissermaßen hindurchschleichen, und seine aus kaum 2000 Rittern bestehende Begleitung wurde, wo sie auch immer mit jenen zusammentraf, aufs schmählichste verhöhnt. In Rom, wohin er in Begleitung des Papstes Innocenz zog, bemächtigte er sich zwar eines



Schloßkapelle des Palastes der Normannenkönige zu Palermo.

Nach einer Original-Photographie.

Teiles der Stadt mit dem Lateran; er verdankte dieses aber nur der Hilfe der Pisaner und Genueser. Nicht einmal die eigentliche Krönungskirche, die von St. Peter, kam in die Gewalt der Deutschen, und Innocenz mußte deshalb den Kaiser und seine Gattin Richenza in der Kathedrale Konstantins, neben dem lateranischen Palaste, krönen (1133). Er hätte ihn lieber ungekrönt entlassen, wenn er nicht durch den mächtigen Einfluß des heiligen Norbert dazu bestimmt worden wäre. Dieser Geistliche, den wir als Stifter des Prämonstratenserordens oben anführten, hatte auf Lothars Römerzuge dasselbe Ansehen, wie der heilige Bernhard, nur besaß er bei seinem deutschen Phlegma die Heftigkeit und Beweglichkeit dieses Mannes nicht, hatte aber dafür als Erzbischof von Magdeburg mehr äußeres Gewicht. Der neue Kaiser verständigte sich mit Papst Innocenz über die Mathildischen Güter in der Weise, daß dieselben vom römischen Stuhl in erster Linie ihm selbst, in zweiter seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen gegen einen Jahrestribut von 100 Mark Silber zu Lehen gegeben wurden. Für diese Güter erklärte er sich demnach zum Vasallen des Papstes, wie er denn auch zum äußeren Zeichen dafür einen Ring von diesem empfing.*) Bald nach der Krönung kehrte Lothar, weil er sich in Rom nicht behaupten konnte, nach Oberitalien zurück; nicht lange darauf mußte auch Innocenz vor dem Gegenpapste nach Pisa zurückweichen, und von dem ganzen Zuge des Kaisers war schon wenige Monate nachher kaum eine andere Spur mehr übrig, als einige Privilegien, die er seinen Anhängern in Italien erteilt hatte. Von diesen waren diejenigen, die er den Mantuanern und Bolognesern erteilte, die wichtigsten. Mantua erhielt das Recht, seinen kaiserlichen Palast vor die Mauern der Stadt zu verlegen, und den Bolognesern gab Lothar für die bei ihnen bestehende berühmte Rechtsschule ein glänzendes Privilegium. In Unteritalien erging es den Anhängern des Kaisers und seines Papstes seitdem sogar noch schlimmer, als je zuvor. Die Vasallen des Deutschen Reiches, Rainulf von Aversa und Robert von Capua, irrten, von Roger II. vertrieben, unstät umher; und Neapel, das zuletzt noch allein von allen Städten jener Gegenden zu dem Reiche hielt, würde den Sizilianern damals erlegen sein, wenn ihm nicht die Pisaner eine Flotte zu Hilfe geschickt hätten. Bald nachher zogen diese wieder ihre Schiffe zurück und wandten sich gegen die altberühmte Handelsrepublik Amalfi, deren

*) Die Kurie wußte dieses sehr starke Zugeständnis zur Erhöhung ihres Ansehens noch weiter auszubeuten; es wurde nämlich bald nachher im Lateran ein Bild angebracht, welches Lothar darstellt, wie er nicht etwa bloß ein Lehen, sondern die Krone vom Papste empfängt; in der Aufschrift heißt es vom Kaiser geradezu „homo fit papae“ (er wird ein Mann, d. i. Lehnsmann des Papstes).

Glanz und Blüte sie durch zwei Überfälle und Plünderungen (um 1136) auf immer vernichteten. Neapel ward nur durch die Tapferkeit und das Talent seines Oberanführers Sergius vor dem Untergange bewahrt. Sergius leistete zwei Jahre lang das Unmögliche, reiste, nachdem er vergebens Lothar aus Deutschland herbeigerufen hatte, bald nach Pisa, bald nach Neapel zurück und wußte den Mut der freien Bürger trotz aller Schrecken einer harten Belagerung und trotz der drohenden Gefahr des Hungertodes so lange aufrecht zu erhalten, bis Lothar 1136 zum zweitenmale in Italien erschien und, durch Sergius zu schleuniger Hilfe gedrängt, gerade noch zur rechten Zeit in Neapel eintraf.

Während in Unteritalien auf diese Weise der letzte Rest des kaiserlichen Ansehens dahinschwand und in der Lombardei die Städte fast ganz frei wurden, erhielt durch Lothars Aussöhnung mit den Hohenstaufen der Name des Kaisers in Deutschland selbst wieder die Bedeutung, die er in Heinrichs IV. Jugendzeit gehabt hatte. Nachdem nämlich der innere Krieg noch eine Zeitlang verheerend gewütet hatte und namentlich das den Brüdern Friedrich und Konrad besonders getreue Ulm durch Heinrich den Stolzen zerstört war (1134), ward im folgenden Jahr, hauptsächlich auf Betreiben des heiligen Bernhard, eine Aussöhnung der beiden feindseligen Familien, der Welfischen, der auch Lothar angehörte, und der Hohenstaufischen, zu stande gebracht. Die Hohenstaufischen Brüder erhielten die streitigen Güter als Lehen zurück und gelobten dem Kaiser von neuem Gehorsam. Auf einem Reichstage ward dann ein Landfrieden festgesetzt, die kleineren Vasallen zum erstenmale durch das ganze Reich hin zur Beobachtung desselben gezwungen und so die Ruhe im Inneren hergestellt. Auch nach außen hin erschien damals das Ansehen des Kaisers in vollem Glanze: die Könige von Dänemark und Ungarn huldigten der deutschen Übermacht, der Herzog von Polen zahlte den seit zwölf Jahren rückständigen Tribut, die russischen Großfürsten schickten eine Gesandtschaft, und der griechische Kaiser, Johannes Komnenus, wie der Papst baten dringend um Hilfe gegen König Roger von Sizilien. Lothar trat daher im August 1136 seinen zweiten Römerzug, durch welchen er die Mißerfolge des vorigen zu tilgen hoffte, unter den günstigsten Umständen an; denn er wurde dieses Mal von der ganzen Reichsmacht unterstützt. In Oberitalien verschlossen ihm auffallenderweise gerade die Städte, die sich früher für ihn erklärt hatten, die Thore, während Parma und Mailand ihn im Triumph aufnahmen, weil Konrad, den diese Städte früher als König anerkannt hatten, seine Vortruppen führte. Die Folge war, daß die ersteren hart behandelt und die letzteren ungemein begünstigt wurden. Überhaupt mußten alle Städte von Verona an bis nach

Turin vor Lothars Richterstuhl erscheinen, und er verweilte ausdrücklich den Rest des Jahres in Emilia, um nicht bloß in feierlichen Gerichtsversammlungen Recht zu sprechen, sondern auch neue Gesetze zu geben und das Lehnswesen einzurichten. Merkwürdig ist dabei, daß der Kaiser, der doch den Italienern über Privatverhältnisse zu Gericht saß, ihre Sprache entweder nicht verstand oder es unter seiner Würde hielt, sich derselben zu bedienen.

Im folgenden Frühjahr brach das deutsche Heer aus der Lombardei auf und zog, von Lothar und Heinrich dem Stolzen geführt, auf zwei verschiedenen Wegen nach Unteritalien, jener an der Küste des Adriatischen Meeres, dieser durch Toscana. Das bedrängte Neapel ward befreit und ganz Kalabrien und Apulien unterworfen. Roger ließ den Sturm austoben und rüstete unterdessen in Sizilien ein neues Heer. Er hatte richtig gerechnet. Die Deutschen litten bald durch das Klima und durch den Abgang derer, welche die Dienstzeit ausgehalten hatten; der Kaiser geriet, als er Rainulf von Aversa mit dem Herzogtum Apulien belehnte, mit dem Papste in Streit, weil dieser sich dadurch in seinen Rechten beeinträchtigt glaubte;*) die Pisaner wurden erbittert, als das deutsche Heer Salerno allein einnahm und folglich auch allein plünderte. Aber gewaltige Erfolge waren doch gegen Roger errungen, seine Macht in Unteritalien war durch die Einnahme von Plätzen wie Bari, Melfi, Amalfi, Salerno gebrochen. Genötigt heimzuziehen, ohne auch gegen Anaklet einen entscheidenden Schlag zu führen, erkrankte Lothar auf der Reise und starb in dem Dorfe Breitenwang (nahe bei Reutte am oberen Lech, 1137); er wurde am letzten Tag des Jahres auf seinen Wunsch zu Lutter im Braunschweigischen bestattet. Der tapfere Rainulf behielt nur eine kleine Anzahl Deutscher bei sich, welche sich freiwillig in seinen Dienst begeben hatten. Mit diesen und seinen eigenen Vasallen wehrte er sich, solange er lebte, aufs tapferste gegen Roger. Vergebens bot damals der heilige Bernhard, der die ganze Zeit über in Italien geblieben war, alles auf, um Roger auf andere Gedanken zu bringen; er konnte zwar, wie ein Geschichtschreiber sich ausdrückt, Wunder thun, aber den harten König von Sizilien vermochte er nicht zu erweichen. Als endlich Rainulf 1139 plötzlich starb, änderte sich alles. Zuerst bemächtigte sich Roger der Stadt Neapel, die er seitdem so sehr begünstigte, daß Salerno und Amalfi völlig herabsanken und nur Neapel blühte. Dann zog Innocenz, nachdem er Roger mit dem Banne belegt hatte, in eigener

*) Der Streit wurde endlich dahin geschlichtet, daß jeder der beiden, Kaiser und Papst, einen Zipfel der Gonfana (Gund- oder Kriegsfahne) anfaßte, vermittelst welcher Rainulf die Belehnung empfing.

Person gegen ihn zu Feld; er ward aber, wie einst sein ritterlicher Vorgänger Leo IX., gefangen genommen und mußte sich den von seinem Feinde vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfen. Roger ward von ihm als König anerkannt und mit Apulien, Kalabrien und Capua belehnt; dagegen erklärte er Innocenz für den einzigen rechtmäßigen Papst und nahm jene Lehen von ihm allein, ohne daß dabei des Deutschen Reiches und seiner Rechte Erwähnung geschah. Roger unterwarf nachher mit leichter Mühe die wenigen noch übrigen Städte, die sich seiner Herrschaft nicht hatten fügen wollen, und bildete so aus den Ländern diesseit und jenseit der Straße von Messina ein einziges großes Reich. Dieses Reich stieg unter ihm zu einer schönen Blüte empor und genoß, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Feinde wie der Freunde Rogers, die Wohlthat einer geordneten Regierung und Polizei, während fast alle anderen europäischen Staaten jener Zeit in einem Zustande der größten Verwirrung und Unsicherheit waren. Doch fügen Rogers Feinde hinzu, daß die Kraft, mit der er in seinem Reiche die Ordnung und Ruhe behauptete, zugleich das Herkommen, die Verfassung und oft selbst die Menschlichkeit niedergedrückt habe. Eine besonders hohe Bedeutung verschafften dem Reiche der Normannen die blühenden Lehranstalten, welche in demselben bestanden, die medizinische und naturhistorische Schule in Salerno, die vor Rogers Herrschaft begründete Rechtsschule in Amalfi und die immer mehr erweiterte Schule in Neapel. Sizilien und Neapel erhielten nämlich dadurch, daß die skeptische Philosophie der Araber auf der ersten dieser Lehranstalten Wurzel faßte, daß auf der zweiten die von den Geistlichen ganz unabhängige normannische Staatswissenschaft gelehrt ward, und daß sich von der dritten aus die italienisch-griechische Rechtskenntnis verbreitete, einen großen politischen Einfluß auf Italien, der sich später bei den guelfischen und ghibellinischen Streitigkeiten erst recht deutlich zeigte. Während übrigens Neapel und Sizilien innerhalb ihrer Grenzen die Freistaaten untergehen sahen und sich unter einer monarchischen Regierung einer zum Teil vortrefflichen Verfassung erfreuten, herrschten im übrigen Italien Unordnung und Zwietracht. In Tuscien oder Toscana war wilde Gärung und Verwirrung, bei der niemand seines Eigentums sicher blieb. In dem päpstlichen Staate, besonders in der Stadt Rom selbst, bereitete sich eine höchst merkwürdige Revolution vor, welche bald nachher große Veränderungen herbeiführte. Die Städte der Lombardei befehdeten sich untereinander selbst. Die deutsche Herrschaft in Italien aber schien ihr Ende erreicht zu haben, indem während der ganzen Regierungszeit des folgenden Kaisers an einen Römerzug auch nicht einmal gedacht werden konnte.

2. Das Deutsche Reich unter Konrad III.

Zum leichteren Verständnis der Geschichte des Deutschen Reiches unter den Hohenstaufen, welche nach Lothars II. Tode zum Besitze der Kaiserwürde gelangten, müssen wir zuerst einen Blick auf die bedeutendsten fürstlichen Familien Deutschlands werfen, obgleich in jenen Zeiten von einem regierenden Hause neben dem kaiserlichen noch keine Rede war. Das Geschlecht der Billungen, in welchem das Herzogtum Sachsen seit Otto dem Großen erblich gewesen war, starb 1106 mit dem aus Heinrichs IV. Geschichte bekannten Herzog Magnus aus. Die herzogliche Würde in Sachsen wurde damals durch Kaiser Heinrich V. seinem späteren Nachfolger, Lothar II. aus dem Hause Supplinburg, übertragen; dieses starb schon mit Lothar aus, welcher keinen männlichen Anverwandten, sondern nur eine einzige Tochter, Gertrud, hinterließ. Da Gertrud mit Heinrich dem Stolzen aus dem Welfischen Hause vermählt war, so ging das Herzogtum Sachsen auf diese Familie über, welche seit Heinrichs IV. Zeit Bayern besaß und bereits auch in Sachsen begütert war, weil Heinrichs des Stolzen Mutter Wulfhilde, eine der beiden Töchter des letzten Billungen, ihrem Gemahle bedeutende Erbgüter, namentlich die lüneburgischen, mitgebracht hatte. Auf diese Weise verband das Haus der Welfen unter Heinrich dem Stolzen und seinem Sohne, Heinrich dem Löwen, große Besitztümer in Süddeutschland mit dem wichtigsten Teile von Norddeutschland und herrschte also über eine Art von Königreich. Doch hatte Heinrich der Stolze seinem Bruder, Welf VI., die bedeutenden Allodialgüter der Familie in Schwaben abtreten müssen. Das Welfische Haus verlor, wie wir später sehen werden, schon unter Heinrich dem Löwen die beiden Herzogtümer Sachsen und Bayern und blieb nur im Besitze seiner Allodialgüter. Dagegen erhob sich zu derselben Zeit eine andere Familie, die im Besitze eines Teiles von Norddeutschland blieb. Dies war das askanische Haus. Der Stifter desselben, Graf Otto von Ballenstedt, heiratete die älteste Tochter des letzten Billungen Eilika, die ihm verschiedene Erbgüter ihres Hauses zubrachte. Sein Sohn, Albrecht der Bär, erhielt vom Kaiser Lothar II. die Markgrafschaft Nordsachsen (1134), erweiterte dieselbe später durch Eroberung der Mittelmark und eines Teiles der Neumark, nannte sich seitdem Markgraf von Brandenburg und ward, da seine Söhne das väterliche Erbe teilten, zugleich der Stifter des brandenburgischen und des anhaltischen Hauses. Während auf diese Weise ein Teil des Ansehens, welches bis dahin bei den Herzögen von Sachsen gewesen war, auf Brandenburg überging, kam ein anderer an die Länder Meißen und Lausitz, welche gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Graf

Konrad von Wettin, der Stifter der noch jetzt bestehenden sächsischen Fürstenhäuser, erhielt.*) Von den übrigen Familien, die sich auf den Trümmern von Heinrichs des Löwen Macht erhoben, wird nachher im Verlaufe der Geschichte selbst das Nötige erzählt werden. Dagegen ist es passend, hier noch des Hauses der Zähringer zu gedenken. Berthold II. von Zähringen, Sohn des 1078 verstorbenen Berthold des Bärtigen, hatte 1097 durch einen Vertrag mit Heinrich IV. zu der ererbten Grafschaft Breisgau die kaiserliche Vogtei in Zürich und in anderen Gegenden der Schweiz erhalten. Sein Bruder Hermann I., der einen Teil der väterlichen Güter erbte, ward Stammvater der badischen Fürsten; Bertholds II. Sohn Konrad aber, der Stifter von Freiburg im Breisgau, erhielt im Jahre 1127 vom Kaiser Lothar die Grafschaft Hochburgund und gründete ein Fürstenhaus, welches 1218 erlosch.

Lothar II. war im Dezember 1137 gestorben, und die Deutschen hielten sich schon damals eines Oberhauptes so wenig bedürftig, daß sie die Wahl eines neuen Kaisers bis auf Pfingsten des folgenden Jahres hinausschoben. Während dieser Zeit bewahrte Heinrich der Stolze die Reichsinsignien als ein Unterpfand seiner eigenen Erwählung. Er täuschte sich aber in dieser Hoffnung. Seine Mitstände fürchteten, daß ihre bisherige Freiheit gefährdet sein würde, wenn sie an die Spitze des Reiches einen Mann stellten, der nicht nur von Charakter hochfahrend und übermütig war, sondern auch die beiden wichtigsten Herzogtümer des Reiches und die bedeutendsten Privatgüter besaß. Dazu kam noch, daß die Hohenstaufen in der letzten Zeit ihren Einfluß aufs neue ungemein vermehrt hatten, und daß zwei bedeutende Fürsten die Ansprüche derselben an die Kaiserwürde aufs thätigste unterstützten. Diese Fürsten waren der ihnen schon längst befreundete Herzog Sobieslaw I. von Böhmen und der Markgraf Leopold V. von Österreich, welcher, als Sohn von Heinrichs IV. Tochter Agnes aus ihrer zweiten Ehe mit Leopold IV., ein Stiefbruder der Hohenstaufen Friedrich und Konrad war. Übrigens mochte auch Konrads Frömmigkeit und die sichtbare Zuneigung des Papstes und der lombardischen Städte zu Gunsten des Hohenstaufen mitwirken. Die eigentliche Entscheidung gab der schlaue Erzbischof Adalbero von Trier, der Heinrich dem Stolzen persönlich abgeneigt war, und der es gegen eine Vergütung übernommen hatte, die Wahl auf Konrad zu lenken. Adalbero berief noch zwei Monate vor dem festgesetzten Wahltage seine und der Hohenstaufen Freunde nach Koblenz und bewirkte hier die einseitige

*) Als Stammsitz gilt die Burg Winkel, gegenwärtig zu einem Rittergute bei Wettin im Halleschen Saalkreise gehörig.

Erwählung Konrads III.; die Wahlhandlung fand in der Peterskirche zu Lützelkoblenz auf dem linken Moselufer im Beisein weniger Bischöfe und des päpstlichen Legaten Dietwin statt, welcher auch am 13. März 1138 die Krönung in Aachen vollzog. Als dieses die Sachsen und ihr Herzog erfuhren, appellierten sie anfangs nach altdeutscher Sitte an das Schwert; doch ließen sie sich bald nachher wieder beschwichtigen.

Konrad wurde auf diese Weise zwar mit den Sachsen ausgesöhnt und allgemein als König anerkannt, aber die nächste Folge der Wahl war ein schrecklicher Krieg in den Niederlanden und eine Fehde mit Heinrich dem Stolzen. Jener Krieg entstand dadurch, daß Konrad dem Erzbischof von Trier für die geleisteten Dienste die Abtei St. Maximin gab, die er weder verschenken konnte noch durfte. Die Mönche der Abtei riefen den Grafen von Namur, der als damaliger Inhaber von Luxemburg ihr Schutzvogt war, zu Hilfe, und dieser begann einen langen und blutigen Krieg mit Adalbero, in welchem das Land des letzteren schrecklich litt. Heinrich der Stolze, der sich nach der Huldigung der Sachsen zur Herausgabe der Reichsinsignien verstanden hatte, geriet gleich nachher mit dem neuen König in Zwist, weil Konrad ihm unter dem Vorwande, daß kein Fürst zwei Herzogtümer zugleich besitzen dürfe, Sachsen zu entziehen suchte. Als sich Heinrich nicht fügen wollte, ließ Konrad auf einer Art von Reichsgerichtstag zu Würzburg ihm Sachsen absprechen. Dieses Urteil hatte viele und gute Gründe gegen sich; denn das Gericht, durch welches dasselbe gesprochen wurde, bestand bloß aus wenigen und noch dazu mit Konrad befreundeten Fürsten, Heinrich selbst war nicht gehört worden, und die Hauptbeschuldigungen beschränkten sich darauf, daß der letztere die Reichsinsignien anfangs nicht herausgegeben und sich auf Konrads erstem Reichstage nicht eingefunden habe. Heinrich verteidigte anderthalb Jahre lang sein Herzogtum Sachsen, welches Konrad dem Markgrafen Albrecht dem Bären verliehen hatte, mit Mut und Glück, obgleich ihm der König auch das Herzogtum Bayern entriß und seine dortigen Freunde dadurch von ihm abzog, daß er die Güter des verfolgten Herzogs jedem, der sich ihrer bemächtigen konnte, preisgab. Übrigens verlieh Konrad Bayern seinem eigenen Halbbruder, Leopold V. von Österreich. Mit den Sachsen wurde ein Waffenstillstand geschlossen, als die Heere sich schon gegenüber lagen. Um den völligen Sturz seiner Macht in Bayern aufzuhalten, wollte Heinrich noch einmal aus Sachsen dahinziehen, er erkrankte aber plötzlich in Quedlinburg und starb (1139). Durch seinen Tod ward Konrad von dem gefährlichsten Gegner befreit. Heinrich hinterließ einen erst zehn Jahre alten Sohn Heinrich (den Löwen) und dessen Mutter Gertrud, welche im Verein mit ihrer Mutter, der Kaiserwitwe Richenza, die Sache des jungen Heinrich führte und

die Sachsen zu einem fortgesetzten hartnäckigen Widerstand vermochte. In Bayern suchte Heinrichs des Stolzen Bruder, Welf VI., in Verbindung mit den Grafen von Dechau, den einzigen Vasallen des Landes, welche für ihren Herzog die Waffen ergriffen hatten, das Herzogtum gegen Leopold zu behaupten. Er besiegte diesen 1140 zwischen Inn und Isar, ward aber vier Monate später bei Weinsberg von Konrad selbst geschlagen.*) Nachdem hierauf Bayern noch eine Zeitlang verwüstet worden war, kam endlich dadurch, daß Heinrichs des Stolzen Witwe den Antrag zu einer zweiten Heirat nicht ungern annahm, eine Aussöhnung zu stande. Heinrich II. mit dem Beinamen Jasomirgott**), der im Herbste 1141 seinem kinderlosen Bruder Leopold in Österreich und Bayern gefolgt war, bot der noch jungen Frau seine Hand an und ward von ihr als Gemahl angenommen. Welf setzte dessenungeachtet den Kampf in Bayern fort, er war jedoch seinem Gegner nicht gewachsen und konnte, selbst als er nach dem Tode der Gertrud den Krieg aufs neue anfing, seinen Zweck nicht erreichen. In Sachsen dagegen ging es ganz anders. Albrecht der Bär ward von den tapferen Bewohnern dieses Herzogtums nie anerkannt; sie wollten keinen anderen Herzog haben, als den jungen Heinrich, trieben Albrecht, gleich als er zum erstenmale von der ihm durch den Kaiser übertragenen Gewalt Gebrauch machen wollte, aus dem Lande, drangen in seine alten Besitzungen ein und zerstörten sogar sein Stammschloß Anhalt. Er mußte zuletzt, um seine Markgrafschaft Brandenburg wiederzuerhalten, unter der Vermittelung des Erzbischofs von Mainz einen Vertrag schließen, vermöge dessen er dem Besitze der herzoglichen Würde in Sachsen förmlich entsagte; doch erhielt er die Mark Nordsachsen als ein selbständiges Land und gewann so eine Stellung, die er, wie oben erwähnt, zur Eroberung slawischer Länder und zur Begründung eines bedeutenden Machtgebietes benutzte. Diese Abmachungen wurden 1142 zu Frankfurt auf einem sehr glänzenden Reichstage verkündigt.

Als die Händel in Bayern und Sachsen einstweilen beigelegt waren, auch ein glücklicher Feldzug nach Böhmen und ein minder glücklicher nach Polen ausgeführt war, wurde Konrad dringend nach Italien

---

*) An diesen Sieg (Dezember 1140) knüpft sich die unverbürgte Angabe, daß hier zum erstenmale die Rufe: „Hie Welf! Hie Waiblinger!" erschollen seien. Der letztere Name knüpft sich an den sehr alten, von den Saliern an die Hohenstaufen vererbten Ort Waiblingen an der Rems. Die Übergabe von Weinsberg (samt der volkstümlichen Erzählung von der Weibertreue) ist wohl in die letzten Tage des Jahres 1140 zu versetzen.

**) Oder Jasammirgott, nach einer von ihm häufig gebrauchten Beteuerungsformel.

eingeladen, wo sowohl in Rom, als in der Lombardei seine Gegenwart sehnlich gewünscht wurde. Anaklet war 1138 gestorben, und der von seiner Partei gewählte Viktor IV. ward durch den heiligen Bernhard bald zur Unterwerfung unter Innocenz II. bewogen; dagegen erhielt der letztere gleich nachher an einem jungen Manne, Arnold von Brescia, einen Gegner von ganz anderer Art. Arnold war ein Schüler Abälards und zwar einer der wenigen, die auf dem Wege ihres Lehrers weiter gingen, die Alten kennen lernten und aus Platons Ideen in Verbindung mit biblischen Vorstellungen eine idealische Republik entwarfen. Er wirkte in seiner Vaterstadt und anderen italienischen Städten und wußte das Volk für den Grundsatz zu begeistern, daß die Geistlichkeit nur ihrem eigentlichen Berufe obliegen und weder weltliche Macht besitzen, noch an den weltlichen Dingen Anteil nehmen solle. Er ward das Orakel der römischen Volkspartei und blieb es, bis Innocenz II. sich mit Roger von Sizilien ausgesöhnt hatte. Dann mußte er entweichen, lebte eine Zeitlang in Frankreich und der Schweiz, unterhielt aber auch von hier aus die Verbindung mit den Römern, welche fortgerissen von der Erinnerung an die alte römische Freiheit und Größe, sich schon unter Innocenz gegen die päpstliche Gewalt erhoben hatten. Nach Innocenz' Tode wurde Cölestin II. auf den römischen Stuhl erhoben, der einst mit Arnold zugleich den Abälard gehört und seinen ehemaligen Mitschüler gegen die Verfolgung des heiligen Bernhard in Schutz genommen hatte. Dieser jedoch regierte nur einige Monate; sein Nachfolger Lucius II. handelte ganz im Einverständnis mit dem städtischen Adel von Rom und bekämpfte die Volkspartei, die teils von dem Beispiel der aufstrebenden lombardischen Städte angeregt, teils von Begeisterung für die antike Republik und Weltherrschaft erfüllt war. Papst Lucius ging so weit, an der Spitze des bewaffneten Adels das Kapitol, den Sitz der römischen Kommune, zu stürmen; er wurde jedoch von einem Steinwurf zu Tode getroffen (Februar 1145). Hierauf wählten die Kardinäle in der Kirche San Cesario einen neuen Papst, Eugen III., einen Schüler und fast demütigen Verehrer des heiligen Bernhard. Während dieser noch mit der republikanischen Partei im Streite war, kehrte Arnold nach Rom zurück, von ganzen Scharen Proselyten begleitet, die er in der Schweiz gewonnen hatte. Die Römer ließen sich in der von ihm angeregten Bewegung immer mehr fortreißen. Sie vertrieben den Papst Eugen, errichteten nach dem Beispiele ihrer Vorfahren einen Senat und stellten die ganze Form der alten Republik her. Beide Teile, sowohl Eugen und sein Freund, der heilige Bernhard, als auch die Römer baten den deutschen König um Hilfe, und die letzteren gaben sich in ihren Schreiben an ihn den der altrömischen Zeit entlehnten prächtigen Titel:

Senatus populusque Romanus. Während Konrad einerseits dringend nach Rom eingeladen wurde, ersuchten ihn andererseits die lombardischen Städte flehentlich, den Übermut der Mailänder, die sich alle ihre Nachbarn unterwerfen wollten, zu bändigen. Er lehnte alle diese Anträge ab, weil er es für besser hielt, das kaiserliche Oberstrichteramt in Deutschland durch häufige Reisen und Gerichtsversammlungen geltend zu machen, als in die Höhle zurückzukehren, aus der er vorher nicht ohne Schmach entkommen war. Auch machte ihm die unruhige deutsche Ritterschaft genug zu schaffen; glaubte ja doch sein eigener Halbbruder, der Geschichtschreiber Otto von Freising, das Ende der Welt müsse nahe sein, weil man selbst in den Fastenzeiten keine Ruhe mehr habe! Konrad gab daher den Italienern zwar durch offene Briefe seine Aufmerksamkeit auf ihre Angelegenheiten zu erkennen, hütete sich aber wohl, seinen Worten durch die That Nachdruck zu verleihen. Ungefähr auf gleiche Weise verfuhr er gegen die Ungarn und Polen; er nahm die von ihnen dargebotene Huldigung an und empfing die von Nebenbuhlern vertriebenen Könige dieser Völker freundlich, strengte sich aber nicht besonders eifrig zu ihren Gunsten an. Vergebens flehte der Papst den König an; vergebens suchten ihn die Römer zu überzeugen, daß es die höchste Zeit sei, sich an ihre Spitze zu stellen, wenn er nicht durch den Papst die Vorteile verlieren wolle, deren die alten römischen Kaiser genossen hatten; vergebens schrieben sie ihm, daß der Papst mit Roger II. ein Bündnis geschlossen und demselben, um Hilfe von ihm zu erhalten, sehr bedeutende Rechte über die Kirche seines Landes eingeräumt habe; Konrad blieb ungerührt und überließ Italien seinem Schicksale.

Je weniger Konrad geneigt war, aus irgend einem Grunde das Reich zu verlassen, desto auffallender ist es, daß er sich durch den heiligen Bernhard zu einem Kreuzzuge bewegen ließ, und von allen Wundern Bernhards ist dieses gewiß nicht das kleinste. Bernhard hatte nach dem Falle von Edessa im Auftrage des Papstes unter den Franzosen das Kreuz mit großem Erfolg gepredigt. Zu gleicher Zeit hatte sich ein deutscher Mönch, Radulf, für Bernhards Bevollmächtigten ausgegeben, um am Rhein ebenfalls mit Erfolg zum heiligen Zuge aufrufen zu können, und seinem Rufe waren viele Tausende aus den niederen Volksklassen gefolgt, welche dann in ihrem Fanatismus über die Juden herfielen, wozu Radulf sie geflissentlich aufforderte. Durch diese Greuel betrübt, erließ Bernhard ein Rundschreiben an die Deutschen, in welchem er sie warnte, sich nicht, wie einst die Scharen Peters des Eremiten, Gottschalks und anderer, unerfahrenen Führern anzuvertrauen, und sie zugleich mit sehr guten Gründen von der Verfolgung der Juden abmahnte. Die Ausrottung der Juden, schreibt er,

habe gar keinen Nutzen, da es genug christliche Wucherer gebe, welche deren Stelle einnehmen würden, und da man mit ihrer Vertilgung auch die Hoffnung ihrer Bekehrung vernichte. Selbst die Heiden würde man dulden müssen, wenn man sich ebenso ihrer dereinstigen Bekehrung ruhig getrösten könne, und nur weil sie die Christen angriffen und verfolgten, müsse man das Schwert gegen sie erheben und Gewalt mit Gewalt vertreiben. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß, während Bernhard die Juden gegen den Pöbel in Schutz nahm, der Papst Eugen über das Geld und Gut dieses Volkes auf eine Weise verfügte, welche noch empörender ist, als die Mißhandlungen der rohen Volkshaufen, weil es unter scheinbar rechtlichen Formen geschah. Eugen erklärte nämlich in einer Bulle, daß alle, die das Kreuz nähmen, der Zahlung ihrer Schulden überhoben und des ihren Gläubigern geleisteten Eides kraft der päpstlichen Machtvollkommenheit entbunden sein sollten. Der Abt von Clugny gab gleichzeitig dem König von Frankreich den Rat, man solle das Leben der Juden schonen und ihnen nur ihr Geld nehmen. Gleich nachdem Bernhard sein Schreiben an die Deutschen hatte ausgehen lassen, begab er sich selbst nach Frankfurt, wo er mit Konrad zusammentraf und ihn beim Heile seiner Seele beschwor, an dem neuen Kreuzzuge teilzunehmen. Konrad erwies ihm die höchste Ehrfurcht und soll den heiligen Redner einst, da er in der Kirche durch das Gedränge der begeisterten Zuhörer in Gefahr geriet, auf seinen Armen ins Freie getragen haben; doch gab er ihm eine ausweichende Antwort, und Bernhard besaß Feinheit und Höflichkeit genug, um vorerst nicht weiter in ihn zu dringen.*) Er wandte sich dafür nach dem Oberrhein, wo die romanische Sprache, in welcher er predigte, mehr bekannt war, und benutzte dann die Festlichkeit des sogenannten Krontages, welche die Könige des Mittelalters auf Weihnachten zu feiern pflegten, um noch einmal zu versuchen, ob er vielleicht auch Konrad rühren könne. Er ging nach Speier, wo Konrad die Weihnachten zubrachte, wählte einen feierlichen Moment der Meßhandlung, um in begeistertem Tone rührende Worte an ihn zu richten, und machte durch seine edle Gebärde, durch die Würde seiner Haltung und durch seine fast geisterartige Gestalt einen solchen Eindruck auf die Versammlung, daß Konrad sich der allgemeinen Stimmung nicht entziehen konnte und am Altar das Kreuz und das Panier des Zuges aus Bernhards Hand demütig annahm.

---

*) Die Stelle, wo Bernhard von Clairvaux an Kranken Wunder wirkte, befindet sich in einem Hofe, der Domkirche von Frankfurt gegenüber, welcher später durch Kauf in den Besitz der Cistercienserabtei von Hayna in Hessen kam und daher Haynerhof heißt; sie ist durch eine dem Heiligen zu Ehren errichtete Kapelle bezeichnet.

Sobald der Entschluß der Süddeutschen ihren Landsleuten im Norden bekannt wurde, stimmten auch diese ein. Doch hatte weder der heilige Bernhard Einfluß auf sie, noch zogen sie gegen die Ungläubigen in Palästina. Sie richteten vielmehr auf den Rat ihrer Bischöfe, welche meist fürstlichen oder doch ritterlichen Geschlechtes waren, ihre Waffen gegen die Heiden, die in ihrer Nähe wohnten und häufige Einfälle in das christliche Deutschland machten. Zu Heinrichs IV. Zeit waren die wendischen Stämme an der Nordgrenze von Deutschland durch ihren christlichen Fürsten Gottschalk in ein großes Reich vereinigt worden, sie hatten aber 1066 Gottschalk erschlagen und alle Spuren des Christentums wieder ausgerottet. Unter ihren damaligen Häuptlingen war Kruko der mächtigste. Dieser nahm seinen Sitz in Mecklenburg, machte sich Holstein, Stormarn und Dithmarschen tributpflichtig und blieb so lange im ungestörten Besitze seiner Herrschaft, bis Gottschalks Sohn, Heinrich, welcher früher nach Dänemark geflüchtet war, seine Gemahlin gewann und ihn mit Hilfe derselben erschlug (1105). Heinrich war nun Herrscher über die Stämme in Mecklenburg und Holstein, schloß sich aber aus Mißtrauen gegen seine Landsleute an die Christen an und huldigte dem Herzog Magnus von Sachsen. Er erbitterte dadurch seine Unterthanen; sie empörten sich und konnten nur mit Hilfe der Sachsen wieder bezwungen werden. Er drückte dann alle, die am Aufstande teilgenommen hatten, noch weit härter als zuvor und begründete seine Herrschaft über sie durch Waffengewalt. Dies kam am meisten den benachbarten Deutschen zu statten, weil seit dieser Zeit die Streifzüge in ihre Länder aufhörten. Nachher ward Heinrich von den Rugiern oder Ranen angegriffen, welche den Mittelpunkt ihres Kultus auf der Insel Rügen hatten und bis tief in Preußen hinein mächtig waren. Diese Völkerschaft hatte zwar, wie alle wendischen Stämme, einen Häuptling oder Anführer, richtete sich aber zugleich auch nach den Weisungen ihres Oberpriesters und verband also die priesterliche Regierung mit der königlichen. Ihr Hauptgott war Swantewit, dessen Tempel zu Arkona auf Rügen stand, und dem sie alles erbeutete Gold und Silber brachten, weil sie selbst im Verkehr ihres Lebens sich der edlen Metalle nicht bedienten. Die Rugier überfielen Heinrich in Lübeck, wo er seinen Sitz genommen hatte, wurden aber von ihm geschlagen und nebst den anderen Völkerschaften, denen Swantewit ebenfalls als Hauptgottheit und sein Tempel als Mittelpunkt der Herrschaft galt, unterworfen. Seit der Zeit war Heinrich Herr des ganzen Wendenlandes bis nach Havelberg und Brandenburg hin. Die Rugier erschlugen nachher seinen Sohn Waldemar, dem er die Oberaufsicht über die pommersche Küste und über die bedeutenden Zölle und Abgaben, welche auf derselben erhoben wurden, übertragen

hatte; und Heinrich unternahm darauf mit einem Scheine des Rechts einen Raubzug gegen den Tempel Swantewits, wobei die Hilfstruppen der Sachsen seine Hauptstärke ausmachten. Dieser Zug verschaffte ihm selbst und den Sachsen ansehnliche Reichtümer, ohne die Rugier ärmer zu machen, indem damals bei weitem nicht der ganze Tempelschatz geplündert wurde. Gleich nachher fiel sein Reich zusammen, weil die Sachsen zu Heinrichs V. und Lothars Zeiten in anderen Gegenden des Reiches beschäftigt waren und also ihm und seinen Söhnen keine Hilfe mehr leisten konnten. Ein Volk nach dem anderen riß sich los, und bald nach Heinrichs Tode (1121) zerfiel der große wendische Staat völlig. Die Holsteiner und Stormarn, die zwar einen Anstrich von Christentum hatten, aber lieber in Hainen und an Quellen, als in den Kirchen ihren Gottesdienst verrichteten, schlossen sich damals an die Wenden an. Die Rugier erneuerten, um die erlittenen Beleidigungen zu rächen, ihre verheerenden Einfälle und plünderten Lübeck. Räubereien wurden wieder die gewöhnliche Beschäftigung aller Bewohner der Ostseeküste, und überall herrschte Verwirrung und Verwüstung, obgleich Lothar schon als Herzog von Sachsen, um eine bessere Ordnung der Dinge in Holstein herzustellen, dieses Land dem Grafen Adolf von Schauenburg übergeben und nachher als Kaiser bis in das Innere von Schleswig mehrere Züge unternommen hatte. Weder Holstein, noch die Länder an der Elbe blieben verschont; die Wenden warfen überall das Christentum von sich und bildeten bis nach Danzig hin eine Anzahl kleiner heidnischer Reiche. Jedes dieser Reiche hatte seinen eigenen Kultus, alle zusammen aber erkannten den Götzen auf Rügen als ihre Hauptgottheit an; Swantewits Tempel war gewissermaßen das Delphi der verbündeten Wenden und sein Oberpriester ihr Orakel, die Christen aber wurden als liebliche Opfer des grausamen Götzen angesehen. Während nachher Heinrich der Stolze und Albrecht der Bär um das Herzogtum stritten, kämpften Adolf von Schauenburg und Heinrich von Badewide um den Besitz von Holstein mit Wagrien, das endlich dem Grafen Adolf zuerkannt wurde, während Heinrich Lauenburg als Lehen empfing. Die Wenden hatten inzwischen Zeit genug, ein mächtiges Reich zu stiften, an dessen Spitze die beiden Obotritenfürsten Niklot und Pribislaw standen. Gegen diesen Slawenstaat richteten 1147 die norddeutschen Fürsten unter der Anführung des jungen Sachsenherzogs, Heinrichs des Löwen, ihren Kreuzzug, während Konrad und die Süddeutschen nach Palästina zogen.

Der Erfolg beider Unternehmungen war auf gleiche Weise unrühmlich. Konrads Kreuzfahrt nahm, wie weiterhin gezeigt werden wird, einen unglücklichen Ausgang, und der Zug gegen die Wenden hatte keine andere Wirkung, als arge Verheerungen des Landes, welche

dann die Wenden an den Westfalen und Holländern vergalten, die Graf Adolf in Holstein angesiedelt hatte. Dagegen nahm ein Kreuzzug, den die Deutschen am Niederrhein mit einigen Westfalen und Niederländern gegen die Mauren in Portugal unternahmen, einen rühmlichen Ausgang. In diesem Lande hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts König Alfons VI. von Kastilien und Leon dem Grafen Heinrich von Burgund, der mit einer Schar tapferer Krieger nach Kastilien gekommen war und im Kampfe mit den Mauren ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, seine Tochter zur Gemahlin und das zwischen Minho und Duero gelegene Land zum Lehen gegeben und so die Entstehung eines neuen Reiches veranlaßt, welches nachher von dem Hafen Porto Calle an der Mündung des Duero den Namen Portugal erhielt. Heinrichs Sohn, Alfons I., überwand in der Schlacht bei Ourique (1139) fünf sarazenische Emire und ließ sich zum König von Portugal ausrufen; vier Jahre später hielt er eine Reichsversammlung zu Lamego ab, auf welcher seine Krönung vollzogen wurde und er im Verein mit den Ständen (Höfen oder Cortes) die Grundzüge der Verfassung und Gesetzgebung feststellte. Der neue König war (1147) gerade mit einem Unternehmen gegen die Stadt Lissabon beschäftigt, als jene Kreuzfahrer, an die sich unterwegs noch viele Engländer angeschlossen hatten, an der Mündung des Tajo landeten. Sie halfen ihm die Stadt erobern und kehrten darauf mit reicher Beute in ihre Heimat zurück. Im Wendenlande bewirkte bald nachher der fromme Mönch Wizelin durch seine Predigten, was seine Landsleute vergebens mit den Waffen versucht hatten. Er arbeitete mit Ausdauer und Glück für die Verbreitung des Christentums, und dieses faßte wieder feste Wurzeln bei den Wenden, obgleich Heinrich der Löwe, um von Wizelins geistlichem Samen die zeitlichen Früchte zu genießen, dem wackeren Mönche Schwierigkeiten bereitete und nicht eher ruhte, als bis dieser ihn in dem ärmlichen Bistum, das er im Mecklenburgischen gestiftet, als Oberlehnsherrn anerkannt hatte.

Konrad hatte, ehe er seinen Kreuzzug antrat, dem Namen nach seinen Sohn Heinrich, welcher vorher zum römischen König erwählt worden war, an die Spitze der Geschäfte gestellt; in Wirklichkeit aber war Wibald, Abt von Stablo, Malmedy und Korvei, während der Abwesenheit des Königs Regent und Lenker des Reiches und wurde auch von Konrad als solcher anerkannt. Wibald hatte als Freund des Königs Konrad, als der erste Gelehrte und als der tüchtigste Geschäftsmann ungemein großes Ansehen in Deutschland. Man nannte ihn seiner Gewandtheit im Ausdruck wegen den Cicero seiner Zeit, er verfaßte sowohl unter Konrad, als auch im Anfange der folgenden Regierung alle kaiserlichen Briefe und Dokumente, und sein Bruder be-

gleitete den König Konrad auf dem Kreuzzuge als Kanzler. Wibald gehörte zwar, wie bereits früher angedeutet ist, zu den wenigen, welche die wissenschaftliche Richtung ihrer Zeit klar erkannten und das Verhältnis der damaligen Schulstudien zum Leben richtig beurteilten; dessenungeachtet sieht man aber auch aus seiner Geschichte, wie nachteilig es für das Reich und für die Aufrechthaltung des Herkommens war, daß die Geistlichen als die einzigen Gelehrten jener Zeit überwiegenden Einfluß hatten und fast ausschließlich zu allen den Geschäften gebraucht wurden, welche nicht mit dem Schwerte beendigt werden konnten. Wibald verfuhr, sobald es seine Politik verlangte, ohne Rücksicht auf Sitte und Herkommen und besaß dabei einen solchen Gelehrtenhochmut, daß wir z. B. in einem Briefe, den er an einen Mönch schrieb, die stolzen Worte finden: „Ich spreche zu dir in der Einzahl, während ich sonst im Verkehr mit Mönchen mich der Mehrzahl zu bedienen pflege; allein ich habe es jetzt mit einem Studierten und Philosophen zu thun."

Den Verlauf des zweiten Kreuzzuges werden wir später im Zusammenhang mit der Geschichte des Orients kennen lernen. Konrad beschleunigte seine Rückkehr aus Palästina, weil er die Nachricht erhielt, daß der Gegner seines Hauses, der Oheim des jungen Herzogs von Sachsen, mit Roger von Sizilien einen Bund geschlossen habe. Welf VI. hatte nämlich den Kreuzzug mitgemacht, war aber schon vor dem Könige wieder heimgekehrt und hatte unterwegs mit dem Könige Roger von Sizilien, der sich durch die enge Freundschaft Konrads mit dem Kaiser von Konstantinopel, seinem geschworenen Feinde, bedroht sah, Verabredungen gegen Konrad getroffen. Reichlich mit Geld versehen, reiste er von Neapel nach Deutschland zurück und unterhandelte unterwegs nicht nur mit dem Papste, sondern regte auch die lombardischen Städte auf und knüpfte mit seinen Verwandten vom Haus Este Verbindungen gegen Konrad an. Dieser bot gleich nach seiner Zurückkunft (1149) das ganze Reich gegen ihn auf; noch ehe aber die Reichshilfe ankam, hatte sein Sohn, Heinrich, den alten Welf in einem Treffen bei der Feste Flochberg (unweit Bopfingen) bereits geschlagen. Nun legten sich die beiderseitigen Freunde ins Mittel, und die Sache ward durch ein förmliches gerichtliches Verfahren geschlichtet, obgleich Wibald nachdrücklich auf der Entscheidung durch Waffengewalt bestanden und sich dabei auf den Gedanken gestützt hatte, daß die Stimme der Gerichte nur in einem kleinen Raume vernommen, Kriegsthaten aber, wenn sie mit einigem Glanze ausgeführt werden, über den größten Teil des Erdkreises verbreitet würden. Kaum hatte Konrad die Ruhe in Süddeutschland wiederhergestellt, als man ihn auf jede Weise nach Rom zu locken suchte. Die Römer glaubten nämlich die Verfassung,

die sie nach dem Muster der alten Zeiten Roms eingerichtet hatten, nicht eher befestigt, als bis der Kaiser dieselbe bestätigt habe; sie gaben sich daher große Mühe, ihm ihren neuen Senat als seinen einzigen wahren Freund in Italien vorzustellen, und rühmten sich in ihren Briefen an den Kaiser, daß sie den Papst und seine Anhänger nur deshalb mißhandelt und vertrieben hätten, weil diese sich mit Roger gegen die Ehre und das Ansehen des Kaisers verbunden gehabt. Wirklich fanden auch, wenn man nach den Briefen Konrads und Wibalds urteilen darf, die Grundsätze Arnolds von Brescia, welcher damals an der Spitze der römischen Republik stand, bei dem deutschen Könige zum Teil Eingang. Er billigte es, daß die Priester weder Krieg führen, noch Blutvergießen erregen, sondern auf Predigten und Messelesen als ihren einzigen Beruf beschränkt bleiben sollten, obgleich er in Deutschland diesen Grundsatz noch viel weniger hätte geltend machen können, als der neue römische Senat in Rom. Auch gefiel diese Ansicht seinem Minister und Diplomaten Wibald nicht, der ihm in seinen Unterhandlungen, besonders mit den Römern, ganz unentbehrlich war. Wibald wirkte daher in dieser Sache dem Sinn des Kaisers entgegen; er berief sich, sobald ein Antrag ihm mißfiel, auf seine erschöpften Geldmittel und lehnte unter diesem Vorwande insbesondere die Gesandtschaft an den Papst sowie die Besorgung eines Traktats mit dem griechischen Kaiser ab. Es zeigt sich bei der Gelegenheit recht auffallend, wieviel schwieriger die Lage des Beherrschers von Deutschland war, als die des Papstes und der Könige von England und Frankreich. Die Männer, deren sich die Päpste bei ihren Unterhandlungen bedienten, waren Leute, welche stets bei dem Geschäfte blieben, und die Beherrscher von England und Frankreich hatten den großen Vorteil, daß es in ihren Ländern keine unabhängigen Geistlichen gab, daß also, da zu jener Zeit alle schriftlichen Geschäfte nur durch Geistliche verrichtet werden konnten, ihre Geschäftsmänner sich weit mehr als in Deutschland in den Willen des Regenten fügen mußten. Ein deutscher Kaiser dagegen fand, wie man besonders in Wibalds Verhältnis zu Konrad erkennt, manchmal gerade bei seinen eigenen Räten und Unterhändlern die größten Schwierigkeiten. Aus diesem Grunde sowie wegen der Haltung Heinrichs des Löwen, welcher wegen seiner nicht erfüllten Ansprüche auf Bayern sich erhoben hatte und nicht niedergeworfen war, zog sich auch die von Konrad beabsichtigte Inscenierung des Römerzugs in die Länge, und der Kaiser starb endlich im Alter von 58 Jahren, ohne ihn ausgeführt zu haben, am 15. Februar 1152 zu Bamberg, wo er im Dom beigesetzt wurde.



Reiterstandbild Konrads III. im Dom zu Bamberg.

3. Das Deutsche Reich unter Friedrich Barbarossa bis zur Demütigung Heinrichs des Löwen.

Konrad hatte zwei Söhne; von diesen war aber der ältere, Heinrich, kurz nach dem Sieg über Welf gestorben, und der zweite, Friedrich von Rothenburg, der nachher Herzog von Schwaben wurde, war bei des Vaters Tode erst acht Jahre alt. Der König übergab auf seinem Sterbebette die Reichsinsignien nicht diesem Sohne, sondern seinem tapferen Neffen, Friedrich I., von den Italienern Barbarossa genannt, und zeigte hierdurch, daß er in der damaligen Lage des Reiches das Interesse seines Hauses dem Vorteile seines Sohnes vorziehen zu müssen glaubte. Da ganz Deutschland den von ihm empfohlenen Friedrich schon vorher als den Mann erkannt hatte, welcher der Krone am würdigsten sei, so wurde derselbe schon 17 Tage nach Konrads Tode, also am 4. März 1152, von den Ständen in Frankfurt einstimmig zum Oberhaupte des Reiches erwählt und fünf Tage später in der Marienkirche zu Aachen gekrönt. Der Erzbischof Heinrich von Mainz hatte freilich gegen die Wahl intriguiert, aber ohne jeden Erfolg. Friedrich Barbarossa war der einzige deutsche Fürst, welcher unter den damaligen Umständen der kaiserlichen Würde den Glanz erhalten konnte, den ihr Konrad mühsam und nur zum Teil wieder verschafft hatte. Auch waren die Umstände niemals günstiger, um diesen Glanz zu vermehren. Die immer wachsende Kampf- und Raubluft des zahlreichen Adels und dessen Streit mit den Fürsten auf der einen und den Bürgern der vielen Städte auf der anderen Seite machten das Bedürfnis eines Schiedsrichters recht fühlbar; die Verständigen schlossen sich gern an den Kaiser an, und Konrad hatte die Verbindung des Hauptes und der Glieder des Reichs dadurch befördert, daß er die alte Ordnung der Hoftage erneuert hatte. Diese waren von ihm wieder ganz so wie in den früheren Zeiten gehalten worden; die Fürsten und Herren hatten, je nachdem es in den Berufungsschreiben ausgesprochen war, mit einem glänzenden oder einem geringen Gefolge erscheinen müssen, und zwar ebensowohl die ersten Geistlichen des Reiches, als die niedere Ritterschaft, weil Konrad selbst die Erzbischöfe nur als seine Hofbeamten anzusehen pflegte und bei Kriegszügen über ihre und ihrer Stifter Vasallen sowie über ihre Person unbedingt verfügte. Als z. B. einst das Kloster zu Quedlinburg mit dem Interdikt belegt worden war, hatte er dieses durch einen kaiserlichen Befehl ohne weiteres aufgehoben.

Sobald Friedrich an die Regierung gekommen war, zeigte er ein kräftiges Walten; so entschied er auf seinem ersten Reichstag (Pfingsten 1152) in Merseburg den Thronstreit zwischen den dänischen Fürsten

Sven und Knut in der Weise, daß Sven König wurde und Knut von ihm die Insel Seeland zu Lehen nahm; der erstere erkannte die Reichshoheit an und trug dem deutschen König das Schwert vor. Bald richtete Friedrich seinen Blick nach Italien und faßte den großartigen Entschluß, in geistlichen und weltlichen Dingen sowie in der Ausdehnung des Reiches den Zustand der karolingischen und ottonischen Zeit zurückzuführen. Zu diesem Entschlusse trug nicht wenig bei, daß die ganze Lage der Dinge in Italien seinen Plan zu begünstigen schien, und daß an seiner Erwählung zum Reichsoberhaupt auch italienische Große teilgenommen hatten. Die Städte des nördlichen Italiens, welche immer demokratischer geworden waren und bei ihrem blühenden Handel fortwährend an Wohlstand zunahmen, lagen in steter Feindschaft miteinander. Besonders bedrohte damals die Stadt Mailand alle anderen. Sie war so groß und mächtig geworden, daß schon 1137 auf einer feierlichen Versammlung, welche Lothar II. in den Ronkalischen Feldern hielt, nicht weniger als 40 000 Mailänder in Rüstung erschienen waren. Die Mailänder hatten in der letzten Zeit ihre Herrschaft ringsherum ausgedehnt und zwangen nicht bloß alle Landherren, wenn sie ihre Güter in Frieden besitzen wollten, sich in Mailand Häuser zu bauen und Bürger ihrer freien Volksgemeinde zu werden, sondern sie demütigten und zerstörten auch jede Stadt, die sich dem lästigen Bunde mit ihnen entzog. Dies hatten, wie wir unten sehen werden, besonders Lodi und Como erfahren. Im mittleren Italien unterhielt Pisa einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem kaiserlichen Hofe; nach Rom aber rief nicht bloß das Volk, das sich die Regierung angemaßt hatte, sondern auch der Papst den Kaiser, um ihren unversöhnlichen Zwist zu schlichten. In Unteritalien endlich hatte Roger von Sizilien stets Feindseligkeiten mit dem griechischen Kaiser, Manuel I., der sich mit Konrad gegen ihn verbunden, diesen um einen Römerzug bestürmt und sich, um ihn dazu zu bringen, sogar herabgelassen hatte, dem ersten Minister des deutschen Kaisers, Wibald, durch Briefe und Geschenke zu schmeicheln. Friedrich sah indessen, als die deutschen Stände einen vorgeschlagenen Kriegszug nach Ungarn ablehnten, daß er durchaus nicht an Italien denken könne, wenn er nicht vorher seinen Herrscherplan zu einer Reichsangelegenheit gemacht habe. Das Mittel dazu fand er in der Ankunft apulischer Reichsvasallen, welche von Roger vertrieben worden waren und Hilfe in Deutschland suchten. Diese mußten auf einem Reichstage nach der Sitte der Zeit mit lautem Wehklagen die Hilfe des Reiches anrufen und dadurch die Stände gewissermaßen zwingen, den Zug nach Italien als einen Reichskrieg zu beschließen. Doch ward derselbe noch auf zwei Jahre hinausgeschoben. Da ohne die Hilfe der Sachsen und ihres jungen Herzogs,

welcher noch immer dem väterlichen Herzogtum Bayern nicht entsagt hatte, kein günstiger Erfolg von dem italienischen Unternehmen zu hoffen war, so legte Friedrich den alten Prozeß über Bayern noch einmal einem Reichstage vor und forderte Heinrich Jasomirgott von Österreich auf, den rechtlichen Besitz des Landes vor seinen Mitständen zu erweisen. Der letztere erschien jedoch, weil er die Sache als abgethan ansah, weder damals noch im nächsten Jahre auf dem Reichstage, und Friedrich benutzte dies, um Heinrich den Löwen dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihm Bayern zusprach. Auch von der Mitwirkung der höheren Geistlichkeit hing für das Gelingen des Unternehmens sehr viel ab; Friedrich suchte daher solche Männer in die bischöflichen Stellen zu bringen, welche ihm ihre Stimme auf den Reichsversammlungen und ihre Leute zu seinen Kriegen geben mußten. Er kümmerte sich dabei weder um die vorgenommenen Wahlen, noch auch um den Widerspruch des Papstes, wies vielmehr die Legaten des letzteren mit Unwillen zurück, als sie die von ihm für Magdeburg angeordnete Wahl eines Erzbischofs untersuchen wollten, und hielt das kaiserliche Ansehen nicht weniger in geistlichen, als in weltlichen Geschäften aufrecht.

Als er den Herzog von Sachsen, der seine herzogliche Gewalt ebenso in Norddeutschland gebrauchte, wie Friedrich die kaiserliche im Reiche, gewonnen hatte, entwickelten sich seine Absichten deutlicher. Damals begann er auch durch seine Rechtslehrer das System der Verfechter des kaiserlichen Ansehens sowohl gegen die Anmaßungen der Kirche, als gegen die Republikaner in Italien mit Festigkeit behaupten und durchsetzen zu lassen. Diese italienischen Republikaner oder, wie sie nachher hießen, die Guelfen, erfanden nämlich ein eigenes politisches System; sie setzten dem Rechte und der Gewalt des Kaisers das Christentum als eine Republik eigener Art entgegen und wußten die christliche Hierarchie, an deren Spitze der Papst stand, sehr gut mit dem System ihrer bürgerlichen Freiheit in Verbindung zu bringen. Auf diese Weise kämpften nachher Papst und Republiken, zu einem Grundsatze vereinigt, gegen die Anhänger des Kaisers oder die Ghibellinen (deutsch Waiblinger), welche ihnen entgegensetzten, daß seit der Vernichtung der römischen Freiheit durch Julius Cäsar, oder durch Übertragung der gesamten Staatshoheit auf denselben, Gewalt und Gesetz vom Volk an den Kaiser übergegangen seien, daß also seinem Willen allein die Allgewalt der Herrschaft und die Majestät des Gesetzes zukomme. Der ghibellinische Grundsatz siegte zwar schon damals in den Schulen und Gerichtshöfen, wo man das Justinianeische Recht als höchste Weisheit verehrte; dagegen war aber in der Form der Verfassung und in der politischen Verwaltung der italienischen Städte von den kaiserlichen Rechten bereits jede Spur verwischt. Diese Städte

hatten seit Heinrichs IV. Zeit, als die Kaiser die Ordnung nicht erhalten konnten, sich immer größere Freiheiten und Rechte angemaßt; sie bildeten zuletzt Bündnisse unter sich und führten Kriege, als wenn sie völlig unabhängige Staaten wären. In einem solchen Kriege war 1110 Lodi von den Mailändern zerstört und seine Bürger in sechs offene Flecken verteilt worden. Ebenso hatten sich die Mailänder 1127 nach einem langjährigen Kriege Como unterworfen, obgleich zwölf Städte demselben Hilfe geleistet hatten. Die nämlichen Mailänder zeigten dem neuen Kaiser selbst ein Jahr vor seinem Römerzuge in recht auffallender Weise, wohin es mit dem kaiserlichen Ansehen in den italienischen Staaten gekommen war. Einige Handelsleute von Lodi trugen dem Kaiser bittere Beschwerden über die Bedrückungen vor, welche ihre Vaterstadt von den Mailändern zu erdulden hatte. Friedrich schickte darauf ein abmahnendes Schreiben an die Konsuln und die Bürgerschaft von Mailand; hier verachtete man aber nicht allein den kaiserlichen Befehl, sondern man wagte es sogar, das Schreiben, in welchem er enthalten war, zu zerreißen und mit Füßen zu treten. Während die Mailänder in ihrem Übermut sich so weit vergaßen, gingen Arnold von Brescia und seine Römer mit dem Gedanken um, für sich allein einen römischen Kaiser zu wählen, damit sie desto sicherer in den Besitz ihrer alten Rechte kämen. Diese beiden Umstände machten die Sache des Kaisers zu einer Ehrensache des Reiches und bewogen ihn selbst, seinen Zug zu beschleunigen, zumal da der Tod des Königs Roger II. (1154), dessen Sohn und Nachfolger, Wilhelm I. oder der Böse, die Talente seines Vaters nicht besaß, auch in Unteritalien die Behauptung der kaiserlichen Rechte zu erleichtern schien.

Friedrich zog im Oktober 1154 von Augsburg aus mit einem nicht sehr zahlreichen Heere (von bedeutenderen weltlichen Fürsten sind nur Heinrich der Löwe und Berthold von Zähringen zu nennen) in die Lombardei, deren Anblick ihn, wie einst seinem Oheim, wegen des ganz verschiedenen Zustandes der Gesellschaft, wegen der Wohlhabenheit und des Selbstvertrauens ihrer Bewohner und wegen der Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Künste und Gewerbe nicht wenig überraschte. Er hielt, besonders der Mailänder wegen, eine große Versammlung auf den Ronkalischen Feldern, um alle diejenigen, welche nicht erscheinen würden, verurteilen zu können; die schlauen Mailänder fanden sich aber wider Erwarten ein, und als die Städte Pavia, Lodi und Cremona eine Anklage gegen sie vorbrachten, unterwarfen sie sich, weil sie des Kaisers Waffen fürchteten, einem gerichtlichen Ausspruche. Sie wurden zu einer Geldbuße von 40 000 *M* und zur Freilassung der kurz vorher gefangenen Bürger von Pavia verurteilt. Friedrich fand jedoch

leicht einen Vorwand, sie dessenungeachtet der Treulosigkeit zu beschuldigen und eine feindselige Stellung gegen sie anzunehmen. Sie hatten nämlich nicht nur den Kaiser selbst durch Geld zu gewinnen gesucht, daß er ihre Herrschaft über Lodi und Como bestätige, sondern ihre Abgeordneten, welche Friedrich als Wegweiser angenommen hatte, führten auch das deutsche Heer absichtlich in öde Gegenden. Friedrich konnte sich zwar nicht sogleich gegen ihre Stadt selbst wenden, er griff aber ihre Verbündeten, die Bürger von Chieri und Asti, an und schleifte die Mauern beider Städte. Noch weit härter züchtigte er eine andere Bundesgenossin Mailands, die Stadt Tortona, die sich weigerte, dem Bunde mit Mailand zu entsagen und sich dagegen an das kaiserlich gesinnte Pavia anzuschließen. Zwei Monate lag Friedrich vor der Stadt; als er sie endlich nahm, überließ er es den Pavesanen und anderen Nachbarn, ihre Rache ebensowohl an den Einwohnern, als an den Mauern und Gebäuden auszuüben, was dann auch redlich geschah, und trat mit seinen Deutschen den Marsch nach Rom an. Seit dieser Zeit entstand eine unversöhnliche Feindschaft zwischen der Republik Mailand und dem Kaiser. Die Mailänder boten alle Mittel auf, um die Stadt Tortona, deren Bewohner sich größtenteils zu ihnen geflüchtet hatten, dem Kaiser zum Trotz völlig wiederherzustellen. Sie erschöpften zu diesem Zwecke nicht nur ihren öffentlichen Schatz, sondern es ward auch zwischen den einzelnen Bürgern die besondere Vereinigung getroffen, daß von den sechs Quartieren ihrer Stadt stets vier nach Tortona zogen und dort entweder bauen halfen oder die Pavesanen abhielten, die Werkleute zu beunruhigen.

Friedrich hatte sich unterdessen in Pavia mit der lombardischen Krone krönen lassen und war dann nach Rom gezogen. Papst Eugen III. war 1153 gestorben und der heilige Bernhard noch in demselben Jahre ihm nachgefolgt. Anastasius IV., der nach Eugen auf den römischen Stuhl erhoben wurde, gelangte nie zur Ausübung der weltlichen Herrschaft in Rom und starb schon nach anderthalb Jahren. Nun erhielt (Dezember 1154) unter den schwierigsten Umständen der Angelsachse Nikolaus Breakspeare, Sohn eines Priesters und in der Jugend von seinem Vater verstoßen, die päpstliche Würde. Er nahm den Namen Hadrian IV. an und trat sogleich mit großer Energie gegen die republikanische Partei auf; er forderte die Verbannung Arnolds von Brescia und verhängte, da dieselbe verweigert wurde, in der Palmwoche das Interdikt über die ewige Stadt. Schon nach wenigen Tagen drängte das bestürzte Volk zum Nachgeben, und Arnold mußte weichen. Aber damit war noch nicht genug geschehen, auch die Auflösung des Senates wurde von ihm gefordert. Mit Hadrian hatte der Kaiser schon beim ersten Zusammentreffen zu Sutri einen Zwist über ceremo-

nielle Ehren, welche derselbe in Anspruch nahm. Es war nämlich Sitte, daß der Kaiser dem Papste beim Absteigen den Steigbügel hielt, eine Höflichkeitsbezeugung, welche im Mittelalter keine weitere Bedeutung hatte. Friedrich unterzog sich derselben bei seinem ersten Zusammentreffen mit Hadrian entweder gar nicht, oder er that es nicht auf die übliche Weise, und Hadrian erhob darüber einen Streit, welchen Friedrich zuletzt dadurch beilegte, daß er sich jener Sitte als einer Sache der Form und des Herkommens unterwarf. Kaum war der Papst beruhigt, als Friedrich mit dem sogenannten römischen Volk und dessen Senat in einen noch heftigeren Streit geriet. Die Römer schickten ihm nämlich Abgeordnete entgegen, ließen ihm stolz die Kaiserkrone anbieten und forderten dafür nicht nur die Anerkennung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten, sondern sie verlangten auch Brief und Siegel darüber und 5000 Pfund Silber. Friedrich wies sie unwillig von sich, drang sogleich in die Stadt Rom ein und ließ sich unmittelbar darauf vom Papste krönen (18. Juni 1155). Die Römer griffen aber gleich nach der Krönung das deutsche Heer an, und es kam zu einem blutigen Kampfe an der Peterskirche, in welchem sie selbst wie gewöhnlich den kürzeren zogen und nicht weniger als 1000 Bürger erschlagen oder in dem Tiber ertränkt wurden, während von den Deutschen fast kein Mann fiel. „Empfange, o Rom," ruft Friedrichs Geschichtschreiber und Zeitgenosse, Otto von Freising, bei der Gelegenheit aus, „empfange deutsches Eisen statt des arabischen Goldes! Dies ist das Geld, welches dein Herr dir für deine Krone anbietet." Besonders rüstig hatte Heinrich der Löwe auf den römischen Pöbel eingehauen, und wie sehr die Stimmung des Papstes gegen seine Pfarrkinder damals zu ihrem Nachteile war, kann man daraus ersehen, daß dieser dafür den Herzog nicht nur hoch belobte, sondern auch sogleich einem von Heinrich willkürlich eingesetzten Bischof der Wenden die Weihe erteilte, die er bis dahin aus gerechter Rücksicht auf die Einsprache des Erzbischofs von Bremen verweigert hatte. Der Kaiser opferte im ersten Zorn über die bettelstolzen Römer auch Arnold von Brescia der Rache des Papstes. Er hatte vor seiner Ankunft in Rom dem Papste in einem Vertrage versprochen, sowohl den neuen römischen Staat aufzulösen, als auch Arnold von den Freunden, bei denen er sich versteckt hatte, sich ausliefern zu lassen und dem Papste zu übergeben. Bisher hatte er bedächtig gezögert, sein Versprechen zu erfüllen; jetzt aber ließ er den verfolgten Republikaner in seiner Freistätte aufspüren und an den Papst überliefern, auf dessen Befehl derselbe dann sogleich verbrannt wurde.*) Bald zog der

*) Die allgemein verbreitete Annahme, daß Arnolds Scheiterhaufen auf der Piazza del Popolo, da, wo jetzt ein ägyptischer Obelisk aufgerichtet ist, gestanden

Kaiser nach Apulien, um die Unternehmungen gegen die sizilianische Herrschaft Wilhelms im Bunde mit den Griechen und den aufständischen Apuliern zu eröffnen, aber es kam nur zu einem energischen Vorgehen gegen Spoleto, wo man einen kaiserlichen Abgesandten in Haft hielt; zur Strafe wurde die Stadt erstürmt und teilweise zerstört. Da jedoch fortwährend die Hitze viele Kriegsgenossen teils verscheuchte, teils daniederwarf, so trat Friedrich, dem Drängen des Heeres folgend, den Rückweg über Ancona und Bologna nach Deutschland an, nachdem er zuvor den Bann gegen Mailand erneuert und Cremona das Münzrecht zugesprochen hatte. Auf diesem Marsche wäre er an einer Stelle der Tiroler Pässe wahrscheinlich umgekommen, hätte ihn nicht die Tapferkeit seines Bannerträgers, des Pfalzgrafen von Bayern Otto von Wittelsbach, auf eine fast wunderbare Art errettet. Das deutsche Heer war nämlich in dem Engpaß der Etsch, der „Berner Klause", rundum von Felsen eingeschlossen, und eine Burg auf der Höhe, die von einer verwegenen lombardischen Schar unter Führung des Veroneser Alberich besetzt war, sperrte die einzige offene Stelle des Weges; Otto aber erstieg mit 200 Rittern in schwerer Rüstung eine für unerreichbar gehaltene, über der Burg emporragende Felsenhöhe, nahm die Feste und erzwang so den Durchgang. Zwölf bei dieser Gelegenheit gefangene Adelige aus Verona, worunter Alberich selbst, wurden von einem jungen Ritter aus Frankreich, dem man unter dieser Bedingung das Leben schenkte, mit dem Strange hingerichtet und ihre Leichen an die Landstraße gelegt; Verona aber schickte zur Begütigung eine Ergebenheitsgesandtschaft an den Kaiser nach Regensburg. In Deutschland brach Friedrich sogleich, erbittert über eine Treulosigkeit der Griechen, die mit diesen bereits früher angeknüpften Unterhandlungen wieder ab. Er war schon vor dem Zuge nach Italien mit dem Kaiser Manuel sowohl wegen der Normannen, als auch wegen der beabsichtigten Vermählung mit einer griechischen Prinzessin in diplomatischen Verkehr getreten, und jetzt sollte der Abt Wibald, der die Korrespondenz mit den Griechen geführt und Manuels ganze Aufmerksamkeit erregt hatte, an der Spitze einer Gesandtschaft nach Konstantinopel abgehen; diese unterblieb aber, weil die Griechen sich einen schändlichen Betrug erlaubt hatten. Sie hatten nämlich in ihrem Kriege mit Wilhelm von Sizilien durch die mit dem Siegel Friedrichs versehenen Briefe, die in ihren Händen waren, die Reichsvasallen im Neapolitanischen bewogen, griechische Besatzungen in ihre

habe, wird von Gregorovius für unrichtig gehalten. Arnolds Asche wurde, nach Otto von Freising, in den Fluß gestreut, damit sie nicht vom Volke zur Verehrung aufbewahrt werde.

festen Plätze aufzunehmen, und auf diese Weise einen großen Teil der Küste in ihre Gewalt gebracht. Der dadurch erlangte Vorteil währte jedoch nicht lange, da ihnen Wilhelm alle jene Städte bald wieder entriß; Friedrich war aber so aufgebracht über sie, daß er die nach Konstantinopel bestimmte Gesandtschaft nicht abgehen ließ und die griechischen Gesandten, welche zu ihm nach Deutschland kamen, lange nicht sehen wollte, sondern an der Grenze anhalten ließ und ihnen das Gehör versagte.

In Deutschland selbst lebte bei des Kaisers Rückkehr Recht und Gerechtigkeit wieder auf. Die Fürsten lernten, daß sie Glieder eines Reiches und dem Gesetze unterworfen seien, sie mußten sich vor Gericht stellen, und die alte Strafe des Hundetragens ward gegen sie erneut; der rheinische Pfalzgraf, Hermann von Stahleck, der sich selbst mit gewaffneter Hand Recht verschaffte, war der erste, welcher 1156 nebst zehn mitschuldigen Grafen diesem Schimpfe unterworfen ward; sein Hauptgegner, der Erzbischof von Mainz, Arnold von Seelenhofen, wurde zu derselben Strafe verurteilt und nur aus Rücksicht auf sein Alter und sein hohes geistliches Amt von der Ausführung losgesprochen. Pfalzgraf Hermann aber fühlte sich durch die erlittene Schmach so gekränkt, daß er sich in ein Kloster zurückzog (1156). Die Rheinpfalz verlieh Friedrich darauf an seinen Stiefbruder Konrad, der nun die neuen Besitzungen, die sich bis an das Erzbistum Trier und an die Grafschaft Katzenellenbogen erstreckten, mit seinem früheren Gebiet um Speier und Worms vereinigte und Heidelberg zum pfalzgräflichen Sitz erhob. Die unruhige Ritterschaft verlor unter Friedrichs Verwaltung, so oft sie Raub und Mord übte, ihre Burgen; den Bürgern aber wurden ihre Privilegien erneut; die Künste endlich erfreuten sich des kaiserlichen Schutzes. Friedrich selbst verstand und übte mit Geschick die damals von den Ufern des Ebros bis an den Po blühende Kunst der Provençalen und gab einen glänzenden Beweis davon, als er 1157, bei der Huldigung der Provence, der um ihn versammelten ritterlichen Dichterzunft ihre Gesänge mit einem berühmten Liederspruch erwiderte;*) ja, er machte seinen Namen unter diesen Sängern so berühmt, daß einer von ihnen aus der folgenden Generation, als die Lieder des Südens auch an der Loire und Seine gesungen wurden, den Kaiser Friedrich unter den weisen und begeisterten Fürsten der Vorzeit nennt, welche die Gegenwart vermisse. Die einzige schwierige Angelegenheit, welche Friedrich in Deutschland vorfand, war die Ausgleichung des

*) Eigentlich einem Spruch zu Ehren der Ritter und Frauen derjenigen Stämme, die sich der romanischen Sprachen zum Gesang bedienen; er beginnt mit den Zeilen: „Plas mi cavalier Frances E la donna Catalana".

neu ausgebrochenen Streites zwischen Heinrich dem Löwen und dem Markgrafen von Österreich. Sie ward aber 1156 auf einem Reichstage zu Regensburg dadurch beigelegt, daß der letztere zu Gunsten des ersteren dem Herzogtum Bayern entsagte und dagegen für seine durch einen kleinen Teil von Bayern vergrößerte Markgrafschaft Österreich den Titel und Vorzug eines Herzogtums samt besonderen Vorrechten für sich und seine Nachkommen erhielt; das wichtigste bestand darin, daß der Herzog von Österreich sein Lehnsland, das „Schild und Herz des Römischen Reiches", als ein unteilbares auch an Erbtöchter vergeben und es nach seinem Willen mit Ordnungen versehen, auch in eigenem Namen das Recht üben lassen dürfe. Heinrich Jasomirgott verwandte seine Sorgfalt besonders auf weitere Hebung seiner Hauptstadt Wien, die er schon früher sehr vergrößert und verschönert hatte. Ferner wurde auf derselben Versammlung ein allgemeiner Frieden beschworen, damit die ganze Reichsmacht gegen die Mailänder gerichtet werden könne; doch ward, als man diesen Nationalfeldzug beschloß, der ausdrückliche Vorbehalt beigefügt, daß jeder nur diesseit der Apenninen zu dienen verpflichtet sei. Kurz vor dem zweiten italienischen Feldzuge, der das kaiserliche Ansehen im Süden der Alpen herstellen sollte, erneute Friedrich die Reichsversammlungen in Burgund und erpreßte von den Polen und Ungarn wenigstens Geldsummen, da die Umstände ihn hinderten, seine eigentlichen Pläne gegen beide Völker auszuführen. Zu Burgund war der Kaiser durch seine zweite Vermählung in ein neues Verhältnis getreten. Er hatte nämlich nach langen Verhandlungen die Scheidung von seiner ersten Gemahlin, Adelheid von Vohburg, durchgesetzt und sich mit dem griechischen Kaiser Manuel in Verbindung gesetzt, um die Hand einer byzantinischen Fürstentochter zu erhalten. Diese Unterhandlung zerschlug sich jedoch, und Friedrich vermählte sich (1156) mit Beatrix, der schönen und hochgebildeten Erbtochter des Grafen Reinald von Bar, die ihm die Freigrafschaft Burgund mit Ausnahme von Genf, Sitten und Lausanne zubrachte. Berthold von Zähringen, der in erster Reihe nach dem Tode der Beatrix zum Erben berufen gewesen wäre, ward durch unwesentliche Gebietsstücke entschädigt. Um diese Zeit stand das kaiserliche Ansehen so hoch, daß er auf einem Reichstage in Würzburg vom König Heinrich II. Plantagenet von England kostbare Geschenke mit einem wahrhaft unterwürfigen Begleitschreiben erhielt und der neue König Waldemar von Dänemark, Svens Nachfolger, ihn als Oberlehnsherrn begrüßen ließ. Wenige Monate nachher (Oktober 1157) fand eine nicht minder glänzende Reichsversammlung in der burgundischen Stadt Besançon statt; dieselbe ist nicht bloß deshalb merkwürdig, weil auf ihr alle burgundischen Bischöfe bis nach der Provence hin dem Kaiser die Huldigung leisteten,

sondern sie übte auch auf sein Verhältnis zum Papste einen großen Einfluß aus. Hadrian hatte, im Gedränge zwischen dem Normannen Wilhelm und den rebellischen Römern, den ersteren als Herrn von Sizilien und Unteritalien anerkannt und mit diesen Ländern förmlich belehnt und war dann mit seiner Hilfe nach Rom zurückgekehrt; darüber war Friedrich zwar aufgebracht, er sprach aber vor seinen und des Reiches Getreuen nicht davon, weil das Deutsche Reich schon zu Lothars Zeit der Behauptung eingebildeter Rechte auf Apulien entsagt hatte und also durch jenen Schritt des Papstes nicht unmittelbar berührt wurde. Dagegen wußte Friedrich einen zwischen ihm und dem Papste ausgebrochenen Streit zu einer Sache der versammelten Reichsstände zu machen. Hadrian hatte ihn, weil ein schwedischer Bischof auf der Rückreise von Rom durch einige burgundische Edelleute mißhandelt worden war, in einem Schreiben mit unverdienten Vorwürfen über die schlechte Polizei im Reiche überhäuft. Er hatte dabei zugleich, um den Vorrang der Kirche, welchen Friedrich zu bestreiten anfing, recht auffallend zu behaupten, absichtlich einige starke Ausdrücke hinzugefügt, nach denen es schien, als wenn er die Kaiserwürde für ein Lehen (beneficium) des päpstlichen Stuhles halte. Friedrich ließ den Inhalt des Schreibens und die lateinischen Äußerungen eines der Legaten, welche dasselbe überbracht hatten, durch seinen Kanzler Rainald von Dassel den versammelten Deutschen so übersetzen und erklären, daß alle in den heftigsten Zorn über den Papst gerieten. Auch ward jenes Gemäldes Erwähnung gethan, welches Innocenz II. nach der Krönung Lothars II. hatte verfertigen und im Lateran aufhängen lassen. Auf diesem Gemälde war Lothar vor dem Papste knieend dargestellt, und dabei waren die Worte geschrieben: Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores; post homo fit papae, sumit quo dante coronam (der König erscheint vor den Thoren, nachdem er vorher die Rechte der Stadt Rom beschworen hat; dann wird er der Lehnsmann des Papstes, von welchem er die Krone empfängt.) Die Reichsversammlung war über die päpstlichen Anmaßungen aufs höchste erbittert. Otto von Wittelsbach zog sogar das Schwert gegen den Legaten Roland von Siena (Bandinelli), dessen Worte der Kaiser hatte verdeutschen lassen, und er würde ihn getötet haben, wenn nicht Friedrich dazwischen getreten wäre. Hadrian geriet in keinen geringen Schrecken, als er erfuhr, welchen Ernst die ganze Nation bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte. Er versuchte zuerst die deutschen Bischöfe von den übrigen Reichsgliedern und ihrem Haupte zu trennen; diese antworteten ihm aber auf eine ebenso würdige als bescheidene Weise ganz im Sinne ihrer Mitstände, und der Papst eilte

darauf, den drohenden Sturm durch freundliche Briefe und befriedigende Erklärungen zu beschwören.*)

Die Absichten Friedrichs bei seinem zweiten Römerzuge konnten nicht zweifelhaft sein, da er denselben Kanzler, der in Besançon den ernsten und festen Ton gegen den Papst angegeben und den Pfalzgrafen Otto, der den Gesandten Hadrians mit dem Tode bedroht hatte, vorausschickte. Diese Männer sollten in den Städten einstweilen die kaiserlichen Rechte geltend machen und diejenigen, die sich der Verletzung derselben schuldig gezeigt hatten, gebührend bestrafen. Otto verfuhr in Italien gerade so, wie kurz vorher in Besançon: er zückte, als er einst auf italienische Große stieß, welche mit den Griechen unterhandelt hatten, das Schwert gegen sie und setzte sie dadurch so in Schrecken, daß sie sich seinen Bedingungen unterwarfen; die Griechen aber schalt er tüchtig und jagte sie dann aus Ancona fort. Das Reichsheer selbst, welches im Sommer 1158 aufbrach, mußte sich teilen und rückte auf verschiedenen Wegen in Italien ein. Voran zog der König von Böhmen, der zum Danke dafür, daß Friedrich ihm die Königskrone erteilt hatte, sich sehr ergeben und hilfsbereit zeigte. Später kam noch Heinrich der Löwe mit Adolf von Holstein und 1500 auserlesenen Rittern. Heinrich strafte unterwegs den Frevel, den sich zwei Tiroler Grafen gegen Legaten des Papstes, welche unter kaiserlichem Geleite reisten, erlaubt hatten, und sicherte den kaiserlichen Boten die Wege. Friedrich entwarf, als alle seine Leute sich vereinigt hatten, eine vortreffliche Heerordnung und machte sie mit Zustimmung des Heeres in 25 Artikeln als Gesetz bekannt. Er wollte, nachdem der Widerstand Brescias gehoben war, sogleich militärisch gegen Mailand verfahren, ließ sich aber durch die römischen Juristen in seinem Gefolge bewegen, das gerichtliche Verfahren zu beobachten und die Termine einzuhalten, wodurch die Mailänder Zeit erhielten, sich zu rüsten. In Mailand hätte sich der Adel und die höhere Bürgerschaft gern gefügt; die Ärmeren aber bestanden auf dem Kriege, teils weil dieser sie nährte und den drückenden Lasten des gewöhnlichen Lebens entzog, teils aber auch aus Eifersucht auf die anderen Stände. Der Kaiser rückte, als die vorgeladenen Gesandten mit unerfüllbaren Forderungen hervorgetreten waren, mit allen seinen Truppen vor Mailand und begann eine förmliche Belagerung. Hartnäckig wehrte sich die Stadt gegen eine Macht von 100 000 Mann, während die Bürger von Pavia und Cremona gegen

*) Die bezügliche Stelle des Schreibens hatte gelautet: „Deine Mutter, die heilige römische Kirche, bereut es nicht, deine Wünsche erfüllt zu haben; ja sie würde sich freuen, wenn du aus ihrer Hand noch größere beneficia (als die Krone) empfingest." Der Ausdruck beneficium war für Lehen gebräuchlich; der Papst erklärte, ihn im gewöhnlichen Sinne für „Wohlthat" gemeint zu haben.

das mailändische Gebiet und seine Bewohner aufs grausamste wüteten und in Mailand selbst zuletzt Mangel an den notwendigsten Bedürfnissen einriß. Dessenungeachtet wollten die geringeren Klassen der Bürgerschaft lange Zeit von keiner Kapitulation hören, bis endlich Graf Guido von Blandrate, welcher zugleich Bürger von Mailand, Mitglied der Ritterschaft und bedeutender Gutsbesitzer der Gegend war, seine Vermittelung beim Kaiser anbot und, von den Wohlhabenden unterstützt, die Einwilligung des ganzen Volkes zur Unterhandlung erhielt. Die Bedingungen, welche Friedrich vorschrieb, wurden, so hart sie auch waren, angenommen. Die Mailänder sollten Abbitte thun, einen kaiserlichen Palast in ihrer Stadt erbauen, 360 000 *M* zahlen, 300 Bürger als Geiseln stellen und, was das Härteste war, sich gefallen lassen, daß die Regalien oder kaiserlichen Rechte auf einer Versammlung festgesetzt würden, auf welcher der Kaiser selbst den Vorsitz führte. Außerdem mußten sie zugeben, daß die von ihnen zerstörten Städte Como und Lodi wieder erbaut würden und völlige Unabhängigkeit genössen. Nachdem die Bewohner von Mailand in einem sehr demütigen Aufzuge, wobei von den Vornehmen jeder ein bloßes Schwert auf dem Rücken und von den Bürgern jeder einen Strick um den Hals trug, dem Kaiser ihre Schuld bekannt und seine Verzeihung erfleht hatten, züchtigte Friedrich zuerst die Städte Verona und Ferrara und berief dann auf den Martinstag eine große italienische Reichsversammlung, in welcher seine Rechte und die Pflichten der Vasallen und Unterthanen genau bestimmt werden sollten. Während er seine Vorkehrung für diese Versammlung traf, brach ein Zwist zwischen ihm und dem Papste Hadrian IV. aus, weil dieser bedeutende Gebietsstücke Italiens für den päpstlichen Stuhl beanspruchte und den Sohn des Grafen von Blandrate, welchen Friedrich zum Erzbischof von Ravenna ernannt hatte, nicht bestätigen wollte. Dazu kamen in der nächsten Zeit noch andere Vorfälle, welche den Bruch immer größer machten, und die Zwietracht zwischen den Oberhäuptern des Reiches und der Kirche ging zuletzt soweit, daß Hadrian nahe daran war, den Bann über Friedrich auszusprechen, als er starb (1159).

Ehe Friedrich die große Versammlung auf den Ronkalischen Feldern eröffnete, hielt er zuerst eine kleinere, zu der er nur solche Herren zuließ, von welchen weniger Widerspruch zu befürchten war, und gewann vermittelst der römischen Rechtslehrer in Bologna, Bulgarus, Martin Gosias, Jakob Hugolinus und Hugo de Porta Ravennate, die bedeutendsten Stimmen für das neue Evangelium von der kaiserlichen Allmacht.*) Dann wagte er es ohne Scheu, vor den versammelten

*) Den berühmten Juristen gab man, wie den großen Theologen der Zeit,

Konsuln der lombardischen Städte durch jene Rechtslehrer den Satz behaupten zu lassen, daß der kaiserliche Wille die einzige Quelle alles Rechtes und aller Gesetze sei, oder wie die Bologneser Juristen sich ausdrückten, daß das ganze Recht der Gesetzgebung vom Volke auf den Kaiser übergegangen sei, und daß alles, was derselbe als seinen Willen ausspreche, Gesetzeskraft habe. Diesem Grundsatze gemäß wurde dann in der großen Reichsversammlung der Begriff der dem Kaiser zustehenden Rechte oder der Regalien sehr weit ausgedehnt. Er selbst wollte zwar von der ganzen Strenge dieses sonderbaren Rechtes keinen Gebrauch machen, aber er riß doch gleich nachher infolge eines richterlichen Ausspruchs, den er that, die Stadt Monza von Mailand ab und ernannte die Konsuln oder Bürgermeister und die Podestas oder Stadtschultheißen, welche er nach den Beschlüssen der Ronkalischen Versammlung mit Einstimmung der Gemeinden bestellen sollte, ohne vorhergegangene Wahl der Bürger. Während er auf solche Weise despotisch verfuhr, wurden die erbitterten Lombarden und ihre Bundesgenossen durch Abgeordnete des griechischen Kaisers, die sich in Venedig aufhielten, zur Verteidigung ihrer Freiheit ermuntert. Dazu kam, daß die deutschen Kommissare, welche die ihrem Herrn zugesprochenen Abgaben zu erheben hatten, sich auf eine Art benahmen, die keineswegs geeignet war, die Unzufriedenen zu beruhigen. Die Mailänder endlich fühlten zu drückend das Unglück eines Zustandes, welcher gewissermaßen zwischen Krieg und Frieden in der Mitte lag. Sie griffen daher auch schon ein Jahr nach der Ronkalischen Versammlung aufs neue zu den Waffen. Das Signal dazu war die schimpfliche Vertreibung des Kanzlers Rainald und Ottos von Wittelsbach, die zu Mailand im Namen des Kaisers schalteten. Die Mailänder hatten jedoch ihre Kräfte nicht wohl berechnet; denn wiewohl Friedrich mit dem Papste im Streite war, so blieb er doch immer einer einzelnen Stadt überlegen, und diese konnte sich auf die Dauer unmöglich gegen die ganze deutsche Macht behaupten. Die Reichsacht wurde förmlich gegen Mailand ausgesprochen. Freilich war der Kaiser, obgleich ihn die Bürger von Pavia, Cremona, Lodi, Novara und Como unterstützten, lange nicht im stande, die ungeheure Stadt einzuschließen und förmlich zu belagern, weil seine Lehnsmannschaft, welche nur auf kurze Zeit diente, ihn gleich nach dem Frie-

---

schmückende Beinamen; so hieß Bulgarus os aureum (Goldmund, wie Chrysostomos); Martin bei Gosi copia legum (Fülle der Gesetze); Hugolinus oder Ugolino sol Lombardiae (Sonne der Lombardei). Die Lehrer des römischen Rechts waren übrigens geneigt, die Vorstellung vom Imperium, wie Hadrian, Constantin und Justinian es aufgefaßt und geübt hatten, ohne weiteres auf den gegenwärtigen Kaiser zu übertragen.

den mit Mailand verlassen hatte; er ängstigte aber die Mailänder anderthalb Jahre lang durch Verheerung ihres Gebietes und schritt dann, als endlich neue Hilfe aus Deutschland gekommen war, zu entscheidenden Maßregeln. Er nahm sein Hauptquartier zu Lodi, schnitt allen Zusammenhang der Stadt mit Piacenza und dadurch alle Zufuhr von dorther ab, zerstörte um Mailand die Bäume und Saaten und machte das Gebiet der Stadt zu einer Wüste. Zugleich hielt die mit Mailand verbundene Stadt Crema eine siebenmonatliche Belagerung aus, bei der die erbitterte Meinungswut sich auf eine furchtbare Weise kundgab. Die Bürger zerfleischten die gefangenen Deutschen auf der Mauer; die Belagerer banden die Geiseln von Crema an ihre Maschinen, damit ihre Angehörigen keine Pfeile abschleudern könnten; diese aber ließen sich nicht zurückhalten und priesen ihre Kinder glücklich, daß sie für die Freiheit stürben. Erst im Januar 1160 erhielten die Einwohner freien Abzug, nachdem ihre Stadt zerstört war. Unterdessen hatte sich Friedrichs Verhältnis zum Oberhaupte der Kirche infolge einer zwistigen Papstwahl so gestaltet, daß dadurch eine für die Mailänder günstige Wendung der Dinge herbeigeführt zu werden schien. Die in zwei Parteien zerfallenen Kardinäle hatten nach Hadrians Tode die einen den aus dem Reichstage von Besançon bekannten Kardinal Roland unter dem Namen Alexander III., einen heftigen Gegner des Kaisers, die anderen Viktor IV., einen Anhänger desselben, gewählt. Friedrich hatte darauf zur Entscheidung des Zwistes eine Kirchenversammlung in Pavia veranstaltet, auf welcher Alexander nicht erschien, Viktor aber für den rechtmäßigen Papst erklärt wurde, und war dann gegen den ersteren und seine Kardinäle mit dem römischen Senat und Volk in Verbindung getreten. Beide Päpste verfluchten einander, und Alexander, der auch den Kaiser in den Bann that, verband sich mit den Mailändern. Friedrich brachte 1161 in Lodi, wo er sein Hauptquartier hatte, die Sache noch einmal vor ein Konzil; dieses fruchtete aber ebensowenig, als vorher die Kirchenversammlung zu Pavia, besonders weil der König Ludwig VII. von Frankreich, welchen Friedrich anfangs gewonnen hatte, auf die Seite seiner Gegner trat, weil ferner die Bischöfe von England und sogar Eberhard von Salzburg sich für ihn aussprachen. Alexander sah nämlich die Konsequenz eines solchen Gerichthaltens über Päpste ein, begab sich auf einem genuesischen Schiffe nach Frankreich und zog Ludwig von dem Kaiser ganz ab, oder mit anderen Worten, er weckte die Furcht des Schwachen vor dem Starken und bewirkte dadurch, daß die Sache in ihrem seitherigen Zustand erhalten wurde. Obgleich auf diese Weise Friedrich mit einem Gegenpapste belastet blieb und die Mailänder an Alexander und seinem Anhang eine neue Stütze erhalten hatten, so wurden die letzteren doch durch

den Kaiser in die äußerste Not gebracht und mußten sich zuletzt dazu verstehen, seine Gnade aufs neue zu suchen (Frühjahr 1162).

Damals, wenn anders je, wäre der günstigste Augenblick gewesen, die deutsche Herrschaft in der Lombardei fest zu begründen, wenn Friedrich seinen Sieg mäßig gebraucht und die Demütigung der Mailänder nicht zu ihrem Verderben, sondern nur zum Schrecken ihrer Bundesgenossen benutzt hätte. Er verfuhr aber gegen sie und ihre Verbündeten aufs grausamste. Nachdem die ganze Bürgerschaft, ebenso wie drei Jahre früher, persönlich vor ihm barfuß und mit Stricken um den Hals, als Zeichen völliger Unterwerfung, erschienen war und die Erhaltung ihres Lebens erfleht hatte, wurde unter dem Beirate der feindseligen Städte über Mailand Gericht gehalten und dessen Zerstörung beschlossen; die meisten Gebäude wurden verbrannt, Mauern und Türme niedergerissen und die Bewohner selbst in vier offene Flecken zerstreut.*) Auch Brescia, Piacenza und andere mit Mailand verbündete Städte erlitten ein ähnliches Schicksal, und das unglückliche Tortona gab Friedrich, als er nach Deutschland zurückkehrte, zum zweitenmale der Wut der Pavesanen preis, welche dasselbe dem Erdboden gleich machten. Im November 1162 kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, nachdem er den Kanzler Rainald zu seinem Stellvertreter in der Lombardei bestellt hatte, wo nun auch der kaiserliche Papst Viktor IV. seinen Aufenthalt nahm. Um dem letzteren mehr Geltung zu verschaffen, versuchte Friedrich mit Ludwig VII., der für Alexander III. eingetreten war, zu verhandeln, indes wurde dies durch Heinrich II. von England unmöglich gemacht. Alle lombardischen Städte litten aber nun durch die Habsucht der kaiserlichen Obervögte und durch ritterlichen Trotz, der ihnen um so mehr unerträglich sein mußte, da ihre Freiheit vorher ganz zügellos gewesen war. Die Folgen zeigten sich schon im Jahre 1164, wo die geheimen Lockungen der Venezianer und des griechischen Kaisers, das Geld und die Versprechungen des von Friedrich bedrohten Königs von Neapel und Sizilien und die Ermunterungen des Papstes Alexander III. gegen den deutschen Kaiser ein Bündnis der Städte Verona, Treviso, Padua und Vicenza hervorriefen, welches unter dem Namen des Veroneser Bundes bekannt ist. Schon diese Verbindung brachte den Kaiser in große Verlegenheit; er mußte, nachdem er im Herbste 1163 wieder nach Italien gegangen war, auf kurze Zeit über die Alpen zurückkehren, um von den

*) Historisch unbegründet ist die Sage, daß man den Beschluß gefaßt oder gar ausgeführt habe, über den Boden von Mailand einen Pflug zu führen und in die Furchen Salz zu streuen, als sinnbildliches Zeichen, daß es nie wieder erstehen solle. Die Zerstörung war nicht vollständig, und die dauernde Vernichtung einer größeren Stadt ist überhaupt ungemein selten.

Deutschen die Absendung neuer Truppen zu erbitten, und fand diese wenig geneigt, sich in Italien zu opfern. Anstatt nun, solange noch die Deutschen der Römerzüge nicht ganz müde waren und einige lombardische Städte ihn schwach unterstützten, durch Milderung des Druckes seine Feinde zu versöhnen und die Streitigkeiten ohne Nachteil für seine Ehre zu beendigen, vermehrten er und seine Leute die Bedrückungen und brachten dadurch alles zur Verzweiflung. Die kaiserlichen Beamten verfuhren mit der größten Willkür und Härte; sie sogen durch Abgaben, die sie auf alle möglichen Dinge legten, das Mark des Landes aus und erhoben sogar manchmal dieselbe Steuer zweimal.*) Auf diese Weise wurden dann endlich selbst die getreuesten Städte zum Abfall genötigt.

Inzwischen hatte sich im Zustande des Deutschen Reiches manche Veränderung vollzogen. Es herrschte nicht mehr dieselbe Ordnung und Eintracht, wie zwischen dem ersten und zweiten Römerzuge (1155 bis 1158), die der tüchtige Geschichtschreiber Ragewin mit den Worten schildert: es sei damals gewesen, als ob die Menschen, die Erde und der Himmel sanfter geworden seien. Schon während der Kaiser Mailand bekriegte (1160), war in Mainz bei einem Aufstande der Erzbischof Arnold getötet worden, derselbe, den Friedrich einst bestraft, dem er aber nachher großes Vertrauen geschenkt hatte. Als es dann wegen des Nachfolgers zum Streite kam, indem eine Partei Rudolf von Zähringen, eine andere den als Anhänger Friedrichs bekannten Christian von Buch erwählte, wurde beider Wahl für ungültig erklärt und Konrad von Wittelsbach, Bruder des treuen Pfalzgrafen Otto in die Würde eingesetzt. Während nun aber Christian eine angesehene Rolle bei Hofe weiter spielte und somit entschädigt war, fühlten die Zähringer sich zurückgesetzt, zumal da auch Heinrich der Löwe seine Ehe mit der Schwester Bertholds von Zähringen auflöste, da sie kinderlos geblieben war. In dem Aufstande der Mainzer selbst glaubte wohl Friedrich eine Regung desselben hartnäckigen Volksgeistes zu sehen, der ihm in der Lombardei so viel zu schaffen machte; wenigstens belegte er Mainz mit der Reichsacht, zog im April 1163 selbst nach der Stadt, ließ ihre Mauern und Thore niederreißen und entzog ihr alle Ehrenrechte. Manche Wirren veranlaßte der Kaiser dadurch, daß er Heinrich den Löwen mehr als billig, selbst seinen uneigennützigeren Freunden gegenüber, begünstigte. Allerdings verwandte der Herzog seine Macht in großartiger Weise, besonders im Norden, wo er slawisches

*) Eine besondere Kränkung für die Mailänder bestand darin, daß Rainald die Reliquien der heiligen drei Könige, die ihm Friedrich geschenkt hatte, von dort nach Köln bringen ließ (1164).

Land für deutsche Bildung gewann und bei seiner Gewaltthätigkeit doch auch einen sicheren Blick für die Interessen des Handels und für bürgerliches Gedeihen kundgab. Pribislaw, der Sohn des Obotritenfürsten Niklot, bekannte sich zum Christentum; sein Sohn Heinrich Borwin, mit einer Tochter Heinrichs vermählt, wurde Stammvater der Herzöge von Mecklenburg, welche heutzutage die einzigen europäischen Erbfürsten aus slawischem Geblüte sind. In Bayern kann Heinrich der Löwe als Begründer der Stadt München angesehen werden; denn er verlieh dem dort gelegenen Orte (villa Munichen) im Jahre 1158 besondere Vorrechte für die Verbringung des Salzes von Reichenhall und Hallein und scheute sich zu diesem Zwecke nicht, die Zollstätte eigenmächtig wegzuräumen, die der Bischof Otto von Freising, Friedrichs Verwandter (der berühmte Geschichtschreiber), an einer anderen Stelle der Isar angelegt hatte.

Auch die übereilte Aufstellung eines zweiten Gegenpapstes Paschalis III., nach Viktors IV. Tode, die hauptsächlich Rainald von Köln herbeigeführt hatte (1164), verursachte Schwierigkeiten in Deutschland und beeinträchtigte den Aufschwung nationaler Gesinnung, der die Geistlichkeit noch kurz vorher beseelte. Selbst Bischöfe, die dem Kaiser sehr ergeben waren, wie Konrad von Mainz, der Wittelsbacher, neigten sich auf Alexanders Seite. Aber der Erzbischof Rainald vertrat die Unabhängigkeit des Reiches in einer wahrhaft schroffen Weise, die um so mehr Friedrichs Beifall gewann, als derselbe den Gedanken einer selbständigen Machtfülle des römischen Kaisertums zu einer schwindelnden Höhe ausgebildet hatte. Dazu kam, daß der Freundschaftsbund des Hohenstaufen mit Heinrich dem Löwen ein fester zu sein schien. Im Jahre 1165 unternahm Rainald eine glänzende Gesandtschaftsreise zu König Heinrich II. von England, um ihn in seinem Streite gegen den Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, also mittelbar gegen den Papst, zu ermutigen und ihn so zum Genossen im Kampfe für die monarchische Idee zu machen; zugleich aber kam er als Freiwerber um zwei englische Prinzessinnen, deren eine, Mathilde, mit Heinrich dem Löwen vermählt, die andere, Eleonore, einem Sohne des Kaisers einstweilen zugesagt werden sollte. Die eine dieser Werbungen kam zum Ziele; Mathilde Plantagenet vermählte sich 1168 in Braunschweig mit Heinrich dem Löwen, der sich, wie erwähnt, sechs Jahre vorher von seiner ersten Gemahlin, die dem Zähringer Hause angehörte, getrennt hatte. Nach Rainalds Heimkehr fand eine Reichsversammlung in Würzburg statt, auf welcher alle anwesenden Fürsten und Geistliche einen Eid ablegen sollten, nur Paschalis III. als Papst anzuerkennen. Von diesem seinem Papste ließ Friedrich Karl den Großen heilig sprechen und veranstaltete zu Aachen eine feierliche Ausstellung der Gebeine des

ersten römisch-fränkischen Kaisers. Aber bei dem Verlangen des Eides stieß Friedrich doch auf erheblichen Widerspruch, viele entfernten sich aus der Versammlung. Darauf befahl Friedrich, alle geistlichen und weltlichen Würdenträger sollten in ihrem Gebiete den Unterthanen den Eid abfordern. Die Folge davon war, daß Friedrich treu ergebene Anhänger verlor. Der vor kurzem eingesetzte Erzbischof Konrad von Mainz entsagte seiner Würde und trat zu Alexander über, Konrad von Salzburg weigerte sich desgleichen, den Eid zu leisten. An die Stelle Konrads von Mainz, der von Alexander III. zum Kardinal erhoben, vom Kaiser aber in die Reichsacht erklärt war, trat nunmehr der energische, den Frauen und dem weltlichen Glanz ergebene Christian von Buch.

Bald liefen alle Fäden, an denen der Widerstand gelenkt wurde, in der Hand des Papstes zusammen. Am 8. April 1167 kamen in dem zwischen Mailand und Bergamo gelegenen Kloster Pontida Abgeordnete von Cremona, Bergamo, Brescia, Mantua und Ferrara zusammen und erweiterten das Veroneser Bündnis durch den Beitritt ihrer Städte zu einem lombardischen Bunde auf 50 Jahre. Selbst die in mehrere Orte zerstreuten Mailänder schickten insgeheim Gesandte zu diesem Kongreß. Hier ward sogleich beschlossen, daß die Stadt Mailand mit Hilfe des ganzen Bundes durch eine allgemeine Steuer und Beihilfe wieder aufgebaut werden solle. Dieser Beschluß wurde um dieselbe Zeit ausgeführt, als der Kaiser gegen den Papst zu Felde lag und die Tapferkeit des Erzbischofs Christian und Rainalds von Köln ihm den Zugang zum Sitze seines Hauptfeindes bahnte. Friedrich war nämlich im Herbst 1166 nach der Lombardei und im darauffolgenden Frühjahr nach Mittelitalien gezogen und hatte, während er selbst Ancona belagerte und einnahm, 300 Ritter unter Rainald gegen Rom vorausgeschickt. Während diese in Tusculum verweilten, wurde diese Stadt von der ganzen Macht der ihnen stets feindseligen Römer, die auf 30 000 Mann angegeben wird, angegriffen. Rainald ließ den Kaiser, der noch vor Ancona stand, dringend bitten, ihm Hilfe zu senden; keiner der weltlichen Fürsten seines Heeres aber wollte das Wagestück unternehmen. Da rief der Erzbischof Christian von Mainz alle seine Leute zusammen, zog durch Geld und Bitten noch andere an sich und eilte mit 1300 Mann dem bedrängten Rainald zu Hilfe. Bei Tusculum angekommen, legte er sich in einen Hinterhalt. Rainald that einen Ausfall, und beide Bischöfe erfochten mit ihrem kleinen Häuflein einen so vollständigen Sieg über die Römer, daß diese mehrere Tausend Tote und eine noch größere Zahl Gefangene auf dem Schlachtfelde zurückließen. Einige Zeit nachher erschien der Kaiser mit seinem ganzen Heere vor Rom, nahm die Stadt ein, wobei Feuer und Schwert



Kaiser Friedrich Barbarossa
mit Bischof Otto von Freising.
Skulptur am Dom zu Freising. Nach einer Original-Photographie.



Beatrix, Gemahlin Friedrich Barbarossas.
Skulptur am Dom zu Freising. Nach einer Original-Photographie.

in der Peterskirche wüteten, und nötigte Alexander, als Pilger verkleidet, nach Benevent zu fliehen (Juli 1167). Er setzte Paschalis feierlich auf den päpstlichen Stuhl ein, ließ sich von den Römern huldigen und seine Gemahlin Beatrix als Kaiserin krönen. Kaum hatte er jedoch auf diese Weise seine in der Lombardei völlig gesunkene Herrschaft in Rom neu gegründet, als das römische Sommerfieber in ganz ungewöhnlichem Grade zu wüten begann und mit dem blühenden Heere und der Krone der deutschen Ritterschaft, die sich um Friedrich gesammelt hatte, auch seine durch 13jährige Bemühungen gegründete Macht vernichtete. Fast alle Gemeinen des Heeres und die tapfersten Führer, des Kaisers Vetter Friedrich von Rothenburg, der ihn in allen seinen Kriegen begleitet hatte, der Erzbischof Rainald von Köln, der ihm mit der Lanze und der Feder gleich nützlich gewesen war, sowie mehr als 2000 Mann ritterlichen Geschlechts wurden das Opfer der mörderischen Krankheit. Auch der junge Herzog Welf starb; ihn überlebte sein Vater, der alte Welf VI., der kurz vorher auf der Heimfahrt von Jerusalem durch Italien gekommen war.

Sobald die Nachricht von diesem Unglück, das für ein göttliches Strafgericht galt, nach der Lombardei kam, erhob alles, von den Thälern Piemonts an bis zur Etsch, die Waffen gegen den Kaiser; selbst das getreue Lodi ward genötigt, dem Bunde gegen ihn beizutreten, und nur Pavia allein hielt fest an ihm. Wenn aber Friedrich je groß erschien, so war es damals. Er zog mit dem geringen Reste seiner Macht nach Pavia, warf hier in einer öffentlichen Versammlung den Fehdehandschuh hin und sprach über alle lombardischen Städte, die sich gegen ihn verschworen hatten, mit Ausnahme von Lodi und Cremona, die Acht aus. Dann machte er an der Spitze der Pavesaner Bürgerschaft und der wenigen Deutschen, die ihm noch übriggeblieben waren, häufige Streifzüge gegen die anderen Städte, besonders gegen das neu errichtete und ganz neu blühende Mailand. Um dem für spätere Zeiten vorzubeugen, erbauten seine Feinde nach Friedrichs Abzuge aus Italien zwischen Asti und Pavia, da wo drei Flüsse eine Fläche einschließen, eine neue feste Stadt, die sie dem Kaiser zum Trotz und ihrem Papste zu Ehren Alessandria nannten. Diese Stadt zählte schon nach zwei Jahren in den eilig errichteten Strohhütten, von denen sie den Spottnamen della paglia (die Strohstadt) erhielt, eine Bevölkerung von mehr als 15 000 streitbaren Bürgern. Endlich ward die Zahl und Übermacht der Feinde so groß, zumal auch Pavia zu wanken begann, daß Friedrich nach Deutschland zurückeilen mußte. Er bahnte sich unter großen Schwierigkeiten einen Weg über die Alpen und entging in Susa, wo die Bürger sich gegen ihn verschworen und seinen Palast umzingelten, dem Tode nur dadurch, daß, wie ein Chronist erzählt, der

Ritter Hermann von Siebeneichen, der ihm ähnlich sah, sich in sein Bett legte und sich so den Feinden darbot, die ihn aus Achtung vor solcher Treue verschont haben sollen (März 1168).

In Deutschland suchte Friedrich durch die feste Begründung seiner Macht diesseit der Alpen eine furchtbare Rückkehr nach Italien, an welche vorerst nicht zu denken war, vorzubereiten. Er zog die große und reiche Hinterlassenschaft seines kinderlos verstorbenen Vetters, Friedrich von Rothenburg, für sich ein und bestimmte das von diesem verwaltete Herzogtum selbst seinem zweiten Sohne Friedrich; er rundete seine schwäbischen Güter durch Ankauf und Tausch ab; er ließ seinen ältesten Sohn, Heinrich VI., zum Nachfolger erwählen und in Aachen krönen (1169); er verschaffte auch den übrigen Söhnen beträchtliche Besitzungen und wußte es in Burgund dahin zu bringen, daß er einen derselben dort versorgen konnte. Wer hätte damals, als Friedrich allen seinen Söhnen auf eine glänzende Weise zu Fürstentümern verhalf, denken sollen oder mögen, daß schon sein Urenkel in Dürftigkeit fallen und daß der letzte Sprößling seines Stammes durch Henkershand sterben würde! Auch auf Kosten Heinrichs des Löwen erweiterte und befestigte Friedrich um jene Zeit die Macht seiner eigenen Familie, indem er eine Übereilung desselben, zu welcher ihn Habsucht veranlaßte, geschickt zu benutzen wußte. Heinrich befleckte nach der Schilderung eines Mannes, der ihn bei seinem nachherigen langen Aufenthalte in England hatte kennen lernen, den Ruhm seiner edlen Abkunft und glänzenden Tapferkeit durch übermäßige Habgier und Unzuverlässigkeit; denn er war schmutzig geizig, nach fremdem Gute gierig, in hohem Grade aufgeblasen und stolz und, was in jener Zeit einem Fürsten am meisten zur Schande gereichte, fast gegen niemand seinem Worte getreu. Als nächster Erbe Welfs VI., dessen einziger Sohn in Rom ein Opfer der Seuche geworden war, hatte er die nahe Aussicht, die Allodien des Welfischen Hauses zu erhalten; er beging aber aus Geiz die Unvorsichtigkeit, daß er seinem Oheim, der ein lustiges Leben führte und in Schulden geraten war, eine nicht gerade bedeutende Geldsumme, welche dieser von ihm verlangte, verweigerte, obgleich er denselben dadurch nötigte, sich an andere zu wenden und zu deren Gunsten ein Testament zu machen. Heinrich hatte geglaubt, niemand werde es wagen, die Erbschaft an sich zu kaufen. Der Kaiser aber that dies; er gab dem alten Welf eine Summe Geldes und verschaffte sich auf diese Weise durch ein Testament desselben die Welfischen Allodien in Deutschland und die Mathildischen Güter in Italien, mit welchen Welf früher belehnt worden war. Über den erlittenen Verlust tröstete er Heinrich einigermaßen dadurch, daß er die von demselben beeinträchtigten Bischöfe und weltlichen Herren zur Ruhe verwies. Der bedeutendste

norddeutsche Fürst neben Heinrich, Albrecht der Bär, der zu Nordsachsen auch die Mittelmark und einen Teil der Neumark erobert hatte, starb 1170 in seiner Heimat Ballenstedt. Nachdem Friedrich sein Haus und sein von der kaiserlichen Würde unabhängiges Ansehen in Deutschland fest gegründet hatte, rüstete er einen neuen Zug nach Italien und schickte 1171 den Erzbischof Christian von Mainz mit einigen Truppen voraus. Christian, ein Hauptcharakter in der deutschen Geschichte, gehört unstreitig zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Er hatte große diplomatische Kenntnisse, war, wie sich späterhin in Venedig zeigte, mit einem ausgezeichneten Talent für politische Unterhandlungen begabt und besaß eine nicht bloß zu seiner Zeit, sondern unter allen Umständen ganz vorzügliche Fertigkeit in den Sprachen; denn er sprach das Lateinische, Römische, Französische, Griechische, Apulische, Lombardische und Brabantische wie seine Muttersprache. Ebenso merkwürdig war die Riesenstärke, mit welcher er seinen ungeheuren Streitkolben führte und einst in einem Treffen 38 Lombarden die Zähne einschlug. Nur in einem Zeitalter, wie das seinige war, konnte derselbe Mann zugleich in seiner priesterlichen Würde groß sein, da wir finden, daß niemand daran Anstoß nahm, wenn er (1174) vor Bologna als Feldherr und Streiter an einem Tage hunderte mit eigener Hand verwundete und dann am folgenden Tage als Erzbischof und Priester mit der nämlichen Hand bei einer feierlichen Messe der Gottheit das reine und blutlose Opfer der Christen darbrachte.

Christian bereitete in Italien dem Kaiser sehr geschickt den Weg vor. Er drang mit seinen gemieteten Scharen, die aus dem Kriege ein Gewerbe machten, durch die Lombardei, siegte bei Bologna in einem entscheidenden Treffen, erschien in Toscana und hob sich durch einen Meisterstreich seiner Staatsklugheit an die Spitze der verbündeten Städte dieses Landes. Friedrich selbst trat seinen neuen Zug nach Italien, den fünften, im Herbste des Jahres 1174 an. Niemand bezweifelte den glücklichen Ausgang seines Unternehmens; er ließ sich aber auch diesmal durch seinen unseligen Jähzorn irre führen. Erst hielt er sich aus bloßer Rachsucht mit der Züchtigung von Susa, das er nach der Einnahme niederbrannte, lange auf. Dann lagerte er sich in der feuchten Ebene von Alessandria, wo ihm die feindlichen Städte den Unterhalt abschneiden konnten, und wo ihm die ungesunde Luft verderblich ward. Er fühlte bald das Unbequeme seiner Lage und sah, daß die lombardischen Truppen, die sich in seinem Rücken gelagert hatten, leicht seine Verbindung mit Pavia unterbrechen und alle Zufuhr hemmen könnten; die Furcht vor seinem Namen war jedoch so groß, daß seine Feinde selbst ihm einen Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen anboten. Er ging auf ihr Anerbieten ein. Es wurden

im Frühling 1175 infolge eines Vertrags zu Montebello die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt und von beiden Seiten Schiedsrichter ernannt, um den Streit ganz zu beendigen. Friedrichs Absicht war wohl schwerlich, sich diesen Schiedsrichtern zu unterwerfen; er wollte offenbar nur Zeit gewinnen, um die von Deutschland her zugesagten Verstärkungen zu erwarten und sein Heer nach langen Entbehrungen zu erquicken. Auch führten die Verhandlungen mit den Lombarden zu keinem Ziele. Friedrich rechnete auf die ganze Macht von Norddeutschland, da einerseits Heinrich der Löwe, dessen Nachbarn aufs höchste gegen ihn erbittert waren, alle Ursache hatte, sich den Kaiser befreundet zu halten, und andererseits die angesehensten Bischöfe des Landes die größten Anstrengungen machten, um mit Hilfe des Kaisers die Anmaßungen Heinrichs auf gerichtlichem Wege einzuschränken, nachdem sie es mit den Waffen umsonst versucht hatten. Unglücklicherweise wollte aber Heinrich gerade damals die Stadt Goslar an sich reißen; der Kaiser verweigerte seine Einwilligung dazu, und Heinrich versagte ihm teils deshalb, teils auch aus anderen Gründen, namentlich wegen der vereitelten Erbschaft der Güter des alten Welf, seine Hilfe in der Lombardei. Friedrich bewog darauf den Herzog zu einer persönlichen Zusammenkunft an der Grenze Italiens und bot alles auf, um ihn zufriedenzustellen und zu gewinnen. Er erinnerte ihn an die Bande der Verwandtschaft, die ihn mit seinem Kaiser verknüpften, er versprach ihm alles mögliche, er bat und flehte, alles war aber vergeblich, der Herzog blieb unbeugsam, er blieb bei seiner Forderung bezüglich Goslars. Man hat später hinzugedichtet, Friedrich habe Heinrichs Füße umfaßt, und die Kaiserin habe bei der Gelegenheit mehr Rachsucht und mehr weiblichen Hochmut, als Friedrich kaiserlichen Stolz gezeigt. Sie soll ihrem knieenden Gemahle zugerufen haben: „Stehe auf, mein Herr, und gedenke dieser Schmach; auch Gott möge ihrer eingedenk bleiben!“ Beide trennten sich und blieben für immer entzweit. Indessen führten die Bischöfe Wichmann von Magdeburg und Philipp von Köln, der Nachfolger Rainalds, bedeutende Heere nach Italien und stießen am Comersee zu Friedrich, an den sich auch die Bürgerschaft von Como anschloß. Er brach mit den erhaltenen Verstärkungen von Como auf, um sich mit der zahlreichen Bürgermiliz von Pavia zu vereinigen. Dies suchten die Mailänder zu verhindern und zugleich dem Elende einer nochmaligen langen Belagerung durch eine Entscheidung auf offenem Felde vorzubeugen. Die ganze Bürgerschaft von Mailand, durch Brescianer, Novaresen, Lodisaner, Veronesen, Piacentiner und Vercelliner verstärkt, verlegte dem deutschen Heere den Weg, und dem Kaiser blieb, um den Durchgang zu erzwingen, kein anderes Mittel, als eine Schlacht. Diese ward am 29. Mai 1176 bei

Legnano, in der Nähe von Mailand, geliefert. Die Lombarden erlitten anfangs eine völlige Niederlage und ergriffen die Flucht; selbst die aus 300 edlen Mailändern bestehende sogenannte Todesschar wich zurück, und nur derjenige Teil der Mailänder Bürger zu Fuß, der den Fahnenkarren verteidigte und sich eidlich verpflichtet hatte, diesen zu retten oder neben ihm zu sterben, leistete den Deutschen noch Widerstand, als die ganze Macht von Brescia, die man als Rückhalt aufgestellt hatte, hervorbrach und das Treffen wiederherstellte. Jetzt wendete sich das Glück, die Deutschen wurden voneinander getrennt und mit großem Verluste geschlagen; ihr ganzes Gepäck fiel in die Hände der Feinde, und der Kaiser selbst verlor nach einem Sturz vom Pferde nicht nur seine Fahne und seinen Schild, sondern geriet auch in Lebensgefahr. Er ward zwei Tage hindurch vermißt, und seine Gemahlin hatte bereits Trauer um ihn angelegt, als er wieder in Pavia erschien.

Friedrich sammelte die Reste seines Heeres, erkannte aber bald die Unmöglichkeit, seine Absichten mit Gewalt durchzusetzen, und schlug daher den Weg der Unterhandlung ein. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich seine großen Eigenschaften auf eine glänzendere Weise, als in allen seinen Kriegen und Schlachten; denn er rettete seine Ehre und seinen Vorteil, indem er den Unterhandlungen eine solche Wendung zu geben wußte, daß seine Feinde voneinander getrennt wurden und jeder aus Furcht, durch einen Separatfrieden des anderen beeinträchtigt zu werden, sich mit dem Kaiser zu vergleichen eilte.*) Die Leitung der ganzen Angelegenheit übertrug der Kaiser dem Erzbischof Christian von Mainz, welcher diese für die Ehre des größten deutschen Kaisers entscheidenden Verhandlungen meisterhaft führte. Friedrich hatte schon vorher, wiewohl vergebens, den Versuch gemacht, den Papst Alexander von den Lombarden zu trennen; jetzt ließ er ihn mit großer Feinheit nicht als Bundesgenossen, sondern als Vermittler auftreten, eine List, durch welche zugleich Alexander gewonnen und die Lombarden um alle Vorteile ihres Bundes mit ihm gebracht wurden. Cremona und Tortona fühlten dies sogleich und schlossen noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht von Legnano geliefert worden war, einen besonderen Frieden mit dem Kaiser. Als Friedrich nachher durchsetzte, daß nicht eine der Städte des lombardischen Bundes, sondern das neutrale Venedig zum Kongreßorte gewählt ward, folgten mehrere andere dem Beispiel von Cremona und Tortona, und auf dem Kongreß selbst (1177) erschienen 23 Städte und unter ihnen Genua als Verbündete

*) Dies ist die Ansicht Schlossers, nach meiner persönlichen Ansicht wurde Friedrich durch die Verhältnisse zu diesem Schritte gedrängt. W.

des Kaisers und nur 25, welchen sich Venedig anschloß, als Glieder des lombardischen Bundes. Die Bedingungen, welche die Lombarden vorlegten, schienen sehr gemäßigt; denn es ward der Hauptsache nach vom Kaiser bloß verlangt, daß er von ihnen nur diejenigen Verpflichtungen in Anspruch nehme, welche seinen Vorgängern seit Heinrichs IV. Tode geleistet worden waren. Gleichwohl ging er auf diese Bedingungen nicht ein, weil er sich nicht durch einen förmlichen Vertrag mit seinen bisherigen Unterthanen für immer die Hände binden und die Lombardei auf diese Weise für frei erklären wollte. Er suchte sich lieber mit dem Papste allein in einem besonderen Frieden abzufinden, obgleich dies nicht ohne große Opfer von seiner Seite her geschehen konnte. Sein Versuch gelang. Alexander und das damalige Oberhaupt des Hauses Este, die Hauptstütze des Papstes, schlossen einen Separatfrieden mit dem Kaiser; dieser gab dafür freilich seinen Gegenpapst Calixtus III. (1168 nach Paschalis' III. Tode gewählt) auf und gewährte manche andere Bedingungen, die er im Frieden mit den Lombarden nicht würde zugestanden haben; dagegen sollten aber auch die Bischöfe und Kardinäle der kaiserlichen Partei anerkannt und neu bestätigt, der Gegenpapst mit einer Abtei versorgt und keine neue Verpflichtung des Kaisers gegen den Papst verlangt werden. Alexander wirkte zwar, um den Schein zu wahren, für die Lombarden statt eines festen Friedens, den sie gewünscht und gehofft hatten, einen Waffenstillstand auf sechs Jahre aus; sie würden diesen aber auch ohne sein Verlangen von selbst erhalten haben, weil Friedrichs Kräfte und die Geduld der Reichsvasallen erschöpft waren. Eine andere Verpflichtung, welche Alexander dem Kaiser im Frieden von Venedig auferlegte, schlug gerade zum großen Nachteile des Papstes aus. Friedrich mußte nämlich versprechen, auch gegen Neapel und Sizilien 15 Jahre lang alle Feindseligkeiten einzustellen, und dies führte zu einer Annäherung zwischen dem Kaiser und dem normannischen Könige, welche der Papst am allerwenigsten erwartet hatte, und die nicht lange nachher eine glänzende Wendung der Dinge bewirkte; denn Friedrich vermählte 1186 trotz der päpstlichen Gegenbemühungen seinen ältesten Sohn mit der Erbin von Neapel und Sizilien und erwarb dadurch seinem Hause das blühendste Reich im damaligen Europa. Übrigens begab sich Friedrich, nachdem er den Frieden mit Alexander geschlossen hatte und vom Banne gelöst worden war, zu einer Zusammenkunft mit dem Papste nach Venedig. Alexander empfing ihn an der Markuskirche, und der Kaiser erwies ihm die herkömmlichen Ehrenbezeugungen; er fiel vor ihm auf das Knie und küßte ihm den Fuß; der Papst hob ihn auf, erteilte ihm Kuß und Segen und ging mit dem Kaiser in die Kirche; dieser hielt ihm nach dem Gottesdienste den Steigbügel. Am 1. August verkündigte der

Papst in feierlicher Versammlung von einem Throne herab, neben welchem der Kaiser seinen Sitz hatte, die Verzeihung und Versöhnung; Friedrich hielt eine deutsche Antwortsrede, die der Erzbischof Christian ins Lateinische übersetzte. Im März des folgenden Jahres (1178) zog Alexander III., von einer Adelsgesandtschaft eingeladen, unter dem Jubel des Volkes in Rom ein, wo mittlerweile Christian von Mainz für ihn gewirkt hatte.

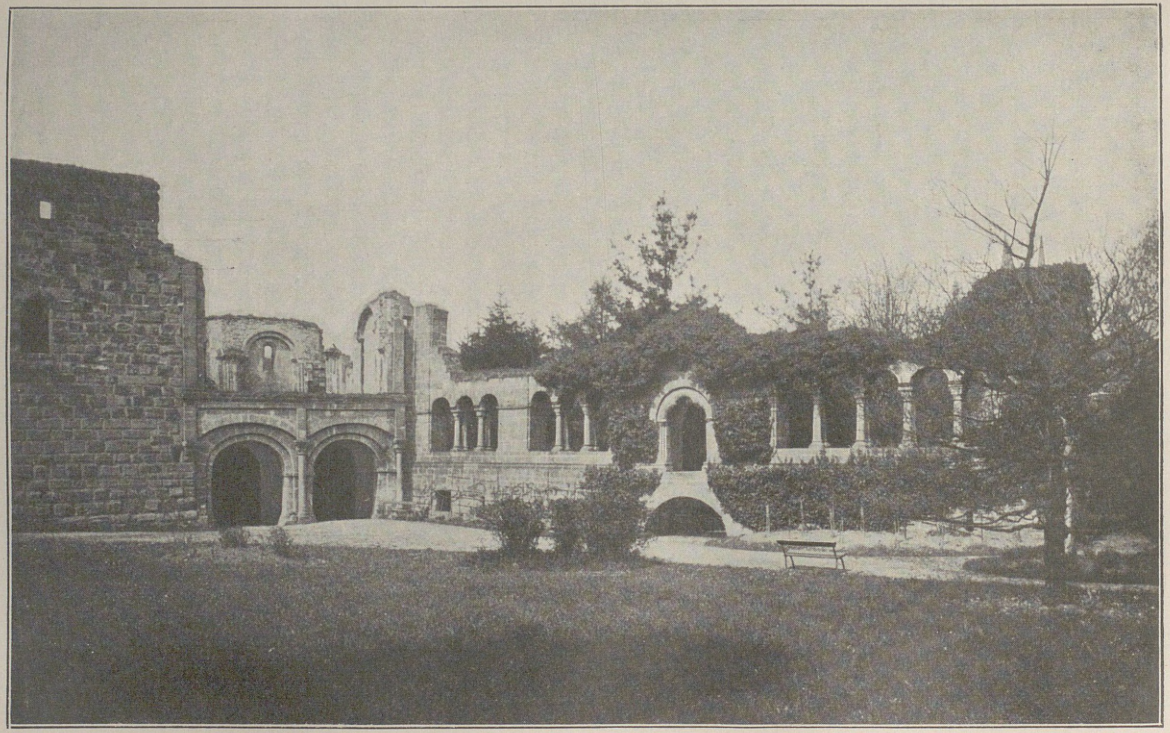
Den Waffenstillstand mit den Lombarden benutzte der Kaiser, wie wir unten sehen werden, um den deutschen Zweig des Welfischen Hauses zu stürzen. Das Haupt desselben, Heinrich der Löwe, hatte an England eine Stütze und behielt in Deutschland seine Erblande; Friedrich hatte daher bei jedem Zuge nach Italien einen Feind im Rücken, diese Züge mußten aber häufiger werden, seitdem er sich die Anwartschaft auf Neapel und Sizilien zu verschaffen suchte. Außerdem durfte er nie hoffen, ohne die Freundschaft der lombardischen Bundesstädte die Verbindung dieses Reiches mit Deutschland erhalten zu können. Diese Umstände bewogen ihn, nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes (1183) zu Konstanz einen förmlichen Frieden mit den Lombarden abzuschließen, welcher, richtig beurteilt, beiden Teilen, dem Deutschen Reiche und den lombardischen Städten, gleich vorteilhaft war und das ganze Verhältnis dahin abänderte, daß Friedrich nachher, als der Papst sich der Verbindung von Friedrichs ältestem Sohne mit der Erbin von Neapel auf jede mögliche Weise widersetzte, an den Lombarden treue Bundesgenossen hatte. Die Hauptbestimmungen des Friedens von Konstanz waren nämlich folgende: Die Lombarden erhielten innerhalb der Städte alle Hoheitsrechte, außerhalb derselben aber alle diejenigen Rechte und Einnahmen, die sie von alters her besessen hatten. Ferner sollten die Konsuln künftig, außer in den Städten, in welchen sie bisher durch den Bischof bestätigt worden waren, von dem Bevollmächtigten des Kaisers mit ihrem Amte belehnt werden, und zwar unentgeltlich. Bei Prozessen, deren Gegenstand den Wert von 25 Pfund überstieg, ward eine Appellation an den Kaiser zugestanden, jedoch der weiten Entfernung wegen nicht an ihn selbst, sondern an seine Vögte in den einzelnen Städten und Bistümern. Auch versprach der Kaiser, in keiner Stadt und in keinem Bistume länger, als nötig sei, zu verweilen, damit seine Anwesenheit den Städten nicht zu große Unkosten verursache. Endlich wurde den Städten gestattet, sowohl innere als äußere Befestigungswerke zu errichten und ihren bisherigen Bund nicht nur beizubehalten, sondern auch, so oft es ihnen gutdünke, zu erneuern. Dagegen wurden alle aus Furcht vor dem Kaiser oder wegen der Bedrückung seiner Stellvertreter geschlossenen Verträge aufgehoben und für ungültig erklärt.

Solange Friedrich mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt war und in Italien festgehalten wurde, verfolgte Heinrich der Löwe seine herrschsüchtigen Pläne im Norden des Reiches. Er suchte das ganze nördliche Deutschland zu unterwerfen und in eine Art von eigenem Reiche umzuwandeln. Dabei drückte er jeden, der den geringsten Widerstand zeigte, zu Boden, und zwar nicht bloß in Sachsen und in den benachbarten Ländern, sondern auch in Bayern, wo die Gewalt seiner Waffen überwog. Auf welche Weise er verfuhr, zeigt sich recht deutlich bei der Gelegenheit, als er sein Interesse darin fand, aus Lübeck eine bedeutende Handelsstadt zu machen (1158). Er nahm dem Grafen von Holstein ohne weiteres seine Rechte über diese Stadt, zwang ihn, als er sich widersetzte, mit Gewalt zur Nachgiebigkeit, gab dann den Lübeckern bedeutende Privilegien und ließ in den nordischen Reichen bekannt machen, daß der Handel mit Lübeck von allen Zöllen befreit sei. Übrigens blühte von der Zeit an diese Stadt rasch auf und nahm an Einwohnerzahl ungemein zu. Heinrich unterwarf sich einen großen Teil der Wenden, siedelte Kolonisten aus den Niederlanden in Mecklenburg und an den Ufern der Weser und Elbe an, erlangte vom Kaiser das Recht, in den eroberten Slawenländern Bischöfe zu bestellen, erschlich sich vom Papste die Bestätigung derselben und erbaute in jenen Ländern nicht nur Burgen, sondern machte auch die von ihm dort eingesetzten und abhängigen Bischöfe zu Herren und Gebietern der Wenden. Endlich schloß er zur Bekämpfung der Wenden einen Bund mit dem großen Könige der Dänen, Waldemar I., welcher unter der Leitung seines tapferen und weisen Freundes, des Bischofs Axel oder Absalon von Roeskilde, sein Reich damals zu neuer Kraft emporhob, und setzte, als er auf dem Reichstage zu Besançon (1162) dem Kaiser für seine wendischen Länder huldigte, dem Versuche desselben, ihn zu seinem Lehnsmann zu machen, seltene Festigkeit und ungewöhnlichen Mut entgegen. Die Verbindung mit Waldemar entzweite den Herzog von Sachsen mit allen seinen Nachbarn, weil er, ohne auf die Rechte derselben Rücksicht zu nehmen, sich mit dem dänischen Könige in ungerechtes Gut teilte; er vermehrte aber dadurch seine Kräfte so sehr, daß er nach dem Ausdruck eines Chronikschreibers eine größere Macht als jemals irgend ein anderer Herzog erlangte und der erste von allen Fürsten wurde. Endlich halfen sich die von ihm bedrängten Bischöfe und Fürsten in Norddeutschland dadurch, daß sie zur Bekämpfung ihres gemeinschaftlichen Feindes einen großen Bund zu stande brachten, dessen mächtigste weltliche Glieder der Markgraf Albrecht von Brandenburg und der Landgraf Ludwig II. von Thüringen waren (1166). Diese griffen den Herzog von Osten her an, während im Norden Graf Christian von Oldenburg den Erzbischof von

Bremen, welcher ebenfalls dem Bunde beigetreten war, kräftig unterstützte und die Stadt Bremen dem Herzog entriß. Heinrich kam anfangs ins Gedränge; denn obgleich er auf der einen Seite den Grafen von Oldenburg bald wieder aus Bremen verjagte, so nahm ihm dagegen auf der anderen Seite der Erzbischof von Magdeburg Freiberg im Erzgebirge ab, und als er gegen diesen eilte, ergriff Goslar, damals eine sehr wichtige freie Stadt, die Partei seiner Feinde. Auch arbeitete der Erzbischof Rainald von Köln, der in Italien alles beim Kaiser galt und vermochte, für die Sache der Verbündeten, und dies war für den Herzog um so gefährlicher, als Friedrich den letzteren schon damals als Reichsfeind betrachtete, wiewohl er der Umstände wegen noch nichts merken ließ. Zum Glück für Heinrich raffte gleich nachher (1167) das Sommerfieber in Rom nicht nur den Erzbischof von Köln, sondern auch des Kaisers Heer hin, und dieser mußte nun aus Staatsklugheit dem Kriege in Deutschland Einhalt thun. Friedrich ließ, schon ehe er aus Italien zurückkehrte, durch Kommissare den Fürsten Ruhe gebieten, und als er selbst über die Alpen kam, vernichtete er durch einen Machtspruch den ganzen Bund gegen Heinrich. Er beschied die sächsischen Fürsten und Bischöfe vor sich, warf ihnen vor, daß sie durch ihren Streit den Aufruhr der Lombarden unterstützt hätten, und zwang sie, das Bündnis gegen Heinrich aufzulösen und ihm alles Geraubte zurückzugeben.

Nach den Siegen über seine deutschen Feinde und nach der Vernichtung ihres Bundes wuchs die Macht des habsüchtigen Sachsenherzogs. Er zwang den kriegerischen Waldemar, der sich schon damals einen König der Dänen und Wenden zu nennen anfing, die Beute des Haupttempels der Rugier, den er geplündert hatte, mit ihm zu teilen, obgleich die völlige Unterwerfung dieser Völkerschaft nur durch die dänische Flotte zu stande gebracht worden war. Heinrich selbst hatte zwar schon vordem das Heiligtum Swantewits beraubt; der Tempel und die ihn schützenden Befestigungen waren aber seit der Zeit wiederhergestellt worden, und nur Waldemar oder vielmehr sein Freund Axel konnte, weil er zugleich zu Wasser und zu Lande mächtig war und mit Heer und Flotte gegen Rügen zog, dem Reiche der Rugier den Todesstoß geben. Die Dänen allein eroberten die Festen der Insel, sie allein unterwarfen das rugische Volk und zwangen es zum Christentum, und dennoch mußte Waldemar, wenn er Ruhe haben wollte, den Gewinn seines Unternehmens mit Heinrich teilen (1169). Um der Zudringlichkeit des Kaisers in seinen italienischen Angelegenheiten zu entgehen, machte Heinrich bald darauf (1172) eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, welche für ihn weniger kostspielig als ein Kreuzzug war und weit mehr Ehre brachte, weil den Kriegsleuten alle möglichen Hinder-

nisse in den Weg gelegt wurden, er aber als bloßer Pilger nicht nur vom griechischen Kaiser, sondern auch von allen anderen christlichen und mohammedanischen Fürsten, durch deren Länder er kam, gleich einem der größten Monarchen empfangen wurde. Seine Rückkehr (1173) fiel gerade in die Zeit, als Friedrich seinen Haupt-Rachezug gegen die Lombarden beginnen wollte und also eines solchen Mannes und solcher Streiter, wie Heinrich hatte, am meisten bedurfte; dieser wollte aber auch jetzt keinen Anteil an Friedrichs Kriegen nehmen. Er erweiterte seine Besitzungen, betrieb mit besonderem Eifer seinen Bergbau im Harz, wußte bei Belagerungen auch seine Bergleute trefflich zu nutzen und suchte endlich, um den ganzen Harz sein nennen zu können, auch Goslar seiner Herrschaft zu unterwerfen. Den Besitz einer solchen Stadt konnte und wollte Friedrich, wie oben erzählt, ihm nicht gestatten; er zerfiel darüber endlich ganz mit dem Herzog und suchte ihn seit der Zeit zu verderben. Im Jahre 1176, kurz vor der Schlacht bei Legnano, kam es dann zu einer offenen und unversöhnlichen Feindschaft zwischen beiden. Weil Friedrich damals kein Recht hatte, die Hilfe des Herzogs zu fordern, so konnte er zwar aus der Weigerung desselben auch keinen Vorwand zu Feindseligkeiten gegen ihn hernehmen; es gaben ihm aber die Streitigkeiten, welche zwischen Heinrich und seinen Nachbarn ausbrachen, diesen Vorwand. Der Erzbischof Philipp von Köln, der, wie sein Vorgänger Rainald, ein Freund und eine Kreatur des Kaisers war, hatte kaum die Gesinnungen und Wünsche Friedrichs bemerkt, als er (1178) in Heinrichs Länder einbrach. Er erwartete sicher, daß der Herzog ihn mit Gewalt zurücktreiben werde; dieser bemerkte aber, wie es scheint, die Absicht, ließ den Erzbischof bis Hameln vordringen und rief dann die gerichtliche Hilfe des Kaisers an. Dies war das Zeichen einer allgemeinen Bewegung; alle Feinde Heinrichs traten klagend gegen ihn auf. Der Kaiser selbst zeigte seine feindliche Gesinnung durch die Art, wie er alle anhörte und aufnahm; nachdem Heinrich auf eine Vorladung nach Magdeburg nicht erschienen war, berief Friedrich einen neuen Reichstag, der über den Herzog richten sollte, in Kayna, aber auch hierher kam Heinrich nicht. Vielmehr ergriff er die Waffen, zerstörte Halberstadt und nahm den Bischof Ulrich gefangen, den er nur freiließ, nachdem er den gegen ihn ausgesprochenen Bann aufgehoben hatte. Endlich ließ Friedrich ihn als einen Widerspenstigen ächten und aller Ehren und Lehen verlustig erklären; auf einer Reichsversammlung zu Gelnhausen (1180) wurde ihm dann das Herzogtum Sachsen, auf einer anderen zu Regensburg auch Bayern abgesprochen. Wie schwierig übrigens der Kampf mit Heinrich war, geht daraus hervor, daß dieser Prozeß fast zwei Jahre hindurch währte, und daß auch dann der Herzog die ihm abgesprochenen Besitzungen nicht aufgab,



Ruinen der Kaiserpfalz Friedrich Barbarossas zu Gelnhausen.

Nach einer Original-Photographie.

sondern zum Schwerte griff. Eine Entschuldigung seines gewaltsamen Widerstandes gegen den vom Kaiser und Reich gefaßten Beschluß fand er in demselben Rechte, nach welchem man ihn verurteilt hatte; denn er nahm von einem alten Herkommen, nach welchem jeder Angeklagte nur in seinem Heimatlande gerichtet werden durfte, Anlaß zu der Behauptung, daß über ihn als einen geborenen Schwaben in Sachsen kein Spruch habe gefällt werden können. Auch wehrte er sich in der That lange und tapfer; zwei Jahre hindurch führte er einen für seine Feinde verderblichen Krieg, und der Kaiser mußte, um das, was als Recht erkannt war, durchzusetzen, zuletzt noch den König Waldemar zu Hilfe nehmen. Die Zahl der Feinde ward aber endlich zu groß, die Beute, welche der Kaiser verhieß, war zu reich, und Heinrich unterlag. Er stellte sich, nachdem er alles verloren hatte, in Erfurt persönlich dem Kaiser (Ende 1181) und demütigte sich knieend vor ihm, erlangte aber nur insoweit Verzeihung, als er seine Familiengüter zurückerhielt.

Mit den Trümmern des großen Reiches, welches Heinrich 30 Jahre lang gebaut hatte, wurden viele deutsche Häuser bereichert. Das Wittelsbachische Haus, dessen damaliges Haupt, der Pfalzgraf Otto, dem Kaiser so viele Dienste geleistet hatte, ward mit dem Herzogtum Bayern belehnt; die mächtigen Grafen von Andechs erhielten unter dem Titel Herzöge von Meran bedeutende Güter; dem Grafen Bernhard von Anhalt, einem Sohne Albrechts des Bären, wurden die herzoglichen Rechte in dem freilich sehr beschränkten Sachsen erteilt; mit Westfalen vom Niederrhein bis zur Weser wurde der Erzbischof von Köln belehnt; alle Bischöfe in Niedersachsen nahmen von jetzt an ihre Güter und ihr Recht unmittelbar vom Kaiser, statt mittelbar vom Herzoge zu Lehen; die wendischen Fürsten Bogislaw und Kasimir wurden Herzöge von Pommern; Goslar behielt seine Freiheit und ward noch dazu in seinen Besitzungen vergrößert; Lübeck endlich, welches bisher eine herzogliche Munizipalstadt gewesen war, ward ebenso, wie das bis dahin dem Herzog von Bayern unterworfene Regensburg, eine kaiserliche freie Stadt. Die Art, wie Lübeck sich beim Kampfe zwischen Heinrich und seinen Feinden benommen hatte, verdient zur Ehre dieser Stadt und zum Andenken des festen Bandes, welches die Dankbarkeit knüpfte, erwähnt zu werden. Die Lübecker blieben dem Herzoge, dem sie alles verdankten, getreu, selbst als ihre Stadt von Friedrich und Waldemar zu Wasser und zu Lande belagert wurde. Nachdem sie aufs äußerste gebracht waren, ließen sie den Herzog durch Abgeordnete befragen, ob er verlange, daß sie auf ihrer Gegenwehr beharrten, und erst als dieser ihnen seine Einwilligung erteilt hatte, ergaben sie sich dem Kaiser.

Heinrich rettete nach tiefer Demütigung von seinem ganzen Reiche

kaum die Reste der alten Erbgüter seiner Familie. Doch konnte sein unbeugsamer Sinn durch keine Gewalt und keine Überredung dahin gebracht werden, daß er das kaiserliche Verfahren anerkannt und seinen Ansprüchen entsagt hätte. Übrigens war der Kaiser selbst nicht geneigt, ihn gänzlich zu verderben, er mußte aber dem Drängen der Feinde desselben so weit nachgeben, daß er ihn auf unbestimmte Zeit aus dem Reiche verbannte; dagegen sicherte er ihm alle ererbten Familiengüter, aus denen später das Herzogtum Braunschweig mit Lüneburg entstand, feierlich zu. Der Herzog begab sich (1182) zu seinem Schwiegervater, dem König Heinrich II. von England, nach der Normandie. Dieser unterhandelte für ihn mit dem Papste und mit dem Kaiser, bis er ihm endlich 1185 von dem letzteren die Erlaubnis zur Rückkehr erwirkte. Wahrscheinlich verschaffte er ihm damals zugleich noch andere Vorteile; Heinrich kam aber nie in den Besitz derselben, weil sein Benehmen zur Zeit von Friedrichs Kreuzzug seine Entfernung zum zweitenmale nötig machte (1188).

Seit der Demütigung Heinrichs und dem fast gleichzeitigen Frieden mit den Lombarden war des Kaisers ganze Aufmerksamkeit auf das Reich Neapel und Sizilien gerichtet, dessen König, Wilhelm II., keine Kinder hatte und dadurch seiner noch unvermählten Tante, Konstantia, die Aussicht auf den Thron eröffnete. Friedrich hatte den Plan entworfen, seinen 20jährigen Sohn Heinrich mit der um elf Jahre älteren Konstantia zu vermählen und durch diese Heirat nach Wilhelms Tode die Krone des Neapolitanisch-Sizilianischen Reiches, aller Gegenbemühungen des Papstes ungeachtet, mit der deutschen zu vereinigen: ein unseliger Gedanke, der seinem Geschlechte viel Unglück und zuletzt den Untergang bereitete. Friedrich bot übrigens alle Künste auf, um jenen Sohn mit dem Glanze seiner eigenen Macht und Würde zu umgeben; es scheiterten aber alle seine Bemühungen, dem Prinzen einen erborgten Glanz zu leihen, weil die Natur demselben nicht sowohl die Talente, den Mut, die Größe seines Vaters, als vielmehr, worauf in diesen Zeiten der Einfalt viel ankam, die Eigenschaften einer edlen Seele versagt hatte. Friedrich hatte ihn schon als 4jähriges Kind (1169) zum deutschen König wählen und krönen lassen. Zur Feier seines Ritterschlages aber, und um den Italienern den Schimmer ihres künftigen Herrschers zu zeigen, hielt er im Jahre 1184 auf einer Ebene bei Mainz, weil die Stadt selbst die Menge der Gäste nicht faßte, einen der prachtvollsten Krontage, welche jemals gefeiert worden sind. Dieses glänzende Fest, zu welchem viele weltliche und geistliche Herren mit Tausenden von Rittern aus nahen und fernen Ländern erschienen waren, ist von einem deutschen Schriftsteller der Zeit als ein erstes und einziges Nationalfest ausführlicher, als manche Kriege, beschrieben worden; es

ward bei den Engländern als Krönungsfest des jungen Kaisers berühmt, und ein Dichter romanischer Zunge, Guyot von Provins, welcher zugegen gewesen, hat es nach Friedrichs Tode den Franzosen als ein Fest besungen, das den Hoftagen des Ahasverus und der Esther, des Julius Cäsar, des Arthur und des Alexander der Ritterromane vergleichbar sei.

Seit Friedrich sich mit den Lombarden verständigt und sein Auge auf Neapel geworfen hatte, drohte ein neuer Streit die Kirche und das Reich für immer zu entzweien; dieser wurde zwar durch den dritten Kreuzzug und durch Friedrichs Teilnahme an demselben aufgehalten, er brach aber bald nachher noch weit furchtbarer aus.

4. Deutsche Poesie bis zum Auftreten der ritterlichen Dichter.

Im Laufe des 11. und größtenteils auch des 12. Jahrhunderts blieb die Litteratur noch fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Es läßt sich aber deutlich erkennen, wie der Gesichtskreis der abendländischen Völker und somit auch ihr Bedürfnis nach geistiger Unterhaltung sich erweitert, so daß die Stoffe nicht mehr genügen, auf denen die ehrenwerten, aber in gewissem Betracht auch dürftigen Leistungen der Klostergeistlichkeit von St. Gallen, Fulda und anderen Bildungsstätten beruhten. Immer neue Gegenstände werden in den Kreis der Darstellung gezogen, bis um die Zeit vom zweiten bis zum dritten Kreuzzuge das weltliche Element eine solche Triebkraft gewinnt, daß die dichterische Thätigkeit den Händen der Geistlichen entgleiten und an die Ritter übergehen muß. Zwei Umstände haben hierzu vorzugsweise mitgewirkt: einesteils erhielten Rittertum und Kriegswesen durch die Bekämpfung des Heidentums einen idealen Inhalt, und sodann veredelte sich nach dem Vorgange der Katalonier und der Provençalen die Auffassung der Liebe zu einem schwärmerischen Kultus. Die Verbindung beider Motive wurde die Seele der mittelalterlichen Epopöe. Solange die Liebesdichtung sich im scherzhaften oder begehrlichen Liederton bewegte, konnten einzelne Geistliche, die es mit dem Gelübde nicht allzu streng nahmen, sich daran beteiligen, und sie haben es namentlich in vorzüglichen lateinischen Gedichten reichlich gethan; gerade der Ernst und die Zierlichkeit aber, womit man den Frauendienst zu üben begann, erforderten schließlich einen kunstmäßigen Betrieb, an welchem der im Cölibat lebende Stand nicht länger Anteil nehmen konnte. Dieser Übergang vollzog sich langsam, und wir wollen seine Hauptstadien in der Kürze angeben.

Unser Standpunkt ist selbstverständlich hier nicht derjenige der Sprach- und Litteraturforscher, noch weniger derjenigen, welche an die

Werke dieser Übergangszeit einen ästhetischen Maßstab legen. Allerdings ist es auch geschichtlich von Interesse, sich klar zu machen, wie das Althochdeutsche allmählich seine sinnliche Fülle, seinen klangreichen Vokalismus abschleift, um eine biegsamere, tonlosere Form anzunehmen. Am Schlusse des Zeitraumes steht das Mittelhochdeutsche vollendet da und entschädigt für die aufgegebenen Vorzüge durch eine vielseitigere Verwendbarkeit sowie durch eine immer mehr ausgebildete Gesetzmäßigkeit des Versmaßes und des Reimes, weit bestimmter und freier, als sie jemals in unserer neueren Dichtung gewaltet hat. Aber gerade die Achtung vor diesen Eigenschaften vermindert häufig die Anerkennung, die wir den Werken des 11. und 12. Jahrhunderts schuldig sind. Von leicht zu genießendem dichterischem Reiz, von Feile und Meisterschaft ist freilich in diesen Erzeugnissen einer kampfbewegten und unruhig gärenden Zeit wenig oder fast nichts zu bemerken. Dagegen gewähren sie eine Vorstellung von der ungemeinen Intensität, mit welcher die Gedanken des Jahrhunderts sich der Geister bemächtigten. Jeder neue Bildungsstoff mußte sich diesen Grundgedanken fügen, mochte er nun aus dem Altertum oder aus dem Orient stammen. Zu keiner Zeit haben Dichtung und Litteratur so sehr das Gepräge der Gesamtheit und so wenig des Einzelnen getragen, als in dieser Periode bis zum Eintritte der höfischen Kunst. Die subjektiven und akademischen Ansichten von Poesie und von Dichterruhm, die wir dem Altertum entlehnt haben, und die in voller Stärke eigentlich erst Petrarca eingeführt hat, sind den deutschen Dichtern des 11. und 12. Jahrhunderts völlig fremd; den Ruhm der Originalität nehmen sie nicht in Anspruch, ja sie halten ihn kaum für einen Ruhm; sie entlehnen mit der größten Unbefangenheit und berufen sich gern auf ein ihnen vorliegendes Buch, wahrscheinlich auch da, wo ein solches in der That nicht vorlag.

An die Evangelienharmonieen des 9. Jahrhunderts und an die Bearbeitungen biblischer Stücke, die von St. Gallen, Fulda und anderen Klöstern ausgingen, reihten sich andere Bearbeitungen religiöser Stoffe, in denen man etwas freier verfuhr. Hauptsächlich ging diese dichterische Thätigkeit von dem deutschen Südosten, von Österreich und Steiermark aus. Was man früher davon kannte, war vereinzelt und gab keinen Begriff von der Innigkeit und dem Fleiße, mit dem man sich in dieses erbauliche Dichten versenkte, bis man in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Inhalte einiger Klosterhandschriften und Sammlungen bekannt wurde, unter denen die von Joseph Diemer herausgegebene aus dem Chorherrenstifte Vorau den ersten Rang einnimmt. Bruchstücke der heiligen Schrift aus dem Alten Testament wurden meist in der Art behandelt, daß sie zu der Erschei-

nung Christi und des Christentums in sinnbildlichen Bezug gebracht wurden. Vor allem steht hier die Schöpfung, die in einem dieser Gedichte besungen wird, in genauem Zusammenhang mit der Wiedergeburt der Menschheit, Adam mit Christus, der Sündenfall mit der Erlösung. Die Auffassung der Bibel, für welche hier der Ton angeschlagen wurde, blieb das ganze Mittelalter hindurch die herrschende. Abels Lamm wie die Opferung Isaaks gelten als vorbildlich für den Opfertod Christi, der Verkauf Josephs durch seine Brüder für den Verrat des Judas. Zum Verständnis der mittelalterlichen Kunst bis in das 16. Jahrhundert hinein ist dies Verfahren von erster Wichtigkeit, denn es wurde mit sinnreicher Schärfe durchgeführt und bietet den Schlüssel zu der Reihe von Arbeiten in Stein und Holz, die unsere Kirchen zieren. So wurde in späterer Zeit Eva mit Maria in Gegensatz gebracht (Eva und Ave), und Simson, der das Thor trägt, deutet auf Christus, der das Grab durchbricht. Noch größer war die Anzahl der alttestamentlichen Motive, die man vorbildlich auf Maria bezog, als die Lehre von der Unbeflecktheit aufgestellt wurde: der feurige und doch nicht verbrennende Dornbusch, der blühende Stab Aarons, das unbenetzte Fell Gideons gehören hierzu. Freilich ging bei solcher Betrachtung jede historischtreue oder, wie wir gern sagen, objektive Auffassung der Bibel, ja jede Möglichkeit dazu für das Mittelalter verloren; wir müssen aber die Folgerichtigkeit bewundern, mit der man das Phantastische in ein System brachte, bis es ebenso konkrete Wirksamkeit gewann, als die wissenschaftlich ergründete Wahrheit.

Außer der „Schöpfung" führen wir noch ein Gedicht über die vier Evangelien und ein anderes an, das die Bücher Mosis unter ähnlichen Gesichtspunkten in Reime faßt; auch ist bemerkenswert, daß unter den Erzählungen des Alten Testaments das Buch Judith schon damals mit Vorliebe behandelt wurde. Welchen tiefen Eindruck diese gläubige und erbauliche Dichtungsweise auf die Zeitgenossen machte, erkennen wir aus einer merkwürdigen Angabe über die früher erzählte große Pilgerfahrt nach dem Gelobten Lande, die, hauptsächlich unter der Leitung des Bischofs Günther von Bamberg, im Jahre 1065 stattfand. Es heißt nämlich im Eingang des eben erwähnten Gedichtes über die vier Evangelien, der gute Bischof habe seinen Pfaffen den Auftrag gegeben, ein gutes Lied zu dichten, was sie denn auch thaten, da sie schriftkundig waren; Ezzo schrieb den Text, Wille erfand die Weise, und das Lied that eine solche Wirkung, daß alles sich zum Mönchsstande drängte (do îlten si sich alle munichen).

Einzig an das Neue Testament hält sich das Leben Jesu, also eine Evangelienharmonie, welche von einer Frau Ava verfaßt wurde, die in dem österreichischen Kloster Göttweih 1127 als Klausnerin starb

und bei ihrer Arbeit von zwei Söhnen unterstützt wurde; sie ist, da Roswitha lateinisch schrieb, die älteste deutsche Dichterin von bekanntem Namen; ihr Werk schließt mit einer Schilderung des Antichrists und des jüngsten Tages. Auch die „Urstende", d. h. die Auferstehung Christi wurde dichterisch bearbeitet; das bekannteste Werk dieses Inhaltes hat einen Konrad von Heimesfurt zum Verfasser, der nach damaliger Weise seinen Namen kaum erkennbar unter einem Akrostichon versteckt.

Unter den Dichtungen, die rein erbauliche Betrachtungen ohne Anlehnung an biblische Geschichten enthalten, ist eines hervorzuheben, das in Österreich verfaßt wurde und als „Todesmahnung" (von des todes gehügede) bezeichnet wird; der Verfasser, Heinrich, den Wilhelm Scherer als einen der bedeutendsten zornigen Satiriker bezeichnet, lebte um 1160 als Laienbruder in Mölk. Er war ein Mann von ernster und aufrichtiger Denkungsart, der besonders die Verderbnis der Geistlichkeit und die zu Rom herrschende Geldgier in ebenso scharfen Ausdrücken geißelt, wie dies von den genialen Lateindichtern derselben Zeit geschah; er meint von den damaligen Prälaten: wenn man mit herrlicher Kost, wohlgesträhltem Bart und hochgeschorenem Haar das Himmelreich erwerben könne, so würden sie alle heilig sein.

Die Lehrprosa aus dieser Zeit ist an sich geringfügig, da sogar die deutsche Predigt erst im 13. Jahrhundert einen nennenswerten Aufschwung nahm. Auch liegt sie uns nur in dürftigen Bruchstücken vor, welche vereinzelte Belehrungen aus der Natur- und Weltkunde enthalten; doch sind auch diese für die gesamte Geistesrichtung des Mittelalters bezeichnend. Nachdem ein gelehrter Grieche unter dem Titel „Physiologus" allerlei Angaben naturgeschichtlichen Inhalts zusammengestellt hatte, erschienen andere Werke, die denselben Namen trugen; von einem solchen, das aus dem 12. Jahrhundert stammt und nach einer lateinischen Vorlage deutsch bearbeitet ist, besitzen wir wenige Blätter, die nach der Überschrift „allerlei Weisheit" aus dem Tierreiche mitteilt. Hier sind nun sämtliche Beobachtungen sinnbildlich aufgefaßt und mit Christus oder dem Satan, mit Erlösung oder Tod in Bezug gebracht; die Häutung der Schlange, der Igel, der sich in den Trauben wälzt, erhalten einen moralisch-erbaulichen Sinn. War schon aus dem Altertum eine Reihe von Fabeln in die Naturgeschichte gekommen, so ist es interessant zu erkennen, wie dieselben nun durch leitende symbolische Gedanken in einen konkreten Zusammenhang gebracht werden, so daß es schließlich kaum möglich war, die Schranken zu beseitigen, wie es denn im Beginn der Neuzeit auch auf dem Gebiete der Naturkunde überhaupt eines mächtigen Durchbruches der

Geistesfreiheit bedurfte, um einer objektiven Beobachtung den Weg zu bahnen.

Als die Betrachtungen und Paraphrasen aus der Bibel dem gesteigerten Bedürfnis nach geistiger Nahrung nicht mehr genügten, wurde der Stoff der Dichtung durch Aufnahme der Legende mächtig erweitert. Zuerst trat wohl das Lob der Maria und eine apokryphe Schilderung ihrer Schmerzen und Freuden in den Vordergrund. Ihr Kultus stimmte vortrefflich zu dem idealen Frauendienste; der heilige Bernhard pries und verehrte sie, obwohl er ihre unbefleckte Empfängnis nicht als Dogma aufgestellt wissen wollte. Alles Frauenhafte erschien in Maria göttlich verklärt; späteren Geschlechtern erschien sie als die milde, zugängliche Fürsprecherin bei Christo, dessen ernste Erscheinung als Verkündiger der Wahrheit und als Erlöser am Kreuze bald in Poesie und Kunst fast vernachlässigt wurde. Das vorzüglichste unter den hierher gehörigen Gedichten des 12. Jahrhunderts ist das um 1172 von Wernher von Tegernsee verfaßte Marienleben, das uns in drei Stücken von ungleicher Arbeit vorliegt. Was davon echt ist, zeichnet sich durch Anmut, Innigkeit und besonders durch Natürlichkeit des Tones aus. Aber auch der schlichte Gang dieser Mariengeschichten genügte in den Zeiten der Kreuzzüge nicht mehr; die Aufregung und Spannung eines abenteuerlichen Lebens, die wechselvollen Bilder vom Bosporus und aus dem Morgenlande mußten auch in der Poesie zur Gestaltung kommen. Und in der That führen uns die Legenden, welche damals in Deutschland gedichtet wurden, in eine so buntbewegte Welt ein, wie nur irgend ein Ritterroman es vermag, nur daß die Minne nicht den Mittelpunkt der Handlung abgiebt, wenn auch hier und da ein frommer Held auf seinen Zügen eine Gemahlin sucht. Meerfrauen, wunderthätige Land- und Seetiere, Spielleute, grausame Könige und eingeschlossene Prinzessinnen fehlen nicht; es ist, als ob der geistliche Dichter diese Unterhaltung um den Preis eines erbaulichen und bußfertigen Abschlusses gern gewährte. Mitunter liegen den frommen Abenteuern einzelne Züge aus der altheidnischen Göttersage zu Grunde, welche als Zeugnis dienen können, daß diese Werke zum Teil auf deutschem Boden erwuchsen. So in einer der bekanntesten Erzählungen von Orendel (nach 1180), der an den altnordischen Örvandil erinnert; in unserer Legende ist er ein Königssohn aus Trier, der im Morgenlande den grauen ungenähten Rock des Heilandes auf wunderbare Weise erwirbt; das Gewand findet sich nämlich im Leibe eines Walfisches, und damit Orendel es kaufen könne, sendet ihm Maria durch den Engel Gabriel die 30 Geldstücke, um die Judas den Herrn verkauft hat. Der nahtlose Rock, den Orendel nach Trier gebracht haben sollte, gilt schon in den Streitschriften jenes Jahr-

hunderts als ein Sinnbild der kirchlichen Einheit, die durch keine Sektenbildung und kein Schisma zerstört werden solle. — Selbst in einem sehr verbreiteten Gedicht vom weisen Salomo und seinem Bruder Markolf weisen bestimmte Spuren auf altheidnische Erfindung. Die Erzählung selbst behandelt den abenteuerlichen Raub einer Prinzessin, die Salomo dem König Cyprian entführt, und die ihm wieder durch den gewaltigen Pharao, einen Herrscher am Wendelsee, entführt wird; Markolf ist hier ein zauberkundiger Mann, der unter vielen Gefahren alles zum Guten lenkt. In späterer Zeit erhielt die Sage eine andere Beziehung; Salomo wurde Vertreter der überschraubten Bücherweisheit und des Hochmutes, der aus ihr entspringt; der Bauer Markolf dagegen führt die Sache des schlichten Mutterwitzes und des gesunden Menschenverstandes. — Dieser Erzählung stehen andere nahe, in welchen die ritterliche Abenteuerlust ohne alle didaktische oder gar biblische Zuthat ihren Tummelplatz findet; sie drehen sich um Brautfahrten und Wanderungen an fremde Königshöfe, wie früher der „Ruodlieb", doch giebt sich in dem Zuge nach dem Orient das Zeitalter der Kreuzzüge kund. Höchst bezeichnend ist, daß in diesen Gedichten weder ein religiöses Motiv, noch auch, wie späterhin meistens, die Minne den Mittelpunkt bildet, sondern die Lehnstreue, welche die Ritter ihrem abenteuerlustigen Herrn widmen, und die Hingebung, mit welcher ihnen dieser wiederum zugethan ist. Die bekannteste dieser Dichtungen, die man zuweilen als byzantinisch-palästinische bezeichnet, hat ihren Namen von einem lombardischen König Rother — wohl Rothari — (ca. 1135).

Um die reiche poetische Triebkraft des 12. Jahrhunderts in Deutschland zu würdigen, muß man erwägen, daß manche Werke, die uns aus späteren Zeiten vorliegen, in ihrem ganzen Inhalte, wie auch in der Anordnung und Ausführung demselben angehören; die Form, in der wir sie besitzen, ist nur aus dem Bedürfnis entstanden, auf das Überlieferte die vollendete Vers- und Reimkunst der höfischen Dichtungsart anzuwenden. Die Begriffe von dichterischem Verdienst in jener Zeit waren nämlich noch so wenig subjektiv, daß niemand Bedenken trug, etwa eine Epopöe aus der ursprünglichen Mundart, Stilweise oder Versform des Verfassers in die eigene zu überschreiben. Dies ist zum Beispiel der Fall mit der sehr beliebten Erzählung vom Herzog Ernst. Ursprünglich ist der Held des Gedichtes der bekannte Stiefsohn Kaiser Konrads des Saliers; aber der Volksgeist verfuhr in Deutschland mit seinen geschichtlichen Erinnerungen in derselben Weise, wie er früher aus den Personen und Begebenheiten der Völkerwanderung die deutsche Heldensage gestaltet hatte. Der tapfere großmütige Rebell wurde in der Erinnerung mit einem anderen jugendlichen Herzog von

Schwaben, Ludolf, dem Sohne Ottos, vermengt; und zur Schilderung der Gefahren und Abenteuer, die er besteht, nahm man den Stoff aus dem Kreise, der damals jede Einbildungskraft beherrschte, aus dem Morgenlande und seinen Märchen; so daß Herzog Ernst und Graf Wetzel nicht nur, wie die Pygmäen der Alten, einen Krieg mit Kranichen führen, sondern daß er auch gleich einem Prinzen aus „Tausendundeine Nacht" vom Vogel Greif entführt und mit seinem Schiffe an den Magnetberg angetrieben wird.

Aber auch die Legende genügte dem lebhaften Drange nach Unterhaltung und Belehrung nicht; die geistlichen Dichter zogen einen noch weit bedeutungsvolleren Schatz von Erzählungsstoffen in ihren Kreis. Durch die Kreuzzüge, wie schon früher durch die Kämpfe in Spanien, war man mit dem Morgenlande und seinen Bewohnern nicht bloß in Berührung gekommen, sondern in einen Gegensatz getreten, der zum Nachdenken aufforderte. In noch weit höherem Grade war dies der Fall mit Rom, der ewigen Stadt, und mit den Vorstellungen, die sich an sie knüpften, seit die Romfahrten zu einem feststehenden Herkommen wurden. Ein kräftiges, thatenlustiges und wenig belesenes Geschlecht hatte sich hier mit einer Fülle von Thatsachen auseinanderzusetzen, und dies mußte, um dem Volksgeiste zu genügen, in wenigen, großen, greifbaren Zügen geschehen; das bunte Bild bedurfte des einfachsten Rahmens. Den Völkern des Altertums war eine solche Aufgabe nie zu teil geworden; die Außenwelten, an denen sie ihre Auffassung übten, waren weder so vielseitig noch so umfassend, wie im Mittelalter. Es gehört zu den merkwürdigsten Leistungen des letzteren, daß es in der naivsten Weise die ihm bekannte Weltgeschichte zu einer *Gesamtlegende* umschuf, die in Bezug auf fest geschlossene Grundgedanken nichts zu wünschen übrig läßt. Einige Hauptzüge bot schon die Einteilung der Begebenheiten in vier Weltalter, die seit Orosius ziemlich allgemein war, und die man in kühner Weise mit dem Traume Daniels in Verbindung brachte. Zwar die beiden ersten Weltalter oder Monarchieen waren entlegen und traten mehr in den Hintergrund; dagegen knüpfte sich bereits ein lebhaftes Interesse an Alexander, den Stifter der griechischen Weltherrschaft, und der vollste Glanz breitete sich um Julius Cäsar und Augustus, die Begründer des römischen Imperiums, das man in dem gegenwärtigen Kaiser noch fortleben sah, und von dem man annahm, daß es dauern werde bis an das Ende der Tage. Das Römische Reich, so glaubte man, war von Gott vorherbestimmt, damit das Christentum sich rascher verbreiten könne; so waren Julius Cäsar und Christus in der Weltordnung aufeinander berechnet. Dem Kaiser Augustus wurde auf der Höhe von Ara celi am Kapitol die Erscheinung Christi schon in seiner Geburtsnacht von

der Sibylle verkündigt. Wenn derselbe Kaiser die Janushalle schloß, so geschah es, damit nach der Verheißung bei dem Auftreten des Heilandes Frieden auf Erden sei. Im Laufe des 12. Jahrhunderts erhielten diese Vorstellungen einen erhöhten Einfluß. Zuerst durch den Begriff vom deutschen Kaisertum, wie er sich in Friedrich Barbarossa und seinen Anhängern entwickelte, und wie der Hohenstaufe selbst ihn klar genug aussprach; denn Friedrich kann als Vorläufer oder erster Träger derjenigen Ideen von römischer Weltmonarchie gelten, die über ein Jahrhundert nach ihm Dante verkündigte. Papst und Kaiser hießen nicht mehr Sonne und Mond, sondern galten als Lichter von gleicher Leuchtkraft und beide von Gott entzündet. Wer einem der beiden vom Himmel verliehenen Schwerter sich entzieht, ist gleicherweise strafbar. Darum versetzt noch Dante in den untersten Raum des tiefsten Höllenkreises den Judas Ischariot zwischen Brutus und Cassius, den Verräter Christi neben die undankbaren Mörder Cäsars. Wenn es demnach in allen Gebieten des Wissens zu den Kennzeichen des Mittelalters gehört, daß die Gegenstände eine symbolische Beziehung gewinnen, so trat dies auch für die Geschichtsbetrachtung ein; die Weltchronik erhielt einen systematischen Zusammenhang, dem sich die Einzelheiten unterordnen mußten. Dieser Zusammenhang wirkte bestimmend selbst auf helle Geister und erschwerte die kritische oder wissenschaftliche Behandlung; die Einzelheiten aber fanden einen nicht minder verbreiteten Glauben, als die römische Königsgeschichte bei den Lesern des Livius.

Gestützt wurde diese legendarische Geschichtsansicht durch die bei den Zeitgenossen eifrig gepflegte Gelehrtenfabel von der Abstammung des fränkischen Volkes von den Trojanern. Äneas war von Virgil vorzugsweise als Stammvater der Römer besungen worden; von seinem Sohn Julus leitete sich das Julische Haus, also auch Cäsar ab, welcher demnach kraft einer Art von Erbrecht die Weltmonarchie übernahm. Traten nun die Franken ihrerseits in die trojanische Erbschaft ein, so vermittelte Karl der Große, den Friedrich im Jahre 1165 unter die Heiligen stellen ließ, den Übergang. In dem umfassenden Werke, das man die Kaiserchronik zu nennen pflegt, und das eigentlich eine bunte Reihe von Geschichtslegenden enthält, bildet Julius Cäsar den Mittelpunkt. Statt die Zeitverstöße in diesem Werke zu belächeln, sehen wir uns vielmehr veranlaßt zu bewundern, mit welcher naiven Konsequenz der Geist des Jahrhunderts seinen Vorrat von anekdotischem Wissen zu gestalten verstand; denn hier verfuhr der Teil des Volkes, der die Feder führte, mit den vereinzelten Männern und Begebenheiten ebenso, wie man einst während der großen Wanderung mit Attila und Theoderich verfuhr. Ohne besonderen Anstoß las man im Rolandsliede, wie die

Mohammedaner den Apollo anbeten; im Heinrich von Veldecke, wie ein junger Held in Latium bei der heidnischen Synagoge begraben wird; oder in anderen Gedichten, wie Josua gegen die Sarazenen kämpft. Virgil aber, der Sänger des vierten Weltreiches, wird erstens, wegen mißverstandener Prophezeiungen einer für Rom glücklichen Zeit, zu einem Seher der Heiden, wie Paulus der Apostel der Heiden war; und zweitens zu einem weisen Zauberer, der durch kunstreiche Werke Neapel beglückt und noch weit mehr die kaiserliche Regierung in Rom unterstützt.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß in diesem Gebiete des dichterischen Schaffens, in der Geschichtslegende, Deutschland eine selbständigere Thätigkeit entwickelt als in irgend einem anderen Fache der Erzählung, die alte einheimische Heldensage natürlich ausgenommen. Freilich gab es auch in französischer Sprache manche poetische Chronik und manches Weltgemälde (imago mundi), das von den Deutschen benutzt wurde; doch nie in so abhängiger Weise, wie dies im 12. Jahrhundert bei der Karls- oder Alexandersage, ja selbst bei der ursprünglich deutschen Tiersage der Fall war. Es ist schon bezeichnend, daß die „Kaiserchronik" sich auf ein deutsches Buch beruft; die Gewißheit aber, daß die tief bewegten Anschauungen der Zeit vor allem in Deutschland in die historische Dichtung eintraten, ergiebt sich zumeist aus dem berühmten Annolied (Lobgesang auf den heiligen Anno, d. i. auf den uns aus der Jugendgeschichte Heinrichs IV. wohlbekannten Erzbischof von Köln). Dieses Lied ist zum Teil in die Kaiserchronik übergegangen; in der Form, in welcher es als eine selbständige Dichtung, von geringem Umfang, aber von hoher Kraft und Bedeutung, erscheint, ist es nach einigen um das Jahr 1183, wo Anno heilig gesprochen wurde, nach anderen beträchtlich früher verfaßt worden.*) In einer anscheinend freien, fast zufälligen Aneinanderreihung knüpft dieses Gedicht das Leben seines heiligen Helden an sehr bestimmte Grundgedanken an, und hauptsächlich aus dieser Ursache hat der feinfühlende und vorurteilsfreie Herder dasselbe mit den Lobgesängen Pindars verglichen. Es ist außerdem das letzte Werk, in welchem uns aus einzelnen Stellen der verlorene Ton des altertümlichen deutschen Heldenliedes voll rauher Kraft, lebendig und anschaulich, entgegenkommt. Köln wird hier zu den Städten der trojanischen Franken gerechnet, und der Dichter meint,

*) Das Annolied zog in einer Zeit, die sich mit der deutschen Dichtung des Mittelalters sehr wenig befaßte, die Aufmerksamkeit des berühmten Opitz in solchem Grade auf sich, daß er nach der einzigen noch vorhandenen Handschrift eine Ausgabe herstellte; ein um so glücklicherer Fall, als die Handschrift bald nachher zu Grunde ging.

die letzteren hätten der Stadt Xanten in Erinnerung an den Fluß Xanthus bei Troja ihren Namen verliehen. Nach dem oben Gesagten wird es nicht auffallen, daß der Dichter seine erzählende Geschichtsbetrachtung mit einer Erläuterung von Daniels Traum beginnt, und daß er ganz besonderen Nachdruck auf die Schlacht bei Pharsalus und auf den Beistand legt, welchen in derselben Cäsar von seinen deutschen Hilfstruppen erhielt.*)

Die Erzählungen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, insbesondere von Roland, fanden allerdings ihre Pflege vorzugsweise in Frankreich. Als jedoch die Begeisterung für die Kreuzzüge auch in Deutschland erwachte, schloß sich dieselbe, nach den inneren Gesetzen der Sage und der Volksvorstellungen, an die großartige Gestalt des fränkischen Kaisers an. War er wirklich Inbegriff alles dessen, was den Ritter wie den Christen schmückt und ehrt, so mußte er notwendig auch die Ungläubigen im Orient bekämpft haben, oder sein Zug nach Spanien mußte den Kreuzzügen ähnlich gemacht werden; sprach man ja davon, daß Karl auferstehen werde, um ein Kreuzheer zu führen. Sein Lob in einer nach französischer Vorlage abgefaßten deutschen Nachdichtung zu singen, war eine der letzten Leistungen im epischen Gebiete, die ein Geistlicher noch unternehmen konnte. Der Verfasser des Rolandsliedes, Konrad, berichtet uns nämlich selbst, daß er ein Pfaffe (Weltgeistlicher) sei und sein Werk erst aus dem Französischen ins Lateinische und sodann ins Deutsche übertragen habe, und zwar auf den Wunsch eines mächtigen Herzogs und seiner Gemahlin, die eines reichen Königs Tochter sei. Unter diesem Paare sind Heinrich der Stolze und Gertrud zu verstehen; die Abfassung ist wohl um 1130 anzusetzen. In seinem Gedichte, dessen Ton einfach bis zur Trockenheit ist, bildet die Schlacht bei Roncesvalles den Hauptgegenstand. Wenn die arabischen Gesandten über die Pracht der Umgebung Karls in Staunen geraten, so paßt dies freilich nicht auf das Lager von Paderborn, wo die Gegner Abd er Rahmans (777) den König aufsuchten; charakteristisch ist aber der Zug, daß die ehrfurchtgebietende Erscheinung desselben in einer Weise geschildert wird, die den Angaben der Bibel über Moses entnommen ist; sein Antlitz glänzte nämlich den Arabern so gewaltig entgegen, daß ihre Augen es nicht ertragen konnten („das Leuchten gab ihnen den Widerschlag wie die Mittagsonne").

Fast gleichzeitig, etwa um 1120, mit dem Rolandslied wurde die vorzüglichste unter denjenigen deutschen Dichtungen abgefaßt, welche

*) Cäsar war, wie das Lied angiebt, der erste im Altertum, der mit Ihr statt mit Du angeredet wurde, weil er die verschiedensten Würden in seiner Person vereinigte; er führte nachher, um die Deutschen zu ehren, auch bei ihnen das Ihrzen ein.

das Leben und die Thaten Alexanders des Großen zum Gegenstande haben. Man vermutet in dem Dichter einen Pfaffen Lamprecht, welchem Rudolf von Ems (im 13. Jahrhundert) ein Alexanderlied zuschreibt. Wäre unser Standpunkt der ästhetische, so würde der Wert dieses Gedichtes, das besonders von Gervinus gepriesen wird, zu einer näheren Würdigung einladen; denn es ist in der Form kräftig und klar, bekundet eine in jener Zeit seltene Fähigkeit zur Charakterzeichnung und ist frei von der inhaltleeren Weitschweifigkeit, die oft an den Epopöen des Mittelalters unangenehm auffällt. Auch hat dasselbe, obwohl es die Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen und von der Eitelkeit des Ruhmes einprägt, einen heroischen, zum Teil antiken Grundton. Besonders merkwürdig ist eine Anrede Alexanders an die Angehörigen eines armen, fremden Stammes, der in friedlicher Genügsamkeit lebt, indem der Held in sehr entschiedener Weise die Berechtigung des Kraftgefühls und des aktiven Lebens gegenüber der Beschaulichkeit betont; er erklärt, jenes Kraftgefühl sei ihm von Gott verliehen, und er müsse es üben wie der Sturm, wenn er das Meer aufwühlt; es würde schlimm bestellt sein, wenn jeder in friedlicher Verborgenheit sein Leben verbrächte. Vielleicht ist es gerade dieses Schlichte der Grundanschauung, das die Alexanderdichtung weniger geeignet machte, ins Breite zu wirken, obwohl es für uns den Wert der Dichtung und des Dichters erhöht; die rein romantischen Partieen, wie z. B. der Durchzug des Königs durch einen verzauberten Mädchenwald, fanden gewiß großen Beifall. Übrigens läßt sich nicht genau angeben, welches Verdienst in der Behandlung des Stoffes dem deutschen Dichter angehört, da die französische Urschrift, als deren Verfasser er den Alberich von Bisenzun (Aubry de Besançon) nennt, nicht bekannt geworden ist.*)

Mit den letztgenannten Werken hatten die geistlichen Dichter das Äußerste dessen erreicht, was sie den Zeitgenossen zu bieten vermochten. Da nun der kunstmäßige Minnegesang aufkam und die Liebe als Hauptmotiv auch in die Erzählung eindrang, mußte ihnen der Faden entgleiten und mußte die dichterische Thätigkeit in die höfischen oder ritterlichen Kreise übergehen. Mußten schon vorher französische Originale an die Stelle der lateinischen treten, so war dies nun in erhöhtem Maße der Fall. Schon die Bezeichnung der Poesie als höfisch ist dem französischen courtois nachgebildet.**) Von den sogenannten Minne-

*) Bruchstücke einer französischen Behandlung, die das Vorbild des „Pfaffen Lamprecht“ sein könnte, hat der Dichter Paul Heyse aufgefunden.

**) Aus höfisch wurde hübsch; dem Höfischen steht das Tölpische, Dörpische entgegen, das von Dorf abgeleitet ist, wie vilain, häßlich, von villanus, Bauer.

liedern, die man später in umfassenden Sammlungen vereinigte, sind die älteren, etwa aus Kaiser Friedrichs Anfangszeit, noch vom französischen Einfluß unberührt; sie erinnern durchaus an das echte deutsche Volkslied, wie es damals schon im Gange war, nachher zurückgedrängt wurde und im 15. Jahrhundert wieder aufkam; sie knüpfen nämlich gern an ein Naturbild, an die Sommerwonne oder den fliegenden Falken an und bewegen sich dann in einem Zwiegespräch der Liebenden. Solche warme und frische Lieder, die mit unseren besten sangbaren Volksballaden Ähnlichkeit haben, besitzen wir von Dietmar von Aist (ca. 1180) und dem Kürenberger, die nach Österreich gehören; ihnen nahe steht der (ältere) Spervogel (ca. 1175). Der kunstreichere Ton, der französischen Mustern entnommen ist, entwickelte sich fast genau um dieselbe Zeit, wo auch die erzählende Dichtung „höfisch" zu werden begann. In der Geschichte der Geistesbildung kommt es nicht leicht vor, daß man einen bedeutenden Abschnitt chronologisch genau bezeichnen kann; doch ist es uns verstattet, als die große Epoche des Beginnes der mittelhochdeutschen Kunstpoesie das Jahr 1184 anzusetzen, in welchem jenes Kaiserfest von Mainz stattfand, das auf die Einbildungskraft der Zeitgenossen und namentlich der Dichter so mächtig einwirkte. Den bedeutendsten Einfluß übte Heinrich von Veldecke, der, wie er selbst berichtet, bei diesem Feste gegenwärtig war. Schon bei den nächsten Nachfolgern finden wir ihn mit ehrfurchtsvollem Danke genannt, und sein Verdienst ist in der That ein ungewöhnliches. „Er impfte das erste Reis in deutscher Zunge", sagt Gottfried von Straßburg. Er unterwarf zuerst die Sprach- und Versform einer neuen Gesetzlichkeit; denn wenn man auch in dieser Beziehung den fast gleichzeitigen Dichter einer Pilatuslegende neben ihn stellen will, so hat dieser sich doch nicht, wie Veldecke, auch im Minnelied ausgezeichnet. Zudem hat der letztere in der Wahl des Stoffes zu seinem Hauptwerke, der Äneide (Eneit), den glücklichsten Griff gethan. Er arbeitete dieses Gedicht nach einem französischen Äneasroman, welcher dem Benoît de Sainte More zugeschrieben wird, und welcher zu Paris in vier Handschriften vorliegt. Der moderne Charakter des Virgilischen Epos, welches zwar einen Heldenzug und eine Städtegründung behandelt, aber doch die Liebe in den Mittelpunkt der Begebenheiten stellt, kam den ritterlichen Bearbeitern, dem Franzosen wie seinem deutschen Nachdichter, recht zu statten. Das Gespräch zwischen der Königin Amata und ihrer Tochter Lavinia, in welchem die Mutter das Wesen der Minne in belehrender Weise erörtert, galt noch lange Zeit für einen giltigen Kodex dieser zarten Wissenschaft. Wenn Lavinia bedauert, daß sie dem geliebten Äneas nicht ihr Haarband als Talisman in den Kampf mitgegeben habe; wenn Äneas sich mit aller Bequemlichkeit wie ein

höfischer Ritter des 12. Jahrhunderts ausdrückt: so hat man in solchen Dingen nicht eine Schwäche des Dichters — den wir jedoch keineswegs für einen großen Dichter halten —, sondern die Kraft und Regsamkeit eines Zeitalters zu erkennen, dessen leitende Ideen und dessen Phantasie so mächtig waren, daß jeder aufgenommene Stoff sich darnach umbilden mußte. Von der antiken Gesinnungswürde, die sich, obwohl schon abgeschwächt, bei Virgil kundgiebt, von den Aussprüchen reifer Lebenserfahrung, welche die Äneide schmücken, ist freilich kaum etwas geblieben; dagegen steht bei Veldecke die Auffassung des Stoffes noch entschiedener als bei seinem französischen Vorgänger in Zusammenhang mit den Grundgedanken der Hohenstaufenzeit. Er hebt ausdrücklich hervor, die Hochzeit des Äneas sei das glänzendste Fest gewesen bis zu jenem, welches Kaiser Friedrich in Mainz abhielt; er knüpft die Schlußbetrachtung an, daß von Äneas Julius Cäsar abstamme, und daß dessen Nachfolger Augustus die Friedenszeit begründete, in welcher Christus erschien, um uns vom Schaden zu befreien, den Adam gebracht; und er verweilt mit großer Vorliebe bei der Erzählung, wie Friedrich I. bei seinem Aufenthalt in Rom die Gruft des jungen Helden Pallas öffnen ließ, der dem Äneas einst beigestanden hatte, und wie man in dieser Gruft die Lampe noch brennend fand, die bei der Bestattung angezündet worden war.

In der hier besprochenen Übergangszeit wurde auch die Tiersage noch mehrfach bearbeitet; so namentlich von Heinrich dem Glichesäre (Gleißner) ca. 1170, einem Elsässer, der sich nach einem französischen Buch richtete. Von diesem Werk selbst besitzen wir nur einen Teil; vollständig liegt es in einer späteren Überarbeitung vor, die fast nur an Sprache und Mundart einiges ändert; wir finden darin wohl eine launige Auffassung des Mönchslebens, jedoch nicht eigentlich Angriffe gegen Kirche und Geistlichkeit.

Weit entschiedener als diese zahmen Dichtungen, ja als die meisten deutschen Gedichte des Jahrhunderts, greift die Lyrik der Latein schreibenden, fahrenden Poeten in das unmittelbare Leben der Zeit ein. Man bezeichnet dieselben wegen ihres Umherziehens häufig als Vaganten oder mit einem nicht völlig enträtselten Ausdruck als Goliarden. Sie waren geistlichen Standes, mochten sich aber bei ihrer ungebundenen Gemütsart dem Zwange des streng kanonischen Lebens nicht fügen, sondern zogen ins Weite oder schlossen sich etwa einer bischöflichen Hofhaltung an. Die Form, die sie sich allmählich gebildet hatten, meist lateinische Reimstrophen*), zeichnet sich durch gefügigen und

*) Am häufigsten besteht eine solche Strophe aus vier gereimten Langzeilen von je 13 Silben; man kann dieselbe in Goethes Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht

schlanken Versbau wie durch reichen Wohlklang aus. Im Inhalte bekunden sie, bei manchen Äußerungen frommen Sinnes, doch im allgemeinen die keckste Lebenslust, die rücksichtsloseste Unabhängigkeit im Urteil über kirchliche Verhältnisse; von beißender Schärfe sind besonders die Ausfälle gegen Roms Habsucht und gegen die dort immer geübte Ausbeutung des Frommen. Ihr eigenes stetes Begehren nach Wein und nach Geschenken läßt diese Dichter nicht in hoch sittlicher Beleuchtung erscheinen; doch nimmt es sich mehr natürlich drollig aus, als das raffinierte Heischen der höfischen Sänger. Unter ihnen ist einer, der sich selbst als den Erzdichter oder Archipoeta bezeichnet, auch geschichtlich nicht unmerkwürdig. Dieser geniale, sprudelnd reiche Lyriker befand sich im Dienste des gewaltigen und hochfliegenden Kanzlers Rainald (Reginaldus), späteren Erzbischofs von Köln; vielleicht deutet auch der Name „Archipoeta" auf ein Hofamt. Unter einem so kühnen Vertreter des Monarchismus oder Nationalismus in der Kirche konnte auch der Schützling seine Ansichten frei ausbilden. Rainald suchte denselben anzuhalten, daß er sein außerordentliches Talent zu einer offiziellen Lobdichtung, etwa zu einem Prachtepos auf Friedrich Barbarossa und seine italienischen Feldzüge verwende; der Archipoeta jedoch weiß sich ebenso aufrichtig und verständig wie Horaz dem Mäcenas gegenüber zu entschuldigen; doch hat er sich, soweit es im lyrischen Rahmen möglich ist, einmal der Verpflichtung erledigt. Zu seinen Meisterstücken gehört eine an den Erzbischof Rainald gerichtete Generalbeichte, worin er offen bekennt, daß er dem Weine, dem Spiele und den Frauen nicht zu entsagen vermöge; einiges von der Schuld wälzt er auf seine Jugend und auf die Gelegenheit, indem er meint, in einer Stadt wie Pavia — wo man vielleicht den kaiserlich Gesinnten besonders freundlich entgegenkam, — würde selbst Hippolyt keinen Tag lang Hippolyt bleiben. Aus dieser Generalbeichte sind die allbekannten sechs Strophen entnommen, die als Trinklied noch heutzutage beliebt sind; dasselbe beginnt mit den Worten: „Mihi (oder meum) est propositum" und ist von Bürger ins Neudeutsche übertragen. Früher schrieb man diese vortrefflichen Lieder und Gesänge irrtümlich einem geistvollen Engländer aus Heinrichs II. Umgebung zu, dem Walter Map oder Mapes; dann glaubte man den Erzdichter in einem fahrenden Poeten des Namens Nikolaus zu erkennen. Neuerdings jedoch ist die Vermutung aufgestellt worden, daß er Walther hieß und in Flandern gebürtig war, nämlich in Lille (Insula, l'Isle, wegen der Lage zwischen zwei kleinen Flüssen); er wäre in diesem Falle derselbe kühne

---

wie" wiederfinden, das am Anfang auch im Ton mit einigen jener Vagantenlieder Ähnlichkeit hat.

und einflußreiche Dichter, der nach seinem späteren Wohnort Walther von Chatillon genannt wird, und dessen Hauptwerk, eine lateinische „Alexandreis", noch um die Zeit der Reformation in den Schulen gelesen wurde. Indes ist diese Identität nicht mit Sicherheit aufrecht zu erhalten.

5. Französische Geschichte seit Philipps I. Regierungsantritt.

Das Französische Reich, dessen Geschichte oben bis auf den Regierungsantritt Philipps I., des vierten Capetingers, geführt worden ist, war unter diesem König ebenso, wie unter seinen nächsten Vorgängern, im Grunde bloß auf die Länder Artois, Pikardie, Isle de France, Champagne, Orleannais, Maine, Anjou, Touraine, Berry, Nivernois, Bourbonnais und Auvergne beschränkt; denn in den übrigen Teilen des Reiches galt das königliche Ansehen nur äußerst wenig oder gar nichts, und schon unter Philipps zweitem Nachfolger trat auch in den Grafschaften Maine und Anjou, welche damals an England kamen, das nämliche Verhältnis ein. Das Herzogtum Burgund gehorchte kaum, ja es weigerte nach Philipps Tode förmlich den Gehorsam; die Normandie war durch Wilhelm den Eroberer mit England verbunden worden; die Bretagne stand in der Abhängigkeit der Normannen, war aber sonst durch Gesetz, Sprache und Sitten ein ganz für sich bestehender Staat; im Süden derselben lag das Gebiet der Herzöge von Aquitanien und der Grafen von Poitou, die sich sehr wenig um den französischen König kümmerten; südlich von diesen und bis tief in die Provence hinein hatten die Grafen von Toulouse oder, wie sie nach ihrem Sitze gewöhnlich genannt werden, die Grafen von Saint-Giles (St. Ägidius) die Rouergue und die Mark Gotien mit ihren Besitzungen vereint und nannten sich Herzöge von Narbonne; Dauphinee und Provence hatten eigene Herren, und von der Saone an bis nach Montpellier galt noch der Schatten des Arelatischen Reiches für eine wahre Gestalt. Auch in den übrigen Provinzen gehorchten die Vasallen dem französischen Könige nie länger, als es ihr eigener Vorteil erforderte; wenn er sie angriff, zogen sie sich in ihre Burgen zurück und warteten, bis die Dienstzeit seiner Leute verflossen und seine schwache Kasse erschöpft war.

Das geringe Ansehen des Beherrschers von Frankreich ward durch Philipps I. Benehmen noch mehr geschwächt. Im Jahre 1071 wollte er Robert den Friesen, einen Bruder des verstorbenen Grafen Balduin VI. von Flandern, der die Witwe desselben, Richilde, bedrängte und das Land besetzt hatte, für diesen Frevel bestrafen und die Grafschaft Flandern den Kindern des Verstorbenen als den rechtmäßigen

Erben erhalten; er ward aber bei Cassel (zwischen Ypern und Saint-Omer) geschlagen; einer der Söhne, Arnulf, der nach der Bestimmung des Vaters Flandern erhalten sollte, fiel in der Schlacht, und nach manchen Kämpfen blieb Robert im Besitze Flanderns, ohne daß Philipp es zu hindern vermochte. Noch weit mehr schadete er seinem Ansehen durch einen Ehestreit, in welchen er sich aus Leichtsinn verwickelte. Er verstieß 1090 seine Gemahlin Bertha, die Tochter Florens' von Holland, um Bertrade, die Gemahlin des Grafen Fulko IV. von Anjou, die sich von ihm hatte entführen lassen, heiraten zu können, und vermählte sich mit der letzteren, ohne auf die Kirchengesetze im mindesten Rücksicht zu nehmen, was man ihm allerdings nicht übelnehmen kann, da sich ein französischer Bischof bereit finden ließ, die Trauung zu vollziehen. Darüber geriet er nicht nur mit dem Papst Urban II., sondern auch mit der französischen Geistlichkeit in einen gefährlichen Zwist. Seine zweite Ehe wurde auf einer Versammlung der Bischöfe des Reiches, die unter Leitung des Erzbischofes von Lyon 1094 in Autun stattfand, für ungültig erklärt, beide wurden mit dem Banne belegt, welcher 1025 auf der großen Versammlung zu Clermont von Papst Urban II. erneut wurde. Er trotzte zwar eine Zeitlang der Kirche und ihrem Oberhaupte, sah sich aber doch zuletzt genötigt, Buße zu thun und das Versprechen zu geben, daß er sich von Bertrade trennen wolle (1104). Nichtsdestoweniger setzte er auch nachher den Umgang mit dieser fort, welche fernerhin am Hofe lebte.

Als Philipp 1108 starb, übernahm sein Sohn erster Ehe, Ludwig VI. oder der Dicke, welcher seit acht Jahren bereits Mitregent gewesen war, die Regierung allein. Dieser fand das Reich in dem traurigsten Zustande; denn außerdem, daß das königliche Ansehen gegenüber den Vasallen ganz herabgesunken war, herrschte im nördlichen Frankreich, das an Bildung um mehr als ein Jahrhundert hinter den südlichen Provinzen zurückstand, eine schauderhafte Roheit der Sitten und ein völliger Mangel an allen moralisch-religiösen Gefühlen. Mord und Raub, Ehebruch, Entführung verheirateter Frauen, Verachtung des Kirchenbannes und Grausamkeiten, die wir sonst nur bei Huronen oder Irokesen zu finden gewohnt sind, waren an der Tagesordnung, ja, es werden uns sogar von einzelnen Großen des Reiches überraschende Züge eines ganz rohen und offen zur Schau getragenen Unglaubens berichtet, die man in solchen Zeiten ohne irgend eine Verbindung mit Aberglauben nicht hätte erwarten sollen. Indessen war diese Entartung für die Hebung der so sehr gesunkenen königlichen Gewalt in hohem Grade förderlich; denn als weder die geistliche noch die weltliche Macht dem Übel zu steuern vermochte, führte das Übermaß der Verwirrung ganz natürlich auf den Gedanken, durch Unterstützung des Königs eine

Änderung zu bewirken, welche ohne die Erhöhung seines Ansehens nicht bewirkt werden konnte. Zu dieser Vermehrung der königlichen Macht trugen außerdem noch viele andere Umstände bei, am meisten aber die in jene Zeit fallende Errichtung der Stadtgemeinden. Die alten römischen Städterechte hatten sich nur im Lande Languedoc, das jedoch nicht zum Französischen Reiche gehörte, erhalten, und hier findet sich daher auch die älteste Spur von den drei Ständen, welche bis auf die französische Revolution fortbestanden; überall sonst waren die Städte entweder geistlichen oder weltlichen Herren unterworfen. Der Druck der Gewalt, den diese ausübten, erweckte jedoch in den Bürgern der Städte das Streben nach Freiheit, und der König gewährte ihnen dabei in seinem eigenen Interesse eine kräftige Unterstützung. Weil man nämlich damals ebenso, wie zu allen Zeiten, das Recht selbst nicht zu leugnen wagte, sondern sich nur der Ausübung desselben widersetzte, so konnte der König auch da, wo er sonst keine Rechte hatte, Stadtprivilegien erteilen, und die Bürger selbst sorgten nachher schon dafür, daß diese Rechte ihnen erhalten würden. Auf solche Weise entstanden im Reiche nach und nach viele Stadtgemeinden, welche zwar gegen ihre Herren noch zu gewissen Leistungen verpflichtet blieben, aber ihre Angelegenheiten durch selbstgewählte Beamte verwalten ließen. Für den König ward dies aus dem doppelten Grunde vorteilhaft, weil die Freiheit der Städte ohne ihn weder errichtet, noch behauptet werden konnte, und weil die geistlichen und weltlichen Herren von dieser Zeit an oft seiner Hilfe gegen die Städte bedurften; denn mit der größeren Freiheit wuchs auch der Übermut der Bürger, und benachbarte Große gewährten ihnen nicht selten Hilfe, um entweder eine Stadt an sich zu reißen oder auch ihren eigenen Gegnern weh zu thun. Dies gab dann dem Könige Gelegenheit, zu gleicher Zeit die Abgaben der Städte und die Gerichtsgelder der Äbte und Bischöfe an sich zu bringen.

Diese Verhältnisse, verbunden mit dem wichtigen Umstande, daß die Könige von Frankreich zum Unterschied von den deutschen Königen ihr ererbtes Herzogtum beibehielten, hoben die Macht und das Ansehen der Krone schon unter Ludwig VI. sehr, selbst noch ehe der Abt Süger Ratgeber desselben ward und nachher durch seine Staatsweisheit vortreffliche neue Einrichtungen schuf. Es zeigt sich daher auch zwischen dem Anfange und dem Ende von Ludwigs Regierung ein recht auffallender Kontrast. Im Anfange durfte er mit seiner Krönung und Salbung nicht warten, bis der Erzbischof von Reims, dem die Verrichtung dieser Ceremonie gebührte, zugegen sein konnte, weil ein Teil der Großen ihn in seiner Macht noch mehr zu beschränken oder wohl auch ganz zu beseitigen hoffte, obgleich er schon zu seines Vaters Lebzeiten von den Ständen als Herrscher anerkannt worden war. Am Ende seiner

Regierung dagegen hatte er durch die kluge Art, wie er bald den Vermittler machte, bald als Kämpfer sich in den Streit der kleinen Herren mischte, seine Macht und sein Ansehen so sehr gehoben, daß er auch den mächtigeren Vasallen furchtbar war. Demütigte er doch sogar den Grafen Theobald von Champagne, Blois und Chartres, der fast ebensoviele Einkünfte und Lehnsleute als der König selbst hatte und auf die Unterstützung seines mütterlichen Oheims, des Königs Heinrich I. von England, rechnen konnte!

In den letzten Jahren Ludwigs VI. erhielt der Abt von Saint-Denis, Süger, ein Mann, der jedem Geschäft gewachsen war, den Haupteinfluß auf die Regierung und begann die ruhmvolle staatsmännische Thätigkeit, durch welche er nicht nur den Thron gleichsam neu errichtete, sondern auch in manchen anderen Beziehungen sich um sein Vaterland unsterbliche Verdienste erwarb. Sügers Geschichte ist gewissermaßen die Geschichte der Befestigung der königlichen Gewalt in Frankreich und der Wiedervereinigung der abgelösten Glieder des Französischen Reiches; denn ein Mann, wie Süger, konnte noch in ganz anderem Umfange nützen, als Wibald in Deutschland, weil er nicht, wie dieser, bloßer Staatsmann im Kabinett und auf Versammlungen, sondern auch eigentlicher Kameralist und Staatsökonom war. Er hatte seine erste Bildung auf der Schule von Saumur, einer damals sehr berühmten Lehranstalt, erhalten und war dann als Mönch in Saint-Denis der Vertraute seines Abtes geworden. Dieser hatte ihn gebraucht, um die wichtigsten Angelegenheiten seines Klosters beim Papste auf Kirchenversammlungen und beim Könige zu betreiben, und Süger hatte in seinen Unterhandlungen das Zutrauen beider gewonnen. Er war nachher als bloßer Mönch Archivar des Klosters, hatte als solcher das Herkommen, welches der Verfassung nach als ein heiliges Vermächtnis der Väter über dem neuen Gesetze stand, stets im Gedächtnis und verlor es auch später nie aus den Augen. Da er in Zeiten lebte, wo die bloßen Künste des Friedens ohne Kriegserfahrung wenig galten, so ließ er sich von seinem Abt als Propst nach Tours versetzen und focht drei Jahre hindurch an der Spitze seiner Reisigen gegen den Grafen Hugo von Puiset. Dieser schreckliche Tyrann, der in seiner Raubgier und Zerstörungssucht auf nichts Rücksicht nahm, mußte zuletzt Sügers Angriffen weichen, obgleich ihm die Herren in der Normandie, der mächtige Graf Theobald von Champagne und alle anderen gleichgesinnten Nachbarn beistanden; und der König, der den rüstigen Propst dreimal in eigener Person mit seiner ganzen Heeresmacht unterstützt hatte, gewann durch die Vernichtung der Raubhöhlen Hugos bedeutend an Ansehen. Im Jahre 1121 ward Süger Abt von Saint-Denis. Es kam hierbei zu ernstlichen Reibungen,



Krypta der Abteikirche von St. Denis.

Nach einer Original-Photographie.

denn die Mönche hatten ihn gewählt, ohne den König zu fragen, und dieser setzte infolgedessen die Hauptanstifter fest, gab indes Sügers Wahl frei. Er richtete als solcher seine ganze Aufmerksamkeit auf die Finanzen seines Klosters und war namentlich darauf bedacht, die Güter und Zölle den Händen der Juden, die sie gepachtet hatten, zu entziehen. Da er seit seinem Eintritte bei Hofe vom Könige unzertrennlich war, so wurde sein Kloster zugleich ein Mittelpunkt der Geschäfte und des weltlichen Lärmes, und der heilige Bernhard tadelte deshalb den Abt-Minister sehr; Süger vermied aber nachher das äußerlich Anstößige, führte ein stilles, geräuschloses Leben und suchte die Befriedigung seines Ehrgeizes als Abt lieber in der Ausschmückung seiner Kirche. Dadurch erhielt er zugleich Gelegenheit, die Künste in Frankreich zu beleben und den Sinn für verfeinertes Leben zu wecken, obgleich nicht zu verkennen ist, daß er bei der Verherrlichung seiner Kirche mehr auf die Kostbarkeit des Materials, als auf die Schönheit der Form Wert legte. Er verzierte seine Kirche mit einer großen Masse edler Metalle und Steine, unter denen man jedoch gerade den Diamanten vermißt, wahrscheinlich weil ihn die Franzosen damals noch nicht zu behandeln verstanden. Übrigens ist die große Menge der von ihm in Saint-Denis verwendeten Kostbarkeiten für uns besonders aus dem Grunde merkwürdig, weil sie recht deutlich zeigt, warum die edlen Metalle in Europa mehrere Jahrhunderte lang einen im Verhältnis zu anderen Bedürfnissen sehr hohen Wert behielten. Tausende von Kirchen nämlich verschlangen auf die angegebene Weise große Massen jener Metalle. Doch gewährte dies andererseits auch den Nutzen, daß durch die Seltenheit derselben die zu schnelle Entwickelung des geselligen Verkehrs und des Handels unbemerkt aufgehalten ward.

Als Staatsmann suchte Süger mit einer Klugheit, die ihm in jedem Zeitalter Ehre gemacht haben würde, bald die Städte zu begünstigen, bald sich der kleineren Vasallen gegen die größeren anzunehmen, bald die mächtigen Bischöfe gegen ihre Nachbarn oder umgekehrt diese gegen jene zu schützen. Auch wußte er den Grafen der westlichen Gegenden, welche die Vogtei über die Klöster in Anspruch nahmen, Schranken zu setzen und selbst die Anmaßung, die sich die geistliche Gewalt in weltlichen Dingen erlaubte, mit Festigkeit zurückzuweisen oder zurückzuhalten. In letzterer Hinsicht hatte er besonders an dem heiligen Bernhard einen furchtbaren Gegner, weil dieser mit dem Feuereifer und der heiligen Begeisterung eines Mystikers ebenso die Staatsmänner, als die Philosophen der Zeit bekämpfte. Süger ließ sich jedoch nicht stören, und als er unter Ludwigs VI. Nachfolger die ganze Reichsverwaltung in seine Hände bekam, setzte er in Beziehung auf die Geistlichkeit Dinge durch, welche selbst in den folgen-

den Zeiten von den französischen Königen nur schwer erreicht wurden. „In seiner Hand", sagt ein Annalist, „lag die Verleihung und der Verlust der geistlichen Ämter; denn von seiner Zustimmung hing es ab, ob erwählte Priester geweiht, von seinem Winke, ob Äbte in ihre Stellen eingesetzt werden sollten. Ihm gehorchten und unterwarfen sich ohne Haß und ohne Widerstreben die Bischöfe. Sie erschienen, so oft er sie rief, vor ihm und kehrten mit dem freudigen Gefühle heim, daß sich unter der Geistlichkeit ein Mann gefunden habe, der allein statt aller die Last der Regierung zu tragen vermöge. Auch der Papst war so sehr von Achtung gegen Süger erfüllt, daß alles, was dieser in Frankreich verordnet hatte, in Rom als gültig angesehen wurde." Süger suchte übrigens später unter dem Scheine einer bloß geistlichen Sache, bei der er jedoch die Reichsregierung nie aus den Augen verlor, auch jenen mächtigen Apostel und Propheten seiner Zeit zu gewinnen, um mit dessen Hilfe dem Unfuge der Großen zu steuern, welche, nicht zufrieden mit weltlichen Würden, auch die geistlichen an sich rissen; wenigstens erreichte er seinen Zweck gegen sie zuverlässig nur durch des heiligen Bernhard redliche Unterstützung. In Rücksicht auf die politische Lage Frankreichs bewog Süger den König, seinen Sohn und Nachfolger, Ludwig VII., mit Eleonore, der älteren Tochter und Erbin des kurz vorher ohne männliche Nachkommen verstorbenen Herzogs Wilhelm IX. von Guyenne oder Aquitanien, zu vermählen, wie es dieser selbst vor Antritt einer Pilgerfahrt nach San Jago di Compostella, auf der er starb, gewünscht hatte, um dadurch sowohl diese Provinz, als auch die Grafschaften Poitou und Saintonge, welche ebenfalls dem Herzoge gehörten, an die Krone zu bringen. Diese Ehe war unglücklich und hatte einen ganz anderen Erfolg, als man erwartet und beabsichtigt hatte. Ludwig VII. wurde bald auf das tadelnswerte Benehmen seiner schönen und leichtsinnigen Gemahlin aufmerksam; doch wagte er nicht, solange Süger lebte, an eine Scheidung zu denken. Er vollzog sie aber nachher doch, und da Eleonore wenige Wochen darauf mit dem englischen Thronerben, Heinrich Plantagenet, eine neue Ehe schloß, so kamen die genannten Provinzen an England. Die Vermählung seines Sohnes mit Eleonore war übrigens die letzte einigermaßen bedeutende Regentenhandlung Ludwigs VI. Er starb kurze Zeit nachher (1137).

Auch Ludwig VII. hatte schon bei seines Vaters Lebzeiten an der Regierung teilgenommen; es trat daher auch mit seiner Thronbesteigung keine Änderung ein, Sügers Einfluß nahm vielmehr zu, und bald wurden alle Geschäfte von ihm allein geleitet. Zu Ludwigs VII. Zeit zeigte sich in Frankreich ein reger Eifer für Baukunst, Malerei und Schnitzkunst, welche besonders Süger weckte und nährte. Doch war

dieser neuerwachte Sinn für die Künste wohl mehr eine natürliche Folge der Umstände, als ein Ergebnis der Bemühungen des weisen Abtes; denn auch die spekulativen Wissenschaften, welche Süger keineswegs beschützte, wurden damals von den Franzosen mit neuem Eifer betrieben. Um diese Zeit verbreitete sich nämlich in Frankreich jene neue scholastische Philosophie, welche zwar von Sophisten geschaffen war und durch die Eitelkeit der Gelehrten und der Jugend genährt ward, die aber nichtsdestoweniger im Gange der Dinge selbst begründet war und den menschlichen Geist auf eine neue Weise im Denken übte. Vergebens suchte der heilige Bernhard aus übel verstandener Frömmigkeit das Forschen über Glauben und Wissen zu hemmen und der Gelehrten Eitelkeit zu verfolgen, welche nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur auch damals, wie immer, der Entwickelung des Geistes förderlich war. Die von ihm geübte Verfolgung war doppelt thöricht, weil diese Sophisteneitelkeit durch die Richtung der damaligen Bildung und durch den Zustand der Völker Europas begünstigt wurde. Die neuen Weisen zogen den ganzen Umfang des Wissens in ihren Kreis; Abälard, seine Geliebte und seine Schüler führten den Platon und Aristoteles in die Schulen und Kirchen ein; sie hatten das Denken geweckt, und seitdem dieses erwacht war, mußte es ein thörichtes und vergebliches Unternehmen sein, die wilde Knabenzeit der damaligen Generation zur Muttermilch der Kirche und ihrer Kinderzeit zurückführen und den forschenden Verstand durch die Spielereien des Bilderwesens aufhalten zu wollen. Dies fühlte man sogar in Italien; denn die vornehmsten Geistlichen der römischen Kirche begaben sich von da nach Frankreich, um aus der neueröffneten Quelle der Weisheit zu schöpfen.

Übrigens liehen Süger und sein König dem heiligen Bernhard zwar den Arm der weltlichen Gewalt, um gegen den Gang des menschlichen Geistes zu kämpfen, der durch keinen anderen Arm als den göttlichen, aufgehalten wird; dagegen scheuten sie, wenn es wesentliche Rechte des Reiches galt, weder ihn noch seinen Papst. Das zeigte sich 1141 bei der Besetzung des erledigten Erzbistums Bourges. Innocenz II. hatte den Verwandten einer ihm nahestehenden Persönlichkeit, Peter von le Chatre, zum Erzbischofe geweiht, Ludwig verwarf diesen und verbot seine Einsetzung, ja er verpfändete seine Ehre, daß derselbe nie in den Besitz des Erzbistums gelangen solle. Der heilige Bernhard donnerte, der Papst schleuderte den Blitz seines Bannes auf den König und verbot die Abhaltung gottesdienstlicher Handlungen in den Residenzen des Königs; Graf Theobald von Champagne, der wegen eines anderen Streites mit Ludwig gern die Hand dazu bot, suchte dem Spruche des Papstes mit den Waffen Nachdruck zu geben, — alles umsonst. Erst

nachdem das Interdikt drei Jahre lang auf dem Lande geruht, auch ein furchtbarer Brand in der Kirche von Vitry, durch welchen über tausend Menschen jammervoll umkamen, den König erschüttert hatte, und als nach Innocenz II. Tode Cölestin II. Papst geworden war, gelang es dem heiligen Bernhard, die Sache zu vermitteln. Die Bedingungen, unter welchen sich der König mit dem Papste aussöhnte, sind uns nicht näher bekannt; doch wissen wir, daß er sich zur Anerkennung des vorher von ihm verjagten Bischofs verstand.

Gerade als dieser Streit beendigt war, kam die Nachricht von Zenghis Fortschritten im Orient zu den Bewohnern der westlichen Reiche, und der heilige Bernhard, der sich durch seine Predigten schon damals großen Ruhm erworben und dem Papste zum Besitz von Rom verholfen hatte, übernahm es jetzt, einen neuen allgemeinen Kreuzzug in den Ländern romanischer Zunge zu verkündigen. Seine Kreuzpredigten hatten zwar den beabsichtigten Erfolg, sie brachten ihn selbst aber später fast um seinen ganzen Ruf der Heiligkeit, weil seine Verheißungen und Prophezeiungen ohne Erfüllung blieben. Übrigens bearbeitete Bernhard die Gemüter zuerst durch Briefe und durch Reden, die er in verschiedenen Gegenden hielt; dann benutzte er den Umstand, daß der König wegen der Greuelthaten, die seine Leute in einer Fehde begangen hatten, besonders aber wegen jenes Brandunglücks, sein Gewissen bedrückt fühlte, um auch ihn zu einem solchen Unternehmen geneigt zu machen; erst nachdem auf diese Weise alles gehörig vorbereitet war und Ludwig nach einer Reichsversammlung zu Bourges auf den Rat Sügers und Bernhards bei Eugen III., der mittlerweile Cölestin II. gefolgt war, für seine Absicht Beifall gefunden hatte, suchte er (1146) auf einer großen Versammlung in Vezelai bei Nevers ebenso, wie vormals Papst Urban bei Clermont, durch den Nachdruck seiner Rede und durch die Feierlichkeit religiöser Ceremonieen den Enthusiasmus der geistlichen und weltlichen Großen zu wecken. Der heilige Mann kannte seine Zeit und das Gemüt seiner Landsleute so vortrefflich, daß er selten seine Absicht verfehlte. So auch jetzt; nicht bloß die bedeutendsten Vasallen des französischen Königs, sondern auch die Grafen von Flandern, Montferrat und Turin wurden in Vezelai zur Teilnahme am heiligen Kriege fortgerissen, und Bernhard war, obgleich er eine ganze Masse von Kreuzen hatte mitbringen lassen, zuletzt genötigt, sein eigenes Gewand zu zerschneiden, um das Verlangen aller derer zu befriedigen, welche von ihm das Kreuz zu empfangen begehrten. Nachdem der Kreuzzug beschlossen war, wurden sogleich die nötigen Anordnungen für denselben getroffen und vor allem andern Unterhandlungen mit dem Kaiser Manuel I. von Konstantinopel angeknüpft. Da Manuel ein besonderer Freund der Tempelherren war, so bediente sich der fran-

zösische König dieser, um ein freundliches Verhältnis mit den Griechen herzustellen. Er erreichte seinen Zweck vollständig; denn die Franzosen erfreuten sich nachher im Griechischen Reiche einer Aufnahme, wie sie in der ganzen Zeit der Kreuzzüge keinem andern Volke zu teil ward. Die Regierungsangelegenheiten ordnete Ludwig für die Dauer seiner Abwesenheit so, daß er an die Spitze der bürgerlichen Verwaltung zwei geschäftskundige Geistliche, den Abt Süger und den Erzbischof Samson von Reims, stellte und ihnen durch eine unter Bernhards Einfluß gehaltene Versammlung der Reichsstände einen Kriegsmann oder, wie die Geschichtschreiber jener Zeit sich ausdrücken, einen weltlichen Degen beigeben ließ. Der letztere sollte gleichsam als Stellvertreter des Königs und als militärischer Gewalthaber angesehen werden; die beiden Geistlichen aber sollten die Gerechtigkeitspflege leiten und die Aufsicht über die Finanzen, über die auswärtigen Angelegenheiten und über den Klerus führen. Da der von den Reichsständen gewählte Kriegsmann das angetragene Amt verschmähte, so setzte der König, wir wissen nicht, ob mit oder ohne Zustimmung der Stände, den Grafen Raoul von Vermandois als Reichsverweser ein. Die Ernennung dieses Mannes ist deshalb sehr befremdend, weil derselbe damals exkommuniziert war und also die sonderbare Erscheinung eintrat, daß ein von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossener Mann neben einem Abt und einem Erzbischof der Regierung vorstand.

Da die unruhigsten Köpfe des Landes mit dem Könige nach Palästina zogen, so war bis zu ihrer Rückkehr ein Kriegsmann zur Leitung des Staates weniger nötig, und da auch der Erzbischof Samson nur der höheren Geistlichkeit zu Gefallen, also mehr der bloßen Form wegen gewählt war, so führte Süger das Ruder des Staates allein. Er lenkte dasselbe mit bewunderungswürdigem Talent. Aus seiner Korrespondenz mit dem Könige und den Gliedern des Reiches ersieht man mit Staunen, welche Tiefe staatskundiger Weisheit und welche Geschicklichkeit der Verwaltungskunst mitten in diesen Zeiten roher Verwirrung sich in einzelnen Köpfen entwickelte. Vor allem verdient bemerkt zu werden, daß er als Mann des Friedens und des Rechtes auch von denen geachtet wurde, welche den Arm des Königs sonst wenig fürchteten. Selbst der mächtigste Große des Reiches, der Graf Gottfried Plantagenet von Anjou, beugte sich vor ihm. Gottfried war erblicher Großseneschall oder höchster Richter und Generalissimus des Reiches, besaß die Länder Anjou und Maine und hatte als Schwiegersohn des englischen Königs Heinrich I. sogar die Aussicht, Erbe des Thrones von England zu werden; nichtsdestoweniger erkannte er den Abt Süger so vollkommen als seinen Gebieter an, daß sich z. B. in einem seiner Briefe an ihn die Worte finden: „Wisset, daß ich

durch Gottes Gnade gesund und der Befehle meines Königs gewärtig bin. Ich bitte daher Euch als einen Mann, dem ich mit ganzer Liebe ergeben bin, daß Ihr mich, sobald es nötig sein wird, zum Dienste des Königs ruft. Ihr werdet mich zu allem bereit finden, was Ihr verlangt, und ich werde mich noch eifriger zeigen, als wenn der König selbst gegenwärtig wäre."

Süger benutzte die Abwesenheit der Grafen, um die königlichen Rechte auch in den Gegenden geltend zu machen, wo man sie seither mißachtet hatte. Ebenso wußte er aus der Schuldenlast, welche die Reichsstände durch die Rüstungen zum Kreuzzug auf sich geladen hatten, für die Vermehrung der königlichen Güter und Rechte Vorteil zu ziehen. In ähnlicher Weise hatten sich die Städte das Geldbedürfnis der Großen zu nutze gemacht, indem sie für ihre Zuschüsse bürgerliche Freiheiten gewannen, in deren Aufrechthaltung sie von der Landesregierung unterstützt wurden. Ferner richtete Süger die Finanzverwaltung und das königliche Hauswesen so ein, daß er nicht bloß die beträchtlichen Ausgaben, welche Ludwig auf dem Zuge nach Palästina machte, bestreiten konnte, sondern auch Geld genug übrig behielt, um den Haustruppen des Königs ihren regelmäßigen Sold und besondere Geschenke zu geben, die königlichen Burgen und Festungen in gutem Stande zu erhalten und sogar eine bedeutende Summe zurückzulegen, die dem Könige nachher sehr zu statten kam. Zu dem letzteren Zwecke verwendete er alle Straf- und Lehnkaufgelder, während er die laufenden Ausgaben durch die anderen Einnahmen deckte. Diese bestanden übrigens aus den Prevots-Geldern, d. h. aus den Summen, welche die Profoße oder höchsten Vorgesetzten der Stadtgemeinden für die teils gepachteten, teils bloß verwalteten Domänen zu entrichten hatten; ferner aus den Regalien erledigter Bistümer, von welchen ebenso, wie bei der Übertragung eines Lehens an den nächsten Erben, eine Abgabe bezahlt werden mußte; aus dem sogenannten Tallagium oder derjenigen Steuer, welche teils von unfreien Personen auf den Domänen, teils für die Bebauung gewisser Güter erhoben wurde, aus der alle drei Jahre erhobenen Münz-, Wein- und Brotsteuer und endlich aus dem Schutzgelde der Juden.

Die von Süger hergestellte Ordnung in den Finanzen konnte nur so lange behauptet werden, als die Ruhestörer durch den Kreuzzug entfernt gehalten wurden. Sobald ein Teil von diesen zurückgekehrt war, reichten die bisherigen Maßregeln nicht mehr hin, und Süger konnte sogar durch die Berufung einer großen Ständeversammlung die Ruhe nicht aufrecht erhalten. Er bat daher den König ohne Unterlaß und mit den eindringlichsten Worten, seine Zurückkunft zu beschleunigen. „Wir wenden uns", heißt es in einem seiner Briefe, „bittend und

flehend an deine erhabene Würde, an deine Liebe und deine wohlwollende Gesinnung und beschwören dich bei dem Bande unserer gegenseitigen Treue, daß du deine Rückkehr nicht länger verschieben und dich vor Gott nicht der Verletzung des Eides schuldig machen mögest, den du bei der Übernahme der Krone geleistet hast." Um die Verleumdungen, welche seine Neider bei dem Könige gegen ihn vorbrachten, bekümmerte er sich so wenig, daß wir dieselben in seinen Briefen mit keinem Wort erwähnt finden. Dagegen beschwor er den König, in Bezug auf seinen ehelichen Zwist nicht übereilt zu handeln und wegen der beabsichtigten Scheidung keinen Schritt zu thun, ehe er mit ihm darüber geredet habe; denn Süger ahnte einige der Folgen, welche nachher 300 Jahre hindurch aus dieser Scheidung geflossen sind. Ludwigs Ehe mit der leichtsinnigen Eleonore war nämlich von Anfang an ein Unglück, weil beide ihrer Natur und ihrem Charakter nach durchaus nicht zusammen paßten. Nichtsdestoweniger war der König lange Zeit sterblich in seine Gemahlin verliebt, so daß er sich von ihr aus Liebe nicht minder als aus Eifersucht auf seinem Kreuzzuge begleiten ließ. Er schadete dadurch sich selbst und seinem Unternehmen nicht wenig; denn ein Teil der Großen ahmte sein Beispiel nach, und da ihre Frauen ein großes weibliches Gefolge mitnahmen, so schwand bald alle Ordnung und Zucht im Heere. Er selbst hatte auf dem Zuge, neben der schwierigen Hut seiner Krieger auf gefährlichen Wegen, die noch viel schwierigere Aufgabe, die Keuschheit eines leichtsinnigen Weibes zu hüten, und beschleunigte dadurch die gänzliche Entzweiung mit ihr. Eleonore wurde bald eines Gemahles überdrüssig, der ihr seiner sittlichen Strenge wegen zuwider war, und von dem sie selbst sagte, er sei kein König, sondern ein Mönch; sie knüpfte unterwegs Verhältnisse mit anderen an, die ihrem leichtfertigen, sinnlichen Wesen besser zusagten, steigerte dadurch die Eifersucht des Königs und zerfiel endlich während ihres Aufenthaltes in Antiochia ganz öffentlich mit ihm. Ludwig hielt sie seitdem unter militärisch-polizeilicher Aufsicht und äußerte bald auch Gewissenszweifel über seine Verwandtschaft mit ihr, an welche bis dahin niemand gedacht hatte. Er war nämlich mit ihr im sechsten Grade verwandt, und sowenig dies nach unseren Begriffen auf sich hätte, so nahm man doch in jenen Zeiten bei ehelichen Verbindungen sogar noch bis zum siebenten Grade Anstoß. Sügers Gewissen war weniger zart, und solange er lebte, gab er die Scheidungsklage nicht zu. Als er aber gestorben war (1152), nahm der heilige Bernhard es über sich, die Bischöfe, welche dieser Sache wegen von Ludwig versammelt wurden, zu erleuchten. Die Scheidung erfolgte alsbald, nachdem die Ehe 15 Jahre gedauert hatte, und der König war ehrlich genug, auch das Erbe seiner Gemahlin herauszugeben;

doch bediente er sich vorher seines Eigentumsrechtes, um alle Festungen in ihren Ländern schleifen zu lassen, weil er als Oberlehnsherr zwar das Recht hatte, die Anlage neuer Befestigungen zu untersagen, die Vernichtung der vorhandenen aber später nicht hätte verlangen dürfen.

Drei französische Fürsten bewarben sich sogleich um die geschiedene Gemahlin des Königs: der Graf Theobald von Champagne, welcher schon bei dem Streit um das Erzbistum Bourges dem König feindlich gegenübergetreten war, und die beiden Söhne des nicht lange zuvor gestorbenen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou oder Maine. Von diesen Bewerbern suchten Theobald und der eine Sohn Gottfrieds ihre Absicht sogar mit Gewalt durchzusetzen, und Eleonore entging kaum ihren Nachstellungen. Sie eilte daher sich mit dem anderen Sohne Gottfrieds, Heinrich Plantagenet, auf den sie ihr Auge geworfen hatte, zu vermählen, und ging schon sechs Wochen nach ihrer Scheidung die Ehe mit demselben ein. Heinrich war als Erbe seines Vaters damals der mächtigste Vasall in Ludwigs Reiche; er besaß nicht allein ein bedeutendes und fast unabhängiges Gebiet, sondern er war auch als erblicher Großseneschall der Oberanführer und erste Richter in Frankreich. Außerdem hatte sein Vater Gottfried durch die Vermählung mit Mathilde, der Witwe des deutschen Kaisers Heinrich V., deren Vater, König Heinrich I. von England, der jüngste Sohn Wilhelms des Eroberers und der letzte männliche Sprößling des englisch-normannischen Königshauses war, auch das Recht auf den englischen Thron an seine Familie gebracht. Gottfried und Mathilde, die von den Engländern „the Empress Maud“ genannt wird, waren zwar nach dem Tode König Heinrichs I. durch die Usurpation eines Anverwandten, Stephan, von diesem Throne ausgeschlossen worden; ihrem Sohne aber, dem jungen Plantagenet, ward ein Jahr nach seiner Vermählung mit Eleonore die Nachfolge in England feierlich zugesichert. Er hatte zudem von seinem Vater Anjou, Touraine und Maine und die Normandie geerbt, welche von diesem während des Krieges mit Stephan besetzt worden war. Durch seine Heirat kam er nun auch noch in den Besitz der großen Güter und Fürstentümer Eleonorens, so daß er seitdem nicht weniger als 13 französische Grafschaften in seiner Hand vereinigte. Dies konnte Ludwig unmöglich ruhig mitansehen. Er griff sogleich zu den Waffen, als er die Nachricht von der Vermählung seines Hauptvasallen und ersten Kronbeamten mit Eleonoren erhielt, weil nach dem französischen Lehnrechte die Einwilligung dazu von ihm hätte erbeten werden müssen. Außerdem hatte er gehofft, Eleonore werde ihre Besitzungen nicht ihrem Gemahle, sondern ihren Töchtern erster Ehe zuwenden. In dem Kampfe hatte Ludwig an dem Könige Stephan von England einen geheimen Bundesgenossen, weil

dieser erst kurz vorher gezwungen worden war, die englische Krone mit Ausschluß seines eigenen Sohnes dem jungen Heinrich Plantagenet zu verheißen. Solange Stephan lebte, ward der Krieg mit großer Erbitterung geführt; kaum war er aber gestorben und Heinrich König von England geworden, als ein Friede geschlossen wurde, in welchem Heinrich alle seine französischen Besitzungen behielt und sich gegen Ludwig nur zur Leistung des Lehnseides für dieselben verpflichtete. Dieser Friede war von kurzer Dauer, weil Heinrich gleich nachher angebliche Erbansprüche seiner Gemahlin auf die Grafschaft Toulouse geltend zu machen suchte und Ludwig unmöglich zugeben konnte, daß ein schon so mächtiger Vasall durch Gewaltthätigkeiten noch mächtiger werde. Es fanden nun fortwährende Kämpfe und Waffenstillstände statt, aber schließlich sah Heinrich in dem Grafen Raimund V. von Toulouse, welcher nicht bloß Besitzer dieser Grafschaft, sondern auch Herzog von Narbonne und Markgraf von der Provence war, einen Gegner, der ihm gewachsen war, und da zu gleicher Zeit Ludwig durch seine beiden Brüder einen Einfall in die Provinzen Heinrichs machen ließ, so mußte dieser sich bald wieder zum Frieden bequemen und die ganze Sache fallen lassen.

Wenn durch Heinrichs Vermählung mit Eleonore das Ansehen des französischen Königs gesunken war, so hob sich dasselbe wieder infolge des doppelten Zwistes, in welchen der Papst Alexander III. zugleich mit dem deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa und mit Heinrich geriet; denn Alexander wurde durch sein Verhältnis zu diesen beiden Fürsten genötigt, den König von Frankreich zu schonen und als Mittelsperson in Ehren zu halten. Der Papst selbst hatte bei seiner Verbindung mit Ludwig den Vorteil, daß Heinrich sich lieber auf jede Weise vor der kirchlichen Gewalt demütigte, um nur der von Alexander gedrohten Vollstreckung der päpstlichen Bannflüche durch Ludwig vorzubeugen. Ludwigs Nutzen dagegen bestand darin, daß er auf Kosten des Deutschen Reiches einige Landschaften an sich ziehen konnte, deren Besitzer bei den ewigen italienischen Kriegen Friedrich Barbarossas an dem Schutze des Kaisers verzweifelten, oder auch die eigenmächtigen und heftigen Maßregeln desselben bei der damaligen Kirchenspaltung nicht billigten. Als dann im Verlaufe des Kampfes zwischen Kaiser und Papst eine Verbindung zwischen Ludwig und Friedrich geplant wurde, verhinderte sie Heinrich. Der französische König geriet übrigens mit Heinrich immer wieder aufs neue in Zwist, obgleich seit dem Jahre 1160 eine von Ludwigs Töchtern, Margarete, mit dem ältesten gleichnamigen Sohne Heinrichs vermählt und eine zweite, Alice, mit einem anderen Sohne desselben, Richard, verlobt war. Das Verhältnis der beiden Könige zu einander ward besonders dadurch sehr ver-

wickelt, daß Heinrich bald seine Stellung als Ludwigs Vasall und Seneschall benutzte, um französische Städte oder Gegenden in Anspruch zu nehmen, und bald wieder von keiner Abhängigkeit wissen wollte. Lange Zeit bewiesen beide Könige in ihren Händeln miteinander gleiche Festigkeit und Gewandtheit. Doch würde Heinrich, der durch die Vermählung seines dritten Sohnes Gottfried mit der einzigen Tochter des Herzogs Conan IV. von der Bretagne auch dieses Land an sein Haus zu bringen wußte, zuletzt obgesiegt haben, wenn er nicht mit seinen Söhnen Richard und Gottfried in Zwist geraten wäre. Diese schlossen sich an Ludwig an, und Heinrich mußte 1169 auf dem Schlosse Montmirail einen Vertrag mit dem französischen Könige schließen, in welchem er seinen Söhnen die französischen Besitzungen abtrat. Der eine, Heinrich, ward Graf von Anjou und Maine, der andere, Richard, Herzog von Guyenne und Graf von Poitou. Bald nachher entstand über die Söhne des englischen und die Töchter des französischen Königs ein neuer ärgerlicher Streit. Heinrich entfernte die Gemahlin seines ältesten Sohnes von diesem, und über sein Betragen gegen die andere Tochter Ludwigs, die seinem zweiten Sohne versprochen war und demselben noch immer vorenthalten wurde, verbreiteten sich Gerüchte, welche der Ehre der Prinzessin und beider Könige sehr nachteilig waren. Darüber kam es zwischen Vater und Söhnen, zwischen England und Frankreich zu einem blutigen Kriege, an welchem auch der König Wilhelm von Schottland und sein Bruder David als Verbündete Frankreichs teilnahmen. Vergebens bemühte sich der Papst, den Streit zu schlichten. Beide Parteien wüteten grausam gegeneinander, bis Heinrich mit gälischen Bogenschützen und mit Söldnern aus Brabant (Brabançons) gegen Rouen vorrückte, worauf eine persönliche Zusammenkunft beider Könige zu Montlouis stattfand und die Söhne Heinrichs sich demütigten (1174).

Der Papst hatte sich die Aussöhnung Ludwigs und Heinrichs besonders aus dem Grunde angelegen sein lassen, weil die Lage der Dinge in Palästina eine neue Hilfe aus dem Abendlande zu erfordern schien, an diese Hilfe aber nicht zu denken war, solange die beiden Könige miteinander im Streite lagen. Nachdem sie Frieden geschlossen hatten, verpflichteten sie sich zu Nonancourt durch einen förmlichen Vertrag zur Rettung der bedrängten Glaubensgenossen im Orient und zeigten durch öffentliche Bekanntmachung dieses Vertrages ihren Unterthanen und Vasallen den gefaßten Beschluß an. Ob Ludwig wirklich die Absicht hatte, zum zweitenmale in den Orient zu ziehen, ist ungewiß. Er hatte zwar einerseits so wenig Sinn für den äußeren Glanz der königlichen Würde, daß der französische Hof damals einen sehr auffallenden Kontrast mit der Pracht des Kaisertums bildete, an welche

Friedrich Barbarossa die Deutschen gewöhnt hatte: allein er stand andererseits in Hinsicht auf persönliche Tapferkeit keinem Könige seiner Zeit nach. Zu dem schnellen Entschluß eines Kreuzzuges wurden er und Heinrich von England wohl besonders durch die Nachricht bewogen, daß der griechische Kaiser Manuel I. im Kriege mit dem Sultan von Ikonium bedeutende Vorteile errungen habe. Bald nachher erlitt jedoch Manuel eine entscheidende Niederlage, und beide Könige fanden zu Hause Beschäftigung genug. Der Zug wurde also nun aufgeschoben, und als Ludwig im Jahre 1180 starb, verschwand die Aussicht auf die Ausführung des Vertrages von Nonancourt völlig, weil sein Sohn und Nachfolger, Philipp II., den ihm in seiner zweiten Ehe Konstantia von Kastilien 1165 geboren und den er kurz vor seinem Tode in Reims überaus feierlich hatte krönen lassen, ganz andere Pläne verfolgte, durch deren Erreichung er sich später den Titel Augustus oder Mehrer des Reiches erworben hat.

6. Englische Geschichte von Wilhelm I. bis zum Regierungsantritt Heinrichs II.

Das Englische Reich erlitt durch die Unterwerfung unter die Normannen eine völlige Umgestaltung, deren nächste Ursache in der Persönlichkeit Wilhelms des Eroberers zu suchen ist. Wir beginnen daher die Darstellung der normannischen Herrschaft in England mit der Schilderung, welche ein Geschichtschreiber des 12. Jahrhunderts von diesem Könige giebt, und die zwar manche Mängel hat, aber doch zugleich zeigt, wie man noch hundert Jahre später von ihm dachte. „Wilhelm der Eroberer", sagt Heinrich von Huntingdon, „war tapferer, als alle Grafen der Normandie, mächtiger, als alle Könige von England und des Lobes würdiger, als alle seine Vorgänger (?). Er war zugleich verständig und verschmitzt, reich und habgierig, ruhmwürdig und ruhmbegierig, freundlich gegen die Geistlichen und hart, wenn sie ihm Widerstand leisteten. Er warf Fürsten und Grafen in den Kerker, verjagte Bischöfe und Äbte von ihren Gütern, schonte des eigenen Bruders nicht und duldete keine Widersetzlichkeit. Selbst den Mächtigsten raubte er große Schätze von Gold und Silber, und alle zwang er, sich durch Burgen zu schützen. Wer einen Hirsch oder Eber fing, dem ließ er die Augen ausstechen, wie wenn er der Vater der wilden Tiere wäre, und um aus dem Neuwald*) ein Jagdrevier und eine Wohnstätte des Wildes zu machen, ließ er die Dörfer und Kirchen nieder-

*) New Forest; diese Waldung in der Nähe von Winchester ist gegenwärtig die älteste und größte in England.

reißen und die Einwohner verjagen. Da er den Leuten das Ihrige nicht aus Not, sondern aus allzu großer Habgier wegnahm, so waren alle im Innersten ihres Herzens von bitterem Groll gegen ihn erfüllt. Er selbst aber lachte ihres Zornes, und jeder mußte seinen Winken gehorchen, wenn er vor ihm Gnade haben und seines Lebens froh bleiben wollte. Ach, wie sehr ist es zu beklagen, daß ein Mensch, obwohl er Staub und Asche ist, so übermütig werden kann, daß er, des Todes uneingedenk, sich allein über andere erhebt! Wilhelm hatte die Normandie von seinen Voreltern ererbt, Maine durch die Waffen erworben und die Bretagne von sich abhängig gemacht, ganz England aber beherrschte er in so ausgedehntem Sinne, daß es dort keinen Morgen Land gab, von dem er nicht gewußt hätte, wem derselbe gehöre und was er wert sei. Auch Schottland und Wales beugte er unter sein Joch. Frieden und Ordnung aber hielt er mit so fester Hand aufrecht, daß damals ein mit Gold beladenes Mädchen furchtlos das Englische Reich durchwandern konnte."

Wilhelms Regierung war eine auf Waffengewalt gegründete Despotie. Er führte in England ein Lehnssystem ein, wie es in keinem anderen Lande Europas bestand, weil man in dieser Hinsicht nirgends systematisch zu Werke gegangen war, Wilhelm aber mit strenger Folgerichtigkeit und rücksichtsloser Gewaltthätigkeit verfuhr. Er hob und bereicherte seine Normannen auf Kosten der Angelsachsen und unterdrückte, soweit es ihm nötig schien, die Volksfreiheit der letzteren, weil er großer Barone bedurfte, die ein zahlreiches Gefolge unterhielten und ihm für die Distrikte, über welche sie geboten, haften mußten. Doch ließ er durchaus kein aristokratisches Regiment aufkommen; im Gegenteil, dieselbe harte militärische Gewalt, mit welcher er die Angelsachsen und das eigentliche Volk unter seinen Willen beugte, lastete auch auf den normannischen Großen seines Reiches. Die letzteren ergriffen daher später unter seinen schwächeren Nachfolgern begierig jede Gelegenheit, sich von dem ihnen auferlegten Joche zu befreien, und da sie dies ohne das Volk nicht zu stande bringen konnten, so wurden dadurch auf ganz natürliche Weise nach und nach auch Rechte des Volkes wiederhergestellt und gesichert. Diese Bewegungen und Kämpfe geben der Geschichte von England ein eigentümliches Interesse, welches um so größer ist, je mehr das von Wilhelm eingeführte System und die Art, wie er dasselbe durchsetzte und befestigte, mit den übrig gelassenen alten deutschen Formen einer demokratischen Monarchie im Widerspruch stand.

Den Hauptschritt zur Alleinherrschaft that Wilhelm gleich anfangs, indem er alles Privateigentum der angelsächsischen Königsfamilie und der in der Schlacht bei Hastings gebliebenen Anhänger Harolds als

Krondomäne einzog. Nachher gaben ihm die häufigen Empörungen Gelegenheit und Vorwand, fast alle Familien des angelsächsischen Adels zu vertilgen, seine Normannen in ihre Stellen und Güter zu bringen und sein strenges Feudalsystem neben den alten Gesetzen und Einrichtungen des Volkes einzuführen. Jene Unruhen rief er zwar nicht absichtlich hervor, aber sie ganz zu verhindern, lag wohl nicht in seinem Grundsatze, da er nicht allein in allen Stücken sehr gewaltthätig verfuhr, sondern auch seine Stelle stets durch Normannen versehen ließ, obgleich er die Heftigkeit und Raubsucht derselben sehr gut kannte. Übrigens nahm er auch seinen Normannen, sobald sie ihre Güter verließen, dieselben wieder weg und erteilte sie anderen. Er suchte überhaupt das Ansehen und die Macht des Herrschers auf jede Weise zu befestigen. Darum unterhielt er beträchtliche Scharen von Söldnern, ordnete den Lehndienst so, daß er jeden Augenblick ein bedeutendes Heer unter die Waffen rufen konnte, zwang die großen Kronvasallen, alle Jahre an den drei hohen Festen an seinem Hofe zu erscheinen, und änderte selbst das von ihm eingeführte Lehngesetz in allen den Punkten, die ihm nicht gefielen. Die wichtigste von diesen Änderungen bestand darin, daß die Aftervasallen, welche im übrigen Europa nur mit ihren Lehnsherren in unmittelbarer Verbindung standen, zwar in dem herkömmlichen Verhältnisse zu den letzteren blieben, zugleich aber auch der Krone direkt verpflichtet wurden. Dieser einzige Schritt gab den normannischen Königen eine ganz außerordentliche Macht, eine Macht, welche von den französischen Königen erst nach Jahrhunderten erlangt und von den deutschen Kaisern zwar anfangs besessen, aber nie recht gebraucht worden ist. Während Wilhelm auf diese Weise die Großen des Reiches, welche im ganzen übrigen Europa zu unabhängigen Fürsten wurden, in ihrer Unterthanenpflicht zurückhielt, suchte er die Macht der Krone auch durch Vermehrung der regelmäßigen Abgaben und durch willkürliche Erpressungen zu verstärken. Neben dem Ertrage der Domänen, den er stets an die Meistbietenden verpachtete, verschaffte er sich noch eine Menge anderer Einkünfte. Jedem Lehnbesitzer ward neben seiner Dienstpflicht eine bestimmte Steuer auferlegt, um den Gedanken, daß sein Gut ein Geschenk des Königs sei, zu erhalten. War der Erbe eines Lehns minderjährig, so kam er unter die Vormundschaft des Königs, der dieselbe oft auch an den Meistbietenden abtrat, und da der Vormund bis zur Volljährigkeit des Mündels alle Einkünfte desselben zu beziehen hatte, so war dieses Recht ein Mittel, die unmündigen Vasallen zu berauben. Der König hatte ferner das Maritagium, oder mit andern Worten, die Erbin eines Lehns durfte sich ohne seine Erlaubnis nicht verheiraten und mußte für diese Erlaubnis manchmal bis zu 10 000 ℳ bezahlen. Außerdem erkaufte die

Erbin zuweilen die Befreiung von einer Verbindung, die der König verordnet hatte, oder auch nur den bloßen Aufschub derselben mit dem größten Teile ihres Vermögens. Bei der Mündigkeitserklärung oder beim Wechsel des Lehns mußte man das sogenannte Relievum entrichten. Eine andere Abgabe war das Auxilium. Diese sollte eigentlich nur dann entrichtet werden, wenn der Lehnsherr in Gefangenschaft geraten war, oder wenn sein ältester Sohn den Ritterschlag empfing, oder wenn seine älteste Tochter sich verheiratete; Wilhelm und seine Nachfolger wußten aber hundert andere Vorwände zu finden, unter denen sie dieselbe erhoben. Auch das Scutagium oder Dienstgeld, welches statt des schuldigen persönlichen Dienstes bezahlt ward, bildete eine reiche Quelle des Einkommens für den König. Zu diesen verschiedenen Abgaben kamen noch die Zölle und Wegegelder, die sehr bedeutenden Beträge der Konfiskationen, die Einkünfte aller erledigten Bistümer, die Judensteuer, die Geschenke, die Geldstrafen, die Gebühren für die nach einer bestimmten Taxe ganz öffentlich gewährten Begnadigungen oder für die Verwendung des Königs beim Gerichte, sowie das Münzgeld, das Tallagium und andere zum Teil ganz willkürlich erhobene Steuern. Man berechnet die jährlichen Einkünfte Wilhelms gewöhnlich auf mindestens fast 24 Millionen Mark unseres Geldes. Es geht aus dieser Summe zugleich hervor, wie reich England damals gewesen sein muß; besonders wenn man bedenkt, daß das Land hundert Jahre später ungeachtet der größten Anstrengungen nicht im stande gewesen sein soll, das Lösegeld für den in Deutschland gefangenen König Richard I. aufzubringen.

Bei der Art von Regierung, welche Wilhelm eingerichtet hatte, bei seinem großen Reichtum und bei der bedeutenden Kriegsmacht, über die er verfügen konnte, glaubte er dem eigentlichen Volke ruhig seine alte Art, sich selbst zu richten und zu verwalten, überlassen zu können, da er in allen Fällen, in denen sein Nutzen ins Spiel kam, seinen Willen mit Gewalt durchsetzen konnte. Er ließ also die alte angelsächsische Einrichtung der Geschworenen bestehen, während er zugleich seinen Baronen die Gerichtsbarkeit über ihre eigenen Leute erteilte. Durch beides wurde jedoch sein Ansehen und sein Einfluß eher vermehrt, als vermindert. Es fand nämlich sowohl von den Gerichtshöfen der Barone, als von den Gemeindegerichten, in welchen die Eingesessenen Recht sprachen, eine Berufung an das Grafschaftsgericht statt, und in diesem entschied der im Namen des Königs sprechende Graf oder sein Stellvertreter, der Sheriff (Shiregraf), welcher zugleich die für den König so wichtigen Strafgelder erhob und schon aus diesem Grunde die beiden anderen Arten von Gerichten im Zaum hielt. Übrigens verlieh dieselbe militärische Gewalt, die den mächtigsten Va-

fallen fühlbar machte, daß sie Unterthanen seien, nicht nur den vorhandenen Formen der Volksverwaltung und Volksgerichtsbarkeit Festigkeit, sondern sie bewirkte auch, daß der Sinn für Ordnung, Recht und Tugend, auf welchem allein jede freie Verfassung sicher ruhen kann, Wurzel faßte. Es ist deshalb auch sehr zu bedauern, daß wir nicht über alle inneren Verhältnisse des Reiches unter Wilhelm im klaren sind. Die Beschaffenheit des Bodens und die Verteilung der liegenden Güter sind uns freilich genau bekannt, da Wilhelm eine sorgfältige Aufzeichnung aller Güter, ihres Wertes, ihrer Besitzer und ihres Ertrages machen ließ, die im Jahre 1086 vollendet wurde und sich unter dem Namen des Domesdaybook bis auf unsere Zeit erhalten hat. Eine so umfassende und authentische statistische Urkunde aus so alter Zeit hat kein Land aufzuweisen.*) Dagegen sind die Standesverhältnisse und die persönlichen Rechte des eigentlichen Volkes, aller gelehrten Untersuchungen ungeachtet, dunkel geblieben. Die drei Gattungen freier Leute, welche im Domesdaybook erwähnt und deutlich von den an den Boden gebundenen Unfreien unterschieden werden, lassen sich nicht mit Bestimmtheit nach ihren Rechten und ihrem Ursprunge nachweisen. Besonders ist es nicht zu ermitteln, in welchem Verhältnisse damals die unter dem Namen Keorle von den Earlen und Thanen unterschiedene freie Klasse des angelsächsischen Volkes stand, und ob diese freien Bürger und Bauern (villani) nicht schon vor der normannischen Eroberung leibeigen geworden waren. Das letztere würde für gewiß anzunehmen sein, wenn man aus den unter Wilhelms Namen überlieferten Gesetzen einen Schluß ziehen dürfte; denn diese sind jetzt allgemein als Gesetze Eduards des Bekenners anerkannt. Dagegen wird aber der eigentlichen Leibeigenschaft, welche von der schon früher vorkommenden Sklaverei wohl zu unterscheiden ist, erst gegen das Jahr 1180 Erwähnung gethan, und man ist daher allgemein der Meinung, daß diese Klasse von Leuten in England erst nach der normannischen Eroberung entstanden sei.

Bewunderung kann man Wilhelm dem Eroberer unmöglich versagen, wenn man gleich keine Achtung oder Liebe für einen Mann hegen kann, welcher, um seine Habgier und Herrschsucht zu befriedigen, jedes Mittel guthieß. Wenn er auch manches auf der einen Seite zerstörte, so schuf er es dagegen auf der anderen wieder neu, und durch Privatrücksichten ließ er sich nie bewegen, eine alte Einrichtung abzuschaffen, die noch nützlich sein konnte. Freilich riß ihn seine Liebe zur

*) Auch ist dasselbe 1783 auf Wunsch des Oberhauses und auf Befehl des Königs in zwei Foliobänden abgedruckt und später (1816) von englischen Gelehrten erläutert worden.

Jagd zu entsetzlichen Grausamkeiten hin. Er bestrafte jede Tötung eines Tieres in den königlichen Forsten mit dem Leben, die Tötung eines Hasen mit der Blendung, verwandelte verschiedene Distrikte von England in Jagdreviere und verwüstete in Hampshire eine große Strecke Landes, den obengenannten New Forest oder Neuwald, um auf derselben einen bloßen Wald anzulegen. Jedoch hatte dieses unmenschliche Verfahren bei einem Volke, das an Ordnung und Selbstthätigkeit gewöhnt blieb, später auch seine guten Folgen. Solche Grausamkeiten mußten, wenn sie von Wilhelms Nachfolgern nachgeahmt wurden, unter schwächeren Regenten notwendig eine Zeit herbeiführen, wo der allgemeine und lebendige Sinn der Nation für Recht und Gericht auch in den Regierungsverhältnissen den Sieg über die tote Gewalt erlangte. Dahin wirkte Wilhelm außerdem auch durch seine große Sorgfalt für Polizei und Sicherheit sowie ganz besonders durch die Kraft, mit welcher er den großen Vasallen ihre Abhängigkeit vom Herrscher fühlbar machte. Daß er der Nation, wie man mitunter behauptet hat, eine Magna Charta oder einen Freiheitsbrief erteilt habe, ist ein längst berichtigter Irrtum früherer Zeiten. Mit welcher Festigkeit er sich gegen die Geistlichkeit und ihr Oberhaupt in Rom benahm, ist bereits oben gezeigt worden. Besonders widerstand er den Anforderungen Gregors VII. kräftiger, als irgend ein anderer Fürst seiner Zeit. Zu seinem Ratgeber und Unterhändler bediente er sich des mehrfach erwähnten berühmten Theologen und Rechtsgelehrten Lanfranc, der früher zu Bec in der Normandie gelehrt hatte, und den er 1070 als Erzbischof von Canterbury an die Spitze der englischen Geistlichkeit stellte. Wie nützlich ihm Lanfranc durch seine juristischen Spitzfindigkeiten war, mag eine Anekdote zeigen. Lanfranc gab ihm einst den Rat, seinen Halbbruder Odo, welcher zugleich Bischof von Bayeux und Graf von Kent war und gefährlich zu werden drohte, gefangen nehmen und festhalten zu lassen; und als Wilhelm wegen der geistlichen Würde Bedenken dagegen äußerte, sagte ihm Lanfranc: „Nimm ihn nicht als Bischof von Bayeux, sondern als Grafen von Kent gefangen!“ Lanfranc leitete auch die Unterhandlungen in Rom, durch welche zuerst der Papst Nikolaus II. zur Aufhebung des gegen Wilhelm geschleuderten Bannfluches gebracht und nachher Alexander II. zur Unterstützung desselben bei der Eroberung von England bewogen wurde.

Wilhelm setzte 1086 nach der Normandie über, um Unruhen zu unterdrücken, für deren Anstifter der König von Frankreich, Philipp I., galt. Der letztere hatte ihn zudem durch eine spöttische Äußerung gereizt; da Wilhelm nämlich, bei ungemeiner Körperkraft, auch von ungewöhnlicher Dicke war, so scherzte Philipp über seine bevorstehende Niederkunft, worauf jener ihm sagen ließ, er werde seine Lichtmeß mit

10 000 Lanzen in Notre Dame zu Paris halten und Frankreich mit 1000 Lichtern erleuchten. Er eroberte Mantes an der Seine und ließ es in Brand stecken; sein durch die Glut scheu gewordenes Pferd warf ihn ab, worauf er zunächst nach einem Palaste und dann in die Kirche Saint-Gervais bei Rouen gebracht wurde. Hier starb er, nachdem er in der Seelenangst der letzten Tage alles mit Wohlthaten überhäuft und die schwersten Gefangenen, zuletzt auch seinen Bruder Odo auf freien Fuß gesetzt hatte, am 7. September 1087 und hinterließ drei Söhne, Robert Courthose, Wilhelm II. genannt Rufus (der Rote) und Heinrich I. Der älteste von ihnen, Robert, war zwar, wie er auf dem ersten Kreuzzuge bewies, sehr tapfer, er hatte aber einen grenzenlosen Leichtsinn und zeigte sich in seinem ganzen früheren und späteren Leben als einen Mann, der zu nichts weniger geschaffen war, als zur Beherrschung eines Reiches. Er war auch kurz vor dem letzten Feldzuge nach Frankreich gegangen und hatte dort wahrscheinlich mit gegen den Vater gekämpft. Einem so feinen und schlauen Staatsmann, wie sein Vater aus Instinkt war, konnten Roberts Fehler um so weniger entgehen, als er weltklug genug war, um einzusehen, daß die von ihm eingeführte Regierungsart ganz auf Persönlichkeit beruhe. Er ließ daher seinem Sohne Robert zwar die Normandie, die er ihm schon früher versprochen hatte, sorgte aber im Einverständnis mit seinem Vertrauten, Lanfranc, dafür, daß Robert von der Nachfolge in England ausgeschlossen und sein zweiter Sohn, Wilhelm, der ihm selbst durchaus ähnlich war, als König von England anerkannt werde. Der jüngste, Heinrich, wurde indessen vorerst mit einem Vermächtnis von 5000 Pfund Silber und einigen Gütern und Burgen abgefunden.

Unmittelbar nach Wilhelms I. Tode brachen in England bedeutende Unruhen aus, welche teils durch die von Robert erlittene Beeinträchtigung, teils durch den despotischen Charakter des neuen Königs hervorgerufen wurden. Die Mehrzahl der Großen, unter ihnen auch der eben freigelassene Odo von Bayeux und ein anderer Halbbruder des verstorbenen Königs, nahmen Partei für Robert, und die Sache hätte für Wilhelm II. sehr bedenklich werden können, wenn nicht Robert durch seinen gewöhnlichen Leichtsinn alles verdorben hätte. Dadurch war es für Wilhelm nicht schwer, die ganze Bewegung zu unterdrücken. Nachdem dies geschehen war, wollte er seinen Bruder auch in der Normandie aufsuchen; die Vasallen legten sich aber ins Mittel, weil sie von beiden Brüdern Lehen hatten und jedenfalls einem von ihnen hätten aufkündigen müssen. Kaum hatten sie eine Aussöhnung zwischen Robert und Wilhelm zu stande gebracht, als beide vereint gegen ihren jüngsten Bruder zu Felde zogen, um diesem seine Besitzungen zu entreißen. Nicht lange darauf ließ sich der unruhige Robert von seinem

Bruder als Unterhändler bei dem Könige von Schottland, Malcolm Canmore, dem Sohne Duncans, gebrauchen. Wilhelm II. gründete indeß neue Ansiedelungen im Cumberland und verwandelte dadurch diese Landschaft, auf die Schottland Anspruch machte, völlig in eine englische Provinz; Malcolm fand 1093 mit seinem Sohn Eduard im Kampfe den Tod und hinterließ sein Reich in Verwirrung. Schon im Jahre 1094 bekriegte Robert den König Wilhelm aufs neue, und diese Fehde dauerte fast so lange fort, bis der erstere das Kreuz nahm und sein Herzogtum auf fünf Jahre an Wilhelm verpfändete. Er erhielt für die ganze Normandie nicht mehr als 10000 Mark (etwa 400000 ℳ unseres heutigen Geldes), was zugleich zeigt, wie gering damals der Wert großer Landstriche im Verhältnis zum baren Gelde war. Dies geht auch daraus hervor, daß um die nämliche Zeit Gottfried von Bouillon seine Stammherrschaft für eine höchst unbedeutende Summe verpfändete, und daß im Jahre 1177 die Grafschaft Marche für 6000 Mark (etwa 240000 ℳ) an den englischen König Heinrich II. verkauft wurde. Zu derselben Zeit, wo man für ganze Fürstentümer nur 10000 Mark gab, zahlte man für ein Streitroß 15 Mark (etwa 600 ℳ heute). Robert bestritt die Kosten des Zuges, den er für die Christenheit unternahm, aus seinen eigenen Mitteln, ohne voraussichtlich je im stande zu sein, dieses Geld wiederzuersetzen; sein Bruder Wilhelm dagegen handelte nach ganz anderen Grundsätzen. Sowie er schon früher schändliche Erpressungen geübt hatte, um große Scharen von Soldtruppen halten zu können, so erhob er auch jetzt die Summe, welche er für die Normandie gegeben hatte, von dem verpfändeten Lande selbst. Er raubte also den Normannen das, was Robert sich nur durch Borgen verschafft hatte, ja, er benutzte diese Gelegenheit sogar, um sich auf eine ganz unerhörte Weise zu bereichern; denn er nahm selbst die goldenen und silbernen Gerätschaften und die Edelsteine hinweg, mit denen der fromme Sinn der Vorfahren die Kirchen geschmückt hatte. Auch ließ er nach Lanfrancs Tode (1189) das Erzbistum von Canterbury vier Jahre lang unbesetzt und zog die Gelder desselben ein; erst in einer Krankheit gab er ernsten Vorstellungen Gehör, indem er den großen Denker Anselm, Lanfrancs Freund, als dessen Nachfolger berief; doch vertrug er sich mit diesem nicht lange.

Robert kehrte im Jahre 1100 aus Palästina zurück und vermählte sich unterwegs mit Sibylla, der Tochter des reichen apulischen Grafen Gaufred von Conversano, der seinerseits mit Robert Guiscard nahe verwandt war. Er erhielt dadurch nicht nur die nötigen Summen, um sein Herzogtum auszulösen, sondern es eröffnete sich ihm zugleich auch die Aussicht, das ganze Reich seines Bruders an sich zu bringen, weil Wilhelm um dieselbe Zeit durch einen unglücklichen Zufall auf

der Jagd in New Forest umkam (1100); er verscherzte aber auch diesmal alles durch seinen Leichtsinn. Zuerst hielt er sich unthätig in Apulien auf, bis die günstige Zeit verflossen und sein jüngerer Bruder, Heinrich I., ihm zuvorgekommen war. Dieser hatte sich nämlich auf die Nachricht von Wilhelms Tode sogleich des königlichen Schatzes bemächtigt, obwohl Wilhelm von Breteuil ihn zuerst daran hatte hindern wollen zu Gunsten des abwesenden Robert, und war schon nach drei Tagen als König anerkannt und vom Bischof von London in Westminster gekrönt worden. Auch jetzt noch hätte Robert die Herrschaft an sich reißen oder seinem Bruder wenigstens lange streitig machen können, wenn er nur einige Festigkeit und Ausdauer besessen hätte; denn er ward, als er endlich in der Normandie anlangte, nicht allein dort mit großem Jubel aufgenommen, sondern auch in England erklärten sich viele für ihn. Er erhob zwar die Waffen gegen Heinrich und landete in England, hatte aber kaum den Krieg angefangen, als er desselben auch schon überdrüssig war und einen Vergleich einging, in welchem er sein Recht auf die Krone gegen ein Jahrgeld aufgab. Schon zwei Jahre nachher ließ er sich auch dieses abschwatzen, und erst als er seine Anhänger dem Zorne Heinrichs geopfert und seine eigenen Mittel erschöpft hatte, begann er einen neuen Krieg. Er geriet in Gefangenschaft (1106) und war so endlich zur Ruhe gebracht. Sein Bruder konnte ihm zwar nicht das Leben nehmen, weil das damalige Gewohnheitsrecht in England, zum großen Unterschied von den dort heutzutage bestehenden blutigen Gesetzen, die Todesstrafe verbot; Robert ward aber bis zu seinem erst 28 Jahre später erfolgten Tode zuerst zu Falaise, dann zu Cardiff in England in Gewahrsam gehalten. Roberts unglückliches Schicksal verfolgte auch seinen Sohn, Wilhelm Clito. Dieser wurde, als er den Nachstellungen seines Oheims glücklich entgangen war, vom französischen König, Ludwig VI., und vom Grafen Fulko V. von Anjou mit offenen Armen aufgenommen; beide führten jahrelang Krieg, um ihm wenigstens den Besitz der Normandie zu verschaffen, und Ludwig belehnte ihn, als dies nicht gelang, mit der Grafschaft Flandern, welche damals fast ebenso bedeutend war, als dieses Herzogtum. Wilhelm ward aber, da er unaufhörlich mit inneren und äußeren Feinden zu kämpfen hatte, seines Lebens nie froh und starb 1128 in der Blüte seiner Jahre.

Sowie die Thronbesteigung Heinrichs eine Anmaßung gewesen war, so bestand seine ganze Regierung aus einer zusammenhängenden Reihe von Grausamkeiten und Bedrückungen. Er soll zwar gleich anfangs der Nation ein Freiheitsprivilegium ausgestellt haben, in welchem er den willkürlichen Erpressungen seines Vaters sowie allen Eingriffen in die Rechte der Vasallen entsagte; allein abgesehen davon,

daß dies nicht einmal gewiß ist, so hat er jedenfalls sein Versprechen nicht gehalten und namentlich die vielen, zum Teil ganz willkürlichen Abgaben, welche Wilhelm der Eroberer eingeführt hatte, eher vermehrt, als vermindert. Wohl aber gewann er einen Teil der Bevölkerung dadurch, daß er sich bald nach seiner Thronbesteigung mit einer Prinzessin vermählte, die nicht nur persönlich vortreffliche Eigenschaften besaß, sondern auch durch ihre Herkunft den Angelsachsen wert war; dies war Mathilde, eine Tochter Malcolms von Schottland, aber durch ihre Mutter Margareta dem Königshause von Wessex angehörend. Auch steht es außer allem Zweifel, daß Heinrich dem Lande die alte angelsächsische Gerichtsverfassung und die Aufrechterhaltung der Gesetze Eduards des Bekenners aufs neue zusicherte, obgleich gerade zu seiner Zeit nicht allein die altfranzösische Sprache am Hofe und in allen öffentlichen Verhandlungen herrschend war, sondern auch die eigentlichen Juristen in England aus normannischen Geistlichen bestanden. Doch waren die Einrichtungen der Angelsachsen und Normannen in ihrem inneren Wesen einander so ähnlich, daß sie schon früh zusammen verschmolzen. Übrigens kam durch jene normannischen Rechtskundigen eine solche Kenntnis des Rechtes und eine so große Aufmerksamkeit auf Formen in die Gerichtshöfe und aus diesen wieder in das Volk, daß man besonders darin den Grund suchen muß, warum späterhin, als die Engländer wirklich einen bestimmten Freiheitsbrief erhielten, sorgfältiger über denselben gewacht wurde, als in anderen Ländern über ähnliche Privilegien. In England ward nämlich jedermann gewöhnt, auf Worte und kleine Bestimmungen, über welche man im übrigen Europa, außer in Rom, leichtsinnig hinwegschlüpfte, ängstlich zu achten und das einmal Errungene sorgfältig zu wahren. Während so die Regierung Heinrichs dem Volke von dieser Seite her nützlich war, verwilderten dagegen die Großen unter dem harten Drucke des kriegerischen Despoten völlig und sanken zu einem Grade der Barbarei herab, wie man ihn nur bei den rohen türkischen Völkern antrifft.

Unter Heinrich I. wurde der Investiturstreit für England durch den **Vertrag von Bec** beigelegt, und zwar in demselben Jahre, wo in Deutschland Kaiser Heinrich V. seinem Vater nachfolgte. Die Geistlichen sollten künftig zwar dem König Huldigung leisten, jedoch nicht von ihm mit Ring und Stab belehnt werden; wohl aber blieb der Brauch bestehen, daß bei Erledigung von Bistümern und Pfründen die Krone deren Einkünfte an sich nahm. Der Vertrag von Bec war mit Anselm von Canterbury abgeschlossen worden, der alsbald nach seinem Sitze zurückkehrte, wo er drei Jahre darauf (1109) in hohem Alter starb.



Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou.

Heinrich hatte neben mehreren unehelichen Söhnen nur zwei rechtmäßige Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von welchen die letztere, nach ihrer Mutter Mathilde genannt, in erster Ehe mit dem deutschen Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war, von diesem aber keine Kinder hatte. Da der Sohn schon 1120 auf einer Seefahrt umkam, so suchte Heinrich der Tochter das Reich zu verschaffen. Er hielt zu diesem Zwecke 1126 eine glänzende Versammlung der englischen Barone zu Windsor und erlangte von denselben die eidlich bekräftigte Einwilligung zur Nachfolge der Mathilde unter der Bedingung, daß sie mit keinem Fremden eine Ehe eingehen dürfe. Als zwei Jahre später Wilhelm Clito die wichtige Grafschaft Flandern vom französischen Könige erhielt, erregte dies bei Heinrich so große Besorgnis, daß er sich unter jeder Bedingung mit dem alten Grafen Fulko V. von Anjou auszusöhnen suchte, der ihn bisher in Verbindung mit Ludwig VI. zu Gunsten Wilhelm Clitos unaufhörlich bekriegt hatte. Das Mittel der Aussöhnung war die Vermählung der Mathilde mit Fulkos Sohne, Gottfried, der sich durch große Schönheit auszeichnete, damals aber kaum erst aus dem Knabenalter getreten und fast zehn Jahre jünger als Mathilde war. Weil Gottfried einen Ginsterzweig (planta genest) auf dem Helme zu tragen pflegte, so erhielt er von diesem zufälligen Umstande den Beinamen Plantagenet und gab dadurch die Veranlassung, daß man die von ihm abstammende neue Königslinie das Haus Plantagenet genannt hat.

Die Vermählung der Mathilde mit Gottfried Plantagenet zog dem König gleich anfangs zwiefaches Ungemach zu. Die Großen des Reiches hielten sich des früher zu Gunsten der Mathilde geleisteten Eides für entbunden, weil sie glaubten, daß man zu der Vermählung ebenso, wie vorher zur Festsetzung der Nachfolge, ihre Einwilligung hätte einholen müssen; und die Ungleichheit des Alters veranlaßte unter dem Ehepaar selbst solche Mißhelligkeiten, daß Mathilde bald nach England zurückkehrte, und daß zwei Jahre lang die Verbindung ganz aufgehoben zu sein schien. Doch ward diese nachher feierlich erneuert, und Heinrich erhielt auch von einer englischen Reichsversammlung die wiederholte Bekräftigung der über die Nachfolge getroffenen Bestimmung. Als daher Mathilde einen Sohn, den nachherigen König Heinrich II., gebar, schien es keinem Zweifel unterworfen, daß dieser einst seinem Großvater in der Regierung folgen werde. Gleichwohl trübte bald nachher ein zwischen Heinrich I. und seiner Tochter ausbrechender Zwist sowie der Einfluß der Geistlichkeit, dessen sich ein Anverwandter des königlichen Hauses sehr geschickt zu seinem Vorteil zu bedienen wußte, diese Aussicht, und eine von den wenigen menschenfreundlichen Handlungen Heinrichs ward seinem Enkel nachteiliger, als

alle seine Härten und Grausamkeiten. Er nahm sich nämlich zweier Neffen, der Söhne seiner Schwester und des Grafen Stephan von Blois und Chartres, welche die väterlichen Güter ihren älteren Brüdern hatten überlassen müssen, sehr freundlich an und gab dem einen, Heinrich, der in den geistlichen Stand getreten war, zuerst die reiche Abtei Glastonbury und dann das Bistum Winchester; den anderen aber, Stephan, belehnte er nicht bloß mit der Grafschaft Mortain in der Normandie, sondern er verschaffte ihm auch die Hand der einzigen Tochter des Grafen Eustach von Boulogne, welche die reichste Erbin des Landes war. Diese brachte ihrem Gemahl außer der Grafschaft Boulogne noch viele anderen Güter und Herrschaften mit, und da sie eine Nichte der Königin war, so erhielt Stephan auch einen sehr großen Einfluß am Hofe. Ebendeshalb hatte Heinrich besonders darauf gedrungen, daß Stephan sich vor allen Baronen feierlich verpflichtete, Mathilde und ihren Sohn als die allein rechtmäßigen Erben des Reiches anzuerkennen. Stephan hatte diesen Eid geleistet und dachte auch wohl schwerlich daran, ihn je zu brechen, bis sich Heinrich kurz vor seinem Tode mit Mathilde und Gottfried Plantagenet entzweite. Dadurch ward Mathilde von aller Verbindung mit den Engländern abgehalten. Heinrich begab sich sogar selbst in die Normandie, um jeden Einfluß, den seine Tochter von Anjou her hätte haben können, abzuschneiden, und Stephan faßte sogleich den Entschluß, diese Verhältnisse zu benutzen, um die Krone an sich zu reißen. Er konnte seinen Zweck um so leichter erreichen, als Heinrich noch während des Zwistes mit Mathilde zu Rouen in der Normandie starb (1135). Ehe noch Mathilde nach England kommen oder ihr Halbbruder, Robert von Glocester, der ihre Partei ergriffen hatte, für sie handeln konnte, bemächtigte sich Stephan der königlichen Schätze, legte schnell feste Burgen an und warb große Scharen von Brabanzonen oder Söldnern aus Flandern, wie auch aus der Bretagne, welche damals den Kriegsdienst als ein Handwerk ansahen und sich bald diesem, bald jenem Herrn verkauften. Auch kam ihm wohl der Umstand sehr zu statten, daß seine hochbejahrte Mutter, Adela, die wegen ihrer Frömmigkeit bei den Engländern in großem Ansehen stand, damals noch lebte. Die Zustimmung der Geistlichkeit und die Krönung durch den Erzbischof von Canterbury verschaffte er sich teils durch den Einfluß seines Bruders, Heinrich von Winchester, teils aber auch dadurch, daß einer seiner Anhänger, Hugo Bigod, der Seneschall des Reiches, im Angesicht aller Barone beteuerte, daß er zugegen gewesen sei, als der verstorbene König den Großen die zu Gunsten der Mathilde und ihres Sohnes übernommene Verpflichtung freiwillig erlassen habe, und andere be-

stätigten, sie seien Zeugen, daß derselbe seine früheren Maßnahmen betreffs der Nachfolge bereut habe.

Schon drei Wochen nach Heinrichs I. Tode war Stephan allgemein als König anerkannt. Obgleich dabei der Einfluß seines Bruders und seiner Mutter mitwirkte, so ist doch der Hauptgrund wohl in dem Umstande zu suchen, daß der von den drei letzten Königen geübte Druck einen Freiheitsbrief wünschenswert machte, und daß der neue König, der sich ohne den fortdauernden guten Willen der Barone, des Volkes und der Geistlichkeit nicht im Besitze des Reiches behaupten konnte, ein solches Privilegium gleich anfangs versprochen hatte. Er erließ und beschwor dasselbe 1136 in einer feierlichen Reichsversammlung zu Oxford. Da unter der militärischen Tyrannei seiner Vorgänger vorzüglich die Geistlichkeit zu leiden gehabt hatte und Stephans Bruder, der Bischof Heinrich von Winchester, die Seele des ganzen Unternehmens gegen die Ansprüche der Mathilde gewesen war, so ward in der von Stephan ausgestellten Akte besonders für den Klerus gesorgt; doch wurden auch die anderen Klassen der Staatsbürger nicht übergangen. Stephan versprach, die Einkünfte der erledigten Bistümer nicht in Anspruch zu nehmen, sondern sie jedesmal sogleich wieder nach den bestehenden kanonischen Vorschriften besetzen zu lassen; er gelobte ferner, niemals die Waldungen eines Geistlichen oder Laien willkürlich an sich zu reißen, um sie dann, wie Heinrich gethan hatte, nur gegen Lösegeld wieder zurückzugeben; er beschwor die Abschaffung der nicht unbedeutenden Steuer, welche unter dem Namen des Danegeldes von seinen Vorgängern jedes Jahr regelmäßig erhoben worden war; er gelobte endlich noch manches andere, hielt aber nachher, wie ein Chronikschreiber des folgenden Jahrhunderts hinzufügt, nichts von allem, was er versprochen hatte. Überhaupt waren die nächsten Folgen seines Freiheitsbriefes keineswegs erfreulich, weil sogleich alle englischen Barone und Bischöfe nach dem Beispiele des Königs ihre Burgen befestigten und ganz besonders Mathildens Halbbruder, Robert von Gloceſter, der, um seine großen Güter zu retten, dem neuen Könige ebenfalls gehuldigt hatte, sich durch die Errichtung bedeutender Festungswerke zu einem künftigen Kriege vorbereitete. Bis auf diese Zeit hatte man in England von Privatfehden wenig oder gar nichts gewußt; man hatte nur zu kämpfen, wenn die Briten in Wales oder die Schotten mit den Grenzhütern eine Fehde begannen; seit Stephans Privilegium aber sah es dort ebenso aus, wie in den andern Ländern Europas. „Die weltlichen und geistlichen Großen", heißt es in einer Chronik, „bauten Burgen, besetzten sie mit teuflischem Volke, unterdrückten Bürger und Bauern und peinigten jedermann, um Geld zu erpressen: ja, sie brandschatzten Städte und zündeten sie nachher nichtsdestoweniger

an. Man konnte einen ganzen Tag lang reisen, ohne eine lebendige Seele zu finden; die Städte waren verlassen, die Felder unbebaut. Nie litt ein Land größeres Elend. Sah man in einer Stadt zwei oder drei Reiter aus der Ferne herankommen, so liefen die Einwohner aus Furcht vor den Räubern sogleich davon. Unter Stephans Regierung ward dies immer ärger, und die Leute erklärten laut, daß Christus und seine Heiligen schliefen." Hier zeigte sich der Unterschied zwischen einer monarchisch-militärischen und einer aristokratisch-militärischen Regierung. Als Stephan dem Unwesen steuern wollte, schlossen die unruhigen Barone eine allgemeine Verbindung gegen ihn, und an ihre Spitze trat Robert von Gloceſter, der bei seiner Huldigung den sonderbaren Vorbehalt gemacht hatte, daß er dem Könige nur so lange zur Treue verpflichtet sei, als derselbe seine Versprechungen halten und seine Würde behaupten werde. Zu gleicher Zeit fiel auch der schottische König, David I., in England ein, verstand sich indes bald zu einem Vertrage, demgemäß sein Sohn Heinrich mit der Grafschaft Cumberland belehnt wurde. Aber damit war den Schotten nicht genug geschehen, auch Northumberland wollte Heinrich sein nennen. Darauf ging Stephan nicht ein. So bedenklich auch die Lage des Königs war, so wußte er sich doch zu helfen. Er gewann durch sein äußerst kluges Benehmen die Geistlichkeit und erhielt durch den Einfluß derselben die Oberhand über die Empörer. Dann warf er sich mit seiner ganzen Macht auf die Schotten, erfocht einen vollständigen Sieg über sie und nötigte sie dadurch zum Frieden (1137). Das entscheidende Treffen mit den Schotten ist unter dem Namen der Standartenschlacht in der Geschichte bekannt, weil die Engländer sich in derselben um ein Caroccium oder um einen Fahnenkarren sammelten, welcher ihr heiliges Reichspalladium enthielt. Was bei der Gelegenheit von englischen Geschichtschreibern berichtet wird, giebt uns zugleich genaueren Aufschluß über den Ursprung und die Verbreitung dieser im Mittelalter gebräuchlichen heiligen Wagen, die uns besonders aus den Kriegen der Lombarden bekannt sind. „Die Engländer", heißt es nämlich, „errichteten auf der Mitte eines Wagens einen Schiffsmast, den sie die Standarte nannten, und an dessen Spitze sie ein silbernes Gefäß mit den Leibern Christi und Petri sowie zwei heilige Fähnchen befestigten, damit Christus durch die Gegenwart seines Leibes ihr Führer in dem Kriege wäre, den sie für die Verteidigung der Kirche und des Vaterlandes führten." Jene Schlacht ist übrigens auch dadurch interessant, daß wir bei der Gelegenheit recht deutlich den Unterschied zwischen den ihrer ursprünglichen Sitte treu gebliebenen Bergschotten und den ritterlich bewaffneten Normannen erkennen. Die ersteren, welche nach einem von alters her in Anspruch genommenen Rechte das Vordertreffen

bildeten, waren nur halb bekleidet und drangen mit bloßen Angriffswaffen auf die gepanzerten und deshalb unverwundbaren Scharen der Normannen ein.

Die glänzenden Vorteile, welche Stephan über die Schotten errungen hatte, ermutigten ihn, endlich einmal auch der Geistlichkeit, die er seither aus Politik geschont hatte, die Spitze zu bieten; er verwickelte sich aber dadurch in einen langwierigen und blutigen Bürgerkrieg, der ihn fast um die Krone gebracht hätte. Es war besonders die zunehmende weltliche Macht der Geistlichen und der Mißbrauch, den sie mit ihren Einkünften trieben, wodurch Stephan sich bewogen fand, sein königliches Ansehen gegen sie zu richten; denn auch die Bischöfe hatten angefangen, feste Burgen zu erbauen und von ihnen aus König und Volk zu bedrohen. Stephan hoffte ihnen dies nun leichter wehren zu können, weil die ganze englische Nation schon damals die Vorstellung kriegerischer Geistlichen ebensowenig ertragen konnte, als sie sich später je daran gewöhnt hat. Auch gelang es ihm in der That, den Bischöfen ihre Burgen wegzunehmen. Indessen war damit für ihn selbst nichts gewonnen, da sich von dem Augenblick an, wo er mit den Geistlichen zerfallen war, seine ganze Lage völlig änderte. Während er nämlich seither seine Hauptstütze in der Geistlichkeit gehabt hatte, wandte sich diese jetzt der Mathilde und ihrem Sohne zu; es bildete sich auf diese Weise eine furchtbare Partei, welche öffentlich und im stillen die Macht und das Ansehen Stephans untergrub; ja, sein eigener Bruder, der Bischof von Wincheſter, welcher sich mehr vom Geiste seiner Körperschaft, als von der Liebe zu seinem Bruder leiten ließ, trat an die Spitze seiner Feinde und ward dem Könige um so gefährlicher, als dieser selbst ihm kurz vorher die Ernennung zum päpstlichen Legaten in England und dadurch eine noch größere Bedeutung verschafft hatte.

Mathilde säumte nicht, aus diesen Umständen Nutzen zu ziehen. Sie landete 1139 in Begleitung des Grafen Robert von Gloceſter an der englischen Küste und begann einen blutigen und verheerenden Krieg mit Stephan. Den Jammer dieses bürgerlichen Krieges, in welchem alle Städte, am eifrigsten London, für den König Partei nahmen, können die Zeitgenossen nicht schrecklich genug schildern. Stephan bekämpfte die erbitterten Gegner mit seinen rohen Brabanzonen, und schon nach zwei Jahren war das ganze Land so erschöpft, daß sich beide Teile, um einem allmählichen Untergange zuvorzukommen, entschließen mußten, alles an einen einzigen Wurf zu setzen. Den Anlaß zur letzten Entscheidung gab die Belagerung der Stadt Lincoln, deren Bewohner, wie alle Bürger, zu den eifrigsten Anhängern Stephans gehörten und durch Robert von Gloceſter eng eingeschlossen worden waren. Sie

verabredeten mit Stephan, der von London aus herbeiziehen sollte, einen unerwarteten gleichzeitigen Angriff auf das Belagerungsheer, um auf diese Weise Robert und folglich auch Mathilde zu vernichten. Der ganze Plan scheiterte jedoch, weil Stephan durch einen angeschwollenen Fluß mitten im Marsche aufgehalten wurde und Robert dadurch Zeit erhielt, die nötigen Verstärkungen an sich zu ziehen und dem Könige mit ziemlich gleichen Kräften entgegenzugehen. Es kam am Trent zu einem entscheidenden Treffen, in welchem beide Teile mit großem Mute fochten; Stephan selbst erfüllte nicht nur alle Pflichten eines Anführers, sondern bewies sich auch als tapferen Streiter, er ward aber nichtsdestoweniger besiegt und sogar gefangen genommen (1141).

Jetzt wurde Mathilde als Königin anerkannt, und der Streit wäre vielleicht für immer entschieden gewesen, wenn nicht die Standhaftigkeit der Anhänger Stephans und noch weit mehr der Übermut der neuen Herrscherin sehr bald eine andere Wendung der Dinge herbeigeführt hätte. Mathilde verstand sich unter keiner Bedingung, selbst nicht, als man ihr versprach, Stephan zur Auswanderung zu bewegen, zur Freilassung desselben; sie wies sogar die Verwendung Heinrichs von Winchester für den Sohn Stephans zurück, obgleich dieser einflußreiche Bischof in ihrem eigenen Interesse jede Rücksicht verdient hätte. Sie wollte endlich die Regierung ganz so führen, wie ihr Vater, und verlor dadurch alle Popularität. Man verlangte nämlich allgemein die Herstellung der Gesetze Eduards des Bekenners, weil die normannische Eroberung und die Despotie der drei letzten Regenten den Engländern die sächsischen Gesetze werter gemacht hatte, oder auch weil die Nation sich noch wenig vom Naturzustande entfernt hatte und deshalb die Unordnung unter den letzten angelsächsischen Königen weit weniger drückend fand, als die gewaltthätige Gerechtigkeit, von der sie jetzt beschützt ward. Selbst die Normannen stimmten, sobald sie mit einem ihrer Könige unzufrieden waren, in das allgemeine Geschrei um die Wiederherstellung der sächsischen Gesetze ein. Mathilde nahm aber durchaus keine Rücksicht darauf und brachte durch ihre Unbesonnenheit und Härte die ganze Nation, besonders aber die Bürger der Städte und Heinrich von Winchester gegen sich auf. Jene sahen mit Schrecken die militärische Despotie Heinrichs I. erneut und vermißten immer schmerzlicher ihren seitherigen Schützer; Heinrich von Winchester aber fühlte, daß er seine Staatsklugheit zu weit getrieben habe, als er von seines Bruders Partei zur Gegenpartei übergegangen sei. Die Unzufriedenheit kam zuerst in London zum Ausbruch (Sommer 1141). Die Bürger dieser Stadt, welche schon damals ein großes Gewicht in die Wagschale legten, griffen plötzlich zu den Waffen und suchten die Königin, welche ihren Wohnsitz

unter ihnen aufgeschlagen hatte, gefangen zu nehmen; der Anschlag mißglückte zwar, er gab aber das Signal zur allgemeinen Erneuerung des Krieges. Ein glücklicher Zufall stellte gleich nachher das Gleichgewicht der Parteien wieder her; Robert von Gloceſter nämlich, der einzige Mann, welcher die Sache der Königin auf offenem Felde behaupten konnte, ward von Stephans Anhängern gefangen genommen und gegen dieſen ausgetauſcht.

Der Krieg wurde darauf jahrelang mit neuer Heftigkeit fortgeſetzt. Er war weniger drückend für Stephan, welcher als der reichſte Mann in England jeden Verluſt immer wieder erſetzen konnte, als für Mathilde, deren Gemahl, Gottfried, ſich 1144 der Normandie bemächtigte und ſeine Vaſallen wie ſein Vermögen nicht aufs Ungewiſſe hin in England verwenden wollte. Gottfried mochte außerdem wohl fürchten, daß ſein Sohn Heinrich, den er auf Bitten Roberts nach England geſchickt hatte, über das Engliſche Reich ſein Stammland vergeſſen und dieſes einmal als bloße Provinz behandeln könnte; wenigſtens ließe ſich eine ſolche Beſorgnis aus der ängſtlichen Sorgfalt ſchließen, mit welcher er die Verfaſſung der Geſetze und die Gewohnheiten der Grafſchaft Anjou auch für die Zukunft ſicherzuſtellen ſuchte. Genug, 1147 kehrten ſein Sohn und ſeine Gemahlin aus England zurück, und Robert ſetzte den Krieg allein fort. Auch dieſer ſtarb wenige Monate nachher, und Stephan hatte nun ſo lange Ruhe, bis der junge Heinrich nach dem Tode ſeines Vaters (1151) ſich nicht nur in Anjou und in der Normandie, ſondern auch in den durch ſeine Vermählung mit Eleonore von Guyenne und Poitou erworbenen Ländern feſtgeſetzt hatte und dann (1153) in Verbindung mit den Anhängern ſeiner Mutter einen neuen Angriff auf England machte. Sein Verſuch wurde durch die Verhältniſſe ſehr begünſtigt. Stephan war nämlich nicht nur mit ſeinen eigenen Freunden, ſondern aufs neue auch mit der Geiſtlichkeit zerfallen, weil er den Erzbiſchof Theobald von Canterbury, welcher ohne ſeine Einwilligung einer Kirchenverſammlung zu Reims beiwohnte, aus dem Reiche verbannt hatte. Er war dafür mit dem Banne beſtraft worden. Dieſen verachtete er zwar, er konnte aber dagegen auch ſeinen Wunſch, ſeinen Sohn Euſtach als Nachfolger anerkannt zu ſehen, auf keine Weiſe erreichen. Die Geiſtlichkeit ſowie alle weltlichen Großen erklärten ungeachtet ſeiner Drohungen, daß ſie zwar ihm ſelbſt ihre Treue bis ans Ende bewahren wollten, als ſeinen rechtmäßigen Nachfolger aber nur den Sohn der Mathilde betrachten könnten. Der letztere landete 1153 in England, und da gleich nachher Euſtach ſtarb, ſo ſchloß Stephan vor den verſammelten Großen einen Friedensvertrag, in welchem er Heinrich als künftigen Erben des Reiches anerkannte. Auch die weltlichen und geiſtlichen Großen beſchworen in einer feierlichen

Versammlung in Oxford diesen Vertrag, und als Stephan am Ende desselben Jahres (1154) starb, folgte ihm Heinrich ohne Widerspruch in der Regierung.

7. England unter Heinrich II.

Heinrich II., mit welchem eine neue Dynastie, das Haus Plantagenet, auf den englischen Thron kam, sah sich gleich anfangs zu einigen gewaltsamen Maßregeln genötigt. Er schleifte die angelegten Burgen der Großen und jagte die räuberischen Söldner, welche Stephan in Dienst genommen hatte, aus dem Lande. Leider mußte er aber, um seine französischen Besitzungen behaupten zu können, nicht nur diese verderblichen Mietstruppen wieder anwerben, sondern er erneuerte auch alle Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, über welche man sich unter Heinrich I. beschwert hatte. Mit rücksichtsloser Härte behandelte er die Normandie und zog alle dortigen Lehen ein, welche entweder von seinen Vorgängern verschenkt worden waren oder keinen unmittelbaren Erben hatten; in England aber übte er alle Arten von Bedrückungen und konnte dies bei der damaligen Verfassung des Landes ungehindert thun. Besonders wußte er sich durch die bereits oben angeführten Mißbräuche, welche mit den Abgaben getrieben wurden, das nötige Geld zu verschaffen. Ihm dienten z. B. die Begnadigungen, die Geldstrafen, das königliche Recht über die unmündigen Vasallen und über die Erbinnen von Lehen als reiche Quellen des Einkommens; das Scutagium wurde von dem kriegsdienstpflichtigen Adel bei jeder Gelegenheit ohne Rücksicht auf Bedürfnis und Recht erhoben; diese Steuer war aber so bedeutend, daß sie einmal bloß in England nicht weniger als 124000 Pfund Silber einbrachte. Übrigens sind die ewigen Kriege mit Frankreich, in welche Heinrich durch seine Vermählung mit Eleonore und durch die daraus entsprungene Erwerbung von Guyenne und Poitou verwickelt wurde, für die allgemeine Geschichte nur wegen ihrer letzten Ergebnisse wichtig; viel größere Bedeutung hat dagegen Heinrichs Zwist mit Thomas Becket sowie seine Unterwerfung von Irland und seine Streitigkeiten mit seinen eigenen Söhnen, weil sich um diese drei Punkte die ganze damalige Geschichte von England dreht.

Heinrichs Zwist mit dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury ist für jene Zeiten gewissermaßen ein Gegenstück zu den Geschichten des deutschen Kaisers Heinrich IV., hängt aber im Grunde ganz eng mit dem von Becket erratenen Plane des Königs zusammen, die Geistlichkeit wieder so, wie früher, von der Krone abhängig zu machen. Will man daher den Streit zwischen dem Könige und dem Oberhaupte der Geistlichkeit in England, ohne Rücksicht auf den Privatcharakter

beider Männer, bloß in Beziehung auf den Staat betrachten, so muß man bis auf Wilhelm den Eroberer zurückgehen. Vor Wilhelms eisernem Willen hatte sich alles, selbst Gregor VII., beugen müssen. Er verfuhr ebenso willkürlich und despotisch gegen Bischöfe und Äbte, wie gegen Grafen und Barone; sogar der erste Geistliche des Reiches, sein Bruder Odo von Bayeux, welcher zugleich Legat des römischen Stuhles war, wurde, als er sich ihm mißfällig bewies, ins Gefängnis geworfen und seiner Schätze beraubt. Wilhelms Gesetze beschränkten nicht nur den Einfluß des römischen Hofes, sondern auch den Reichtum des englischen Klerus; er schied Weltliches und Geistliches sehr genau voneinander und schloß den Klerus auf eine schlaue Weise, gerade indem er ihm die geistliche Jurisdiktion ungeschmälert ließ, von den weltlichen Gerichten aus, in denen er bisher durch gelehrte Bildung und durch Kenntnis des römischen Rechtssystems den Haupteinfluß gehabt hatte. Sein Sohn Wilhelm II. trat, wie überall, so auch hier in des Vaters Spuren. Er war ein Mann, der sich weder um das Sittliche der christlichen Lehre im mindesten bekümmerte, noch auch Hang zum Aberglauben hatte; er fragte daher auch nach der auf die Meinung gegründeten Kirchenzucht nichts und setzte sich sogar mit einer Dreistigkeit, die man ohne die ausdrückliche Versicherung eines Zeitgenossen jenem Zeitalter schwerlich zutrauen würde, über alle gewohnten Formen hinweg. Als er nämlich nach Lanfrancs Tode den Stuhl von Canterbury jahrelang unbesetzt ließ, um die reichen Einkünfte desselben für sich zu beziehen, baten ihn die Bischöfe des Landes einst um die Erlaubnis, in den Kirchen beten zu lassen, daß Gott ihn bewegen möge, der Kirche einen Hirten zu geben; er antwortete ihnen aber lächelnd und mit verstecktem Zorn: „Betet, was ihr wollet; ich werde thun, was mir gefällt, und kein Gebet wird meinen Willen wankend machen". Niemand hatte ihn besser gekannt und verstanden, als Lanfranc, der schlaue Freund seines Vaters, und solange dieser als Erzbischof von Canterbury Primas des Reiches war, blieben die geistliche und die weltliche Macht in gutem Einverständnis. Als dagegen, vier Jahre nach Lanfrancs Tode, Anselm den Primat erhielt, entstand Zwietracht und Streit. Anselm war von der Hoheit und Würde christlicher Bischöfe eingenommen, eiferte mit Recht, wenn auch vielleicht zu heftig, gegen den Gebrauch geistlicher Güter zu weltlichen Zwecken und wagte es, seinem Könige zu widersprechen; er mußte dafür, obgleich er bei seinen Zeitgenossen als Theolog, als Philosoph und besonders als Rechtsgelehrter für ein Orakel galt, das Land räumen. Nach Wilhelms II. Tode ward ihm freilich die Rückkehr gestattet. Heinrich mußte bei dem äußerst zweifelhaften Rechte, welches er auf den Thron geltend gemacht hatte, dies ruhig geschehen lassen; die

Einigkeit zwischen ihm und dem neuen Könige, Heinrich I., dauerte aber nur so lange, als der letztere des Erzbischofs gegen seinen Bruder Robert und gegen dessen Anhänger bedurfte. Sobald Heinrich auf dem Throne fest saß, begann der Streit aufs neue, und zwar handelte es sich diesmal um die Investitur, welche bis dahin noch niemand den englischen Königen streitig gemacht hatte. Indessen benahm sich Heinrich weniger heftig, als sein Vorgänger. Er schickte Gesandte nach Rom, und wenn er auch dem Erzbischof, welcher ebendahin gereist war, anfangs die Rückkehr nach England nicht gestattete, so erlaubte er ihm doch, in dem normannischen Kloster Bec zu verweilen, ja er ließ ihn später sogar nach Canterbury zurückkommen und verstand sich am Ende zu der bereits erwähnten Übereinkunft von Bec (1106), weil er in seinen französischen Angelegenheiten des Papstes bedurfte und sich dadurch gegen diesen zu einer bis dahin unerhörten Nachgiebigkeit genötigt sah. Er versprach, sich aller der Bedrückungen und Erpressungen zu enthalten, welche sein Vorgänger gegen die Kirche geübt hatte, und entsagte auch der Investitur, erhielt aber dagegen das Zugeständnis, daß die Bischöfe für ihre weltlichen Besitzungen dem Könige nach wie vor den Lehnseid leisten mußten. Aus derselben Ursache, die ihn beim Streite über die Investitur zum Nachgeben bewogen hatte, erlaubte er auch, was noch kein König von England zugegeben hatte, daß der Papst durch einen Legaten Kirchenversammlungen im Reiche halten lassen könne, und duldete endlich, daß derselbe die beiden ersten Bischöfe des Landes ihrer Rangstreitigkeiten wegen nach Rom vorlud und über ihren Zwist einen entscheidenden Ausspruch that. Heinrichs I. Nachfolger, Stephan, ging noch weiter. Er erteilte nicht nur in seinem Privilegium der Geistlichkeit ganz ungewöhnliche Rechte, sondern erbat auch vom Papste Innocenz II. die Würde eines päpstlichen Legaten für seinen Bruder, den Bischof Heinrich von Winchester, hatte aber bald Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Der römische Hof benutzte die günstige Wendung; er mischte sich in alle Verhältnisse der englischen Kirche und ihres Klerus, und dieser wußte sich unter Heinrichs Leitung, im Vertrauen auf Hilfe aus Italien und auf Unruhen im Inneren, ganz und gar der Gewalt des Königs zu entziehen. Nun trat an die Stelle des königlichen Einflusses auf die Wahlen der päpstliche, Sendungen von Legaten wurden gewöhnlich, das Cölibat durchgesetzt, die Appellation in allen nur einigermaßen bedeutenden Prozessen nach Rom gezogen, kurz, alles Geistliche ungefähr in dasselbe Verhältnis gebracht, in welchem es bei den übrigen europäischen Völkern stand.

Dieses Verhältnis konnte und wollte Heinrich II., welcher alles auf die Zeiten seines Großvaters zurückzubringen strebte, nicht bestehen

lassen. Er stellte sich zwar in dem damaligen Streit um die päpstliche Würde auf die Seite Alexanders III. gegen Viktor und ließ es an äußeren Ehrenbezeigungen für jenen nicht fehlen;*) er wollte jedoch in den geistlichen Angelegenheiten die unumschränkte Gewalt des Herrschers wiederherstellen und glaubte darin nicht besser zum Ziele zu kommen, als wenn er seinen ihm ganz ergebenen Kanzler, Thomas Becket, zum Primas von England machte (1162). Dieser war der Sohn eines angesehenen Londoner Bürgers; als Kriegsmann hatte er Mut und Einsicht gezeigt, als Kanzler war er entschiedener Monarchist und glich in stattlicher Repräsentation und weltlicher Pracht seinem Zeitgenossen Rainald von Köln. Wenn Rainald einen Poeten von sehr ungebundenem Wesen begünstigte, so lebte Thomas eine Zeitlang in demselben Kreise, wie der gleichgesinnte Walter Map; ja da er einst in Paris als englischer Abgesandter und fürstlicher Brautwerber einzog, schritten vor seinem Wagen einige hundert Knaben einher, die gruppenweise verteilt fröhliche Lieder in der heimischen Sprache sangen. Die Ernennung Beckets zum Erzbischof von Canterbury fand zuerst bei den Geistlichen lebhaften Widerspruch, weil derselbe seither alle Maßregeln zur Beschränkung ihrer Macht angegeben hatte; sie täuschten sich aber in diesem Manne ebenso sehr, als der König selbst, und nur die alte Mutter des letzteren hatte, wie man aus dem Briefwechsel Beckets sieht, ihn schon früher durchschaut. Sobald Becket Erzbischof von Canterbury geworden war, hatte er die Wahl zwischen einer schimpflichen Unterwerfung oder einem ehrenvollen Kampfe auf Leben und Tod; er wählte, seinem Charakter und dem seiner Zeit angemessen, das letztere. Unmittelbar nach seiner Ernennung zum Erzbischof legte er die Kanzlerwürde nieder, entsagte als Haupt des englischen Klerus sogleich allen Weltlichkeiten und nahm in Kleidung, Essen und Lebensweise ganz den Charakter eines bloßen Mönchs an, nachdem er vorher in Glanz und Üppigkeit geschwelgt hatte. Erst bei dieser auffallenden Änderung seines äußeren Wandels fing Heinrich an zu ahnen, was Becket im Sinne habe.**) In offenbaren Zwist geriet er mit ihm, als er (1163) verlangte, daß das Unwesen des geistlichen Gerichtes aufhöre. Nach der in der letzten Zeit herrschend gewordenen Ansicht nämlich konnte ein Geistlicher nur von seinem Bischofe gerichtet werden,

*) Nachdem die Synode von Toulouse Alexander anerkannt hatte, sah man bei einer Festlichkeit in Chateauroux denselben zu Roß einherziehen, während die Könige von Frankreich und England, Ludwig VII. und Heinrich II., neben ihm zu Fuße gingen und die Zügel hielten.

**) Die Ansicht, daß der Kampf Thomas Beckets gegen den König wesentlich auf dem Gegensatze der angelsächsischen und der normannischen Nationalität beruht habe, erweist sich nicht als haltbar.

und erst wenn dieser ihm zur Strafe die geistliche Weihe genommen hatte, stand er, und zwar bloß für künftige Vergehen, unter der weltlichen Gerichtsbarkeit. Diese Einrichtung, welche jedem Geistlichen, solange er zum Klerus gehörte, Straflosigkeit zusicherte, und auf Grund deren innerhalb 10 Jahren 100 Fälle von Totschlag unbestraft geblieben waren, wollte Heinrich abschaffen und dagegen das Gesetz aufstellen, daß ein Verbrecher aus der Geistlichkeit zwar vom Bischof, nachdem dieser ihn schuldig gefunden, seiner Würde beraubt, unmittelbar darauf aber dem weltlichen Gerichte zur Bestrafung überliefert werden solle. Zugleich verlangte er, daß der Klerus das Versprechen gebe, sich den Gesetzen zu unterwerfen, die unter seinem Großvater galten. Seinen Forderungen widersetzte sich ein Teil der Bischöfe, Becket an ihrer Spitze, aufs hartnäckigste. Der König war aber wild und furchtbar von Charakter, die weltlichen Großen, selbst das Volk und ein großer Teil der Bischöfe, waren in dieser Sache für ihn, er bediente sich daher der Barone, um gesetzlich feststellen zu lassen, was er mit eisernem Willen durchsetzen wollte. In England ward alles, was in geistlichen Dingen irgend Staatssache war, nicht auf sogenannten Kirchenversammlungen, sondern auf den Versammlungen der Reichsbarone festgesetzt, wobei die Bischöfe nicht als Geistliche, sondern als Barone des Reichs mit den anderen stimmten. Sie wurden daher (1164) in Clarendon, einem königlichen Gute bei Sarum (Salisbury), überstimmt, als der König die Bestimmungen und Grundsätze, welche früher in geistlichen Dingen als Gewohnheitsrecht galten, in einer systematischen Aufstellung von 16 Artikeln durch Robert de Luci und Joscelin de Baliol zusammenfassen ließ und zum Gesetz erheben wollte. Selbst Thomas Becket wagte nicht zu widersprechen, er unterschrieb wie die anderen die aufgestellten Verfügungen. Es ward daher dieser Reichstag zu Clarendon entscheidend für die Unterordnung der geistlichen Gewalt unter die Gewalt des Königs und des Volkes. Die Hauptpunkte der für die Geschichte des Mittelalters so sehr wichtigen 16 Konstitutionen oder Artikel von Clarendon waren folgende: Die Geistlichkeit ist ganz und gar der königlichen Gerichtsbarkeit unterworfen, und die höchste Appellation geht an den König; den Bischöfen ist es verboten, ohne Erlaubnis des Königs ins Ausland zu reisen; ohne seine Zustimmung darf fortan kein königlicher Vasall oder Diener mit dem Kirchenbann belegt werden, und kein Exkommunizierter braucht für seine künftigen Meinungen Sicherheit zu geben, sondern er ist bloß zum Behuf der Lösung vom Banne dem geistlichen Gerichte unterworfen; wenn es bei einem Besitztume streitig ist, ob dasselbe ein weltliches Lehen oder ein Kirchengut sei, so soll darüber durch zwölf Geschworene entschieden werden; die Güter der Bischöfe werden für königs-

liche Lehen erklärt und den weltlichen Baronieen gleichgestellt; dagegen sollen aber auch die Bischöfe, wenn sich die Peerskammer in einen Kriminalgerichtshof umwandelt, nicht, wie jetzt, aus derselben ganz wegbleiben, sondern nur vor der Erlassung des Strafurteils sich entfernen; die erledigten Bistümer und Abteien fallen bis zu ihrer Wiederbesetzung dem Könige anheim, und dieser bezieht dann einstweilen alle Einkünfte derselben; die Wahlen für beide werden von vornehmen Geistlichen, die der König ernennt, in der Kapelle desselben und mit seiner Zustimmung gehalten, und der Gewählte muß ihm den Lehnseid leisten; endlich darf die Kirche dem Könige kein ihm heimgefallenes Vermögen vorenthalten.

Kaum schien durch die Annahme der Clarendoner Konstitutionen der Streit geschlichtet zu sein, als Becket von neuem den Fehdehandschuh hinwarf. Er beschuldigte sich selbst wegen seiner Nachgiebigkeit laut des Verrats an der Kirche, legte das Büßergewand an und ließ durch den Papst nicht nur sich selbst von seinem Eid entbinden, sondern auch alle der Krone gemachten Zugeständnisse für ungültig erklären. Weit würdiger benahm sich damals der König; denn er legte zwar auf Beckets Güter Beschlag, hob aber diesen sogleich wieder auf, als der Erzbischof auf kurze Zeit anderen Sinnes wurde, und gab nachher sogar zu, daß derselbe ungekränkt das Reich verlassen dürfe. Heinrich hatte nämlich, sobald Becket zu seiner früheren Widersetzlichkeit zurückgekehrt war, eine Reichsversammlung nach Northampton berufen und in derselben, durch seinen klugen Oberrichter geleitet, den eigentlichen Streitpunkt gar nicht zur Sprache gebracht, sondern so viele andere Forderungen an den Erzbischof gestellt, daß die Bischöfe diesen baten, durch Niederlegung seines Amtes den der Kirche drohenden Sturm zu beschwören und den Klerus nicht mit den weltlichen Herren, die sich an den König angeschlossen hatten, in einen schwierigen und gefährlichen Kampf zu verwickeln. Thomas hatte dies jedoch nicht nach seinem Sinne gefunden, und da er andererseits auch nicht wagte, es mit dem Könige aufzunehmen, so floh er nach Frankreich (1165). Hier nahm sich sowohl der König Ludwig VII., als auch der Papst Alexander III., welcher gerade zu Sens an der Yonne seinen Hof hielt, des englischen Erzbischofs sehr lebhaft an; Heinrich kehrte sich aber weder an den einen, noch an den anderen. Er nötigte vielmehr die englischen Bischöfe, sich von Becket ganz loszusagen und sogar seine Verurteilung zu unterschreiben. Gegen die vom Papste gedrohten Maßregeln des Bannes und Interdikts aber sicherte er sich durch die strengsten Verordnungen und Gebote. Jede Korrespondenz mit dem Papste oder mit Becket wurde bei Strafe des Hochverrats untersagt, jeder Versuch, eine päpstliche Bannbulle zu verkündigen, mit der Ver-

bannung des Thäters und seiner ganzen Verwandtschaft bedroht und alle Geistlichen, welche im Ausland verweilten, bei Verlust ihrer Güter und Gefälle aufgefordert, in der kürzesten Zeit nach England zurückzukehren. Becket wandte sich an die alte Mutter des Königs, Mathilde; diese war jedoch bei aller ihrer Achtung vor der Geistlichkeit zu eifersüchtig auf die Souveränitätsrechte, als daß sie für ihn einen Schritt hätte thun mögen. Auch der französische König und der Papst konnten ihm nicht helfen; denn die Bemühungen des ersteren waren sehr zweideutig, und der andere geriet der Festigkeit Heinrichs gegenüber ins Schwanken; ja es läßt sich nicht verkennen, daß ihn der übergroße Eifer des Erzbischofs in Verlegenheit setzte. Nichtsdestoweniger zeigte sich Becket selbst, so oft Heinrich die Hand zu bieten schien, stolzer und hartnäckiger, und alle Versuche zur Aussöhnung mußten daher scheitern. Ganz Europa nahm an dem Streite des Königs mit seinem Erzbischof lebhaften Anteil; die bedeutendsten Gelehrten und Geschäftsmänner machten Reisen und führten Korrespondenzen, um die Sache zu vermitteln, die künstlichsten Auswege wurden versucht, und dreimal gelang es den Freunden des Friedens wirklich, Heinrich zur Nachgiebigkeit und zum Versprechen der Vergessenheit alles Geschehenen zu bewegen; jedesmal vereitelte aber der Trotz des eigensinnigen Bischofs den Abschluß des Aussöhnungsvertrages. Wenn man übrigens die Briefe, welche damals in dieser Angelegenheit gewechselt wurden, aufmerksam liest, so nimmt man in ihnen ebenso, wie in denen des Abtes Süger und in der Korrespondenz des Kaisers Friedrich und seines Kanzlers mit Staunen wahr, welche große Gewandtheit und Staatsklugheit, welchen Reichtum an Auskunftsmitteln und welche genauen Kenntnisse der wesentlichen Rechtspunkte einzelne Männer jener dunkeln Zeit besaßen. Leider war es dessenungeachtet möglich, daß selbst bei einer Nation, die wie die englische streng auf ihre Verfassung hielt, ein entschlossener Regent Tyrannei und barbarische Grausamkeiten ungestraft ausüben durfte. Heinrich quälte nämlich, um dem Erzbischof recht weh zu thun, dessen Verwandte auf eine wahrhaft teuflische Art. Er jagte sie alle, Männer und Weiber, ja selbst die Säuglinge nicht ausgenommen, aus dem Lande.

Bei dem starren Trotze Beckets und dem despotischen Charakter Heinrichs würde es wohl schwerlich je zu einer Aussöhnung zwischen beiden gekommen sein, hätte nicht der letztere teils des Papstes bei seinem Plane, Irland zu erobern, bedurft, teils, wie wir unten sehen werden, seine eigenen Söhne und ihre Mutter Eleonore fürchten müssen. Diese Umstände bewogen ihn endlich zur Beilegung des Zwistes, und Becket kehrte 1170 wieder in sein Bistum zurück. Indessen konnte nach der ganzen Lage der Dinge und nach dem Charakter beider Männer

die Aussöhnung nicht von Dauer sein; ja während dieselbe, zum Teil infolge der gemäßigten Haltung des Papstes, zu stande kam, ließ Heinrich seinen gleichnamigen ältesten Sohn auf einer Reichsversammlung in London durch den Erzbischof von York zum König krönen, obwohl dieses Ehrenamt dem Erzbischof von Canterbury zustand. Auch hatte Becket sein Amt kaum wieder angetreten, als er mehrere angesehene Diener des Königs mit dem Banne belegte, weil sie dem Willen ihres Herrn Folge geleistet hatten. Dies konnte Heinrich unmöglich ruhig geschehen lassen. Die Sache nahm aber diesmal durch die frevelhafte Unbesonnenheit einiger Diener Heinrichs eine ganz andere Wendung, als dieser erwartet hatte. Der König hatte nämlich, während er sich auf einem Schlosse bei Bayeux aufhielt, in heftiger Aufwallung sich beklagt, daß unter den Feiglingen, die er ernähre, keiner seine Schmach an dem Pfaffen rächen wolle. Vier Ritter, welche zugegen waren, glaubten dies als einen Aufruf an ihre Lehnstreue auffassen zu müssen; sie eilten nach Canterbury, drangen in die Wohnung des Erzbischofs ein und suchten ihn durch Schrecken dahin zu bringen, daß er jenen Bannfluch zurücknehme. Als dieses nicht gelang, rächten sie ihren König auf eine entsetzliche Weise an dem alten eigensinnigen Geistlichen. Sie drangen, mit Schwertern und Streitäxten bewaffnet, in die Kirche ein, in welche man ihn unterdes gebracht hatte, und ermordeten ihn nicht ohne Gegenwehr auf furchtbare Weise, indem sie ihm den Schädel zerschmetterten, so daß das Hirn auf den Marmorboden spritzte (1170). Es ist sonderbar und für die Tendenz der Geistlichkeit wenig ehrenhaft, daß diese die moralischen Folgen eines solchen Mordes wenig beachtete, während sie dagegen die politische Seite desselben, wie wir sehen werden, fest im Auge behielt und zu ihrem Vorteil ausbeutete. Die Mörder erlitten nämlich keine andere Strafe, als daß sie eine Pilgerfahrt nach Jerusalem machen mußten; diejenigen, welche dort starben, sollen sogar ein ehrenvolles Begräbnis gefunden haben; soviel ist sicher, daß einer der vier Barone, Hugh de Morville, noch nach dreißig Jahren ruhig in England lebte. Dem König Heinrich schadete der Diensteifer dieser Vasallen mehr, als alle Geistlichen und sogar der Papst selbst ihm hätten schaden können; denn sie stellten durch ihre grauenhafte That den König als einen Schänder des Gotteshauses bloß und machten dagegen den Erzbischof zu einem Märtyrer und Heiligen. Der Mord ward dem Könige schuld gegeben, und alle Trauer, die er bezeugte, alle seine Gesandtschaften nach Rom, alle Versuche, sich vom Verdachte der Teilnahme an demselben zu reinigen, waren vergeblich. Nur mit Mühe wandte er den Bannfluch von sich ab, und er ward erst dann von aller Schuld freigesprochen, als er einen Vertrag unterschrieben hatte, der für den Papst und den

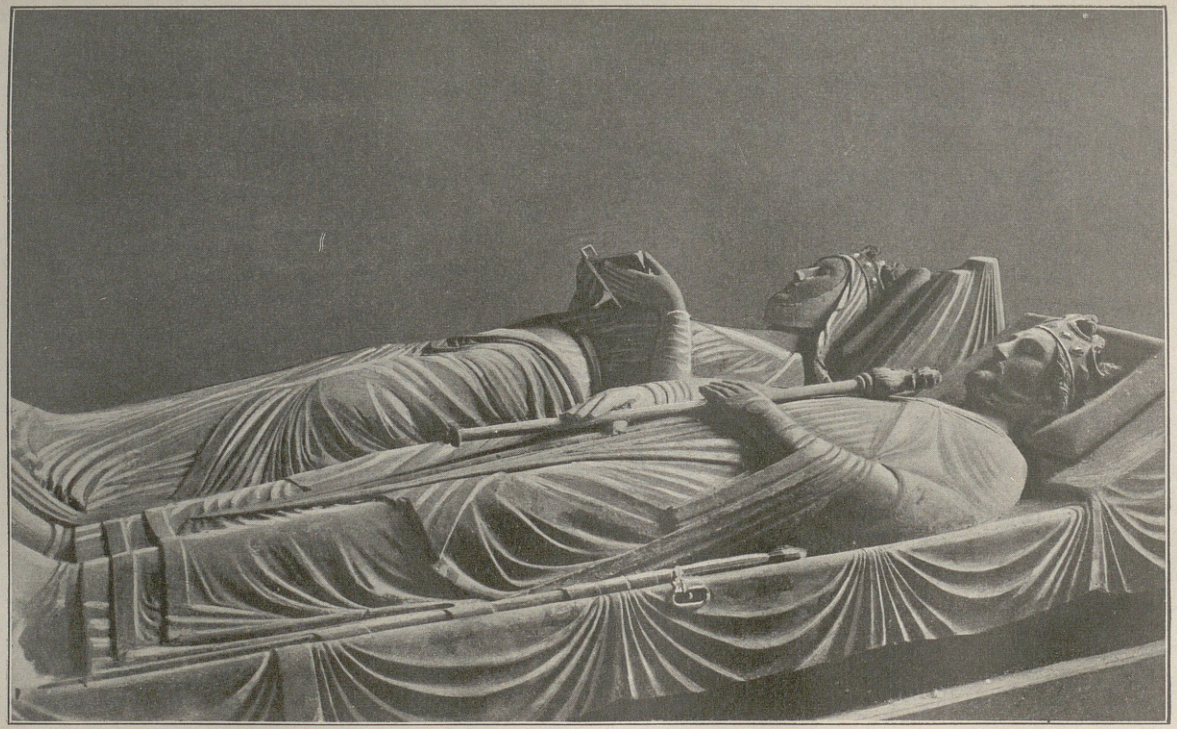
Klerus ebenso rühmlich und vorteilhaft, als für den König demütigend war (1172). Heinrich mußte in der Kirche zu Caën vor allem Volke sowohl diesen Vertrag, als seine Unschuld beschwören; der Getötete ward vom Papste für einen Heiligen erklärt, Tausende pilgerten schon in den nächsten Jahren nach seinem Grabe, und Heinrich sah sich 1174 durch die Rücksicht auf sein eigenes Interesse genötigt, selbst eine Wallfahrt dahin zu machen; er ließ sich damals auf dem Grabe des Heiligen mit Ruten geißeln, verbrachte die Nacht unter Gebeten in der Kirche und ließ sich gegen hohe Gaben ein Fläschchen mit dem Blute des Gemordeten einhändigen, worauf man in London den schuldbefreiten König mit Jubel begrüßte. Die mit dem Papste geschlossene Übereinkunft gab allerdings der Kirche ihre Unabhängigkeit wieder; doch hatten Heinrichs Rechtsfreunde dabei die Schlauheit gehabt, durch den letzten, gleichsam zufällig angehängten Artikel die königlichen Gerechtsame über die Geistlichkeit zu wahren. Die nächste Folge war die Einmischung des römischen Hofes in alle Angelegenheiten des Englischen Reiches sowie die häufige Sendung von päpstlichen Legaten, die nun auch in England ihre Erpressungen bis zu dem Grade übten, daß der Chronikschreiber Gervasius von einem derselben nicht ohne Witz sagt: er habe den geistlichen Auftrag „auszurotten und einzupflanzen" vollständig erfüllt; denn er habe alles Geld aus fremden Beuteln ausgerottet und in seine Kisten eingepflanzt.

Noch ehe die Verhandlungen mit dem Papste zum Ziele gebracht waren, vergrößerte Heinrich das Englische Reich durch die Unterwerfung von Irland. Die Geschichte dieser Insel beginnt bekanntlich mit einer schönen poetischen Vorzeit, welche in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt ist; denn von Irland aus verbreitete sich die alte gälische oder schottische Kultur, eine Bildung ohne Luxus, die mit einem Wohlstand ohne Reichtum verbunden war, nebst den Gesängen froher Unschuld und heroischer Begeisterung nach den Hebriden und nach Schottland, wo später alles Frühere ebenso in dem Namen Ossian, wie die Kultur der älteren Inselgriechen in dem Namen Homer, zugleich erhalten und verloren ward. Als die Normannen ihre Raubzüge begannen, gingen die letzten Reste dieser ältesten Bildung unter. Schon im fünften Jahrhundert entstand durch die Einführung des Christentums in Irland eine neue Art von Kultur, welche in Klöstern ihren Wohnsitz aufschlug und jene gelehrten und unermüdlichen Glaubensboten hervorrief, die in Deutschland und Frankreich ein milderes und gesitteteres Leben schufen. Auch diese Bildung ging durch die Verheerungen der Normannen bis auf die bloße äußere Form des Christentums wieder unter, die Verbindung mit der übrigen Welt ward abgeschnitten, und Irland sank seitdem herab. Von der Gemeinschaft mit Rom abgetrennt, durch

innere Kriege zerrissen und zuletzt unter vier oder fünf Häuptlinge oder, wie man sie nannte, Könige, geteilt, bot Irland einem unternehmenden Nachbarn eine leichte Eroberung dar. Dieser Zustand der Insel sowie der sehr lebhafte Sklavenhandel, welcher von England nach Irland getrieben ward und nur durch Eroberung unterdrückt werden konnte, war es wohl, was Heinrich II. zuerst auf den Gedanken einer Eroberung des Landes brachte. Er ließ sich 1154 vom Papste Hadrian IV., einem geborenen Engländer, die Erlaubnis dazu geben. In der damals von Hadrian erlassenen Schenkungsurkunde ward ihm die Befugnis gewährt, Irland mit Waffengewalt der großen Christengemeinde der Lateiner wieder einzuverleiben, und er selbst glaubte durch die päpstliche Bulle ein größeres Recht zur Eroberung der Insel erhalten zu haben, als ihm die Waffen allein geben könnten. 17 Jahre lang machte er, dem Rate seiner Mutter getreu, von diesem Rechte keinen Gebrauch, bis sich ihm endlich 1171 eine sehr günstige Gelegenheit dazu darbot, die er um so lieber benutzte, als sie ihm das Ansehen eines Mehrers der kirchlichen Macht verlieh; denn das römische Kirchenwesen war in Irland noch nicht durchgängig eingeführt. Einige englische Herren hatten den aus seinem Fürstentum vertriebenen Häuptling von Leinster, Diarmait, mit Erlaubnis Heinrichs nicht nur zurückgeführt und wiedereingesetzt, sondern ihm auch noch dazu einen Nachbarstaat unterworfen. Einer von ihnen, Richard von Clare, genannt Strongbow, Graf zu Pembroke, war nachher der Schwiegersohn und Erbe Diarmaits geworden (1170) und hatte sein Reich gleich nachher noch weiter ausgebreitet. König Heinrich war zu sehr von den seiner Zeit angemessenen Grundsätzen der Staatsklugheit erfüllt, als daß er die unabhängige Herrschaft eines seiner Vasallen außerhalb des Reiches hätte zugeben können. Er verbot daher durch eine Verordnung allen seinen Baronen und Grafen, nach Irland überzusetzen, und befahl denen, die sich bereits dort befanden, bei Strafe des Verlustes ihrer Lehen die Rückkehr. Diese Maßregel verfehlte ihre Wirkung um so weniger, als der Graf Strongbow weder den nötigen Unternehmungsgeist, noch auch einen auf Selbständigkeit des Charakters gegründeten Mut besaß und daher den ruhigen Besitz des von seinen Freunden eroberten Landes unter Heinrichs Hoheit einer unsicheren Unabhängigkeit vorzog. Er fügte sich dem Befehle des englischen Königs und nahm sein irländisches Reich von ihm zu Lehen; Heinrich selbst aber benutzte die Lage der Dinge, um die ganze Insel zu unterjochen. Er rüstete eine bedeutende, mit normannischen Truppen bemannte Flotte, setzte an der Spitze aller Vasallen der Westküste nach Irland über und machte ohne große Mühe die Insel zu einer Provinz seines Reiches (1171). Nachdem er sich von den Fürsten des Landes in einer

hölzernen Halle zu Dublin hatte huldigen lassen, ordnete er auf einer allgemeinen Versammlung zu Cashel alle Verhältnisse und befreite besonders die irländische Geistlichkeit von der ihr bis dahin obliegenden lästigen Verbindlichkeit, die Fürsten und Herren der Insel auf ihren Reisen zu bewirten. Dafür wirkte nachher die Geistlichkeit vorzugsweise zur Begründung der englischen Herrschaft mit. Doch ward die Insel hauptsächlich dadurch in eine englische Kolonie umgewandelt, daß sie rüstigen englischen Abenteurern eine Gelegenheit darbot, sich auf Unkosten der einheimischen gälischen Bevölkerung mit Gütern zu versorgen. Freilich nahmen diese Ansiedler großenteils die Sitten und Gesinnungen der Eingeborenen an; Ulster blieb fast ganz unabhängig, und festen Bestand gewann die englische Herrschaft eigentlich nur in den Städten und Landschaften des Westens.

Nachdem Irland sich gefügt hatte, fand Heinrich dort wenig Beschäftigung für seine unermüdlich regsame Natur, welche ihn nicht rasten und ruhen ließ, sondern von einem Ende des Reiches zum anderen, von einer Anstrengung zur anderen trieb, so daß er fast alle Pferde tot ritt und manchmal nach der Rückkehr von einer Jagd seine Hofleute, mit denen er sich dann noch stundenlang stehend unterhielt, zur Verzweiflung brachte. Dagegen machten seine Gemahlin und seine Söhne ihm um so mehr zu schaffen; denn sie erregten ihm 15 Jahre lang Unruhen und Sorgen, wiewohl es schwer zu sagen ist, ob die Ursache davon mehr in dem Leichtsinn, der Veränderlichkeit und der Leidenschaft seiner Gemahlin oder in dem Könige selbst lag. Heinrich vernachlässigte nämlich seine Gemahlin Eleonore, deren Charakter uns schon aus der französischen Geschichte bekannt ist, nicht nur ganz und gar, sondern er ging auch von einer Liebschaft zur anderen über und unterhielt eine Geliebte nach der anderen auf seinen Jagdschlössern. Unter den von ihm begünstigten Frauen ist vorzugsweise Rosamunde Clifford in Liedern und Sagen verherrlicht worden; sie gebar ihm zwei Söhne, Wilhelm Langdegen und Gottfried, der ihm stets treu zur Seite stand. Er entfremdete sich durch sein Treiben und Verfahren zugleich seine Gemahlin und die vier Söhne, die er von ihr hatte. Den ältesten dieser Söhne, Heinrich, hatte er sehr verzogen und vor der Zeit zum Könige krönen lassen; er hatte sich über den Stolz des Jünglings, als dieser im vollen Glanze des königlichen Ansehens seinen ersten Hof hielt, thöricht gefreut, ihn dann aber auf einmal mit eifersüchtigen Augen betrachtet und auf jede Weise beschränkt. Ganz ebenso verfuhr er mit seinen drei anderen Söhnen, dem nachherigen König Richard Löwenherz, Grafen von Poitou, dem mit der Erbtochter des Herzogs der Bretagne, Konstanze, vermählten und hierdurch zur Herrschaft über dieses Land erhobenen Gottfried und dem später



Heinrich II. von England und seine Gemahlin Eleonore.

Grabsteine im Kloster Fontévrault. Nach einer Original-Photographie.

unter dem Namen Johann ohne Land bekannt gewordenen Nachfolger von Richard Löwenherz. Er hegte sie zuerst mit übertriebener Liebe, ließ ihren wilden Leidenschaften den Zügel schießen und verdarb besonders Richards edle und vortreffliche Natur durch die rohe Gesellschaft, in welcher er ihn aufwachsen ließ; dann gab er ihnen unabhängige Besitzungen in Gegenden des Reiches, wo selbst der Gesang der Dichter nur Mord, Blut und Brand atmete und z. B. einer der berühmtesten von diesen, Bertrand de Born, durch seine furchtbaren Sirventes oder Spottgedichte die Prinzen gegen ihren Vater sowie ein Land gegen das andere aufreizte und, wenn ihm dies gelungen war, jubelnd und jauchzend zum Kampfe wie zu einer Hochzeit eilte. Nachdem Heinrich seine Söhne zu früh zu Herren gemacht und zugleich den Einflüssen der wildesten Roheit bloßgestellt hatte, wollte er sie auf einmal wieder als Kinder behandeln, ihnen ihre Bräute oder Weiber abnehmen, die ihnen eingeräumten Grafschaften an andere Vasallen verleihen oder den Rechten ihrer Freunde zu nahe treten. Natürlich griffen sie zu den Waffen. Ein großer Teil der Barone des Landes war mit den Prinzen befreundet und unterstützte sie gegen ihren Vater; ein anderer hätte auch die Partei Luzifers ergriffen, wenn dieser sie nur in den Krieg geführt hätte. Auch die Könige von Frankreich und Schottland verbanden sich mit den Rebellen, weil sie darin eine vortreffliche Gelegenheit erkannten, ihre Reiche auf Kosten der Engländer zu erweitern. Mehr Freude erlebte Heinrich an seinen Töchtern, deren eine, Eleonore, mit dem König Alfons IX. von Kastilien, die andere, Johanna, mit Wilhelm II., dem letzten normannischen König von Apulien und Sizilien, vermählt wurde. Nur das Schicksal der ältesten, Mathilde, machte ihm später Sorge, da ihr Gemahl, Heinrich der Löwe, seiner deutschen Herzogtümer beraubt wurde; beide begaben sich auf englisches Gebiet, und der König suchte durch Verwendung bei Kaiser Friedrich ihre Verbannungszeit abzukürzen.

Im Gedränge zwischen seinen Söhnen Heinrich, Richard und Gottfried, seinen meisten Vasallen und seinen beiden Nachbarn suchte Heinrich sich wieder durch Soldtruppen zu helfen. Er nahm zwischen 10- und 20 000 Mann der ebenso tapferen, als grausamen und raubsüchtigen Brabanzonen in seine Dienste. Der Sold derselben erschöpfte zwar seine Finanzen, dagegen konnte aber auch solchen Leuten unter der Anführung eines Mannes, der mit Blitzesschnelle von einem Ende seines großen Reiches bis zum anderen flog, schwerlich irgend ein Lehnsherr jener Zeit widerstehen. Wirklich führte Heinrich auch in Verbindung mit seinem natürlichen Sohne, Wilhelm Langdegen, den Krieg sehr glücklich. Der König von Schottland, Wilhelm der Löwe, ward in einem großen Treffen besiegt und gefangen genommen. Die Franzosen

schlossen, nachdem sie meistens den kürzeren gezogen hatten, 1174 Frieden. Die empörten Vasallen sahen sich bald zur Unterwerfung genötigt, und auch Heinrichs Söhne verglichen sich endlich mit ihm, da er nach seinem Grundsatze, die Schwächeren unter seinen Feinden durch Grausamkeiten in Schrecken zu setzen, die Mächtigen und Furchtbaren aber durch Nachgiebigkeit zu gewinnen, ihnen die besten Bedingungen anbot. Sie erhielten nicht nur Verzeihung, sondern es wurden auch jedem von ihnen zwei Festen und ein bestimmtes Einkommen angewiesen. Seiner Gemahlin allein wollte Heinrich nicht verzeihen, er ließ sie vielmehr Jahre lang in strenger und harter Haft halten. Niemand kam jedoch im Kriege mit ihm übler fort, als der König von Schottland. Dieser erlitt als Gefangener die ärgsten Mißhandlungen, ward von dem Friedensvertrage zwischen Heinrich und seinen Söhnen ausgeschlossen und dadurch aller Vorteile der Verbindung mit ihnen beraubt und konnte zuletzt seine Freiheit nur durch die härtesten Bedingungen erkaufen; denn er mußte dem englischen Könige und dessen schon zum König gekrönten Sohne Heinrich den Vasalleneid schwören und als Bürgschaft für seine Treue in fünf schottische Festungen englische Besatzung aufnehmen (1175). Freilich währte der erzwungene Friede mit ihm nur so lange, als die Not, auf die er gegründet worden war; er dauerte aber immer noch länger, als das gute Einverständnis Heinrichs mit seinen Söhnen. Diese lebten auch nachher stets sowohl unter sich, als mit dem Vater in Fehde, und Heinrich sah sich durch die schwankende Treue derselben sowie der mit ihnen verbundenen Vasallen genötigt, seine zahlreiche Dienstmannschaft noch lange Zeit zu unterhalten.

Zwei Schritte, welche Heinrich während seines gleichzeitigen Krieges mit inneren und äußeren Feinden gethan hatte, kann man, weil sie seinem Charakter nicht entsprechen, wohl nur aus seiner damaligen Lage erklären. Der erste dieser Schritte war seine oben erwähnte Pilgerfahrt zu Thomas Beckets Grabe, bei der er sich der oben beschriebenen schimpflichen Buße unterwarf; er hatte dabei die Absicht, den Papst, die Geistlichkeit und die große Menge zu gewinnen. Der zweite war die merkwürdige Verordnung, durch welche er das Strandrecht, das an vielen Küsten der Nordsee bis auf unsere Tage fortbestanden hat, sowohl in seinen englischen, als in seinen französischen Besitzungen völlig aufhob. Vermutlich wollte er damit seinen guten Freunden, den Niederländern und Niederdeutschen, aus deren Jugend er seine Miettruppen warb, einen Dienst erweisen, da diese Völkerschaften in jenen Zeiten fast allein eine bedeutende Schiffahrt in den Meeren betrieben, welche die Küsten des Englischen Reiches bespülten. Übrigens dienten ihm jene furchtbaren Soldtruppen nicht bloß, um seine Söhne im

Zaume zu halten, sondern sie gewährten ihm auch den Vorteil, daß er in einer Ausdehnung Herr in seinem Lande ward, wie kein anderer König oder Kaiser jener Zeit. Er war z. B. durch ihre Hilfe so mächtig, daß er im Jahre 1176 seinen Baronen und Grafen in England und in der Normandie alle Festen wegnehmen und diese durch seine eigenen Soldaten besetzen lassen konnte. Mit seinen Söhnen lebte er bis zu seinem Tode in Zwist; doch starb der älteste glücklicherweise schon im Jahre 1183, ohne Kinder zu hinterlassen; er hatte in seiner letzten Krankheit des Vaters Verzeihung erfleht und dieser ihm seinen Ring als Liebeszeichen übersandt. Der dritte Sohn, Gottfried, starb drei Jahre später, und erst nach seinem Tode gebar seine Gemahlin Konstanze einen Sohn, Arthur; Heinrich befriedigte sie dadurch, daß er dem Knaben die Grafschaft Bretagne zuerkannte, welche sie ihrem Gemahle zugebracht hatte. Da nun der jüngste von Heinrichs rechtmäßigen Söhnen, Johann ohne Land, beim Tode des ältesten erst 17 Jahre alt war, so hatte der Vater seitdem mehr Ruhe in seiner Familie zu hoffen. Doch setzte Richard die Zänkereien mit ihm fort und ward für sich allein ein gefährlicherer Feind, als alle drei Söhne vorher gewesen waren; Johann folgte nachher dem Beispiele desselben, und beide Prinzen erhielten an dem neuen Könige von Frankreich, Philipp August, bald einen kräftigen Verbündeten.

Ungeachtet aller der Verwirrungen und Kriege, welche bis zu Heinrichs Tode kein Ende nahmen, und ungeachtet seiner unvertilgbaren Neigung zu Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten erwarb er sich doch um die bürgerliche Ordnung und um das Gerichtswesen bedeutende Verdienste. Er teilte namentlich das ganze Königreich in sechs Gerichtsbezirke und ließ dieselben zu bestimmten Zeiten von königlichen Richtern bereisen. Da nun gerade damals königliche Besatzung in alle Burgen der Barone gelegt wurde, so erlitt die Patrimonialgerichtsbarkeit derselben durch die Einrichtung den Todesstoß. Zu Heinrichs Zeit wurden ferner, unter der Leitung des gelehrten Oberrichters von England, Ralph Glanville, die herkömmlichen Rechte schriftlich abgefaßt und so zum Gebrauche der Gerichtsbeamten eine Gesetzsammlung hergestellt, welche dadurch, daß Glanville ihr seinen Namen vorsetzen mußte, einen offiziellen Charakter erhielt. Ein anderer Rechtsgelehrter, dessen sich Heinrich in seinen Geschäften stets bediente, der Bischof Richard von Ely, verfaßte eine Schrift über den court of exchequer*) oder das Schatzkammergericht, die sich erhalten hat und über das Gerichtswesen jener Zeit vieles Licht verbreitet. Heinrich erließ endlich

*) Exchequer (échiquier, Schachbrett) wurde der Saal von einer schachbrettartigen Täfelung oder Tischbedeckung genannt.

sehr weise Verordnungen über den Heerdienst und traf besonders die kräftigsten Maßregeln, um die Volksbewaffnung für alle Zeiten aufrecht zu erhalten. Er verlieh dadurch den kleinen unabhängigen Gutsbesitzern, deren es schon damals in England eine größere Zahl gab, als in irgend einem anderen Lande Europas, eine Kraft und Bedeutung, die sie nirgends sonst hatten. Durch diese verschiedenen Verfügungen, welche die Ordnung im Reiche sicherten und den Bürgern kräftigen Schutz gewährten, erwarb sich Heinrich auch um die Betriebsamkeit, welche schon damals das englische Volk auszeichnete, große Verdienste.

IV. Der zweite und dritte Kreuzzug

und die damit zusammenhängenden Begebenheiten in Deutschland, Italien, England und Frankreich.

1. Der zweite Kreuzzug und der Orient bis zum Beginne des dritten Kreuzzuges.

Es war nach dem Untergange von Edessa dem heiligen Bernhard gelungen, die Deutschen und Franzosen so sehr zum Kampfe für den Glauben zu begeistern, daß beide Völker den Beschluß faßten, unter der Führung ihrer Könige, Konrads III. und Ludwigs VII., einen Nationalkrieg gegen die Mohammedaner zu unternehmen. Jeder von beiden rüstete ein zahlreiches und gut bewaffnetes Heer, und zu Ende Mai 1147 traten die Deutschen von Regensburg, einen Monat später die Franzosen über Metz und Worms ebenfalls von Regensburg aus den Zug an, letztere nachdem sich ihr König zu Saint-Denis die Oriflamme hatte überreichen lassen.*) Konrad war von seinem Neffen, dem nachherigen Kaiser Friedrich Barbarossa, von seinem Halbbruder, dem Bischof Otto von Freising, von dem Herzog Welf VI., Heinrich Jasomirgott und vielen anderen deutschen Fürsten begleitet und zog über Ungarn in das Griechische Reich. Hier herrschte seit dem Jahre 1143 Manuel I., der mit Irene, einer Schwester von Konrads Gemahlin, vermählt war und, obgleich die Frömmigkeit und Sittsamkeit eines deutschen Weibes seine sinnliche Natur nicht zu fesseln vermochte, sie doch in Ansehen und Ehren hielt. Außer diesem Bande der Ver-

*) Die Oriflamme (flammula aurea), angeblich das Leichentuch des heiligen Dionys, bestand aus rotem Taffet, war mit fünf Zacken versehen und an einer goldenen Lanze befestigt. Ursprünglich Kriegsfahne der Grafen von Vexin und Pontoise, welche die Schirmvogtei von Saint-Denis übten, galt sie später, da Vexin an die Krone kam, als Kriegsfahne von Frankreich.

wandtschaft waren Konrad und Manuel auch durch ihr gemeinschaftliches Interesse in Bezug auf Roger II. von Sizilien verbunden und hatten deshalb schon früher lebhafte Unterhandlungen miteinander geführt. Die Deutschen hätten daher wohl eine gute Aufnahme bei den Griechen erwarten sollen, zumal da Manuel selbst die Abendländer um ihren Beistand gegen die Ungläubigen gebeten und überdies seinem Reiche eine so kriegerische Stellung gegeben hatte, daß er sich wohl stark genug fühlen mußte, nötigenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Es fand aber gerade das Gegenteil statt. Freilich war das deutsche Heer auch durch Zahl und Beschaffenheit furchtbar; denn es soll ohne die Leichtbewaffneten und ohne das Fußvolk 70 000 Schwergerüstete zu Pferd gezählt haben; es mußte daher auch bei der bekannten Raubsucht der ritterlichen Scharen des Westens den Griechen große Besorgnis einflößen, welche Konrad vergebens durch strenge Mannszucht zu heben suchte. Schon in Philippopel kam es zu blutigen Händeln, die dadurch hervorgerufen waren, daß die Deutschen einen griechischen Taschenspieler, der Kunststücke mit einer gezähmten Schlange trieb, als Zauberer totschlugen, und bei Adrianopel setzte Konrads Neffe, Friedrich Barbarossa, die Rücksichten, die man einer fremden Regierung unter allen Umständen schuldig ist, ganz aus den Augen und betrug sich, wie wenn er in Feindesland wäre. Auf die Nachricht nämlich, daß einige griechische Soldaten aus Habgier einen kranken Deutschen getötet hätten, kehrte er nach Adrianopel zurück, brannte das Kloster, in welchem der Kranke Aufnahme gefunden hatte, nieder, und nur durch das Dazwischentreten eines griechischen Generals ward ein förmlicher Krieg mit den griechischen Truppen verhindert. Seit dieser Zeit ward es fast unmöglich, das Zutrauen wieder herzustellen. Alle Gesandtschaften, Briefe und Freundschaftsversicherungen brachten keinen festen Frieden zu stande, und der Einladung Manuels, der deutsche König möge nach Konstantinopel kommen, folgte dieser nicht, weil er verlangte, der griechische Kaiser solle ihm vor seine Hauptstadt entgegenkommen, eine Höflichkeit, die das griechische Hofceremoniell auf keine Weise zuließ. Unter blutigen Händeln drang Konrad bis vor die Mauern von Konstantinopel und schlug seine Quartiere in dem jetzigen Pera und Galata auf. Er erwartete nun das französische Heer, welches durch Ungarn zog. Dies mußte Manuel zu verhindern suchen, denn einesteils war die Konzentration so kolossaler Menschenmassen an einem Punkte aus rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten mißlich, anderenteils fürchtete er auch den Einfluß, den die beiden Fürsten durch die Vereinigung ihrer Heere gewannen. So vermochte er denn Konrad, als der Vortrab des französischen Heeres eingetroffen war, mit diesem und seinen Truppen Ende September den

Bosporus zu überschreiten, nachdem vorher gute Führer durch Kleinasien in Aussicht gestellt waren.

Kaum stand man auf asiatischem Boden, als in dem Heere Unfrieden ausbrach. Konrad sah ein, daß die Masse der Pilger und Landstreicher dem Gedeihen des Unternehmens nur schaden könne, er forderte daher, diese sollten abgesondert vom Heere nach Jerusalem ziehen. Das erregte großen Unwillen, der König mußte nachgeben und konnte nur durchsetzen, daß ein Teil des Heeres, an dessen Spitze Bischof Otto von Freising gestellt wurde, von Nicäa aus allein an der Meeresküste entlang über Ephesus zog, während er selbst durch das Reich von Ikonium nach Antiochia marschierte. Beide Teile gingen, ohne es zu ahnen, ihrem Verderben entgegen. Otto und sein Heer wurden von den argwöhnischen, habgierigen und treulosen Griechen in keine ihrer Städte auf der asiatischen Küste eingelassen, nur schlecht und gegen schweres Geld mit Lebensmitteln versehen, nicht weit von Laodikea absichtlich in die Irre geführt und so durch die Tücke der Griechen von den Ungläubigen (Ende 1147) aufgerieben. Konrad war, unterstützt von griechischen Führern, von Nicäa aus glücklich bis Doryläum gelangt, auf seinen Wunsch sollte von hier aus der kürzeste Weg, der nach Ikonium führte, eingeschlagen werden. Man mußte nun durch die unwegsamen, öden Gegenden Phrygiens ziehen, das Heer wurde mißmutig, und die Führer entzogen sich den Ausbrüchen seiner Wut durch die Flucht. Der Mangel an Lebensmitteln, die gänzliche Unkenntnis des Landes und zahllose Scharen der leichten türkischen Reiter, die den schwer bewaffneten europäischen Rittern in jeder Hinsicht überlegen waren, brachten die Deutschen nunmehr zur Verzweiflung. Konrad mußte sich bald zur Rückkehr entschließen, seine Truppen hatten aber dabei unsägliche Leiden und Schwierigkeiten zu bestehen und kamen größtenteils auf die kläglichste Weise ums Leben. Er selbst zeigte in dieser schrecklichen Lage einen Mut und eine Ausdauer, welche von Freunden und Feinden auf gleiche Weise gepriesen werden. Mit den Überbleibseln seines Heeres, das bis auf den zehnten Teil zusammengeschmolzen war, rettete er sich endlich nach Nicäa; hier verkauften die Deutschen, nur um ihr Leben zu fristen, den letzten Rest ihrer Habe und zum Teil sogar ihre Waffen.

Kurze Zeit vor dieser Katastrophe war Ludwig VII. mit dem französischen Heere bei Konstantinopel angelangt und von Manuel weit freundlicher aufgenommen worden, weil, wie die griechischen Geschichtschreiber sagen, mit ihm im ganzen besser auszukommen war, als mit dem riesenstarken Konrad und seinem trotzigen Neffen, welche die Welt in ihren Armen zu tragen glaubten. Gleichwohl hatten auch die Franzosen durch die niedrige Gewinnsucht und den erbärmlichen Stolz der

Griechen zu leiden. Für die kleinlichen, immer mit Eitelkeiten beschäftigten Seelen der letzteren war nichts erfreulicher, als daß man bei der Zusammenkunft Ludwigs mit ihrem Kaiser für jenen einen niedrigeren Sessel hingestellt hatte. Übrigens waren sie ebenso bei den Franzosen, wie vorher bei den Deutschen, über den Aufzug von gerüsteten Weibern erstaunt, welche gleich den Männern ohne Quersattel auf dem Pferde saßen. Unter diesen Frauen erregte eine besonderes Aufsehen, und diese mag wohl keine andere, als die Königin Eleonore gewesen sein. Sie prunkte in goldgesticktem Gewande und ward wegen ihres männlichen Charakters von den Griechen eine zweite Amazonenkönigin Penthesilea genannt. Als der größere Teil des französischen Heeres auf die asiatische Küste übergesetzt war, brachte der Kaiser Manuel die Huldigung für die Gebietsstrecken, welche jemals zum Römischen Reiche gehört hätten, die er schon bei den Unterhandlungen mit Ludwig in Regensburg gefordert hatte, wieder zur Sprache. Obgleich man anfangs daran Anstoß nahm, so verstand man sich doch nach reiflicher Überlegung dazu, weil der Zug durch die unbekannten Länder von Kleinasien ohne die Verbindung mit den Griechen unmöglich angetreten werden konnte. Die Barone Ludwigs leisteten also dem griechischen Kaiser den Eid der Treue, wogegen dieser feierlich versprach, dem französischen Heere kundige Wegweiser zu geben und für den Bedarf an Lebensmitteln möglichst Sorge zu tragen. Einen Bund gegen Roger von Sizilien mit Manuel lehnte Ludwig indes ab. In Nicäa traf Ludwig, der von dem Unglück der Deutschen gehört hatte, mit Konrad zusammen und beschloß auf seinen Rat, keinen der Wege zu wählen, auf welchen die deutschen Heere aufgerieben worden waren, sondern zwischen beiden hindurch, aber doch immer in der Nähe der Küste zu ziehen. Ludwig zog nun voraus, Konrad holte ihn mit den Resten seines Heeres nach neuen Unglücksfällen in Lopadium ein; es entstanden aber bald Mißhelligkeiten zwischen beiden Völkern, und der deutsche König konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er an der Spitze eines Heeres stehe, das seiner nicht mehr würdig war. Da er nun zu gleicher Zeit von Manuel die freundlichsten Schreiben erhielt, so trennte er sich in Ephesus wieder von den Franzosen und kehrte nach Konstantinopel zurück, um dort den Winter zuzubringen. Seinen Deutschen überließ er es, sich auf jede beliebige Weise nach Palästina zu begeben, wo er im nächsten Jahre wieder ihre Führung übernehmen wolle, nachdem auch die niederdeutschen Scharen, welche dem Kreuzheere hatten folgen wollen, angelangt sein würden. In Konstantinopel söhnte sich sein Schwager Manuel, der ihn von Ephesus abgeholt hatte, völlig mit ihm aus und sparte weder Geld noch Ehrenbezeigungen, um sich seiner Freundschaft zu versichern.

Die Franzosen zogen von Ephesus über Laodikea und sahen in der Umgebung dieser Stadt noch unzählige Leichen der Deutschen. Sie fanden auf ihrem Wege zwar Lebensmittel und Futter in reichlicher Menge, gerieten aber ebenso, wie vorher die Deutschen, durch die Unzuverlässigkeit der Griechen und durch die Nachstellungen der leichten türkischen Reiter in große Gefahr. Besonders erlitten sie in der Gegend des Mäanderflusses, dessen Krümmungen wiederholte Übergänge nötig machten, bedeutenden Verlust. Kaum hatten sie diese Schwierigkeiten überstanden, als sie unter harten Entbehrungen und anstrengenden Märschen in das vom Lykus durchströmte schluchtenreiche Gebirge kamen, in welchem sie jede Höhe vor sich und zugleich jede kaum erst verlassene Höhe hinter sich von den Türken besetzt sahen. Hier lieferte die Unbesonnenheit des Grafen Gottfried von Raucou, der die Vorhut führte, fast das ganze Heer in die Hände der Feinde. Statt nämlich verabredetermaßen zu warten, bis die anderen nachgekommen wären, rückte er weiter vor und machte es dadurch den Türken möglich, sich in der Mitte der Franzosen auf einer schwer zu ersteigenden Höhe aufzustellen. Alles wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht die überlegene Tapferkeit und das Beispiel des Königs den Hauptzug gerettet hätte; doch war der Verlust, den die Franzosen erlitten, sehr bedeutend. Auch auf dem weiteren Marsche erlagen Tausende dem Mangel und dem Schwerte der Feinde. Nachdem endlich die geringen Reste des erschöpften Heeres über wilde Gebirge nach der pamphylischen Seestadt Attalia gelangt waren, gerieten sie in noch größere Not. Man fand keine Schiffe, die Griechen versprachen und hielten nicht Wort, die Lebensmittel mußten, so schlecht sie waren, mit Gold aufgewogen werden, es entstand Hungersnot, ansteckende Krankheiten brachen aus, und die den Pfeilen der Türken Entronnenen starben scharenweise eines kläglichen Todes. Ludwig selbst verließ endlich mit seinen vornehmsten Baronen die Stadt des Jammers und segelte nach Antiochia. Vorher glaubte er gegen Wiederholung des Manuel geleisteten Eides der Unterstützung der Griechen sich versichert zu haben, und nach einem Vertrage, den er mit dem griechischen Statthalter von Attalia geschlossen hatte, sollte dieser gegen eine im voraus bezahlte Summe Geldes die zurückgebliebenen Kreuzfahrer nach Tarsus geleiten und von da zu Schiffe nach Antiochia weiter befördern; der treulose Grieche hielt aber sein Versprechen nicht, und Ludwig war schon längst in Palästina angekommen, als sein Heer noch immer in Attalia mit Hunger und Elend kämpfte und endlich ohne griechisches Geleit und unter entsetzlichem Ungemach sich nach Antiochia durchschlug. Fast um dieselbe Zeit (Frühling 1148) traf auch Konrad zu Schiffe in Akkon ein, wo sich schon vorher die Reste der deutschen Scharen und sein Bruder,

Otto von Freising, gesammelt hatten, um nach Jerusalem weiter zu ziehen. —

Während auf diese Weise die Heere der abendländischen Christen zu ihrem eigenen Verderben ohne Plan und Einheit handelten und ihre griechischen Brüder gegen sie mit den Ungläubigen in Verbindung traten, hatte Nureddin seine Regierung auf Gerechtigkeit und Religion gegründet und sich zum Herrn aller der Länder gemacht, welche einst den Hamadaniden gehört hatten. Nur Damaskus, die alte Hauptstadt von Syrien, welche damals einen Nachkommen des Atabegen Togtekin oder vielmehr dessen Wesir Anar zum Gebieter hatte, war ihm noch nicht unterworfen; doch fürchtete Anar den mächtigen Beherrscher von Aleppo und seinen Bruder mehr, als die Christen, und Nureddin konnte sicher erwarten, daß ihm auch jene Stadt früher oder später heimfallen werde. Er hatte auch schon Gelegenheit gehabt, sich in die inneren Verhältnisse des Sultanats zu mischen, als er im Frühjahr 1147 einen Angriff der Jerusalemiten gegen dasselbe zurückschlagen half. Den Jerusalemiten lag an der Vernichtung des Sultanats von Damaskus sehr viel, weil dadurch die Verbindung von Palästina mit den Christen in Armenien und Edessa wiederhergestellt wurde. Zunächst gewann man Konrad dafür, später Ludwig, der von Antiochia abgezogen war, da Fürst Raimund durch sein Verhältnis zu Eleonore seine Eifersucht erregt hatte. Sie faßten in Gemeinschaft mit den Großen des Reiches Jerusalem in Akkon den Beschluß, dieses Unternehmen ins Werk zu setzen, und im Juli 1148 zogen sie, von dem 19jährigen Sohne der noch immer mit der Regierung betrauten Königin Melisende, Balduin III., und den Truppen seiner Reichsbarone begleitet, gegen Damaskus. Sie fanden jedoch den Wesir Anar wohlgerüstet, und vergebens bewährte Konrad, welcher, wie erzählt wird, bei dieser Belagerung einst einem Türken mit einem einzigen Hiebe den Kopf samt der linken Schulter und dem linken Arme abschlug, seinen Löwenmut. Damals trug man den Christen das heilige Kreuz vor, um sie zum Kampfe anzufeuern; die Moslemin begeisterten sich in derselben Weise für ein Exemplar des Korans, das angeblich Othman, der dritte Kalif, eigenhändig geschrieben hatte. Es kam jedoch bei der Eroberung einer so bedeutenden Festung weniger auf die Riesenstärke und persönliche Tapferkeit der Führer und auf den guten Willen der Truppen, als auf Kenntnis der Gegend und auf geschickte Benutzung der Mittel und Umstände an. Aber man hatte auch hier wieder mangelhafte Ratgeber; wer Verrat übte, ist nicht festzustellen, man schob den Tempelrittern die Schuld zu, man glaubte, Raimund von Antiochien habe sich an Ludwig rächen wollen, jedenfalls hatten Bestechungen und geheime Versprechungen der Feinde mitgespielt. Den Kreuzfahrern wurde verderblicher Rat erteilt, und es

wurden nicht nur alle Hoffnungen, welche die ersten glücklichen Angriffe derselben erregt hatten, vereitelt, sondern sie wurden zuletzt auch zu einem schmählichen Abzuge genötigt. Noch schmählicher endete der Angriff auf die ägyptische Grenzfestung Askalon, den die beiden Könige gleich nachher unternahmen, um den erlittenen Schimpf zu tilgen. Sie fanden vor dieser Stadt die versprochenen Hilfstruppen der Jerusalemiten nicht und mußten, nachdem sie acht Tage vergebens gewartet hatten, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Auf diese Weise erlitten die heldenmütigsten Kämpfer der damaligen Welt durch den Verrat ihrer Glaubensbrüder kurz nacheinander zweimal die Demütigung, daß sie mit Verlust und Schimpf die einzigen Unternehmungen, welche sie zum Besten ihrer Glaubensgenossen versuchten, wieder aufgeben mußten. Übrigens mag auch das gegenseitige Verhältnis der beiden Könige, welche ungeachtet des erlittenen Ungemachs ihren Stolz nicht aufgaben, zum unglücklichen Ausgange ihres Kreuzzuges beigetragen haben. Die Deutschen und ihr König schifften sich im Herbste 1148 nach ihrer Heimat ein. Auch die meisten Franzosen verließen damals Palästina; Ludwig selbst aber kehrte, nachdem er den Winter in Jerusalem zugebracht hatte, im Frühling 1149 nach Frankreich zurück; auf der See war er in Gefahr, in die Gefangenschaft der Griechen zu geraten, wurde aber von Normannen befreit und hernach in Kalabrien von König Roger glänzend empfangen. Wegen des mißlungenen Zuges, welchen alle Chroniken der Zeit als eine Züchtigung Gottes darstellen, ward der heilige Bernhard von allen Seiten her mit Vorwürfen überhäuft, weil er denselben angeregt und einen glücklichen Erfolg vorausgesagt hatte; er rechtfertigte sich in seinen Predigten und Privatbriefen sowie in einem besonderen Rundschreiben damit, daß er die Schuld auf die Sünden der Kreuzfahrer wälzte und den Gefallenen die Seligkeit der Märtyrer verkündete. Übrigens hatte dieser Kreuzzug eine Verbindung zwischen dem griechischen und dem deutschen Kaiser zur Folge; sie sahen sich auf Konrads Heimreise in Thessalonich und schlossen in Konstantinopel ein Bündnis gegen Roger II. von Sizilien, welcher damals mit Manuel in offenem Kriege war und von Konrad als Usurpator und Reichsfeind angesehen ward. Zugleich wurde eine Ehe von Konrads Sohne Heinrich mit einer Nichte Manuels verabredet.

In Palästina erlitten die Christen in der nächsten Zeit eine Widerwärtigkeit nach der andern. Zuerst schlug und tötete Nureddin den Fürsten Raimund von Antiochia in einem Treffen und verwüstete dessen Land; dann nahm er Joscelin II. von Edessa gefangen und besetzte seine Burgen. Endlich zerfiel auch der junge König, Balduin III., mit seiner Mutter Melisende, und das kleine Haus Jerusalem ward durch innere Zwietracht zerrissen, welche bald in förmlichen Krieg über-

ging. Zum Glück fanden einesteils die Venezianer ihren Nutzen dabei, sich der Küste anzunehmen, und anderenteils besaß Balduin alle die Eigenschaften, welche in jenen ritterlichen Zeiten und in jenen östlichen, stets vom Feinde bedrohten Gegenden einen König auszeichnen konnten. Sein kriegerischer Charakter zeigte sich in vollem Lichte, als er 1153 durch einen kühnen Zug gegen die damals unter ägyptischer Herrschaft stehende Festung Askalon sein eigenes Ansehen und den Mut seiner Ritterschaft wieder emporhob. Dieser Zug gehört zu den glänzendsten Thaten der abendländischen Ritter im Osten, weil eine Festung, welche schon zu Gottfrieds von Bouillon Zeit der vereinigten Macht der europäischen Christen getrotzt hatte, diesmal der Ritterschaft des kleinen Reiches Jerusalem nach siebenmonatlichem Kampfe erlag.*) Doch kamen den Belagerern die beiden Umstände sehr zu statten, daß die Ägypter nur schlechte Maßregeln zum Entsatze der Stadt ergriffen hatten, und daß Nureddin vergeblich die Christen in ein anderes Unternehmen zu verwickeln suchte, durch welches seine Macht von den christlichen Grenzen abgezogen wurde. Im nächsten Jahre (1154) eroberte dieser gefährlichste Feind der Christen die wichtige Stadt Dasmaskus, nahm in ihr seinen Wohnsitz und wurde dadurch für das Reich Jerusalem erst recht furchtbar; zum Glück konnte er aber den in seinen Diensten stehenden kriegerischen Kurden nicht ganz trauen, und ein völlig ungerechtfertigter Raubzug gegen die Insel Cypern, durch welchen der damalige Fürst von Antiochia, Rainald, den Kaiser Manuel schwer gereizt hatte, veranlaßte einen Kriegszug des letzteren nach Syrien. Doch half Manuels Erscheinen dem Reiche Jerusalem nichts; denn obgleich der Kaiser in Verbindung mit Balduin gegen Nureddin ziehen wollte, so gab er doch, nachdem er den Fürsten von Antiochia gedemütigt, diesen Gedanken sogleich wieder auf, weil die Verhältnisse im europäischen Teile seines Reiches seine schleunige Rückkehr erheischten. Balduin setzte nachher den Krieg mit Nureddin allein fort; er stritt mit abwechselndem Glücke, machte seinem Gegner jeden Fuß breit Landes streitig und nahm den Ruhm eines trefflichen Königs und Ritters mit in das Grab (1162). Nicht nur seine Vasallen und Unterthanen bezeugten dies durch die allgemeine Trauer bei seinem Tode, sondern selbst Nureddin erkannte seine Tüchtigkeit laut und öffentlich an; denn dieser soll die Aufforderung seiner Freunde, die Bestürzung der Christen über Balduins Tod zu einem Einfall in Palästina zu benutzen, mit den Worten zurückgewiesen haben: man müsse dem gerechten Schmerze der Christen Teil-

*) Da diese Eroberung am Todestage des heiligen Bernhard (20. August 1153) erfolgte, so wurde der große Erfolg als eine Rechtfertigung für ihn gedeutet.

nahme und Rücksicht gewähren, weil sie einen König verloren hätten, der unter den Zeitgenossen seinesgleichen nicht habe.

Balduin war kaum 33 Jahre alt geworden und starb kinderlos; sein Bruder und Nachfolger, Amalrich I. (1162—1174) trat in seine Spuren und war anfangs noch glücklicher; er bereitete aber durch seine Kriegszüge gegen Ägypten den Fall des Reiches Jerusalem vor, indem sein Unternehmen später, wenigstens mittelbar, den Sturz der Fatimiden und mit diesem die Erhebung eines neuen Herrschers herbeiführte, der die christliche Macht in Palästina brach. In Ägypten war nach dem Tode des Wesirs Afdal die Würde des Kalifen immer mehr ein bloßer Schatten und die Wesirswürde ein Zankapfel ehrgeiziger Großen und Günstlinge geworden, welche in schnellem Wechsel einander folgten und sich im Grunde nur durch größere oder geringere Grausamkeit und Habgier unterschieden. Unter dem letzten Fatimiden, Adhed Ledin Allah, ward der Wesir Schawer, nachdem er sich kaum mit blutiger Gewalt zum Gebieter des Reiches aufgeworfen hatte, durch einen anderen, Dargham, gestürzt (1162), und dies führte nicht bloß in Ägypten, sondern bis zum Euphrat hin eine gänzliche Veränderung der Dinge herbei. Schawer suchte und fand nämlich bei Nureddin Hilfe und ward durch kurdische Mietsvölker desselben zurückgeführt, an deren Spitze die zwei tapfersten Kurden standen, welche die Geschichte kennt, Schirkuh und sein Neffe Saladin (Salaheddin Jussuf-Ibn Ejub). Dargham hatte sich gegen diesen Angriff durch die Verbindung mit Amalrich, dem er sogar einen sehr bedeutenden Tribut versprach, zu schützen gesucht; noch ehe aber die christliche Hilfe in Ägypten anlangen konnte, war er von seinen eigenen Leuten erschlagen worden und Schawer wieder in den Besitz des Wesirats gelangt. Dieser zerfiel bald nachher mit seinen Bundesgenossen, den Kurden, da er die früher eingegangene Verpflichtung, ihrem Gebieter den dritten Teil aller Landeseinkünfte abzutreten, unmöglich halten konnte und auf Schirkuhs Macht eifersüchtig war. Er wandte sich an Amalrich und erhielt unter denselben Bedingungen, wie sein Vorgänger, die gewünschte Hilfe. Amalrich erschien mit einem Heere und schloß die Kurden eng ein, gewährte ihnen aber nachher einen ehrenvollen Abzug und wandte sich nach seinem Königreich um so eiliger, als Nureddin inzwischen nahe bei Aleppo eine Anzahl der vornehmsten christlichen Fürsten besiegt und gefangen genommen hatte (1164). Die wiederhergestellte Verbindung der Ägypter mit den Christen war den syrischen Mohammedanern sehr bedenklich, da die ersteren ihnen schon längst als Schiiten oder Ketzer verhaßt waren und der König Amalrich sich offenbar nicht mit der Rolle eines helfenden Bundesgenossen begnügen wollte. Sie bewogen daher den Kalifen von Bagdad, eine Art von Kreuzzug gegen

Ägypten zu verkündigen, und ein großes mohammedanisches Heer brach unter Schirkuhs und Saladins Führung in das Reich der Fatimiden ein (1166). Ganz Ägypten geriet in Schrecken, und Amalrich, der diesmal mit der gesamten Macht seines Reiches zu Hilfe eilte, erschien gewissermaßen als Erretter des Landes; er ließ sich aber seine Unterstützung durch sehr drückende Verpflichtungen bezahlen. Der Kalif mußte sich sogar der unerhörten Bedingung unterwerfen, daß er selbst den geschlossenen Vertrag in die Hand der christlichen Gesandten beschwor. Die Beschreibungen, welche die christlichen Geschichtschreiber bei dieser Gelegenheit von der Audienz der letzteren und von dem Inneren des Kalifenpalastes zu Kairo geben, zeigen uns dasselbe Übermaß von Pracht und Feierlichkeit, das zu allen Zeiten ein wesentlicher Charakterzug orientalischer Höfe war und selbst beim nahe bevorstehenden Untergange derselben stets mit Ängstlichkeit aufrecht erhalten wird. Amalrich befreite das Ägyptische Reich bald von seinen Feinden, die sich schon im sicheren Besitze desselben geglaubt hatten. Vor seiner Heimkehr suchte er wieder aus den geleisteten Diensten Vorteil für sich selbst zu ziehen, überschritt aber dabei jede Rücksicht der Klugheit; denn er ließ sich in dem Vertrage mit Schawer nicht nur einen jährlichen Tribut von 100 000 Goldstücken zusagen, sondern auch das Recht erteilen, in Kairo eine Besatzung zu halten und eine eigene Obrigkeit für die dortigen Christen zu ernennen. Bald nachher geriet er im Gefühle seiner Wichtigkeit sogar auf den Gedanken, sich des geschwächten Ägyptischen Reiches zu bemächtigen; er brach 1168 unter dem Vorgeben, Schawer und Nureddin planten eine Verschwörung, erobernd in dasselbe ein und würde es vielleicht unterworfen haben, wenn nicht die Raubgier und Grausamkeit seiner Soldaten den Wesir zur Verzweiflung gebracht hätte. Dieser entschloß sich nämlich in seiner Not, wirklich bei seinen seitherigen Feinden Hilfe zu suchen, und Nureddin, an den er sich wandte, schickte eiligst ein tüchtiges Heer unter der Anführung derselben Männer, welche Schawer kaum erst mit Hilfe Amalrichs zweimal vertrieben hatte. Der vereinigten Macht Nureddins und der Ägypter war Amalrich nicht gewachsen; er mußte vielmehr gleich nach der Ankunft Schirkuhs und Saladins in sein Reich zurückkehren.

Auf diese Weise geriet Ägypten, welches schon seit langer Zeit stets eine Beute des Mächtigsten gewesen war, aus der Abhängigkeit Amalrichs in die Gewalt Schirkuhs und seines Neffen (1168). Der Sturz des Wesirs, welcher die beiden Kurden früher so schwer beleidigt hatte, war die nächste natürliche Folge dieser Veränderung. Schawer ward unter dem Vorwande verräterischer Entwürfe auf Befehl Saladins hingerichtet. An seine Stelle trat zuerst Schirkuh und,

als derselbe bald nachher starb (1169), Saladin. Dieser regierte in Ägypten eine Zeitlang im Namen des ohnmächtigen Kalifen, vernichtete dann aber auch noch den letzten Schatten der Fatimidischen Herrschaft und gründete als unumschränkter Gebieter von Ägypten eine neue Dynastie, die man nach dem Namen seines Vaters, Ejub, die Dynastie der Ejubiden nennt. Zu diesem Schritte ward er keineswegs durch politische Gründe bewogen; denn bei seinem unbestimmten Verhältnisse zu Nureddin, den er noch immer seinen Herrn und Gebieter nannte, würde er aus Rücksicht auf die bloße Staatsklugheit sogar besser gethan haben, seine Macht unter den Namen eines Schattenfürsten zu verstecken. Er ließ sich dabei vielmehr von einer gewissen religiösen Ängstlichkeit leiten; denn als eifriger Sunnite, der sein ganzes Leben hindurch auf strenge Befolgung der vorgeschriebenen religiösen Verpflichtungen bedacht war, machte er sich ein Gewissen daraus, die schiitische Ketzerei in Ägypten länger zu dulden. Aus Schonung für den Fatimiden Adhed, der bei Schirkuhs Tode bereits krank war, ließ er zwar anfangs den Abbassidischen Kalifen nicht öffentlich ausrufen, sondern Adheds Namen nur im stillen aus der Chotba ausstreichen. Sobald aber dieser letzte Fatimide gestorben war (1171), rottete er die schiitischen Lehr- und Betformen des Islams in Ägypten aus und setzte die sunnitischen an ihre Stelle. Auch nahm er sofort das Ansehen eines Abbassidischen Beamten an. Seine Stellung gegen Nureddin, welche seit seiner Ernennung zum ägyptischen Wesir ganz unnatürlich geworden war, mußte dies von dem Augenblicke an, wo er der Fatimidischen Herrschaft in Ägypten ein Ende machte, noch weit mehr werden, und ein offener Krieg zwischen beiden Herrschern war voraussichtlich nicht zu vermeiden. Zwar schien es ein Beweis von Vertrauen, daß Nureddin dem alten Ejub gestattete, in Kairo bei seinem Sohn als dessen Schatzmeister zu wohnen; doch dachten sie schon beiderseits an feindselige Rüstungen, als Nureddins Tod (1174) Saladin von der Verlegenheit befreite, seinen Herrn und Wohlthäter mit Krieg zu überziehen. Den Griechen in Palästina ward der veränderte Zustand der Dinge in Ägypten von Anfang an so bedenklich, daß Amalrich selbst im Jahre 1171 nach Konstantinopel gereist war, um den tapferen Kaiser Manuel zu gemeinschaftlichen Maßregeln gegen die jetzt, wie es schien, vereinigt wirkende Macht der Mohammedaner in Ägypten und Syrien zu bewegen; er verfehlte aber seinen Zweck, und Saladin wurde gleich nach Nureddins Tode noch weit furchtbarer, als vorher. Die meisten Generale Nureddins waren nämlich mit dem Obervormund, welchen dieser seinem noch minderjährigen Sohne gesetzt hatte, unzufrieden und boten dem neuen Regenten von Ägypten die Leitung der Herrschaft an. Saladin erschien

sogleich, besetzte Damaskus und andere syrische Städte und drohte zum Verderben des christlichen Staates in Palästina das ganze Reich Nureddins mit Ägypten zu vereinigen.

Noch vor Nureddin war der König Amalrich gestorben und sein erst 13 Jahre alter Sohn, Balduin IV., ihm in der Regierung gefolgt. Dieser fand zwar einen Teil der mohammedanischen Fürsten in Syrien sowie Nureddins Neffen, der in Mossul herrschte, sehr geneigt, sich mit ihm gegen Saladin zu verbinden; das Glück hatte sich aber der neu aufgehenden Sonne zugewendet, und die Christen selbst erleichterten durch ihre Zwietracht Saladins Unternehmungen. Ein Teil der Großen des Reiches Jerusalem, unter ihnen sogar einer der höchsten Kronbeamten, der Connetable Humfried von Toron, stand mit Saladin in geheimem Einverständnis; der König selbst ward von der Krankheit des Aussatzes, welche ihn nie mehr verließ, ergriffen, und diese steigerte sich so sehr, daß sie ihn schon nach wenigen Jahren der Regierung unfähig machte; die Reichsbarone riefen daher einige tapfere Fürsten des Abendlandes nach Palästina, sie vermehrten aber dadurch nur die Verwirrung im Reiche und bereiteten sich selbst neue Verlegenheiten. Unterdessen befestigte und erweiterte Saladin seine Macht immer mehr. Anstatt im Namen von Nureddins Sohn aufzutreten, erklärte er sich gleich nach dem glücklichen Erfolge seines ersten syrischen Zuges für unabhängig, ließ im Gebete sich selbst neben dem Kalifen von Bagdad nennen und nahm den Titel Sultan an. Er teilte seine Zeit zwischen strengen Religionsübungen und kriegerischen Beschäftigungen, entfaltete einen ächt ritterlichen Charakter und machte sich durch Großmut und Freigebigkeit Christen und Mohammedaner gewogen; sein Ruf und mit diesem sein Ansehen wuchsen daher von Tag zu Tag. Er scheiterte freilich bei seinen Angriffen auf Aleppo und hielt sich seitdem eine Zeitlang ruhig; ein vereitelter Mordanschlag aber, den die Assassinen auf ihn machten, bewog ihn, in das Gebiet des Alten vom Berge einzudringen, und der glückliche Ausgang dieses Rachezuges gab ihm das verlorene Selbstvertrauen wieder. Nach Ägypten zurückgekehrt, befestigte er die Hauptstädte des Landes aufs neue und machte dann zu derselben Zeit, als die untereinander zwieträchtigen Großen von Palästina sich der Mehrzahl nach gegen Nureddins Sohn gewandt hatten, an der Spitze seiner entschlossenen Scharen einen Angriff auf Askalon, die Vormauer der Christen an seinen Grenzen (1177). Die Gefahr war dringend, und Balduin brach daher ungeachtet seiner furchtbaren Krankheit und der geringen Zahl von Streitern, die er zur Verfügung hatte, sogleich gegen den Feind des Glaubens auf. Er hielt sich anfangs innerhalb der Festung und schien nur zur Verteidigung derselben entschlossen zu sein; die entsetzlichen Verheerungen aber, welche



Ansicht von Aleppo.

Nach einer Original-Photographie.

Saladins Scharen in der Umgegend anrichteten, trieben ihn bald zu dem verzweifelten Entschluß, einen offenen Kampf mit der weit überlegenen Macht seines Feindes zu wagen. Er rückte mit seinen Truppen aus der Stadt und erfocht bei Rama unweit Askalon einen vollständigen Sieg; das ganze Heer der Feinde wurde bis auf einige Hundert Mann getötet oder gefangen genommen, und Saladin selbst entging kaum der Gefangenschaft. Nichtsdestoweniger waren die Folgen der Schlacht nur für diesen vorteilhaft. Balduin konnte seinen Sieg nicht benutzen, weil die Hauptmacht seines Reiches auf der entgegengesetzten Seite desselben beschäftigt war; für Saladin dagegen ward die Niederlage bei Askalon ebenso, wie früher die gescheiterten Angriffe auf Aleppo, nur ein Sporn, durch neue Thaten seinen Glaubensgenossen zu beweisen, daß er der von Gott auserkorene Verteidiger ihrer Lehre sei, für den er selbst sich hielt, und als welchen ihn die mohammedanischen Gottesgelehrten und Dichter schon damals priesen. Bei dem traurigen Zustande des christlichen Reiches hätte er sich desselben sogar schon in den nächsten Jahren bemächtigt, wenn er nicht mit anderen Dingen beschäftigt gewesen wäre. Er wandte sich nämlich nach der unglücklichen Schlacht bei Rama gegen seine eigenen Glaubensgenossen, unterwarf das Glückliche Arabien und bekriegte dann die Nachfolger Nureddins in Aleppo und Mossul, von welchen einer mit den Christen ein Bündnis geschlossen hatte und ihm dadurch einen erwünschten Vorwand gab, ihn im Namen des Islams selbst anzugreifen. Saladin machte sich 1183 zum Oberherrn von Aleppo, und wenn auch sein Versuch gegen Mossul nicht in gleichem Grade gelang, so war derselbe deshalb doch nicht weniger rühmlich für ihn, weil sich alle anderen Städte am Euphrat und Tigris ihm unterwarfen und die ganze mohammedanische Welt jener Länder sich um ihn als den Mittelpunkt ihres Glaubens sammelte.

In ebendem Grade, als die Mohammedaner einiger wurden und Saladin seinen Ruhm und seine Herrschaft ausbreitete, sank das kleine Königreich Jerusalem durch zunehmende Zwietracht völlig in Ohnmacht, obwohl die Christen fortwährend kühne Abenteuerzüge unternahmen, ja einmal unter dem verwegenen Grafen Rainald von Chatillon, dem Fürsten von Antiochien, vom Roten Meere aus an der Küste von Arabien landeten und das Gebiet von Mekka verwüsteten. Die schreckliche Krankheit des Königs Balduin hatte so sehr um sich gegriffen, daß ihm Augen, Hände und Füße bereits den Dienst versagten und er, selbst der bestehenden Verfassung nach, die Regierung nicht länger zu leiten vermochte. Seine ältere Schwester, Sibylle, hatte von ihrem verstorbenen Gemahl, dem früher von den Großen des Reiches nach Palästina eingeladenen Markgrafen Wilhelm von Montferrat, einen

minderjährigen, erst nach des Vaters Tode geborenen Sohn, Balduin V., und da dieser der nächste männliche Verwandte des Königs war, so gebührte ihr beim Rücktritte ihres Bruders die vormundschaftliche Regierung. Das Schicksal des Reiches beruhte also darauf, wen sie zum zweiten Gemahl erhalte. Man hatte dies allgemein gefühlt und sich deshalb nach einem mächtigen Herrn im Occident umgesehen, der dem Reiche Schutz und Hilfe gewähren könne; ja, die Barone hatten sogar bereits dem Herzoge von Burgund die Hand der Sibylle antragen lassen, als der König seine Schwester plötzlich mit dem Ritter Guido oder Veit von Lusignan vermählte (1180). Dieser besaß zwar alle Eigenschaften eines wackeren Ritters seiner Zeit, aber keine einzige, die ihn zu einem Regenten tüchtig machte; denn er hatte weder Einsicht und Erfahrung, noch auch Ansehen und Reichtum. Während also die Verhältnisse des Reiches einen König erforderten, dem alle Vasallen willig gehorchten, kam in ihm ein Mann an die Spitze des Reiches, welcher keinem einzigen Menschen Vertrauen einflößte. Wie hätte unter einem solchen Regenten der zerfallende Staat der Christen dem drohenden Angriffe eines Saladin widerstehen können! Man fühlte dies, schon als Saladin seinen Zug gegen Mossul und Aleppo unternahm, und es wurde daher auf einem Reichstage von der Geistlichkeit, dem Adel und den Abgeordneten der Bürgerschaft beschlossen, eine allgemeine Vermögenssteuer zu erheben, um der drohenden Gefahr so gut als möglich im voraus zu begegnen. Von allem baren und unbeweglichen Vermögen, die Güter der Kirchen und Klöster nicht ausgenommen, sollte je eins vom Hundert entrichtet werden, und die Besitzer von Dörfern und Flecken sollten außerdem noch von jedem Herde eine bestimmte Summe bezahlen, die sie dann von ihren Bauern nach einer entsprechenden Verteilung wieder erheben könnten. Auch die Armen mußten zu dieser allgemeinen Steuer verhältnismäßig beitragen. Zur Erhebung derselben wurden in jeder Stadt vier Bürger gewählt, welche den Beitrag der einzelnen gewissenhaft bestimmen, von jedem, der sich durch ihre Anordnung beeinträchtigt glaubte, eine eidlich zu bekräftigende Selbstschätzung abfordern und sich selbst durch einen Schwur zur strengsten Verschwiegenheit verpflichten sollten. Das auf solche Weise erhobene Geld wurde einigen Männern, welche von den Ständen erwählt waren, zur Bewachung übergeben und durfte durchaus nur zur Verteidigung des Reiches verwendet werden.

Obgleich man in Palästina, wie diese Steuerverfügung zeigt, die Größe der Gefahr einigermaßen zu würdigen begann, so war doch bei der herrschenden Zwietracht und Verwirrung an keine Rettung zu denken. Das Ruder der Verwaltung ging kurz nachher aus einer kraftlosen und unsicheren Hand in die andere über. Anfangs hatte Guido, zum

größten Verdruß der meisten Reichsvasallen, den bedeutendsten Anteil an der Regierung; bald nachher aber weigerte man sich allgemein, unter seinen Fahnen zu dienen, und der König selbst ward ihm abgeneigt. Dieser machte ihn jetzt ebenso zum Gegenstande seiner Verfolgungen, wie er ihn vorher thöricht begünstigt hatte, und übertrug dem Grafen Raimund von Tripolis, einem Feinde Guidos, die Reichsverwaltung, nachdem er seinen erst fünf Jahre alten Neffen, Balduin V., zum Könige hatte krönen lassen. Bald nachher (1184) starb Balduin IV. und schon zwei Jahre später auch sein Neffe. Raimund hatte gleich nach des ersteren Tode mit Saladin einen Waffenstillstand auf vier Jahre geschlossen und hielt als Reichsverweser die Ruhe einige Jahre aufrecht; kaum war aber Balduin V. gestorben, als die Zwietracht um so heftiger wieder ausbrach. Sibylle wußte nämlich ihrem Gemahle die Krone zu verschaffen und stürzte dadurch das Reich in den Abgrund des Verderbens. Die Großen trennten sich in zwei feindselige Parteien, selbst die Großmeister der beiden Ritterorden waren und blieben in ihren Meinungen und Neigungen geteilt, und Raimund ließ durch seine Anhänger den Gemahl der Schwester der Sibylle, Humfried von Toron, zum Könige ausrufen, weil derselbe noch untüchtiger als Guido war und sich daher vortrefflich zu einem bloßen Werkzeuge eignete. Um das Unglück voll zu machen, erlaubte sich gerade damals ein Reichsvasall, Rainald von Chatillon, einen gewaltsamen Bruch des mit Saladin geschlossenen Waffenstillstandes und beschleunigte dadurch den Angriff des mächtigen Sultans auf das gewissermaßen wehrlose Reich. Dies war derselbe Fürst Rainald, welcher in Arabien eingefallen war, und welcher schon früher den Kaiser Manuel auf frevelhafte Weise beleidigt und sich dadurch eine arge Demütigung zugezogen hatte. Er überfiel eine mohammedanische Karawane, die nach Mekka wallfahrtete, warf die Pilger in Ketten und bemächtigte sich ihrer Habe. Ohne Zaudern schloß jetzt Saladin, nachdem er vergeblich die Auslieferung des Raubes und der Gefangenen gefordert hatte, mit dem Fürsten von Mossul Frieden und brach mit seiner ganzen Macht gegen das Reich Jerusalem auf (1187). Die gemeinschaftliche Gefahr bewog zwar, noch ehe er erschienen war, Raimund und den König Guido zur Aussöhnung; das zwischen ihnen bestehende Mißtrauen wurde aber dadurch nicht aufgehoben, und da überdies schon seit mehreren Jahren auf Raimund der Verdacht ruhte, daß er mit dem Sultan im geheimen Bunde stehe, so war an kräftige und weise Maßregeln von seiten der Christen nicht zu denken. Sie faßten, als Saladin mit seinem Heere am See Tiberias (Genezareth) angekommen war, den Entschluß, ihm ein entscheidendes Treffen zu liefern, obgleich Raimund alles aufbot, sie durch Gründe zu überzeugen, daß man dem furchtbaren Sultan gegenüber

nicht alles an einen Wurf setzen, sondern sich verteidigungsweise verhalten müsse. Die Meinung der Unbesonnenen siegte, und es ward am 4. Juli 1187 bei Hittin am See eine Schlacht geliefert, durch welche Saladin nicht nur den früher von den Christen bei Askalon erfochtenen Sieg verdunkelte, sondern auch die ganze christliche Macht in Palästina vernichtete. Seine Gegner erlitten eine vollständige Niederlage; ihre tapfersten Streiter sowie fast alle Großen des Reiches wurden entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Auch der König fiel in die Hände der Feinde, und von allen Reichsbaronen retteten sich nur drei durch die Flucht. Saladin, der bei diesem glänzenden Siege ebenso, wie zehn Jahre früher, als er in der Schlacht bei Askalon kaum dem allgemeinen Verderben entgangen war, der Gnade Gottes sein Glück zuschrieb, empfing und behandelte die Gefangenen auf edle und achtungsvolle Weise; nur den Fürsten Rainald, welchem er beim Bruche des Waffenstillstandes den Tod geschworen hatte, hieb er mit eigener Hand nieder, und alle gefangenen Tempelherren und Hospitaliter wurden entweder auf seinen Befehl getötet, oder einzelne fanatische Mohammedaner kauften sie für das gewöhnliche Lösegeld, um sich durch ihre Erwürgung ein Verdienst vor dem Gotte des Islams zu erwerben.

Schon am 9. Juli zog Saladins Heer in Ptolemais ein, und vier Wochen nach der Schlacht bei Hittin war die ganze Küste des Reiches Jerusalem von Tripolis bis Askalon, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Tyros, sowie ein großer Teil des inneren Landes in den Händen der Ungläubigen. Auch Tyros würde gefallen sein, wenn nicht, wie vom Himmel gesendet, ein Retter erschienen wäre, der wenigstens diese Stadt den Christen erhielt und die aus dem Abendlande herbeieilenden Pilger um sich vereinigte. Dieser Retter war Konrad von Montferrat, der Bruder von Sibyllens erstem Gemahl. Er hatte schon in Konstantinopel als einer der eifrigsten Genossen des Kaisers Manuel den Preis der Tapferkeit errungen und nachher einen der Nachfolger desselben, Isaak II. Angelus, durch seinen Arm auf dem Thron erhalten, war aber von Isaak mit einem leeren Titel und mit der Ehre, eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin zu erhalten, belohnt worden; er hatte deshalb, da er seine Verdienste höher anschlug, die Not der Christen in Palästina und sein Gelübde eines Kreuzzuges zum Vorwande genommen, um sich dem Dienste des Kaisers zu entziehen, und erschien noch zur rechten Zeit in Tyros, um dasselbe durch seine Tapferkeit zu retten. Nachdem Saladin Tyros vorerst aufgegeben und die Übergabe von Askalon gegen das Versprechen, den König Guido im nächsten Frühjahr aus der Gefangenschaft zu entlassen, erlangt hatte, begann er Ende September die Belagerung von Jerusalem.

Schon zwei Wochen nachher war diese Stadt dahin gebracht, daß eine Kapitulation eingeleitet wurde, welche am 3. Oktober 1187 die Übergabe zur Folge hatte. Nach dem mit Saladin geschlossenen Vertrage sollten alle Einwohner kriegsgefangene Sklaven sein, doch sollte jeder Mann gegen ein Lösegeld von zehn Goldstücken, sowie jede Frau für fünf, außerdem noch 7000 Arme für eine runde Summe von 30 000 Silberstücken innerhalb der ersten 40 Tage aus Jerusalem und Palästina auswandern dürfen. Saladin zog an einem Freitag und noch dazu am Jahrestage der wunderbaren Reise, welche Mohammed von Jerusalem aus durch die Himmel gemacht hatte, in die Stadt ein. Er entweihte sein Glück durch keine jener Grausamkeiten, welche sonst im Orient mit der Einnahme eroberter Städte verbunden zu sein pflegen. Er verfuhr im Gegenteil sehr milde, ließ die Losgekauften unter einer schützenden Bedeckung und mit aller möglichen Fürsorge nach der Küste geleiten, bewies sich mitleidig und freigebig gegen sie und schenkte zuletzt auch denen, die sich nicht hatten lösen können, die Freiheit, erlaubte aber nur den syrischen und armenischen Christen, in der Stadt wohnen zu bleiben. Die Kreuze wurden umgestürzt, die Glocken zerschlagen, die Kirchen mit wohlriechenden Wassern gereinigt und zu Moscheen umgeschaffen.

Während Saladin sein ägyptisch-syrisches Reich gründete und die christliche Macht im Orient allmählich vernichtete, hatten die Päpste im Abendlande alles aufgeboten, um den bedrängten Glaubensgenossen Hilfe zu verschaffen. Ihre Bemühungen waren aber vergeblich gewesen. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England hatten den versprochenen Kreuzzug nicht unternehmen können, und auch der Nachfolger des ersteren, Philipp August, ward durch seinen Krieg mit dem letzteren daran gehindert. Erst als Jerusalem zum zweitenmal in die Hände der Ungläubigen gefallen war, kam eine Aussöhnung zwischen beiden Reichen zu stande, und die Könige derselben gelobten gemeinschaftlich einen Kreuzzug. Auch der deutsche Kaiser, Friedrich Barbarossa, that erst dann das nämliche Gelübde. Noch ehe diese drei Fürsten ihre Rüstungen vollendet hatten, gelang es den Bemühungen des Papstes, zum Schutze der Stadt Tyros, welche Saladin aufs neue angriff, und zum Versuch einer Wiedereroberung Palästinas eine sehr große Zahl von Herren und Rittern aus verschiedenen Ländern zusammenzubringen. Diese abendländischen Streiter setzten Konrad von Montferrat in den Stand, Tyros zu behaupten, und sammelten sich um den König Guido, welcher sich seitdem auf offenem Felde mit den Ungläubigen messen und im Jahre 1189 die Belagerung der Festung Ptolemais oder Acre beginnen konnte. Um dieselbe Zeit veranstalteten endlich die drei Hauptnationen Europas unter ihren Köni-

gen, Friedrich Barbarossa, Philipp August und Heinrichs II. Nachfolger, Richard Löwenherz, den glänzendsten Kreuzzug, welcher bis dahin unternommen worden war.

2. Friedrich Barbarossas letzte Jahre und sein Kreuzzug.

Friedrich Barbarossa hatte durch einen verständigen Frieden mit den Lombarden und durch die Vernichtung der Macht Heinrichs des Löwen sein kaiserliches Ansehen kaum wiederhergestellt und befestigt, als er mit dem Oberhaupte der Kirche und mit einem Teile des deutschen Klerus in Zwist geriet. Papst war seit Alexanders III. Tode (1181) Lucius III., welcher bald nach seiner Erwählung von den unruhigen Römern aus Rom verjagt worden war und seinen Sitz zuerst in Velletri und dann in Verona aufgeschlagen hatte. Zwischen ihm und dem Kaiser brach schon im Jahre 1183 ein Streit aus, weil bei einer zwiespältigen Bischofswahl in Trier beide gegeneinander Partei nahmen. Auch weigerte sich Lucius, die während des Streites zwischen Friedrich und Alexander abgesetzten Bischöfe wiedereinzusetzen. Der Kaiser dagegen und sein Sohn, König Heinrich VI., kränkten den Papst in der Person seines Freundes, des Erzbischofs Philipp von Köln. Dieser, welcher früher dem Kaiser sehr ergeben gewesen war, hatte nicht nur dem König Heinrich VI. den Gehorsam versagt, als er ihm wegen eines an augsburgischen Kaufleuten begangenen Raubes Rede stehen sollte, sondern er war auch verdächtig, mit dem vertriebenen Herzog Heinrich dem Löwen und dessen Schwiegervater, dem Könige von England, in geheimem Einverständnisse zu stehen; letzteres ist sogar erwiesen. Er ward von König Heinrich auf schlaue Weise gedemütigt und mit einer Geldbuße bestraft. Der Papst selbst wurde besonders dadurch gegen den Kaiser erbittert, daß sich dieser gleich nach dem glänzenden Krontage in Mainz nach Italien begab, um seinem Sohne durch die Vermählung mit Konstantia den Besitz des Neapolitanischen Reiches zu verschaffen und zugleich die Mathildischen Güter, die er als Reichsgut und als einen Teil von des alten Welf Erbschaft besetzt hatte, sich und seiner Familie zu erhalten. Als daher Friedrich in die Lombardei gekommen war, mit Mailand einen engen Bund geschlossen und Cremona mit dem Banne belegt hatte, weigerte sich Lucius nicht nur standhaft, dessen Sohn zum König von Italien zu krönen, sondern er bedrohte auch den Kaiser wegen seines Verfahrens bei dem trierischen Streite und wegen der Mathildischen Güter mit dem Banne. Er durfte jedoch nicht wagen, seine Drohung auszuführen, weil die Veroneser ihm bedeuteten, daß sie ihn in ihren Mauern nicht dulden würden, wenn er einen geistlichen Prozeß gegen Friedrich an-

strengen werde. Lucius starb 1185; die Zwietracht zwischen Kaiser und Papst hörte aber mit seinem Tode nicht auf. Sein Nachfolger, Urban III., bis dahin Erzbischof von Mailand, schien zuerst friedlichere Saiten aufziehen zu wollen, in dem Trierer Wahlstreite und in den Fragen betreffs der Mathildischen Güter war er nachgiebig, ja, Heinrich wurde sogar beauftragt, dem Papste die verlorenen Gebietsstücke wiederzuerobern. Aber Urban konnte ebensowenig als Lucius die Verbindung Heinrichs mit Konstantia und seine Anerkennung als König von Italien verhindern, weil Friedrich die Mailänder durch verschiedene Vorteile fest an sich knüpfte, und dies trieb ihn wieder zur Opposition. Die Vermählung ward im Januar 1186 mit dem größten Glanze in Mailand gefeiert, was die Bürger dieser Stadt sich als besondere Gunstbezeigung ausgebeten hatten; dorthin ließ der Neffe der Braut, König Wilhelm II., die glänzende Mitgift derselben auf 150 Saumtieren bringen. Friedrich ließ bei dieser Gelegenheit seinen Sohn durch den Patriarchen von Aquileja zum italienischen König krönen. Bald darauf fiel Cremona, aber zugleich kamen sehr gefährliche Nachrichten aus Deutschland.

Hier hatten unterdessen dreizehn Bischöfe, von welchen Volkmar von Trier, Philipp von Köln, den Urban kurz zuvor zum päpstlichen Legaten ernannt hatte, und Berthold von Metz die vornehmsten waren, eine förmliche Verschwörung angezettelt. Friedrich mußte selbst über die Alpen zurückeilen. Er unterdrückte in kurzer Zeit die ganze Bewegung. Ein Teil der Bischöfe wurde verjagt, alle anderen, außer Philipp, unterwarfen sich dem Kaiser, und Konrad von Mainz ließ sich sogar gebrauchen, ein Schreiben der deutschen Geistlichkeit an den Papst abzufassen, welches allen bisherigen Schritten der Verschworenen widersprach und dem Papste jede Hoffnung auf Hilfe in Deutschland raubte. Selbst von der Verbindung mit Philipp ward Urban dadurch abgeschnitten, daß Friedrich alle Pässe, die aus Deutschland nach Italien führten, besetzen ließ. Während sich Urban auf diese Weise von den deutschen Bischöfen verlassen sah, versperrten ihm die Römer ihre Stadt, und als er seinem Zorne gegen den Kaiser durch einen Bannspruch Luft machen wollte, duldeten ihn auch die Veroneser nicht länger bei sich; er konnte daher nichts weiter gegen Friedrich unternehmen und starb als ohnmächtiger Gegner im Herbste 1187 zu Ferrara, nachdem er noch die Nachricht von der Einnahme Jerusalems durch Saladin vernommen hatte. Schon vor seinem Tode hatte Friedrich gehofft, den Erzbischof Philipp leicht unterdrücken zu können. Er rüstete einen Kriegszug gegen ihn und gegen die Kölner Bürger, die sich ihres Bischofs mit Eifer annahmen, sowie gegen seine Verbündeten, wozu auch der König von England und der Bischof von Utrecht gehörten;

er fand aber unerwartete Schwierigkeiten, weil die lothringische Ritterschaft, auf die er dabei gerechnet hatte, ihm ihre Hilfe verweigerte. Diese glaubte sich zu einem solchen Kriege rechtlich nicht verpflichtet und kümmerte sich weder um Friedrichs Zorn, noch um seine laute Klage, daß er noch in seinen alten Tagen das kaiserliche Ansehen verachtet sehen müsse. Doch fügten sich Philipp und die Kölner, als Friedrich auf dem Rhein eine Verkehrssperre für Köln eintreten ließ und zudem die Nachricht vom Tode Urbans eingelaufen war. Philipp ward, nachdem er Abbitte gethan hatte, zu Gnaden angenommen, und die Kölner zahlten eine Geldbuße.

Friedrichs Entschluß, im 67. Lebensjahre einen Kreuzzug zu unternehmen, ging nicht aus ruhiger Überlegung, sondern aus einer plötzlichen Bewegung der Seele hervor. Ein solcher Zug lag durchaus nicht in seinem Lebensplane, und er dachte sogar zu der Zeit, als die Könige von England und Frankreich ihre Rüstungen schon beendigt hatten und mit ihm über ihren Marsch durch Deutschland Unterhandlungen pflogen, noch nicht an ein Unternehmen dieser Art. Im Frühjahr 1188 auf dem Reichstage zu Mainz, auf dem die Kölner Wirren beigelegt wurden, faßte er den Entschluß, nicht, wie man ihm riet, nur seine Söhne auszusenden, sondern selbst das Kreuz zu nehmen, was unter Mitwirkung des Kardinals von Albano am Sonntag Lätare zu Mainz geschah. Dieser Entschluß war die reine Wirkung des in einer edlen Heldenseele angefachten Feuers der Begeisterung, die Folge des plötzlichen Ausbruches eines heiligen Unwillens. Er führte ihn nachher mit der besonnenen Klugheit eines reifen Alters und mit der reichen Erfahrung eines wechselvollen kriegerischen Lebens aus, so daß sein Kreuzzug die größte Unternehmung war, welche im ganzen Mittelalter von der deutschen Nation als solcher gemacht worden ist, und daß er selbst sich dabei als den ausgezeichnetsten Feldherrn der ganzen Zeit von Karl dem Großen an bis auf ihn bewiesen hat. Dies geht nicht allein aus der Anordnung und Leitung des Zuges hervor, sondern besonders auch aus dem Umstande, daß mit Friedrichs Tode das bis dahin durchaus rühmliche und für die Feinde wahrhaft furchtbare Beginnen in ein Nichts zerrann. Schon der Schrecken, welchen die Nachricht von Friedrichs Entschluß über Saladin und dessen Umgebung verbreitete, zeigt uns die große Achtung, die des Kaisers Talente und Mut allen Völkern, den gläubigen wie den ungläubigen, eingeflößt hatten; denn die Mohammedaner hielten nach den Berichten ihrer eigenen Geschichtschreiber schon auf die bloße Nachricht von Friedrichs Vorhaben ganz Syrien für verloren, und Saladin selbst erklärte den Kreuzzug des deutschen Kaisers für das Schlimmste, was ihm hätte begegnen können. Übrigens schickte Friedrich vor seinem Aufbruch eine

Gesandtschaft an den Beherrscher von Ägypten und Palästina, um ihm den Vertrag aufzukündigen, den er als Oberherr der nach dem Orient handelnden Seestaaten Italiens nicht lange vorher mit ihm geschlossen hatte. Auch an den König von Ungarn, den Kaiser in Konstantinopel und an den Sultan von Ikonium, Kilidsch Arslan II., mit welchem er schon früher in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, sandte er Abgeordnete wegen des Durchzuges durch Kleinasien, und der Sultan gab nicht nur die besten Versprechungen, sondern er schickte auch eine Ehrengesandtschaft an den Kaiser, welche durch ihren Glanz und ihr zahlreiches Gefolge in ganz Europa Aufsehen erregte. Endlich trat Friedrich auch mit den Beherrschern des Ungarischen und Griechischen Reiches in Unterhandlung.

Friedrich kannte von dem Kreuzzuge her, den er einst mit seinem Oheim, Konrad III., gemacht hatte, alle Schwierigkeiten des Unternehmens und hielt es bei seinem hohen Alter für wahrscheinlich, daß er sein Grab im heiligen Lande finden werde; er traf also auch alle seine Maßregeln danach und verschob seine Abreise bis zum Mai des nächsten Jahres, um alles aufs beste vorzubereiten und die deutschen Angelegenheiten seinem Sohne König Heinrich in gutem Zustande zu hinterlassen. Zuerst stellte er sehr weise Bedingungen auf, unter denen man allein an seinem Zuge teilnehmen könne; damit sich nämlich keine raubsüchtigen, fanatischen Horden bilden könnten, die sich einzig auf rohen Fanatismus verließen, sollte niemand sich stellen, der nicht den Besitz von drei Mark Silber (= 120 ℳ heute) nachweisen könnte. Ferner nötigte er Heinrich den Löwen, welcher gleich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung mit seinem Nachfolger in der sächsischen Herzogswürde Streit angefangen hatte, der Religion und der Ruhe des Reiches ein Opfer zu bringen, das man dem strengen Rechte nach von ihm nicht hätte verlangen können. Er ließ ihm die Wahl, entweder als des Kaisers Vasall mit nach Palästina zu ziehen, oder mit Beibehaltung der väterlichen Erbschaft in Deutschland zu bleiben, aber seinem herzoglichen Besitzstande im früheren Umfange ausdrücklich zu entsagen; oder drittens, noch einmal auf drei Jahre das Reich zu verlassen. Heinrich wählte das letztere und begab sich wieder nach England. Nachdem durch Heinrichs Entfernung die größte Gefahr für die Ruhe des Reiches beseitigt war, zog Friedrich an die Weser, um die dort errichteten Raubschlösser zu zerstören. Dann schlichtete er die Streitigkeiten, welche zwischen einzelnen Reichsfürsten bestanden. Im Mai des Jahres 1189 brach er endlich, begleitet von seinem zweiten Sohne, Herzog Friedrich von Schwaben, von Regensburg aus nach dem Gelobten Lande auf und zog die Donau hinab nach Ungarn. Sein Heer, aus welchem er gleich anfangs alles Gesindel, das sich zudrängen wollte, fortgejagt hatte,

bestand aus 100 000 Mann, und unter diesen befanden sich nicht weniger als 20 000 Ritter.

Von dem ungarischen König, Bela III., wurde Friedrich und sein Heer in Gran freundlich aufgenommen; ja das Heer wurde von vielen Ungarn verstärkt und Herzog Friedrich mit König Belas Tochter verlobt, die er später nicht wiedersah. Ganz entgegengesetzt aber war der Empfang im Griechischen Reiche. Dort herrschte Isaak II. Angelus, ein feiger und ängstlicher Mann, der weder dem Verdienste, noch der Geburt, sondern nur dem Zufall seinen Thron verdankte und, wie alle solche Leute, sich über sich selbst und seine Lage täuschte. Besonders machte ihn die Verbindung Friedrichs mit den Neapolitanern und Sizilianern, den alten Feinden der Griechen, besorgt. Nach der Art schwacher Menschen widersetzte er sich dem Durchmarsch der Deutschen nicht geradezu, sondern suchte ihnen durch Ränke und heimtückische Maßregeln zu schaden; er ließ die Gesandten Friedrichs verhaften, die Städte schließen, die Märkte sperren, Verhaue anlegen und den Deutschen in Engpässen auflauern, that dann wieder freundlich, schrieb zweideutige Briefe und versteckte seine Arglist hinter leere Ceremonieen. Friedrich lachte der kleinen Anstalten gegen seine bedeutende Heeresmacht und setzte den Tücken der Griechen Kraft und Festigkeit entgegen, während er zugleich auf dem ganzen Zuge die strengste Kriegszucht einhielt und die Raubgier seiner ritterlichen Scharen zügelte. Endlich nötigte ihn die offenbare Verräterei Isaaks zu Thätlichkeiten. Er nahm Adrianopel im Sturm ein, besetzte den ganzen Strich bis nach Makedonien hin, ließ sein Heer in demselben wie im eigenen Lande die Winterquartiere aufschlagen und schrieb endlich, als auch jetzt die Griechen von ihren Feindseligkeiten nicht abließen, dem griechischen Kaiser förmlich vor, wieviel Schiffe er ihm zur Überfahrt des deutschen Heeres liefern und an welcher Stelle er es nach Asien hinüberbringen lassen solle. Im März 1190 setzten seine Truppen auf griechischen Schiffen über; er zog dabei den Übergang über die Straße der Dardanellen (Hellespont) dem über die Meerenge von Konstantinopel vor.

Friedrich hatte eine freundliche Aufnahme von seiten der seldschukkischen Türken von Ikonium erwartet, er fand aber schon am Mäander dieselben feindseligen Anstalten, welche die früheren Kreuzheere gefunden hatten. Doch täuschten sich die Türken, wenn sie denselben Erfolg davon hofften; denn der Kaiser war auf ihren Angriff gefaßt und rückte mit solcher Einsicht und Klugheit weiter, daß auch an den gefährlichsten Stellen der Verlust seiner Truppen unbedeutend blieb. Das Beste that dabei die Kriegserfahrung, die sich Friedrich während eines langen Lebens auf dem seiner Nation ungünstigen

Boden von Italien erworben hatte, sowie die Tapferkeit der von ihm mit Sorgfalt ausgelesenen Streiter und besonders seine weise Anordnung des Zuges, da er alles Fußvolk nebst den Kranken und dem Gepäcke in die Mitte nahm und die Reiterei zu beiden Seiten her ziehen ließ. Freilich behaupten die abendländischen Geschichtschreiber dieses Zuges, von welchen die meisten demselben persönlich beiwohnten, in vollem Ernste und mit der größten Bestimmtheit, daß auch der heilige Georg an der Spitze himmlischer Streiter den Deutschen mit irdischen Waffen beigestanden habe. Wird doch auch, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, bei der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon und bei anderen Unternehmungen der Kreuzfahrer der Erscheinung von mithelfenden Engeln und Heiligen gedacht! Ohne irgend einen bedeutenden Verlust, außer dem von Streitrossen, erlitten zu haben, zog auf diese Weise zum erstenmale seit dem Beginn der Kreuzzüge ein ansehnliches abendländisches Heer durch das Innere von Kleinasien. Man wird die ganze Größe des Mannes, welcher dasselbe führte, erkennen, wenn man bedenkt, daß er dabei auf ungebahnten Wegen durch fremde, zum Teil ganz öde Striche zog, daß sein Heer von Hunderttausenden leicht berittener, mit der Gegend genau bekannter Türken umschwärmt war, daß es oft durch Hitze, Hunger und Durst unsäglich zu leiden hatte, und daß zu jener Zeit an eine militärische Ordnung und Verwaltung, wie wir sie kennen, nicht zu denken war. Auch in der größten Not behauptete Friedrich die Festigkeit, die aus echtem Mut, aus angeborner Kraft und aus sicherer Einsicht entspringt. Als sein Heer einst mitten im Lande der Seldschukken alle Vorräte aufgezehrt hatte und dem Hungertode unrettbar preisgegeben zu sein schien, bot ihm eine feindliche Horde gegen ein Lösegeld von einem Goldstück für jeden Mann freien Abzug und hinreichende Lebensmittel an; er wies sie aber mit den Worten zurück, daß es seine Art nicht sei, sich durch Gold den Weg zu bahnen. Bald wurde es klar, daß zwar nicht der alte Kilidsch Arslan selbst, denn er hatte der Regierung entsagt und sie seinen Söhnen übertragen, sondern ebendiese, besonders Kutbeddin, feindseligen Sinnes und mit den Reiterschwärmen im Einverständnis waren, stand doch Kutbeddin mit Saladin in einem Bündnis. Bei Philomelium kam es zu einer Schlacht, die der Kaiser persönlich anordnete und, nachdem er eine kurze Ansprache*) an die Truppen gehalten, jugendlich voransprengend eröffnete. Die Türken wurden besiegt, und nach einigen weiteren Tagen voll Kampf

*) Er rief zum Schlusse: „Christus vincit, Christus regnat, Christus triumphat“ (Christus siegt, herrscht, triumphiert), welche Worte auf dem Schwerte Karls des Großen stehen, das zu den Reichskleinodien gehört.

und Mühen erschien Friedrich in der Mitte des Mais vor der volkreichen Hauptstadt der Seldschukken, Ikonium. Sie war nur für den ersten Anlauf befestigt und wurde daher leicht eingenommen. Der Sultan zog sich aber in die feste Burg zurück, welche in der Mitte der Stadt lag, und hoffte wahrscheinlich, die Deutschen bei der Plünderung der Stadt überfallen oder durch die Belagerung der Citadelle aufhalten zu können. Friedrich vereitelte beides. Er ließ bloß seinen Sohn in die Stadt ziehen, während er selbst mit dem Hauptheere in der Nähe ein Lager aufschlug, und setzte dann, mit der Beute von Ikonium bereichert, seinen Marsch unverzüglich weiter fort. Der Sultan mußte sich vor dem Abzuge der Deutschen sogar dazu verstehen, ihnen Geiseln mitzugeben und für Verpflegung zu sorgen. Auch in dem Gebiete des christlichen Königs von Armenien, der die Pässe von Cilicien innehatte und sich anfangs sehr zweideutig benahm, überwanden Friedrich und sein Heer alle Schwierigkeiten. Die strenge Kriegszucht, mit welcher der Kaiser seine zahlreichen Scharen von jeder Gewaltthätigkeit abhielt, und die Frömmigkeit der guten Deutschen, die ihnen den Charakter eines für den Glauben streitenden Heeres bewahrte, rührte und gewann die Armenier, und während diese nach ihrem schlauen Wesen mit Saladin in Verbindung blieben, nahmen sie sich nichtsdestoweniger der deutschen Kreuzfahrer an und geleiteten sie ungefährdet durch die Gebirge von Cilicien.

In diesem Lande erlitten die Deutschen den härtesten Schlag, der sie treffen konnte. Der Kaiser ertrank, als man nicht mehr weit von Seleukia war, im Flusse Kalykadnos oder Seleph, als er entweder, wie einst Alexander der Große in dem nämlichen Lande in dem Flusse Kydnos (s. Band II. S. 152), unvorsichtigerweise ein Bad nahm oder den reißenden Strom durchreiten wollte (10. Juni 1190). Mit seinem Tode verschwand das ganze bisherige Glück wie durch einen Zauberschlag, und es zeigte sich aufs klarste, daß die deutschen Kreuzfahrer bis dahin nur durch die Talente ihres Führers vor dem Schicksale ihrer Vorgänger bewahrt geblieben waren. Friedrichs Eingeweide wurden auf dem Weiterzuge in Tarsus, das von den Gebeinen gelöste Fleisch in Antiochia beigesetzt; von seinem schönen Heere kehrten manche sogleich in die Heimat zurück; die anderen zogen zwar unter der Führung seines zweiten Sohnes, des Herzogs Friedrich von Schwaben, nach Palästina, allein viele von ihnen kamen schon auf dem langsamen Marsche dahin um, die größere Zahl der Übriggebliebenen fraß in Antiochia die Pest, und die letzten dürftigen Reste erreichten erschöpft und ermattet das vor Akkon (Ptolemais) liegende christliche Belagerungsheer. Hier starb ihr Führer schon im ersten Monat des nächsten Jahres. „Wäre Friedrichs treffliches und tapferes Heer", sagt einer

der Chronikschreiber jener Zeit, „zu seinem Ziele geführt und mit den englischen und französischen Kreuzfahrern vereinigt worden: welches Volk, welches Land, welcher auch noch so tüchtige König, ja welche Tapferkeit aller orientalischen Könige zusammen hätte der Kraft Italiens, dem Feuer Frankreichs, der Kriegskunst und, was mehr als alles dies ist, dem kühnen Mute Deutschlands und seinem unbesiegten königlichen Oberhaupte Widerstand leisten können? Aber Gottes Wille, nicht der Menschen Kraft oder Rat regiert die Welt." Das einzige Denkmal des ruhmvollen Zuges war der von des Kaisers edelstem Sohne im November 1190 gestiftete deutsche Ritterorden. Der Herzog Friedrich hatte mit Betrübnis gesehen, daß seine deutschen Landsleute in Syrien und Palästina von den Krankenhäusern und der Unterstützung der Johanniter und Tempelherren ausgeschlossen waren, und daß diese Ritter, so reichlich sie auch in Deutschland und von den Deutschen mit Gütern ausgestattet worden waren, selbst ihren deutschen Ordensbrüdern unfreundlich begegneten. Er hatte deshalb vor Akkon, unterstützt von Kaufleuten aus Bremen und Lübeck, den Orden der deutschen Ritter oder Herren gestiftet, der Maria zur Schutzpatronin nahm (daher sie auch Marianer heißen); in der Tracht waren sie am weißen Mantel mit schwarzem, achtspitzigem Kreuze kenntlich. Dieser Orden bestand anfangs aus Rittern und barmherzigen Brüdern; dann kamen Priester und später nichtadelige sogenannte Halbbrüder dazu. Er hatte anfangs neben jenen beiden anderen Vereinen nur ein geringes Ansehen, erlangte jedoch später durch seine Verdienste um die Verbreitung der christlichen und deutschen Kultur im Nordosten von Europa um so größeren Ruhm.

3. Der Kreuzzug der Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England.

Von den drei abendländischen Königen, welche den dritten Kreuzzug unternahmen, hatte zwar Friedrich Barbarossa ungeachtet seines späten Entschlusses den Zug zuerst angetreten; die Könige Heinrich II. von England und Philipp August von Frankreich hatten aber schon viel früher das Gelübde des Kreuzzuges abgelegt und zur Erfüllung desselben Anstalt gemacht. Schon vor der Eroberung Jerusalems durch Saladin hatte der Papst Lucius III. drei Abgeordnete aus Palästina, welche bei ihm erschienen waren, an jene beiden Könige mit der dringenden Ermahnung geschickt, ihr längst gegebenes Versprechen zu erfüllen. Allein beide waren gerade damals am wenigsten geneigt dazu. Heinrich war mit seinem Sohne Richard aufs neue in Zwist geraten und ließ den Bevollmächtigten des Papstes durch seine

versammelten Stände erklären, daß es für das Wohl des Reiches besser sei, wenn er die Zügel der Regierung nicht aus den Händen gebe und sein Volk gegen die feindlichen Nachbarn verteidige, als wenn er für das Heil des Orients kämpfe. Philipp August wollte und konnte an einen so fernen Zug ebensowenig denken. Er hatte den Plan entworfen, sich der englischen Besitzungen in Frankreich zu bemächtigen und war seit seinem Regierungsantritte mit den Rüstungen für dieses Unternehmen beschäftigt. Das nötige Geld dazu hatte er sich durch eine in gesetzlicher Form vorgenommene Ausplünderung der Juden seines Landes verschafft. Dieses unglückliche Volk war in jenen Zeiten zu einem steten Wechsel seiner äußeren Geschicke verdammt; bald lebte es in einem durch Geldgeschäfte und Wucher erworbenen Überfluß, bald ward es wieder aus Religionshaß und Habgier aufs grausamste verfolgt, seiner Reichtümer beraubt und selbst mit dem Verluste des Lebens bedroht. Philipp Augusts Vater, Ludwig VII., hatte die Juden zuerst mit Rechten und Privilegien begabt, dann aus seinem Reiche vertrieben, zuletzt wieder aufgenommen und aufs neue in hohem Grade begünstigt. Philipp August verbannte sie wieder aus Frankreich, weil er ihres Geldes bedurfte. Er ließ sie ohne Gnade über die Grenze treiben, zog ihre unbeweglichen Güter ein und erklärte alle ihre Außenstände bei Christen unter der Bedingung für getilgt, daß der fünfte Teil derselben an ihn entrichtet werde. Mit dem auf diese Weise erlangten Gelde warb und rüstete er dann die Heere, an deren Spitze er sich mit dem englischen Könige herumschlug. Er und Heinrich würden ungeachtet ihres Kreuzgelübdes diese Kriege nicht so bald geendigt haben, wenn nicht beide Könige von dem herrschenden Geiste ihrer Völker abhängig gewesen wären. Die Nachricht vom Falle Jerusalems, welche durch päpstliche und genuesische Briefe sowie durch die Klagen der aus Palästina verjagten Christen überall in übertriebener Weise verbreitet wurde, fachte den kriegerischen Glaubenseifer der Engländer und Franzosen wieder an, und die Könige sahen sich gezwungen, der allgemeinen Stimmung wenigstens durch neue Versprechungen nachzugeben. Sie kamen daher bei Gisors an der Grenze der Normandie, wo unter einer alten Rüster die normannischen Herzöge und die Könige von Frankreich von jeher ihre Zusammenkünfte zu halten pflegten, zu einer Unterredung zusammen und übernahmen, nachdem sie Frieden geschlossen, gemeinschaftlich die Verpflichtung, in den Orient zu ziehen (Januar 1188). Ob es ihnen wirklich Ernst damit war, oder ob sie bloß, wie sie gleich nachher thaten, unter dem Vorwande des Kreuzzuges Steuern erheben wollten, ist schwer zu entscheiden; denn sie knüpften zwar sogleich mit den Deutschen, Griechen und Ungarn Unterhandlungen über den Durchmarsch an, begannen

aber auch ihre gegenseitigen Befehdungen wieder und verwüsteten einer des anderen Land mit solcher Wut, daß Philipp damals selbst die heilige Rüster von Gisors umhauen ließ. Endlich verweigerten die französischen Großen, welche das Kreuz genommen hatten, ihrem Könige den ferneren Dienst gegen alle Christen, und Heinrich sah sich durch die Streitigkeiten mit seiner eigenen Familie, welche von Philipp befördert wurden, außer stand gesetzt, seinen Nachbarn zu schaden. Beide schlossen also notgedrungen Frieden miteinander. Kaum war dies geschehen, als Heinrich starb (Juli 1189).

Wäre der letztere länger am Leben geblieben, so würde der von ihm und dem französischen Könige gelobte Kreuzzug vielleicht nie zu stande gekommen sein. Allein sein Sohn und Nachfolger, Richard I. Löwenherz, fühlte sich durch seine ganze Natur gerade zu einem solchen Unternehmen hingezogen. Richard war in der Heimat seiner Mutter, also in demjenigen Teile von Frankreich aufgewachsen, in welchem damals die ritterliche Poesie der Troubadoure blühte. Er selbst gehörte zu dieser Sängerzunft und vereinigte in seinem Charakter die den Dichtern jener Zeiten und Gegenden eigentümliche Mischung entgegengesetzter Eigenschaften. Er besaß ein lebendiges religiöses Gefühl, einen wahren Durst nach Thaten und einen unerschütterlichen Heldenmut, der ihm den Beinamen des Löwenherzigen erworben hat; aber neben diesen edleren Triebfedern walteten auch Roheit, Grausamkeit, Habsucht, Jähzorn und Wollust in seiner Seele, so daß in ihm sowohl die gute, als die schlechte Seite des Mittelalters personifiziert erscheint, weil er bald des Höchsten und Schönsten, bald des Niedrigsten und Gemeinsten fähig war. Was konnte einen solchen Mann mehr reizen, als die Abenteuer eines ritterlichen Kriegszuges nach dem Orient? Er hatte schon einige Jahre vor seines Vaters Tode das Kreuz genommen und war kaum König geworden, als er mit Philipp August eine Zusammenkunft zu St. Remy hielt und nicht nur, wie sein Vater gethan hatte, einen gemeinschaftlichen Kreuzzug verabredete, sondern auch zugleich einen förmlichen Vertrag über die Zeit und Einrichtung desselben schloß; auch er hatte gleich nach seiner Thronbesteigung eine Judenverfolgung zugelassen, bei welcher manche der Unglücklichen sich töteten oder mit ihren Schätzen verbrannten, um den Martern zu entgehen. Es war festgesetzt worden, daß die französischen Kreuzfahrer ein rotes, die englischen ein weißes und die flandrischen ein grünes Kreuz tragen sollten. Man kam überein, im Anfange des nächsten Sommers (1190) aufzubrechen. Ferner ward absichtlich der Seeweg gewählt, weil Richard durch die Unterstützung Heinrichs des Löwen und durch die Aufnahme des verjagten Bischofs von Trier den Kaiser Friedrich Barbarossa und dessen Reichsverweser

Heinrich VI. beleidigt hatte und deshalb den Marsch durch Deutschland bedenklich finden mußte. Nachdem im Juni 1190 die beiden Könige von Vezelai aus die Rhone hinabgezogen waren, trennten sie sich in Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Verpflegung der Heere in Lyon. Während die Franzosen sich nach Genua wandten, zogen die Engländer nach Marseille.

Am 16. September 1190 kam Philipp August und sechs Tage später Richard Löwenherz in Messina an. Hier waren sie kaum einige Tage zusammen, als der Stolz des letzteren die Eintracht beider Könige, welche schon vorher nicht fest gewesen war, völlig zerstörte. Indessen wirkten dabei auch die Verhältnisse des Reiches Sizilien mit. Nach dem Tode des letzten normannischen Königs von Sizilien, Wilhelms II. (1189), war die Herrschaft dieses Reiches auf Konstantia und ihren Gemahl, König Heinrich VI., übergegangen; die Stände wollten aber von einem fremden Gebieter nichts wissen und huldigten damals dem Fürsten oder Grafen Tankred von Lecce, dem einzigen noch übrigen männlichen Sprößling ihrer königlichen Familie. Tankred war der Sohn eines natürlichen Sohnes von Roger II., welcher ebenfalls Roger hieß, also ein Neffe der Konstantia, und Wilhelm II. hatte ihm, weil er der einzige männliche Sprößling der normannischen Familie war, die Grafschaft Lecce gegeben. Da er sich bei der Ankunft Richards und Philipp Augusts in seiner Herrschaft noch nicht festgesetzt hatte, so mußte ihn das Erscheinen dieser Könige und die Wahrscheinlichkeit, daß sie in Sizilien überwintern würden, mit großer Besorgnis erfüllen; denn Philipp August stand mit dem deutschen Kaiser und seinem Sohne in freundschaftlichem Verhältnisse, und Richard war ein Bruder von Wilhelms II. Witwe, Johanna, welche Tankred ihres Witwengutes beraubt hatte und in einer Art von Gefangenschaft hielt. Indessen zeigte sich Philipp freundlich und sogar schmeichelnd gegen Tankred und wurde daher von ihm in die Stadt Messina selbst aufgenommen. Der englische König dagegen verlangte sogleich in drohendem und trotzigem Tone die Freilassung seiner Schwester; Tankred gewährte ihm zwar seine Forderung, ließ aber sein Heer nicht in die Stadt ein, sondern nötigte ihn, vor den Mauern ein Lager aufzuschlagen. Richard begnügte sich nicht mit der Befreiung seiner Schwester, er forderte auch als Wittum für dieselbe eine ansehnliche Grafschaft, sowie einen goldenen Thronsessel, einen großen goldenen Tisch und andere Kostbarkeiten, deren Erwähnung uns aufs deutlichste zeigt, wie glänzend die normannisch-sizilianische Hofhaltung gewesen sein muß. So heftig übrigens dieser Zwist zwischen Tankred und Richard auch war, so wäre er doch wahrscheinlich nicht in offene Feindschaft übergegangen, wenn nicht Richard und seine Ritter das

sizilianische Volk beleidigt hätten. Die Bevölkerung der damals reichen und blühenden Insel Sizilien bestand teils aus Leuten von gemischt griechischer und maurischer Abstammung, teils aus Italienern und Normannen; die ersteren zeigten sich gegen beide Könige demütig, die letzteren aber, welche ebenso wie die Kreuzfahrer ritterliche Waffen hatten, ließen sich nichts gefallen. Diese gerieten mit den englischen Rittern und ihrem trotzigen Könige in heftige Streitigkeiten, welche bald in einen förmlichen Krieg ausarteten. Nachdem bereits mehrere Gefechte stattgefunden hatten, kam Richard auf den tollkühnen Gedanken, die Stadt Messina zu stürmen, obgleich dieselbe damals 50 000 Einwohner zählte und die Franzosen Miene machten, einen Ort, in welchem sie Gastfreundschaft gefunden hatten, gegen die rohe Wut des englischen Königs zu schützen. Richards Kühnheit hatte jedoch Erfolg, weil die Franzosen auf Befehl ihres ruhigeren und kälteren Königs neutral blieben; die Stadt ward von den Engländern genommen und unter einem schrecklichen Gemetzel geplündert. Jetzt geriet Richard mit dem Könige von Frankreich selbst in Zwist. Er ließ nämlich auf den Mauern von Messina seine Paniere aufpflanzen, und Philipp hielt es als Lehnsherr Richards für eine Beleidigung, daß die Fahnen seines Vasallen auf den Zinnen einer Stadt wehten, in welcher er sein Quartier genommen hatte. Richard verstand sich zwar auf die Vorstellungen seiner Barone dazu, den französischen Fahnen überall einen Platz neben den seinigen zu gewähren und die Hälfte der besetzten Mauern den Franzosen einzuräumen; allein die Zwietracht zwischen beiden Königen dauerte nichtsdestoweniger fort, bis endlich nach langwierigen Streitigkeiten ein Vertrag zu stande kam, in welchem sowohl ihre Lehnsverhältnisse, als auch ihre Abfahrt von Sizilien genau bestimmt wurden. Richard hatte früher mit Alice, der Schwester des Königs von Frankreich, ein Verlöbnis abgeschlossen; nun ließ er sich gegen Auszahlung einer Geldsumme von diesem Versprechen entbinden und vermählte sich mit der Prinzessin Berengaria von Navarra, welche ihm seine hochbetagte Mutter Eleonore selbst in Sizilien zuführte. Auch mit Tankred schloß Richard einen Vergleich, welchen Philipp durch allerlei Hinterlist lange zu verhindern gewußt hatte. Tankred kaufte das Wittum der Königin Johanna mit einer bestimmten Summe ab und verlobte eine seiner Töchter mit dem Neffen derselben, dem Herzog Arthur von Bretagne.

Ende März (1191) ging Philipp August und nicht lange nachher auch Richard unter Segel. Der erstere landete nach einer glücklichen Fahrt schon am 13. April an der Küste von Palästina; Richards Flotte dagegen wurde zwischen Kreta und Cypern durch einen Sturm zerstreut, und da der damalige Beherrscher von Cypern sich gegen die Schiff-

brüchigen, unter welchen sich Richards Mutter, Braut und Schwester befanden, hart benahm, so beschloß der englische König Rache dafür zu nehmen. Beherrscher der Insel war der griechische Prinz Isaak, welcher sich derselben gewaltsam bemächtigt hatte und ihre Bewohner mit der Grausamkeit des wildesten Tyrannen behandelte. Von seinen Unterthanen tödlich gehaßt, konnte er mit seinen Mietstruppen allein sich gegen eine unüberwindliche Ritterschaft, die einen Helden wie Richard an ihrer Spitze hatte, unmöglich halten; er geriet in Gefangenschaft, wurde in silberne Ketten gelegt, und seine Insel ward von den Engländern in Besitz genommen. In Palästina, wohin Richard Anfang Juni fuhr, war seit der Freilassung des Königs Veit (Guido) nichts Bedeutendes vorgefallen. Konrad von Montferrat hatte die Stadt Tyros, von deren Bewohnern er förmlich als Herrscher anerkannt worden war, gegen Saladin glücklich verteidigt und sich nachher an den König Veit angeschlossen, welcher die Stadt Akkon (Ptolemais) belagerte und durch die Ankunft vieler europäischen Kreuzfahrer sein Heer bis auf 30 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter hatte anwachsen sehen. Dagegen hatte auch Saladin auf die Nachricht, daß das erste Heer der Abendländer unter Friedrich Barbarossa durch Kleinasien heranziehe, große Scharen seiner Glaubensgenossen von nah und fern um sich vereinigt. Auf diese Weise hatte um Akkon ein Kampf der Ehre und des Glaubens begonnen, der von beiden Seiten mit gleicher Begeisterung geführt wurde. Es waren fast täglich Gefechte vorgefallen, und man zählt außerdem neun eigentliche Schlachten, welche bis zur Erscheinung des Herzogs Friedrich von Schwaben um den Besitz der festen Stadt geliefert wurden. Die Reste des deutschen Heeres, welche Friedrich herbeiführte, so gering sie auch waren, verliehen den Christen neue Stärke, und die Belagerung schritt seit seiner Ankunft rascher voran; auch Herzog Leopold von Österreich erschien mit einer beträchtlichen Schar; Friedrich erlag jedoch bald der Wirkung des Klimas, seine Scharen zerstreuten sich, und kurz vor der Landung Philipp Augusts brach noch dazu zwischen Veit und Konrad von Montferrat eine offene Feindschaft aus. Veit verlor nämlich seine Gemahlin, und niemand wollte ihn jetzt mehr als König anerkennen; Konrad aber nahm die Krone für sich in Anspruch und suchte sich dadurch ein Recht zu verschaffen, daß er die mit Humfried verheiratete Schwägerin Veits, Elisabeth, zur Scheidung bewog und sich antrauen ließ. Der Streit zwischen beiden Fürsten war noch unentschieden, als Philipp August mit seinem Heere vor Akkon ankam.

Der französische König nahm sogleich für Konrad Partei, weil dieser sein Bundesgenosse und Vasall war, während Veits Familiengüter in Poitou lagen und daher zunächst unter der Lehnsherrschaft

Richards standen. Veit verließ hierauf das christliche Heer und begab sich nach Cypern, um bei Richard Hilfe zu suchen. Dieser war als Lehnsherr zu seinem Schutze verpflichtet und ergriff gern die Gelegenheit, mit einem Scheine des Rechts gegen Philipp August auftreten zu können. Er verlangte, als er bei Akkon angekommen war, daß Konrad sich dem Ausspruche des Heeres unterwerfen solle. Dieser wollte jedoch von keinem Gerichte hören, da er seine Sache für ausgemacht und abgethan ansah, und kehrte, Richards Heftigkeit fürchtend, nach Tyros zurück. Hier ward er ein Jahr später von zwei Assassinen ermordet, welche, um ihre That ausführen zu können, zum Christentume übergetreten waren, sich mit erheuchelter Frömmigkeit ihm genähert hatten und bei der Heimkehr von einem Gastmahl, während er eine Bittschrift las, ihn erdolchten (1192). Was den Alten vom Berge zum Morde Konrads bewogen haben mochte, ist unbekannt; Richards Feinde erklärten, wiewohl höchst wahrscheinlich mit Unrecht, diesen für den Anstifter der That. Übrigens verschaffte nachher Richard die erledigte Königswürde dem Grafen Heinrich II. von Champagne, welcher Konrads Witwe heiratete, und entschädigte den König Veit von Lusignan mit der Insel Cypern. Zwischen Philipp August und Richard brach von dem Augenblicke an, als beide vor Akkon wieder zusammengetroffen waren, ganz öffentlich die alte Eifersucht und Zwietracht aus; doch war der erstere jetzt im Nachteil, weil Richard ihn an allen kriegerischen und ritterlichen Eigenschaften übertraf, und gleich nach seiner Ankunft eine Wendung hervorbrachte, die auf Philipp Augusts Ruhm einen starken Schatten warf. Richard besaß weit mehr Stärke, Kühnheit und Kampfübung als Philipp und verstand es, seine wilde Tapferkeit auch dem Belagerungsheere einzuhauchen, so daß schon sechs Wochen nach seiner Ankunft eine Belagerung, welche bereits zwei volle Jahre gedauert hatte und durch Philipp drei ganze Monate hindurch um keinen Schritt weiter gebracht worden war, ihr Ende erreichte. Am 12. Juli 1191 ergaben sich die Verteidiger der Stadt mit Kapitulation. Sie erhielten freien Abzug, mußten aber alle Schätze und Lebensmittel sowie ihre Waffenmagazine und die im Hafen liegenden Schiffe zurücklassen und außerdem eine Anzahl Geiseln dafür stellen, daß Saladin 200 000 Goldstücke zahlen, gegen 2000 gefangene Christen freilassen und das heilige Kreuz, welches in der Schlacht bei Hittin in seine Hände gefallen war, zurückgeben wolle. In den Besitz der Stadt und in die gemachte Beute teilten sich Philipp August und Richard. Der letztere bewies sich damals gegen die abziehende mohammedanische Besatzung und gegen ihren Herrscher weit freundlicher, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen. Besonders wurden die Deutschen und ihre ersten Fürsten von ihm auf empörende Weise behandelt, so daß sie ihn

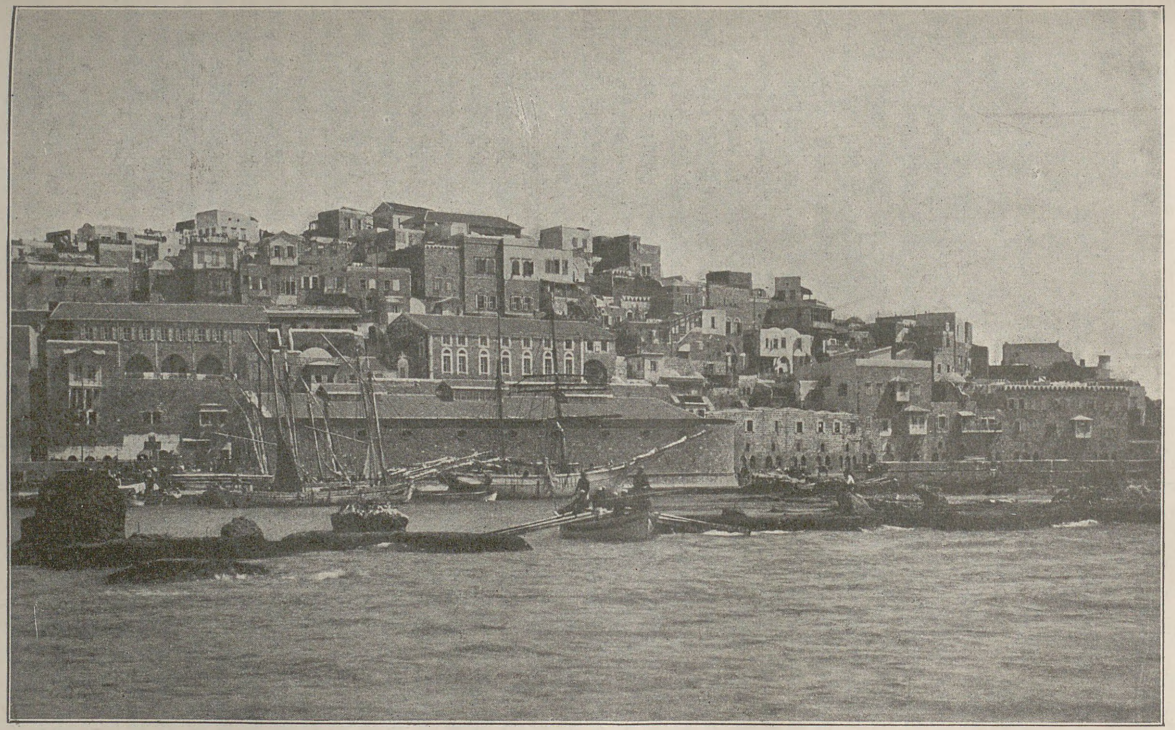
von diesem Augenblicke an als den Feind ihrer Nation ansahen, dem sie gelegentlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten hofften. Wie seine Stellung gegen die Deutschen aufgefaßt wurde, davon zeugt eine Geschichte, die nicht verbürgt ist, deren Inhalt aber für die Stimmung, die man gegen Richard hegte, bezeichnend ist. Der Herzog Leopold VI. von Österreich hatte nämlich, wie erzählt wird, von einem Hause Besitz genommen und seine Fahne auf demselben aufpflanzen lassen; kaum erfuhr dies Richard, als er Leopolds Leute heraustreiben und seine Fahne nicht nur herabreißen, sondern sogar in den Kot werfen ließ. Leopold war zu schwach, um Rache nehmen zu können; er verließ die Stadt und kehrte mit Beginn des nächsten Jahres nach Europa zurück. So wird der Hergang vielfach erzählt; die genauere Forschung belehrt uns freilich, daß der Frevel, wenn er überhaupt stattfand, bei einer späteren Veranlassung, mutmaßlich zu Askalon begangen wurde, wo Richard und Leopold einen heftigen Wortwechsel hatten. Aber fast alle Deutschen und Italiener zogen bald aus Palästina ab, weil sie sich bei einem Heere, welches ganz unter dem Einflusse des englischen Königs stand, gekränkt und beeinträchtigt sahen.

Während Richard seine Mitstreiter auf rohe Weise beleidigte, trat er mit Saladin in freundlichen Verkehr. Beide Männer waren sich an Roheit und Tapferkeit, an Großmut und Raubgier, an Grausamkeit und augenblicklicher edlerer Aufwallung ziemlich gleich und hatten in den häufigen Gefechten Gelegenheit, einer des anderen Gewandtheit und Körperstärke kennen zu lernen; beide kamen sich daher, gleich als Richard bei Akkon angelangt war, ritterlich entgegen. Sie wechselten Botschaften, machten sich Geschenke und traten in ein ganz eigentümliches Verhältnis zu einander, welches bei Philipp August nicht nur die alte Eifersucht neu belebte, sondern natürlicherweise auch Verdacht erweckte. Der letztere wurde dadurch in seinem schon früher gefaßten Entschlusse bestärkt, unter einem schicklichen Vorwande nach Europa zurückzukehren. Er sah ein, daß der Glanz, welchen das Ansehen seines Reiches und die Vasallenschaft des Königs von England ihm verliehen, nur dazu dienten, diesen seinen Nebenbuhler bei Gläubigen und Ungläubigen höher zu heben, weil sowohl die Türken und Kurden, als die christlichen Streiter sich durch die ritterlichen und poetischen Eigenschaften Richards angezogen fühlten, den königlichen und staatsklugen Geist Philipps aber natürlich nicht beurteilen und schätzen konnten. Philipp hatte übrigens auch noch einen besonderen politischen Grund, schleunigst nach Europa zurückzukehren; vor Ptolemais war nämlich der Graf Philipp von Flandern gestorben, und da dieser keine Kinder hinterließ, so bot sich für den französischen König eine gute Gelegenheit dar, die Grafschaft desselben an sich zu reißen. Er nahm

eine Krankheit zum Vorwande seiner Heimkehr und schiffte sich Anfang August ein, nachdem er den Herzog Hugo von Burgund mit dem Oberbefehl über den zurückgelassenen Teil seines Heeres betraut und dem König Richard das eidliche Versprechen gegeben hatte, daß er während der Abwesenheit desselben die englischen Besitzungen auf keine Weise beeinträchtigen wolle. Gleich nach seiner Ankunft in Frankreich begann er mit seinem eigenen Schwiegervater, Balduin von Hennegau, welcher als nächster Erbe des verstorbenen Grafen von Flandern dessen Hinterlassenschaft in Anspruch nahm, einen Krieg und erlangte wenigstens so viel, daß ihm die Grafschaft Artois abgetreten ward, welche seitdem eine für die jüngeren Prinzen des königlichen Hauses bestimmte Besitzung geblieben ist.

Gleich nach Philipps Abreise forderte Richard von Saladin die Erfüllung der bei der Kapitulation von Akkon eingegangenen Bedingungen, bestimmte ihm mehrere Termine und ließ ihm endlich sagen, daß er nach dem Verlauf des äußersten Termines alle als Geiseln oder Gefangene in seiner Gewalt befindlichen Moslemin niederhauen lassen werde. Saladin, welcher wahrscheinlich eine solche Barbarei nicht für möglich hielt, achtete dieser Drohung nicht; Richard aber führte sie wirklich aus und ließ mit wahrhaft kannibalischer Wut mehr als 2000 Mohammedaner auf einer Ebene vor der Stadt niedersäbeln: eine Greuelthat, die von allen christlichen Schriftstellern jener Zeit bis auf einen einzigen nicht im geringsten gemißbilligt, ja, von manchen sogar gepriesen wird. Sie ward von Saladin, der mit Richard ebenso in Grausamkeit, wie zu anderen Zeiten in Großmut wetteiferte, zwar gleichwohl nicht mit der Tötung von Wehrlosen vergolten, wenn auch zur Erregung von Haß und Rache benutzt; dies unterbrach jedoch nur für kurze Zeit die freundlichen Beziehungen beider Krieger, welche im Kampfe wie im Verkehr des Lebens ganz füreinander geschaffen zu sein schienen. Den Krieg begann Richard erst sechs Wochen nach der Eroberung von Akkon wieder. Er ging nicht auf Jerusalem, als das Hauptziel seines Kreuzzuges los, sondern dachte erst dann an ein Unternehmen gegen diese Stadt, als der Eifer der Ritter erkaltet und viele Streiter heimgekehrt waren. Unter steten Gefechten drang er an der Küste entlang bis Askalon vor, mußte aber jeden Fuß breit Landes mit Blut erkaufen, weil Saladin nur Schritt für Schritt zurückwich. Der Sultan schleifte alle Städte, die er verließ, um es den Christen unmöglich zu machen, dieselben in Waffenplätze zu verwandeln, wie es früher mit Tyros und Akkon geschehen war. Zwischen Cäsarea und Joppe, bei Arsuf, gerieten die Kreuzfahrer einmal in erhebliche Gefahr, sie waren völlig eingeschlossen, und nur Richards unglaublicher Kühnheit und Tapferkeit war es zu verdanken, daß sie sich durchschlugen. Die

Zeit vom Herbste bis zum Frühling des nächsten Jahres (1192) brachte Richard vorzüglich damit zu, daß er zuerst die Festungswerke von Joppe (Jaffa) und später die von Askalon wiederherstellen ließ. Die dadurch entstandene Zögerung wirkte freilich nachteilig auf diejenigen, welche weder an einen Plan dachten, noch Kriegskenntnis besaßen, sondern bloß von ihrem Enthusiasmus getrieben wurden. Dagegen fühlte aber auch Saladin, welch ein furchtbarer Feind ein Mann wie Richard an der Spitze der ritterlichen Streiter des Abendlandes sei; und es mag nicht ungegründet sein, daß Richards bloßer Name, der sich unter den Ungläubigen noch lange Zeit nachher als Schreckenswort im Volksgebrauche erhalten hat, auf Saladins Krieger oft entmutigend wirkte. Mehr als einmal bebten die türkischen Reiter bei seinem Anblick und wandten sich unter dem Geschrei: „König Richard kommt!“ zu schleuniger Flucht. Richard kämpfte aber auch in den Gefechten mit einer tollkühnen Tapferkeit, bei der seine Erhaltung nur dann begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß ihn die außerordentliche Gewandtheit und Stärke seines Körpers in stand setzte, eine schwere, den Waffen fast undurchdringliche Rüstung zu tragen. Der Sultan glaubte endlich einen solchen Mann auf jede Weise vom Kriegsschauplatz entfernen zu müssen und gab deshalb seinem Bruder, Adel (al Melek al Adil), Vollmacht zu Unterhandlungen mit ihm. Zwischen Adel und Richard entspann sich bei der Gelegenheit ein freundliches Verhältnis und ein lebhafter Verkehr, die Verhandlungen selbst aber kamen zu keinem Ziele. Einer von beiden verfiel dabei auf den sonderbaren Gedanken, alle Streitigkeiten durch eine Vermählung Adels mit Richards Schwester, der verwitweten Normannenkönigin Johanna, welche dieser aus Sizilien mit nach Palästina gebracht hatte, auszugleichen. Adel und Johanna sollten für Beherrscher von Palästina erklärt werden und von Richard die eroberten Städte sowie von Saladin den Rest des Landes mit der Hauptstadt Jerusalem erhalten. Nur Saladin sah das Ungereimte und Unthunliche dieses Vorschlages ein und nahm ihn ebendeshalb zum großen Erstaunen seiner vertrauten Diener und Ratgeber an. Er urteilte ganz richtig, daß die Sache, wenn man sie ihren Gang gehen lasse, nicht bloß an der Schwester Richards, welche noch gar nicht gefragt worden war, sondern ganz besonders an dem Punkte der Religion und an dem Widerspruch der Geistlichkeit scheitern werde. Auch war in der That der sonderbare Plan unter den Christen kaum bekannt geworden, als die Entrüstung darüber sich so allgemein und so laut äußerte, daß Richard zu dem erdichteten Vorwand seine Zuflucht nehmen mußte, er habe vorausgesetzt, daß Adel Christ werden würde. Er zeigte übrigens gleich darauf eine ähnliche Unwissenheit und Sorglosigkeit in betreff der zarteren gesellschaftlichen und religiösen Verhält-



Ansicht von Joppe (Jaffa).

Nach einer Original-Photographie.

nisse seiner Zeit, als er einem Anverwandten Saladins den Ritterschlag erteilte und also einen Mohammedaner in eine christliche Verbindung aufnahm, die in der Beschützung des Glaubens und in der den Orientalen und ihren Harems ewig fremd gebliebenen Galanterie ihren Mittelpunkt und ihr Hauptelement fand.

Während Richard, soweit es der Krieg zuließ, mit den Ungläubigen in freundlichem Verkehr stand, hatte er mit den Franzosen und ihrem Anführer, dem Herzog von Burgund, unaufhörlichen Streit. Lange duldete er ihre Widersetzlichkeit, weil er immer noch hoffte, den gegen die Stadt Jerusalem beabsichtigten Hauptschlag thun zu können. Er ließ sich sogar durch die Nachricht, daß sein Bruder Johann in England und in den französischen Provinzen aufrührerische Bewegungen mache, nicht von seinem Vorsatze abbringen und zur Rückkehr nach Europa bestimmen. Selbst als ihn der Herzog von Burgund und dessen Gefährten mit beißenden Sirventes verfolgten, rächte er sich bloß als Dichter durch ebenso bittere Verse. Endlich näherte er sich (Juni 1192) der heiligen Stadt bis auf eine Entfernung von wenigen Meilen; allein in demselben Augenblick, wo er den Gipfel des Ruhms erreicht zu haben glaubte, mußte er mit thränenden Augen seinen Rückzug nehmen, weil die Franzosen die Eroberung von Jerusalem für unmöglich erklärten und den Zusammentritt eines Kriegsrates veranlaßten, in welchem durch künstlich gewählte Schiedsrichter der Beschluß gefaßt wurde, daß unter den bestehenden Umständen der Angriff auf die Stadt unterlassen werden müsse. In dieser peinlichen Lage suchte Richard wenigstens seine Ehre zu retten. Er beschloß, die schutzlosen Christen und die heiligen Orte von Palästina nicht dadurch, daß er sie mitten im Kriege verlasse, der Willkür der Ungläubigen preiszugeben, ließ die Befestigungswerke von Askalon wiederherstellen, ja legte dabei selbst Hand an und begann neue Unterhandlungen, um von Saladin einen Frieden oder doch einen Waffenstillstand zu erhalten. Während er darauf hinarbeitete, setzte er jedoch den Kampf fort und rückte noch einmal bis ganz in die Nähe von Jerusalem vor, freilich wiederum vergeblich.*) Bald nachher vollbrachte er die berühmteste jener tollkühnen Thaten, die ihm den Beinamen des Löwenherzigen verschafft haben. Er ward nämlich, als er mit nur höchstens 1000 Mann und elf Pferden bei Joppe lag, plötzlich von einem mehr als zehnfach überlegenen feindlichen Heere angegriffen, in welchem sich allein

*) Nach Joinvilles Bericht soll ihm damals (Ende Juli 1192) von einer Höhe aus ein Kriegsmann die Türme von Jerusalem gezeigt haben; Richard aber verhüllte sein Antlitz und erwiderte: „wer die heilige Stadt nicht befreien kann, soll sie auch nicht anschauen".

7000 Mann regelmäßiger Kavallerie befanden. Seine kleine Schar stellte sich in einer geschlossenen Linie auf und leistete dem mehrmaligen Andrang der Feinde Widerstand. Er selbst aber konnte sich nicht auf eine ruhige Abwehr beschränken, sondern drang mit den wenigen berittenen Gefährten auf die Feinde ein, durchbrach eine Linie derselben nach der anderen, scheuchte alles um sich her zurück, rettete einen seiner Begleiter, der vom Pferde stürzte und umzingelt ward, befreite einen anderen, der bereits gefangen war, hieb mit seinem Schwerte alles nieder und entkam auf eine fast unglaubliche Weise mitten aus dem Heere der Feinde, die ihn zu Tausenden umgaben und doch nicht weiter anzugreifen wagten.

Bald nach diesem Treffen brachte Richard, an den immer schlimmere Kunden aus England eintrafen, einen Waffenstillstand auf drei Jahre zu stande, in welchen auch seine Glaubensgenossen in Syrien und Palästina eingeschlossen wurden (1. September 1192). Die Christen blieben im Besitze von Antiochia, Tripolis, Akkon, Joppe und von allen anderen Küstenstädten; Askalon aber ward unter Mitwirkung beider Teile geschleift, und der Zugang zum heiligen Grab allen Christen geöffnet; doch ließ Richard den Franzosen zum Verdruß die Klausel hinzufügen, daß jeder Pilger einen Paß von ihm oder von Heinrich, dem Titularkönige des Reiches Jerusalem, haben müsse. Ferner sollten die nächsten drei Jahre und drei Monate hindurch alle gegenseitigen Angriffe unterbleiben. Alsbald zogen ganze Scharen von Kriegern als Pilger zum heiligen Grab; Richard selbst aber schiffte sich Anfang Oktober nach Europa ein. Er hatte offenbar die Absicht, noch einmal nach Palästina zurückzukehren, und der schon fünf Monate später (1193) zu Damaskus erfolgte Tod Saladins schien für einen neuen Kreuzzug gute Aussichten zu eröffnen; allein Richard und Philipp August wurden durch die Lage der Dinge in Europa gehindert, sich von neuem in den Orient zu begeben. Aus dem dritten Kreuzzuge blieb neben der Heldengestalt Richards, dessen sittliche Mängel man übersah, vor allen Saladin im Abendlande nicht minder als bei den Moslemin in Ehren. Die letzteren priesen vorzugsweise seine strenge Rechtgläubigkeit, seine Demut vor Gott und sein Festhalten am gegebenen Wort; die Christen waren von seinem ritterlichen Wesen und seinen großmütigen Handlungen, besonders aber von der wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit eingenommen, die er gegen andere übte, während er selbst eine schlichte Lebensweise beibehielt; nach seinem Tode fand man bei ihm nur ein Goldstück und einige Silbermünzen vor, so daß die Kosten für seine Bestattung mühsam zusammengebracht wurden. Walther von der Vogelweide, der die Tugend der „Milde", unter der man Freigebigkeit verstand, sehr hoch schätzt, preist in einem Liede die beiden Gegner, Saladin und Richard

von England, als Meister derselben;*) Dante aber versetzt den ersteren in jenen Vorhof der Unterwelt, wo er neben den großen Denkern und Dichtern des Altertums und neben Julius Cäsar mit seinem Anhang als der einzige Nichtchrist erscheint. Aus Deutschland zogen zwar 1197 sehr beträchtliche Scharen von Kreuzfahrern nach Palästina, die Ungunst des Schicksals aber gestattete ihnen nicht, etwas Bedeutendes auszuführen. Der Papst hörte indessen nicht auf, die Kreuzzüge als eine heilige Christenpflicht verkünden zu lassen, und der Geist, von dem sie ausgingen, breitete sich in Europa immer mehr aus; Palästina wäre daher wahrscheinlich im Anfange des folgenden Jahrhunderts wieder erobert worden, wenn nicht gerade damals für den Thatendurst der Abenteurer und für den frommen Waffeneifer der Andächtigen in zwei anderen Ländern ein neues Feld eröffnet worden wäre. Im südlichen Frankreich nämlich drohte der päpstlichen Kirche von den unter dem Namen der Albigenser berühmt gewordenen Ketzern Gefahr, und im Byzantinischen Reiche ward an die Stelle des griechischen Herrschers ein dem Abendlande und seiner Kirche angehöriger Kaiser gesetzt; in beiden Ländern war also der Stoff und Anlaß zum Kampfe für den Kirchenglauben gegeben, und bei der Unterdrückung der Albigenser mitzuwirken oder die im Griechischen Reiche eingeführte lateinische Rechtgläubigkeit mit den Waffen zu schützen, galt für ein ebenso verdienstliches Werk, als ein Kreuzzug nach Palästina. Nach jenen beiden Gegenden wandte sich daher in der nächsten Zeit der von der Kirche angeregte Eifer der ritterlichen Streiter Europas, und der Gang der Dinge selbst nötigt uns, den Blick zunächst nach den Hauptstaaten des Westens und nach dem Griechischen Reiche zu wenden. —

4. Deutschland und Italien von Friedrich Barbarossas Tod bis zur Ermordung Philipps von Schwaben.

Die Regierung von Friedrich Barbarossas Sohn, Heinrich VI., begann mit der Bekämpfung des alten Feindes der Hohenstaufen, Heinrichs des Löwen. Dieser hatte gleich nach Friedrichs Abreise ins Gelobte Land sein gegebenes Wort gebrochen und war im Herbste des Jahres 1189 nach Deutschland zurückgekehrt, um die Abwesenheit des alten Kaisers und so vieler Reichsvasallen zur Wiedererlangung der verlorenen Macht zu benutzen. Sein erstes Auftreten war überaus

*) Wie Lessing dem Saladin die Worte in den Mund legt, „das Gold falle ihm nur durch die Finger", so schreibt ihm Walther den Ausspruch zu: „die Hände der Fürsten müßten durchlöchert sein".

glücklich und glorreich. Der Erzbischof Hartwig von Bremen, einer der angesehensten Großen von Norddeutschland, sowie viele andere Fürsten in Holstein, Mecklenburg und Sachsen verbanden sich mit ihm, und ehe noch der junge Kaiser seine Truppen zusammenziehen konnte, hatte Heinrich sich bereits Lübeck, Lauenburg und andere Städte unterworfen, seine Residenz Braunschweig neu befestigt und Bardewiek in der Nähe von Lüneburg, damals die bedeutendste Handelsstadt im nördlichen Deutschland, dem Erdboden gleich gemacht.*) Als der Kaiser Heinrich mit der Reichsmacht vor Braunschweig erschien, war die Winterszeit schon angebrochen, und heftige Kälte nötigte ihn bald, sein Heer wieder aufzulösen. Es hatte also das Ansehen, als wenn er den kühnen und verschlagenen Herzog nur nach einem langwierigen Kampfe werde bezwingen können. Dazu hatte er aber keine Zeit, weil der kurz vorher erfolgte Tod des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sizilien seine Anwesenheit in Italien nötig machte. Er suchte deshalb die deutschen Angelegenheiten so schnell als möglich auf friedlichem Wege zu ordnen und fand Heinrich den Löwen geneigt dazu, weil derselbe sich plötzlich von einem Teile seiner Verbündeten verlassen sah. Philipp von Köln, mit welchem sich der Kaiser kurz vorher wieder ausgesöhnt hatte, übernahm in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Konrad von Mainz die Vermittelung und brachte den Friedensvertrag von Fulda zu stande (Juli 1190), infolge dessen der Herzog wieder zu Gnaden angenommen wurde und die Hälfte von Lübeck erhielt, sich aber dagegen verpflichtete, die Mauern von Braunschweig an vier Stellen niederzureißen, Lauenburg zu schleifen und seine zwei ältesten Söhne Heinrich und Lothar (der dritte, Otto, war von König Richard mit Poitou belehnt worden) als Geiseln zu stellen. Wahrscheinlich hatte der Kaiser diese Zugeständnisse, welche seine Ehre zu fordern schien, durch einige geheime Versprechungen erlangt; er selbst dachte jedoch nicht daran, sein Wort zu halten, und auch Heinrich band sich nicht an den Vertrag, so daß die Feindschaft schon nach kurzer Zeit wieder ausbrach.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens eilte der Kaiser nach Italien, um von der Verlegenheit Vorteil zu ziehen, in welche der Usurpator des Neapolitanischen Reiches, Tankred, damals durch die Ankunft des englischen und französischen Kreuzheeres gekommen war (gegen Ende 1190); er ward aber unterwegs durch die Angelegenheiten der lombardischen Städte und durch den Papst Cölestin III. so lange aufgehalten, bis sein Freund, Philipp August von Frankreich, Messina

*) Über dem Portal der Hauptkirche wurde die Inschrift: „Vestigia Leonis“ (Spur des Löwen) angebracht.



Dom und ehrner Löwe Heinrichs des Löwen zu Braunschweig.

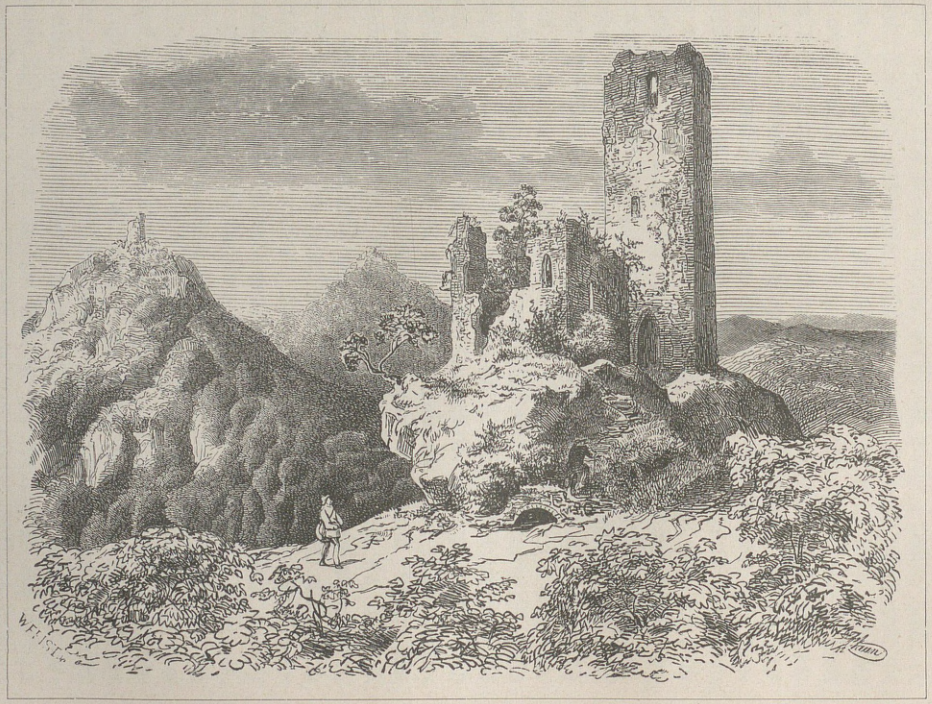
Gezeichnet von H. Herwart.

wieder verlassen hatte. Cölestin, der eben erst (Frühjahr 1191), trotzdem er schon ein Greis war, zum päpstlichen Stuhl erhoben worden war, wollte auf keine Weise zugeben, daß die deutsche Kaiserwürde durch den Besitz des Königreichs Neapel und Sizilien noch mehr Gewicht und Ansehen erhalte, und ließ sich selbst die Weihe nicht erteilen, damit Heinrich die Krönung nicht von ihm verlangen könne. Der Kaiser beschloß, ihn durch das römische Volk zu zwingen, und um dieses zu gewinnen, gab er seine und seines Vaters treueste Verbündeten, die Bewohner von Tusculum, der Rache ihrer Feinde preis, obwohl diese seinen Schutz angerufen und er, scheinbar ihnen willfährig, eine Besatzung in die Stadt gelegt hatte. Es bestand nämlich seit dem glänzenden Siege Christians von Mainz über die feigen Scharen, die sich damals Römer im alten Sinne des Wortes wähnten, zwischen Tusculum und Rom steter Streit; das erstere war aber unüberwindlich, weil es durch eine kaiserliche Besatzung geschützt ward. Die Römer, in deren Gewalt der Papst war, versprachen dem Kaiser Heinrich, diesen zur Krönung zu zwingen, wenn er seine Truppen aus Tusculum zurückziehen wolle. Heinrich ging auf ihren Vorschlag ein und opferte eine Stadt, die ohne seinen Verrat von dem elenden römischen Pöbel nie hätte besiegt werden können, der Rachgier ihrer erbittertsten Feinde. Diese fielen mit der Wut wilder Barbaren über das wehrlose Tusculum her, verstümmelten und töteten die Einwohner und brannten die Stadt nieder. Der geringe Überrest der Tusculaner erbaute sich Laubhütten, und aus diesen entstand nach und nach eine neue Stadt, welche von den Zweigen (frasche), aus denen die ersten Wohnungen errichtet waren, den Namen Frascati erhielt. Heinrich wußte wohl, wie schändlich sein Verfahren war, er suchte den Schein zu wahren, indem er Tusculum durch den Papst den Römern übergeben ließ. Der Papst krönte nun Heinrich (April 1191), der 14 Tage später von Rom aus nach Unteritalien aufbrach. Er unterwarf sich eine Stadt nach der anderen und hatte bereits die Belagerung von Neapel begonnen, als seine Truppen, wie so manche deutsche Heere der frühern Zeit, der Wirkung des Klimas erlagen. Tausende wurden in kurzer Zeit durch ansteckende Krankheiten hingerafft, unter ihnen der Herzog von Böhmen und der Erzbischof von Köln, und zu gleicher Zeit kam auch eine Verräterei des jungen Heinrich von Braunschweig, welcher mit nach Italien gezogen, aber aus dem Lager zurück nach Deutschland geflohen war, an den Tag. Der Kaiser mußte sich daher nicht nur zur Aufhebung der Belagerung, sondern auch zur Rückkehr nach Deutschland entschließen (September 1191). Er brachte nur wenige von denen, die ihn nach Italien begleitet hatten, in die Heimat zurück. Seine Gemahlin Konstantia, die sich nach Salerno begeben hatte und von dort aus ihre

Rechte auf das Neapolitanische Reich wahrzunehmen suchte, fiel in die Hände der Feinde. Die Salernitaner waren nämlich als alte Republikaner der Sache Heinrichs abgeneigt und lieferten die Königin entweder selbst aus, oder sie ließen es doch geschehen, daß Tankreds Admiral sie in ihrer Stadt gefangen nahm. Tankred behandelte Konstantia mit Achtung und schickte sie auf Ermahnung des Papstes schon im nächsten Jahre ihrem Gemahl zurück.

In Deutschland fand der Kaiser seinen alten Feind Heinrich den Löwen, dessen Sohn sich durch die Flucht der Strafe des Verrats entzogen hatte, in einen Krieg mit seinen Nachbarn verwickelt. Er unterstützte nicht allein diese, sondern er suchte auch durch eine Verbindung mit Philipp August von Frankreich der Welfischen Partei zu schaden. Zu diesem Zwecke beredete er den rheinischen Pfalzgrafen Konrad, einen Bruder Friedrich Barbarossas, dem französischen Könige seine einzige Tochter zu verloben, welche als wahrscheinliche Erbin der Pfalzgrafschaft und als künftige Besitzerin der großen Allodien ihres Vaters eine reichere Mitgift hatte, als irgend eine andere Prinzessin in Europa. Sie selbst wollte aber von dieser Heirat nichts wissen, weil sie ihr Auge auf Heinrichs des Löwen Sohn, Heinrich, geworfen hatte, dem sie früher einmal zugedacht gewesen war. Sie setzte sich unter dem Beistand ihrer Mutter mit ihm in Verkehr und vermählte sich insgeheim mit ihm. Dadurch wurde zwar des Kaisers Plan vereitelt, die Heirat brachte ihm dagegen von einer anderen Seite her wesentliche Vorteile. Er selbst sah darin ein Mittel, sich von einem Feinde zu befreien, der ihm bei seinen Unternehmungen gegen Tankred von Sizilien sehr lästig und gefährlich war, und die Welfische Familie, welche jetzt die Pfalzgrafschaft zu erwerben suchte, fühlte sich sowohl durch ihr eigenes Interesse, als durch die neue Verwandtschaft zur Aussöhnung mit ihm bewogen. Im Frühling 1194 vereinigte man sich daher zu Tilleda am Kyffhäuserberg in der sogenannten Goldenen Aue über einen förmlichen Vertrag, durch welchen beide Teile sich miteinander versöhnten und der junge Heinrich von Braunschweig gegen die versprochene Belehnung mit der Pfalzgrafschaft seine Teilnahme an des Kaisers italienischen Zügen zusagte. Aus den zwischen den Welfen und Hohenstaufen obschwebenden Verhandlungen erklärt es sich auch, daß den ersteren bei dem Verfahren des Kaisers gegen Richard Löwenherz in der letzten Zeit seiner Haft die Hände gebunden waren, und daß sie bei dieser Gelegenheit nicht die Sprache führten, die ihnen als dankbaren Anverwandten des Königs Richard gebührt hätte.

Richard war im Oktober 1192 von Palästina nach Dalmatien abgesegelt, weil er bei seinem feindseligen Verhältnis zu Philipp August sich nicht getraute, durch Frankreich zu reisen. Er wollte auf dem-



Ruinen der Burg Trifels.

Gezeichnet von A. Haun

selben Wege, welchen kurz vorher sein Neffe, der Sohn Heinrichs des Löwen, von Neapel aus eingeschlagen hatte, d. h. durch Dalmatien, Illyrien, Ungarn und Böhmen nach Braunschweig gehen, um dann seine Reise durch Niederdeutschland nach England fortzusetzen. Auch auf diesem Wege, den er als Pilger verkleidet machen wollte, hätte er die größte Vorsicht anwenden müssen; denn er hatte nicht nur in Palästina die ganze deutsche Nation beleidigt, sondern man bedurfte damals auch nach dem herrschenden Gebrauch und Recht, wenn man nicht als vogelfrei angesehen werden wollte, überall eines Geleites oder, wie wir sagen würden, eines Passes, so daß selbst Leute, wie der Erzbischof Philipp von Köln, einen solchen nötig hatten, um aus Rom nach Deutschland zurückkehren zu können. Richard hatte aber von niemand ein Geleit. Sein Neffe war auf jenem Wege glücklich nach Hause gekommen, weil er der angenommenen Verkleidung getreu geblieben war; Richard dagegen stürzte sich durch seine gewöhnliche Unbesonnenheit ins Verderben, weil er durch sein Benehmen und sein zahlreiches Gefolge die Aufmerksamkeit sowie durch seinen oft ganz unnötigen Aufwand die Habsucht reizte. Seine ganze Reise war eine zusammenhängende Reihe von Unvorsichtigkeiten. Er hatte so viele Leute bei sich, daß zwischen Aquileja und Freising nicht weniger als 14 Ritter seines Gefolges gefangen genommen wurden, und doch würde weder damals noch zu irgend einer Zeit ein Fürst einen solchen Troß fremder Gendarmen ohne vorgängige Erlaubnis durch sein Land haben ziehen lassen. Schon in Dalmatien verriet sich Richard zweimal. Er wurde dadurch genötigt, sich nach Aquileja zu wenden, von wo er dann durch die Grafschaft Görz, durch Kärnten und durch das Salzburgische gehen wollte. Der Graf Meinhard von Görz stellte ihm bereits nach, und Richard entkam nur mit genauer Not. Gleich nachher ging es ihm im Salzburgischen ebenso. Von da nahm er, um nach Böhmen zu gelangen, einen sonderbaren Umweg, der ihn bis in das Dorf Erdburg in der Nähe von Wien, der Residenz des von ihm angeblich so schwer beleidigten Herzogs Leopold von Österreich, führte. Hier verriet er sich durch einen kostbaren Ring, an welchem ihn einer von Leopolds Begleitern auf dem Kreuzzuge erkannte. Der Herzog eilte auf die erhaltene Anzeige selbst hinaus, um ihn aufzuheben, und ließ ihn dann in dem Schlosse Dürrenstein an der Donau einkerkern (Dezember 1192). Sobald die Verhaftung Richards bekannt geworden war, erhob sich die allgemeine Stimme so sehr zu seinen Gunsten, daß der Papst den Herzog von Österreich deshalb sogar in den Bann that. Man sah nämlich in dem Gefangenen nur einen Pilger und Verfechter des Glaubens, faßte dem Charakter jenes Zeitalters gemäß bloß die religiöse und moralische Seite der Sache ins Auge

und ließ die politischen Gründe, welche in unseren Zeiten immer als die entscheidenden betrachtet werden, ganz unbeachtet. Heinrich VI. jedoch hörte auf die öffentliche Stimme nicht im mindesten. Er ließ sich den Gefangenen ausliefern und behandelte ihn eine Zeitlang sehr hart, nicht nur weil er in Richard einen Reichsfeind und wegen der Verbindung desselben mit Heinrich dem Löwen und mit Tankred von Sizilien auch einen persönlichen Gegner erkannte, sondern besonders weil er dadurch ihn und seine Unterthanen zur Bezahlung eines bedeutenden Lösegeldes zu bewegen hoffte. Richard wurde nach der Burg Trifels (zwischen Landau und Annweiler in der bayrischen Rheinpfalz) gebracht und daselbst in einen festen Kerker eingeschlossen. Die Engländer bewiesen ihrem gefangenen Könige außerordentliche Teilnahme, und diese Liebe der Seinen hat in Verbindung mit seinem heitern Sinne und der herrschenden Meinung über Heinrichs Verfahren Anlaß zu romantischen Ausschmückungen gegeben, welche den Sagenkreis der ritterlichen Dichtkunst des Mittelaliers erweiterten. Die berühmteste dieser poetischen Erzählungen ist die von der Treue seines Freundes, des Sängers Blondel, welcher nach langem Suchen und Irren den Kerker Richards gefunden, sich verkleidet Eingang zu ihm verschafft und seine Befreiung bewirkt habe.*) Die Engländer schickten eine Deputation nach Deutschland, die Königin-Mutter bestürmte den Papst Cölestin mit der Bitte um Verwendung, sie führte einen lebhaften Briefwechsel mit demselben, und Cölestin that alles, was er konnte, für Richard; Heinrich ließ sich aber in seinen Absichten nicht stören. Endlich ward der Gefangene selbst seiner Haft müde und verstand sich, nachdem er zu Hagenau vor dem Kaiser und einer Fürstenversammlung in würdiger Weise seine Verteidigung geführt hatte, zu der für jene Zeit unermeßlichen Summe von 150 000 Mark (6 Millionen ℳ unseres Geldes), die er als Lösegeld bar zu zahlen versprach, und von welcher Heinrich 10 000 Mark (= 400 000 ℳ) an den Herzog Leopold abgeben sollte; einige berichten, es sei ihm ein Nachlaß von 50 000 Mark (= 2 Mill. ℳ) gegen Erfüllung einer geheimen Bedingung bewilligt worden. Das Lösegeld mußten nach den Gesetzen der Lehnsverfassung der Adel und die Geistlichkeit von England aufbringen, und diese zahlten es mit einer Bereitwilligkeit, welche die Bewunderung der Deutschen erregte. Es wurden die höchsten Steuern von allen Klassen des Volkes erhoben, die Gefäße der Kirche angegriffen und selbst das edle Metall an den Gräbern der Heiligen nicht verschont. Nachdem die Sache als Handelsangelegenheit berichtigt war, wurden Richard und Heinrich gute Freunde;

*) Die älteste Quelle für diese Sage ist eine Chronik von Reims aus dem 13. Jahrhundert.



Inneres des Domes zu Braunschweig,
in der Mitte Sarkophag Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde.
Nach einer Original-Photographie.

letzterer beschenkte den ersteren mit dem Reiche Arelate, und dieser nahm dagegen ohne Bedenken England vom Kaiser zu Lehen, wahrscheinlich weil er wohl wußte, daß Heinrich sein Recht an England ebensowenig werde geltend machen können, als ihm selbst die Schenkung eines Reiches nützte, von welchem der deutsche Kaiser nur den bloßen Titel besaß. Beide legten auch, wie es scheint, nicht mehr Wert auf diese Ceremonieen, als dieselben in Wirklichkeit hatten. Zu Ende des Jahres 1193 empfing Heinrich den Teil des Lösegeldes, welcher nach dem Vertrage voraus entrichtet werden mußte; dessenungeachtet gab er aber den König nicht frei. Gewiß ist, daß Philipp August von Frankreich und Richards Bruder, Johann, der nach der englischen Krone strebte, dem Kaiser eine größere Summe boten, wenn er Richard noch länger festhalte, und Heinrich zögerte wirklich daraufhin mit der Freilassung. Dagegen erhob aber der Anhang des Welfischen Hauses in Deutschland seine Stimme, und die Reichsfürsten, welche den Vertrag mitbeschworen hatten, begannen dem Kaiser Vorwürfe zu machen. Heinrich mußte daher endlich wohl seinen Gefangenen freilassen (Februar 1194).

Die von den Engländern erpreßten Summen dienten dem Kaiser dazu, die Kosten eines neuen Zuges nach Italien zu bestreiten, an welchem die Deutschen als Nation keinen Anteil nehmen wollten. Die Umstände waren für diese Unternehmung günstig: Heinrich der Löwe war alt geworden und hatte sich zur Ruhe nach Braunschweig zurückgezogen, wo er ein Jahr später (1195) starb; sein Sohn, der jüngere Heinrich, bedurfte der Freundschaft des Kaisers; durch ein besonderes Glück endlich starb im Februar 1194 Tankred von Sizilien, der einzige Mann, der sich mit Erfolg hätte widersetzen können, und hinterließ als Erben seines Reiches einen unmündigen Sohn. Nur eins fehlte dem Kaiser, um Neapel und Sizilien schnell und mit leichter Mühe unterwerfen zu können: eine Seemacht. Diese verschaffte er sich auf eine ebenso rücksichtslose Weise, als er sich das nötige Geld verschafft hatte; er gewann durch Betrug die Genuesen und Pisaner, welche damals zu den mächtigsten Seestaaten der Welt gehörten. Er erteilte ihnen außerordentliche Rechte und Vorteile und machte besonders den Genuesen so ungeheure Versprechungen, daß sie daraus hätten erkennen müssen, wie wenig er daran denke, das Geringste davon zu erfüllen. Er hatte den Pisanern schon im vorhergehenden Jahre ein großes Gebiet in Mittelitalien eingeräumt, abgabenfreien Handel im ganzen Reiche gestattet, den dritten Teil vom Schatze Tankreds verheißen und noch andere übertriebene Versprechungen gemacht. Den Genuesen soll er sogar erklärt haben, daß er den Zug gegen Sizilien nur seiner

Ehre wegen mache und nach der Beendigung desselben die ganze Insel ihnen zu überlassen bereit sei. Die durch Habsucht bethörten Handelsleute sahen nicht, daß es bloß bei ihm stehe, ob er sein Versprechen halten wolle, und daß er wegen der ewigen Eifersucht beider Seestaaten leicht den einen vermittelst des andern um alle eingeräumten Rechte bringen könne. Sie unterstützten ihn daher, als er 1194 Neapel und Sizilien angriff, mit ihrer ganzen Seemacht, welche unter Führung Markwards von Anweiler Messina einnahm. Da er außerdem nicht nur das Recht seiner Gemahlin für sich hatte, sondern auch ein bedeutendes Landheer mitbrachte, das von trefflichen Feldherren, wie von dem Marschall Heinrich von Kalindin geführt wurde, so bemächtigte er sich schon in wenigen Monaten nach dem Sieg bei Catanea des Normannischen Reiches und ließ sich in der Hauptkirche zu Palermo krönen. Er entehrte sein Glück durch wahrhaft empörende Willkür und Barbarei. Den jungen Sohn Tankreds ließ er blenden und samt Mutter und Schwester nach Deutschland schleppen, wo der Unglückliche zu Hohenems in Vorarlberg in steter Haft blieb. Viele geistliche und weltliche Große des Reiches wurden wegen einer wirklichen oder angeblichen Verschwörung verhaftet und mit furchtbarer Grausamkeit bestraft. Den verdienten Admiral Margaritone, welcher einst Konstantia in Salerno gefangen genommen hatte, ließ Heinrich blenden; andere wurden gespießt, verbrannt, geschunden oder lebendig in die Erde vergraben. Selbst die Gräber Tankreds und seines Vaters ließ der Wüterich aufbrechen, um den Leichen beider die mitgegebenen Kronen zu entreißen. Einer der italienischen Geschichtschreiber jener Zeit, die wohl einzelnes mit Übertreibung dargestellt haben, nennt Heinrich wegen seiner Grausamkeiten einen zweiten Nero; ein mohammedanischer Herrscher in Afrika dagegen ließ ihm aus Achtung für das, was man in seinem Lande Festigkeit nannte, Geschenke überreichen. Die große Beute, welche Heinrich und seine deutschen Gefährten damals machten, verrät einen erstaunlichen Reichtum und Luxus der Sizilianer jener Zeit und eine Blüte der Industrie und des Handels, die auf eine ganz außerordentliche Bevölkerung der Insel zurückschließen läßt. Diese Schätze, mit welchen Heinrich die Reichsschatzkammer zu Trifels anfüllen ließ, bilden einen recht auffallenden Kontrast mit der deutschen Armut. Auch erhielt das Hohenstaufische Haus unter seinem Sohne durch den Besitz des Neapolitanischen Reiches allein mehr Macht und Glanz, als durch seine übrigen weit ausgedehnten Reiche und Provinzen. Als Heinrich nach Deutschland zurückkehrte, ließ er seine Gemahlin mit ihrem erst wenige Monate vorher geborenen Sohne, dem nachherigen Kaiser Friedrich II., im

Reiche ihrer Väter zurück;*) die Verwaltung desselben aber übergab er, als wenn er den Sizilianern die deutsche Herrschaft recht absichtlich verhaßt machen wollte, dem Bischof von Hildesheim, der den Charakter eines gemischten und, wie alle Bewohner von Südeuropa, beweglichen und reizbaren Volkes durchaus nicht begriff und nicht begreifen konnte. In Oberitalien setzte er seinen Bruder Philipp, dem er bald nachher auch das Herzogtum Schwaben erteilte, als Reichsverweser über Tuscien und vermählte ihn mit Irene, der Witwe von Tankreds ältestem Sohne Roger, einer Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus. Den Genuesen lohnte er, wie schon bemerkt, die geleistete Hilfe auf seine Weise. Er erklärte ihnen die Erfüllung seines Versprechens geradezu für unmöglich und benutzte ihren Streit mit den Pisanern, um ihnen auch diejenigen Privilegien zu nehmen, deren sie bisher in Sizilien genossen hatten.

In Deutschland gewann er durch die mitgebrachten Schätze die Gemüter der geldarmen Großen und arbeitete an einem Plane, dessen Durchführung den Gang der deutschen Reichsgeschichte wesentlich verändert haben würde. Er forderte nämlich die Reichsstände auf, die Königswürde für eine erbliche zu erklären, wie sie es in Frankreich und anderen Ländern sei; dagegen wolle er die Erblichkeit ihrer Lehen auch auf die weibliche Linie ausdehnen und sein apulisch-sizilisches Reich mit dem deutschen vereinigen. Für diesen Plan, der 1196 einem Reichstage in Würzburg vorgelegt wurde, waren mehr als 50 Fürsten gewonnen; er scheiterte jedoch an dem Widerstande, der von den Niederlanden wie von Sachsen ausging und von Rom aus unterstützt wurde. Heinrich mußte das Vorhaben, das von seinem hohen Gedankenfluge und Unternehmungsgeiste zeugt, aufgeben; dagegen ließ er auf einer Versammlung in Frankfurt seinen Sohn noch vor empfangener Taufe zu seinem Nachfolger erwählen. Da wurde er wiederum nach Italien gerufen. War in Sizilien schon vorher niemals wirklich Ruhe gewesen, trotzdem Konstantia die Regentschaft führte, so fürchteten die Einwohner der Insel nunmehr, als in allen Teilen des Deutschen Reiches die Teilnahme am Geschicke Palästinas erwachte und Bürger, Ritter und Fürsten sich wetteifernd zu einem neuen Kreuzzuge rüsteten, das Unternehmen sei nur ein scheinbares und in der That auf ihre völlige Knechtschaft berechnet. Heinrich bewog wirklich die Kreuzfahrer, nach Apulien zu ziehen, wo sie Schiffe zur Überfahrt nach Palästina er-

*) Der Kaisersohn wurde am zweiten Weihnachtsfeiertage 1194 zu Jesi in der Mark Ancona geboren und Konstantin genannt; den Namen Friedrich erhielt er erst in der Taufe, die — was damals nicht sehr auffallend war — erst einige Jahre nach der Geburt stattfand.

halten sollten. Die Sizilianer aber erhoben sich (Febr. 1197); Konstantia mußte aus Palermo fliehen, Heinrich rettete sich nach Messina, aber trotz der Übermacht der Aufständischen wurden diese von dem Kreuzheere, das alsdann erst nach dem Orient entlassen wurde, geschlagen. Heinrich blieb in seinem neapolitanischen Reiche und behandelte dasselbe auch diesmal wie ein erobertes Land. Mit unerhörter Grausamkeit bestrafte er die politischen Vergehen der Großen; er ließ z. B. in Capua den Grafen Richard von Acerra, einen Schwager Tankreds, am Schweife eines Pferdes durch die Straßen schleifen und dann an den Füßen aufhängen, damit er eines langsamen Todes sterbe. Dieses barbarische Verfahren zog ihm jedoch nicht bloß den Haß und Abscheu seiner Unterthanen zu, sondern es entzweite ihn auch mit seiner Gemahlin. Das Verhältnis zu derselben ging sogar, wenn man den Angaben einiger Geschichtschreiber Glauben schenken darf, in förmliche Feindschaft über. Unter diesen Umständen mußte die Behauptung und Regierung des Reiches Neapel immer schwieriger werden, zumal da sich dasselbe schon längere Zeit in einem Zustande befand, der auch dem besten Herrscher die Erhaltung der Ordnung und Ruhe fast unmöglich gemacht haben würde. Die beiden Vorgänger Tankreds waren das Spiel unaufhörlicher Bewegungen an ihrem eigenen Hofe gewesen, und besonders hatte die lange Regierung Wilhelms II. fast alle Ordnung aufgelöst. Tankred selbst war zwar mit den nötigen Talenten begabt gewesen, er hatte aber das Scepter zu kurze Zeit geführt, um den unter seinen Vorgängern entstandenen Verwirrungen abhelfen zu können. In Sizilien, dessen Bevölkerung aus den verschiedenartigsten und unruhigsten Nationen zusammengesetzt war, herrschte die größte Zwietracht, und die Apulier waren, wie einer der vorzüglicheren Chronikschreiber des Mittelalters sich ausdrückt, das unzuverlässigste Volk, welches weder zum Kriege Mut und Kraft genug besaß, noch im Frieden ruhig bleiben konnte und doch unaufhörlich nach zügelloser Freiheit strebte. Bei einem solchen Zustande konnten und wollten die Deutschen, welchen Heinrich in diesem fremden Lande alle Gewalt übergeben hatte, natürlich nicht anders als mit dem Schwerte und der Geißel in der Hand regieren. Brutalität und Grausamkeit auf der einen, Haß und Erbitterung auf der andern Seite nahmen von Tag zu Tag zu. Sie hatten schon den höchsten Grad erreicht, als Heinrich VI. infolge eines kalten Trunkes erkrankte und in einem Alter von 32 Jahren zu Messina, wohin er sich hatte bringen lassen, verschied (September 1197). Er war in der letzten Zeit mit weitgehenden Entwürfen beschäftigt; er wußte seine Lehnshoheit über Cypern und Antiochien geltend zu machen und trat mit dem Kaiser Isaak Angelus, den sein Bruder abgesetzt und geblendet hatte, in Unterhandlungen,



Heinrich VI.

Aus der Manessischen (Pariser) Minnelieder-Handschrift.

die darauf ausgingen, diesem die Krone wieder zu verschaffen, welche dann später auf Isaaks Tochter Irene und ihren Gemahl Philipp von Schwaben, Heinrichs Bruder, übergehen sollte. Da bei des Kaisers Tode sein Sohn noch nicht drei Jahre alt war, so erhielt Konstantia als natürliche Vormünderin desselben die Regierung ihres angestammten Reiches. Sie glaubte ihren Landsleuten mehr trauen zu können, als den Deutschen, und wünschte die höchst bedenkliche Gärung im Reiche zu stillen. Sie gebot daher vor allen Dingen den Scharen deutscher Beamten und Kriegsleute, Neapel und Sizilien zu verlassen. Diese kehrten, mit Beute und Lastern beladen, nach Deutschland zurück, wo sie durch die in einem reichen und blühenden Lande angenommenen Sitten den Charakter ganzer Stände und Gegenden verpesteten. Sie waren es auch, welche das ohne allen Zweifel grundlose Gerücht verbreiteten, daß Heinrich durch seine Gemahlin vergiftet worden sei. Diese Leute hatten dieselben militärischen Gesinnungen, wie die Heere Philipps II. von Makedonien und seines Sohnes Alexander, die Legionstruppen Cäsars, die Prätorianer der Kaiserzeit, die Soldaten Wallensteins und die Bonapartisten der Neuzeit, und teilten ebenso, wie die letzteren, ihren Geist einem großen Teile der Nation mit. Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir in den deutschen Schriften jener Zeit derselben Erscheinung begegnen, wie in den französischen unserer Zeit. Otto von St. Blasien, also derjenige unter den damaligen deutschen Geschichtschreibern, dem man vor anderen folgen muß, beurteilt nämlich den Kaiser Heinrich nicht von der moralischen, sondern von der politischen Seite. Er sieht in ihm bloß den Deutschen, der die Nationalehre förderte und hob. „Auf ewige Zeiten", sagt er unter anderm, „werden alle Völker Deutschlands den frühen Tod dieses Kaisers beklagen; denn Heinrich hat sie nicht nur mit den Schätzen anderer Länder bereichert und durch seine kriegerische Kraft allen umwohnenden Nationen furchtbar gemacht, sondern er würde sie auch für immer zum ersten Volke der Welt erhoben und den alten Glanz des Reiches wiederhergestellt haben, wenn ihn der Tod nicht allzu früh dahingerafft hätte."

Heinrichs VI. Tod brachte in Italien und Deutschland die bedeutendsten Veränderungen hervor. Kaum drei Monate nachher starb auch der Papst Cölestin III., und einer der größten Männer, welche je die Geschicke der Kirche gelenkt haben, Innocenz III., bestieg im kräftigsten Lebensalter den päpstlichen Stuhl. Dieser vernichtete, wie später ausführlich gezeigt werden wird, sogleich die kaiserliche Oberhoheit in Rom, brachte einen furchtbaren Bund der Städte Tusciens zu stande und veranlaßte Konstantia, nicht nur den Rechten, welche frühere Päpste der Krone von Sizilien zugestanden hatten, zu entsagen,

sondern auch dem römischen Stuhle die vollständige Oberlehnsherrschaft über ihr Reich samt einem Jahreszins und die Vormundschaft über ihren jungen Sohn zuzugestehen; sie starb gleich darauf (November 1198). Auch die Italiener benutzten die Lage der Dinge und schüttelten gleich nach des Kaisers Tode das deutsche Joch ab. Heinrichs Bruder, Philipp von Schwaben, welcher den jungen Friedrich zur Krönung nach Deutschland hatte abholen sollen und schon bis Tuscien gekommen war, konnte nicht wagen, seine Reise weiter fortzusetzen. Der junge Prinz blieb also bei seiner Mutter in Sizilien und verlor die Rechte, welche die deutsche Nation ihm früher zuerkannt hatte; denn es erhoben sich sogleich die Erzbischöfe von Trier und Köln, geschworene Feinde des Hohenstaufischen Hauses, gegen ihn, und sein Oheim Philipp besaß, so redlich er es auch meinte, nicht Macht und Ansehen genug, um die Ansprüche des Kindes durchzusetzen. Der letztere war noch nicht nach Deutschland zurückgekehrt, um sich durch die Freunde seines Hauses zum Reichsverweser ernennen zu lassen, als die Gegner schon die Erwählung eines neuen Königs betrieben. Sie ersahen sich dazu, nachdem die Verhandlungen mit Bernhard von Sachsen gescheitert waren, den Herzog Berthold V. von Zähringen. Dieser fand jedoch die angetragene Würde gleich anfangs zu kostspielig und trat deshalb, als Philipp ihm die Reichsvogtei Schaffhausen überlassen und Breisach für 3000 Mark (= 120000 ℳ) verpfändet hatte, zurück.*) Nun wählten die Welfen den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto IV., dessen Bruder, Pfalzgraf Heinrich, damals noch nicht von dem Kreuzzuge zurückgekehrt war, zum deutschen König. Otto war früher von seinem Oheim, Richard Löwenherz, mit der Grafschaft York und, als ihn die Engländer im Besitze derselben nicht duldeten, mit Poitou belehnt worden, und Richard hatte Geld nach Deutschland geschickt, um seine Erwählung zu befördern. Schon vor Ottos Wahl hatte Philipp sich genötigt gesehen, sein bisheriges System, nach welchem er nur Stellvertreter seines Neffen hatte sein wollen, aufzugeben und der Aufforderung seiner Freunde gemäß die Krone auf sein eigenes Haupt setzen zu lassen; denn da die Gegenpartei offenbar darauf ausgegangen war, einen den Staufern feindlichen Fürsten zum Könige zu erwählen, so konnte der Streit voraussichtlich nur mit den Waffen entschieden werden, und dazu war es durchaus nötig, daß ein König an der Spitze des Hohenstaufischen Heeres stehe. Philipp nahm also im März 1198 zu Mühl-

*) Auf diese Wahlkämpfe bezieht sich das berühmte Lied Walthers von der Vogelweide, worin er darauf dringt, daß die anderen Fürsten zurücktreten und daß Philipp die deutsche Krone oder, wie er sich ausdrückt, den Waisen aufsetze (der Waise ist ein Edelstein in der Krone, von dem man annahm, daß er der einzige seiner Art sei).

hausen den ihm von seiner Partei angetragenen Königstitel an. Er ließ sich (September 1198) in der Stadt Mainz, deren Erzbischof noch auf dem Kreuzzuge abwesend war, durch einen italienischen Erzbischof Aimo von Tarentaise krönen, nachdem ein päpstlicher Legat ihn von dem Banne gelöst hatte, mit welchem er früher wegen einer in Italien verübten Gewaltthat oder wegen eigenmächtiger Besitznahme der Mathildischen Güter belegt worden war. Die Krönung wurde im Januar 1199 wiederholt, weil Aimo nicht als berechtigt angesehen wurde, sie zu vollziehen. Otto war bereits im Juli zu Aachen durch den Erzbischof von Köln, also am rechten Orte und vom rechten Manne, gekrönt worden, nachdem er sich vorher mit der Tochter der Herzogin von Brabant verlobt hatte, und hatte noch den Vorteil, daß Innocenz seine Zustimmung dazu gab und das Verfahren seines Legaten mißbilligte. Otto behauptete sich in Westfalen und am Niederrhein, für Philipp aber erklärte sich der südliche und östliche Teil von Deutschland; auf seiten des letzteren stand eine größere Zahl von Reichsfürsten, und durch den Besitz der Schätze von Trifels konnte er den Krieg leichter führen, als Otto, welchem nach dem Tode König Richards von England, der ihn freigebig unterstützt hatte, die Mittel schwanden.

Deutschland litt in dem Kampfe beider Teile entsetzlich. Gleich anfangs wurden Bonn und andere Städte des Bistums Köln sowie die ganze Gegend an der Mosel verwüstet; zu gleicher Zeit wütete ein verderblicher Krieg in der Wetterau und an der Bergstraße. Bald stieg die Verwirrung eines Landes ohne Richter und Recht aufs höchste, und zum Unglück raffte der Tod auch den Bischof Konrad von Mainz, der nach seiner Rückkehr aus Palästina eine Aussöhnung zu stande zu bringen suchte, mitten in seinen Bemühungen hin (1200). Sein Tod vermehrte sogar noch den Zwiespalt; denn beide Teile wählten einen Geistlichen ihrer Partei für das erledigte Bistum. Innocenz hatte im Jahre 1201 Otto als den einzigen rechtmäßigen Herrscher anerkannt und unter den bekannten Ceremonieen alle diejenigen mit dem Banne belegt, die ihm Widerstand leisten würden. Er hatte dies gethan unter dem Eindrucke der Erfolge, die Otto im Jahre 1200 errang. Aber bald neigte sich wieder das Glück Philipp zu, und als im Jahre 1204 ein entscheidender Umschlag eingetreten war, als sogar Pfalzgraf Heinrich die Sache seines Bruders Otto aufgab und sich Philipp zuwandte, leitete der Papst Unterhandlungen mit diesem ein, da es ihm nicht sowohl darum zu thun war, dem Welfen Otto zum Kaisertum zu verhelfen, als vielmehr die Deutschen ganz aus Italien zu entfernen und sein Ansehen in deutschen Kirchenangelegenheiten, ungeachtet des Wormser Konkordats, immer weiter auszudehnen. Philipp verstand sich dazu, den von seiner Partei gewählten Erzbischof von Mainz aufzugeben, er

versprach einem Neffen des Papstes eine seiner Töchter zur Gemahlin, und nun trat Innocenz zum Erstaunen Ottos, der sich um diese Zeit von seinem Oheim, dem englischen König Johann, neue Hilfsquellen verschafft hatte, auf einmal als Vermittler und Schiedsrichter auf (1207). Er schickte zwei Kardinäle als Bevollmächtigte nach Deutschland, um Otto zur Niederlegung der Krone zu bewegen; dieser wies aber jeden Vorschlag der Art mit Unwillen zurück. Jetzt warf Innocenz die Maske ab, erklärte sich bestimmt für Philipp und ließ ihn öffentlich vom Banne lösen. Dadurch erhielt der Streit eine entschiedene Wendung, und die Hohenstaufen würden gewiß obgesiegt haben, wenn nicht im nächsten Jahre (1208) der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Neffe des von Friedrich Barbarossa mit Bayern belehnten Wittelsbachers, den König Philipp zu Bamberg ermordet und dadurch dem Gegner desselben zur unbestrittenen Herrschaft im Reiche verholfen hätte. Philipp fiel einer bloßen Privatrache zum Opfer. Er hatte dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach früher eine seiner Töchter zur Ehe versprochen, dann aber sein Wort wieder zurückgenommen. Was nachher zwischen beiden Männern vorfiel und die eigentliche Veranlassung zu der entsetzlichen That ward, ist in Dunkel gehüllt. Nach der gewöhnlichen, jedoch nicht im geringsten wahrscheinlichen Erzählung, die von dem Abt Arnold von Lübeck herrührt, soll Philipp, als der Pfalzgraf sich um eine andere Prinzessin bewerben wollte, ihm an den Vater derselben einen Brief mitgegeben haben, in welchem er vor dem Überbringer als einem Manne von wildem Sinne warnte; der Pfalzgraf aber soll aus Argwohn den Brief erbrochen haben und durch dessen Inhalt zur Ermordung Philipps bewogen worden sein. Über sein Verbrechen ward nach uralter Weise Gericht gehalten, nachdem die 10jährige Tochter des Ermordeten, Beatrix, auf einer Fürstenversammlung in Frankfurt vor Ottos Thron erschienen war, um Recht zu begehren; der Mörder ward in die Reichsacht erklärt, sein Stammschloß zerstört, und seine Güter wurden eingezogen. Von seinem Gewissen und der Acht verfolgt, irrte er unstät und flüchtig umher, bis er endlich in der Nähe von Regensburg vom Reichsmarschall aufgefangen und umgebracht wurde. Doch bewirkten seine nächsten Anverwandten neun Jahre später, daß seine Leiche ein ehrliches Begräbnis erhielt. Übrigens hatten wahrscheinlich außer Otto von Wittelsbach, dessen Familie eine der angesehensten in Deutschland war, auch noch einige andere Fürsten an dem Morde Philipps Anteil gehabt, obwohl man dies zur Ehre der Nation zu verbergen gesucht hat. Nur zwei von ihnen, der Bischof von Bamberg und sein Bruder, der Markgraf Heinrich von Andechs, werden uns genannt; diese wurden, der eine mit der Absetzung, der andere mit der Ächtung bestraft.

Otto IV. ward gleich nach der Ermordung Philipps von der Gegenpartei und vom Papste als König der Deutschen anerkannt und befestigte sich durch die Vermählung mit Philipps Tochter im Besitze seiner Herrschaft. Freilich lagen gegen diese Ehe Bedenken vor, da Philipp und Beatrix verwandt waren, aber der Papst ließ Dispensation eintreten. Wie nötig es war, daß die Zwietracht und Verwirrung ein Ende nahmen, kann man aus dem schließen, was ein Zeitgenosse, Otto von St. Blasien, von Philipps Soldaten berichtet. Diese kehrten nach der Ermordung des Kaisers sengend und brennend in ihre Heimat zurück; hier hausten sie wie wilde Räuber, sie plünderten die Städte aus und steckten sie dann in Brand, beraubten Dörfer und Klöster und machten das Land so unsicher, daß niemand ohne Waffen und ohne starkes Geleit reisen konnte.

5. England und Frankreich am Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Als Richard Löwenherz bei seiner Abreise nach Palästina die Verwaltung des Reiches bestellte, gestattete er von seinen Verwandten nur seiner hochbejahrten Mutter Eleonore gesetzlichen Einfluß auf dieselbe, obgleich er sie nicht zur Reichsverweserin ernannte. Er hatte noch einen rechtmäßigen Bruder, Johann, der in der Geschichte den Beinamen Lackland, d. i. ohne Land, führt, einen Namen, den ihm schon sein Vater beigelegt haben soll. Außerdem lebten noch ein minderjähriger Sohn seines Bruders Gottfried, Arthur von Bretagne, und zwei uneheliche Söhne seines Vaters, von welchen der eine, Wilhelm Langbegen, die Grafschaft Salisbury besaß, der andere, Gottfried, in den geistlichen Stand getreten war. Seinen Bruder, Johann ohne Land, hatte Richard zwar gleich nach des Vaters Tode aus freien Stücken mit einer Anzahl Güter und Grafschaften beschenkt; er fand es aber nicht ratsam, ihn während seiner Abwesenheit an der Reichsverwaltung teilnehmen zu lassen, sondern verpflichtete ihn vielmehr durch einen Eidschwur, drei Jahre lang England zu meiden und sich in den englisch-französischen Grafschaften aufzuhalten. Die ganze Leitung des Staates legte er in die Hände zweier Geistlichen, des Bischofs von Ely Wilhelm Longchamp, der sein Liebling war, und des Bischofs Hugo von Durham. Der erstere, ein herrschsüchtiger, zur Gewaltthätigkeit geneigter Mann, verdrängte gleich nach Richards Abreise seinen Kollegen und regierte dann mit solcher Willkür, daß bald große Unzufriedenheit im Lande herrschte. Dies war für Johann, welchem Richard zuletzt noch die Rückkehr nach England gestattet hatte, eine willkommene Gelegenheit, sich in die Reichsgeschäfte zu mischen. Er konnte es um so

leichter thun, als seine Mutter damals ungeachtet ihres hohen Alters eine weite und beschwerliche Reise unternommen hatte, um Richards Braut Berengaria aus Navarra abzuholen und nach Sizilien zu führen. Longchamp wollte nämlich dem Halbbruder des Königs, Gottfried, den dieser seines unruhigen Gemüts wegen auf mehrere Jahre aus England verwiesen hatte, die Rückkehr nicht gestatten, als derselbe zum Erzbischof von York erwählt worden war, trotzte dem Verlangen des Papstes und der Geistlichkeit und ließ Gottfried, sobald er gelandet war, verhaften. Dies brachte die allgemein herrschende Unzufriedenheit zum Ausbruch, Klerus und Adel erhoben sich gegen ihn, und Johann stellte sich an die Spitze der Empörung. Es gelang diesem, den verhaßten Reichsverweser aus dem Lande zu treiben und sich selbst an dessen Stelle zu setzen.

Diese Veränderung war wenigstens dem Anscheine nach mit der Zustimmung des Königs geschehen, weil Richard, als er in Messina seines Lieblings Gewaltthaten erfuhr, den Erzbischof von Rouen mit einer Untersuchung gegen ihn beauftragt hatte. Bald nachher zeigten jedoch Johanns Schritte, daß er seines Bruders Ansehen im Reiche nur zu untergraben strebe. Zuerst trat er mit Philipp August von Frankreich in Verbindung, bewarb sich um die Schwester desselben und würde sogar bereits damals der Aufforderung Philipps, sich mit Ausschluß seines Bruders die englischen Provinzen in Frankreich als Lehen übertragen zu lassen, Folge geleistet haben, wenn ihn nicht seine Mutter Eleonore daran gehindert hätte. Als er auf diesem Wege seinen Zweck nicht hatte erreichen können, verband er sich mit Longchamp und wollte einen allgemein gehaßten Mann, aus dessen Vertreibung er sich früher ein Verdienst gemacht hatte, in das Reich zurückführen, weil er von dessen Mithilfe alles erwartete. Seine Freunde machten ihn auf die Gefahr eines solchen Schrittes aufmerksam; aber erst als sie ihren Vorstellungen durch das Anerbieten eines bedeutenden Geldgeschenkes Nachdruck gaben, folgte er ihrem Rate. Endlich schloß er, während Richard in Deutschland gefangen saß, mit dem ärgsten Feinde desselben, dem Könige von Frankreich, ein förmliches Bündnis gegen ihn, ließ sich von Philipp August mit den englischen Ländern diesseit des Kanals belehnen und suchte die dortigen Vasallen, welche seinem Bruder die Treue bewahren wollten, mit Gewalt zur Huldigung zu zwingen. Zugleich machte er in Gemeinschaft mit Philipp dem deutschen Kaiser das Anerbieten, eine bedeutende Summe zu zahlen, wenn derselbe den König Richard noch länger gefangen halte; dieser entging jedoch, wie oben erzählt ward, durch sein glückliches Geschick der Treulosigkeit seines Bruders und der Habgier des Kaisers. Er ließ nach seiner Rückkehr (1194) Johann vor ein Gericht

seiner Peers stellen und seiner Lehen sowie der Nachfolge in Reiche verlustig erklären. Dieser verließ darauf schändlicherweise seine seitherigen Verbündeten, veranlaßte sogar selbst die Ermordung der Franzosen, die ihm auf Philipps Geheiß gefolgt waren, und erhielt zum Preise seines niedrigen Verrats von seinem Bruder die verlorenen Güter und Rechte zurück; denn er war in jedem Betracht zu unbedeutend, um seinem Bruder gefährlich zu sein, und zu elend, um ihm gehässig bleiben zu können.

Mit Frankreich, welches durch die Teilnahme an Johanns Aufstande seinen Zorn auf sich geladen hatte, begann Richard gleich nach seiner Rückkehr einen mehrjährigen Krieg, der jedoch keine anderen Folgen hatte, als Mord und Verwüstung. Er war für die Bewohner von Frankreich um so schrecklicher, da zu gleicher Zeit wegen eines Streites über die Länder der Gräfin Ermengarde von Narbonne auch der Süden des Reiches verheert wurde. Diese merkwürdige Frau hatte 50 Jahre lang mit großer Einsicht regiert, in eigener Person den Vorsitz bei den Gerichten geführt und sogar an der Spitze ihrer Vasallen in Schlachten mitgekämpft, besonders aber sich dadurch großen Ruhm erworben, daß ihr glänzender Hof ein Vereinigungspunkt der Troubadoure und ein Hauptsitz der poetischen Liebesgerichte war. Sie zog sich 1192 nach Aragonien zurück, wo sie zwei Jahre später starb. Ihre Länder hatte sie durch Schenkung an Peter von Lara abgetreten. Diesem ward jedoch die Besitznahme derselben durch die Grafen von Foix und Carcassonne und deren Lehnsherrn, den Grafen von Toulouse, streitig gemacht. Er suchte und fand Hilfe beim König Alfons II. von Aragonien und führte nun mit seinen Gegnern einen mehrjährigen Krieg, in welchem die Länder der Ermengarde schrecklich verwüstet wurden. Während auf diese Weise der Süden des Reiches unsäglich litt, dauerte der verheerende Kampf zwischen Richard und Philipp August im Norden fort und ward nur von Zeit zu Zeit, wenn die Geduld der Vasallen erschöpft war, durch kurzen Waffenstillstand unterbrochen. Beide Könige benutzten die Waffenruhe jedesmal, um durch erlaubte und unerlaubte Mittel ihre zerrütteten Finanzen wiederherzustellen. Richard verordnete z. B. im Jahre 1194 eine Abgabe für jedes Turnier und übte 1196 so arge Erpressungen, daß darüber ein Aufstand in London ausbrach; Philipp bedrückte auf gleiche Weise seine Unterthanen mit Steuern und Lasten, gestattete zum großen Ärgernis derselben den von ihm früher vertriebenen Juden gegen eine ungeheure Summe die Rückkehr und nahm überhaupt, wenn er in Geldnot war, auf nichts Rücksicht. Eine Waffenruhe auf längere Zeit ward erst dann geschlossen, als die beiden von Innocenz III. mit der Predigt des Kreuzes beauftragten Geistlichen, Fulko von Neuilly

und Peter von Capua sich der Sache annahmen, um einen neuen großen Zug nach Palästina zu stande bringen zu können. Infolge der Bemühungen dieser beiden Männer ward im Januar 1199, drei Monate vor Richards Tode, ein Frieden auf fünf Jahre geschlossen. Richard starb, wie er gelebt hatte. Er zeigte in seinen letzten Tagen dieselbe Abwechselung von Großmut, wilder Begeisterung, hohem Sinn, Roheit und Barbarei, welche sein ganzes früheres Leben ausgezeichnet hatte, und fand, als er aus Habgier einen Vasallen, Widomar von Limoges, befehdete, seinen Tod durch einen Pfeilschuß von der Hand eines Mannes, dessen Vater und Brüder er erschlagen hatte. Dieser brachte ihm in dem Augenblicke, als er mit dem Degen in der Faust Chaluz, eine Burg Widomars, erstürmen wollte, eine tödliche Wunde bei. Richard ließ sterbend die ganze Besatzung der Burg niedermetzeln; nur seinem Mörder schenkte er in einer Anwandlung von Großmut das Leben und die Freiheit, was freilich die Brabanzonen in Richards Gefolge nicht berücksichtigten; nach des Königs Tode wurde der unglückliche Schütze von ihnen geschunden und aufgehängt. Beklagt ward Richard von seinen tapferen, aber auch wilden und grausamen Söldnern, die in ihm einen sorgsamen Vater und ein glänzendes Vorbild verloren; noch mehr aber trauerte um ihn die Zunft der ritterlichen Sänger, deren Mitglied er war, und die Klagelieder, in denen sie seinen Tod beweinten, gehören zu den besten Erzeugnissen der provençalischen Dichtkunst.

Durch Richards Tod sank die Schale der Engländer gegen das französische Gewicht und gegen Philipps Schlauheit mächtig herab; denn da Richard keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder, Johann ohne Land, der weder Einsicht und Tapferkeit, noch Grundsätze und Tugend besaß. Johann war noch dazu den Engländern schon längst verhaßt und seine ersten Regierungshandlungen waren durchaus nicht geeignet, diesen Eindruck zu verlöschen. Trotzdem war die Wahl Johanns, die zu Nottingham erfolgte, eine einmütige gewesen. Gegen seine Nachfolge erhob sich sogleich sein Neffe, der Graf Arthur von Bretagne, der Sohn von Johanns älterem Bruder Gottfried, nebst den Vasallen von Anjou, Maine und Touraine, weil nach dem in diesen Ländern herrschenden Herkommen der jüngere Bruder dem Sohne des älteren nachstand. Auch Philipp August erkannte Arthur als rechtmäßigen Erben der englischen Lehen in seinem Reiche an, und es brach darüber ein neuer Krieg zwischen England und Frankreich aus. Indessen kam der französische König bald nachher durch einen Zwist mit dem Papste ins Gedränge, und Johann wünschte seinen Schwiegersohn, den deutschen König Otto IV., um seinen Anteil an der Erbschaft Richards zu bringen; beide hatten also

ein Interesse, den Krieg beendigt zu sehen, und so ward schon ein Jahr nach dem Beginne desselben (1200) ein Frieden geschlossen, in welchem Johann als Besitzer der englischen Lehen in Frankreich anerkannt wurde, wofür er eine große Summe zahlte und sich dagegen verpflichtete, seinem Neffen Otto gegen Philipp Augusts Freund und Verbündeten, den Hohenstaufen Philipp, keine Hilfe zu leisten. Arthur wurde durch diesen Vertrag zwar auf die Bretagne beschränkt und mußte seinem Oheim als Vasallen huldigen, der französische König entzog ihn aber durch eine bestimmte Klausel der Willkür Johanns und nahm ihn unter seinen besonderen Schutz. Zugleich wurde beschlossen, daß der Sohn Philipps, Ludwig, der mit Johanns Nichte Blanca von Kastilien (die später als Königin von Frankreich sehr berühmt war), vermählt wurde, mehrere Lehen erhielt. Gleich nach dem Frieden wollte sich Johann an den Vasallen in Poitou rächen, welche während des Krieges abgefallen waren, und nahm seine Zuflucht zu einem gerichtlichen Verfahren, welches der Welt zugleich seinen bösen Willen und seine Ohnmacht offenbarte, weil er unter dem Schein und der Form des Rechtes die höchste Ungerechtigkeit verbarg. Er machte nämlich, wie berichtet wird, jenen Großen aus dem Beistand, den sie einst ihm selbst gegen seinen Vater geleistet hatten, den Vorwurf der Verräterei, lud sie deshalb vor sein königliches Gericht und rief, da vor diesem Gericht der Beweis durch Zweikampf als ein rechtmäßiger galt, eine Anzahl rüstiger Kämpfer zusammen, gegen welche die Angeklagten voraussichtlich nicht bestehen konnten. Die letzteren weigerten sich jedoch, zu erscheinen, indem sie behaupteten, daß nur sein Vater sie wegen jenes Vorwurfes hätte zur Rechenschaft ziehen können, und da sie fest zusammenhielten, so mußte Johann die Sache fallen lassen. Gleich nachher verletzte er in einem Anfall von Leidenschaft die Pflicht des Lehnsherrn, welche man als eine Art von väterlicher Verbindlichkeit ansah, auf unerhörte Weise. Er entführte nämlich Isabella, die Braut eines seiner vornehmsten Vasallen in Frankreich, des Grafen Hugo de la Marche, und ließ sich dieselbe als Gemahlin antrauen. Seine Ehe mit der Gräfin von Gloster, Hadwis, schien ihm nicht mehr legitim, weil er mit ihr verwandt sei, obgleich sie schon lange Jahre vermählt waren. Wie auf ein gegebenes Zeichen erhob sich sogleich ein großer Teil der Vasallen in Frankreich gegen ihn; König Philipp August nahm sich als Oberlehnsherr ihrer an, und auch Arthur von Bretagne trat zu den Empörten über. Johann zog gegen seine verbündeten Feinde zu Felde und war jetzt zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben besonders glücklich; aber sein Glück brachte ihm selbst Verderben, weil er es auf eine unerhört frevelhafte Weise mißbrauchte. Er schlug nämlich seine Gegner beim Schlosse Mirabel, welches Eleonore

innehielt, und das von Arthur mit Glück bestürmt war, gänzlich, nahm die Vornehmsten derselben samt seinem Neffen Arthur gefangen (1202) und entledigte sich bald darauf des letzteren zu Rouen mit Mord. Die Art und Weise, wie Arthur, der übrigens seinen Oheim durch eine trotzige Antwort beleidigt haben soll, ums Leben gebracht wurde, ist nicht zuverlässig bekannt; nach dem gehässigsten Berichte tötete ihn Johann mit eigener Hand, nach einer anderen Angabe bediente er sich zur Ermordung desselben seines Waffenträgers, den er dann zur Belohnung mit der Erbin der Baronie Mulgreffe vermählte. Die schändliche That verschaffte dem französischen Könige völlig das Übergewicht. Philipp August lud als Oberlehnsherr den englischen König vor seinen Richterstuhl und verurteilte ihn entweder, als er nicht erschien, zum Verluste seiner Lehen oder benutzte den Umstand, daß alles von Johann abfiel und selbst die englischen Vasallen ihm die Heeresfolge über das Meer verweigerten, um den Prozeß gegen ihn mit der Exekution anzufangen. Genug, er besetzte in Zeit von zwei Jahren alles Land, welches Johann im Süden und Westen von Frankreich besaß, und entriß ihm endlich auch noch die Normandie. Johann sah von England aus den Fortschritten seines Feindes ruhig zu, quälte und bedrückte seine Unterthanen durch schreckliche Willkürlichkeiten und lebte in schwelgerischer Sorglosigkeit. Endlich schien er eine Anstrengung machen zu wollen; er war aber kaum auf französischem Boden gelandet und hatte Angers in Brand gesteckt, als er auf die Kunde, Philipp rücke mit einem Heere heran, in gewohnter Feigheit wieder nach Poitou ging und sich dann in Thonars zu einem Frieden auf zwei Jahre verstand, nach welchem er von allen seinen großen Besitzungen diesseit des Kanals nur das Erbe seiner Mutter behielt (1206).

Fast um dieselbe Zeit, als Johann durch sein elendes Benehmen im Kriege mit Philipp August die Achtung seiner Unterthanen ganz einbüßte, geriet er mit dem Papst Innocenz III. in einen Zwiespalt, der ihm selbst bis zum Ende seines Lebens eine Reihe von Unglücksfällen zuzog, der englischen Nation aber die Grundfesten einer Verfassung verschaffte, die sich später im Fortgange der Zeiten immer mehr ausbildete. Im Jahre 1205 brach nämlich über die Wahl eines neuen Erzbischofs von Canterbury ein heftiger Streit aus. Die Augustinermönche, welche das Kapitel von Canterbury bildeten, nahmen ohne Zuziehung der Suffraganbischöfe eine Wahl vor, gerieten aber dabei sowohl unter sich, als auch mit dem Könige in Zwist. Ein Teil von ihnen wählte den zweiten Vorsteher ihres Klosters, Reginald, und gebot diesem, sich in Rom von Innocenz bestätigen zu lassen. Die Wahl war verheimlicht worden, Reginald selbst plauderte es aber aus, und nun ließen sich die Mönche, die zuerst uneins gewesen waren, aber

um jeden Preis ihr vermeintliches Wahlrecht retten wollten, vom Könige einen Nachfolger auf dem Bischofsstuhl bestimmen in der Person des Bischofs von Norwich, Johann von Gray. Man sandte an den Papst vierzehn Mönche, welchen der König vorher das eidliche Versprechen abnahm, daß sie auf der Anerkennung des Bischofs von Norwich bestehen wollten. Innocenz wußte jedoch die Glieder der Deputation umzustimmen, zumal die Mittel, die Johann für seine Pläne anwandte, nicht die saubersten waren. Sie gestanden ihm ohne Rücksicht auf das Wahlrecht ihrer Mitglieder zu, daß er einen in Rom lebenden Engländer, Stephan Langton, eigenmächtig zum Erzbischof von Canterbury ernenne (1207). Der König ergrimmte heftig, als er diese Nachricht erhielt, und ließ nach seiner tyrannischen Art den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden. Er verwarf die in Rom erfolgte Wahl, verbot jenen vierzehn Mönchen die Rückkehr ins Reich, verjagte ihre Brüder auf die roheste Weise aus dem Kloster, zog die Einkünfte des Bistums ein und ließ die Güter desselben durch Laien verwalten. Innocenz bemühte sich lange vergebens, ihn auf andere Gedanken zu bringen, und belegte, als Johann immer heftiger wurde, das Königreich England mit dem Interdikt (März 1208). Dieser Schritt des Papstes würde indessen schwerlich bedeutende Folgen gehabt haben, wenn nicht Johann durch seine Tyrannei dem ganzen Klerus das Bedürfnis des päpstlichen Schutzes gegen die weltliche Macht recht fühlbar gemacht hätte. Das Interdikt wurde daher von der Geistlichkeit mit aller Strenge beobachtet, und zwei Jahre lang fand in England, so sehr auch Johann die Geistlichen wegen ihres Starrsinnes mißhandelte, kein Gottesdienst, kein Glockenläuten, keine Kommunion, überhaupt keine kirchliche Handlung statt; nur die Taufe der Kinder wurde vollzogen, und die Sterbesakramente wurden gereicht, die Leichen aber außerhalb der Kirchhöfe eingescharrt. Er verjagte die Bischöfe von ihren Sitzen, warf viele von ihnen in den Kerker, zog die Güter des Klerus ein und schenkte, als einst ein an einem Priester begangener Raubmord vor ihm zur Klage gebracht wurde, dem Verbrecher die Freiheit mit der öffentlichen Erklärung, daß, wer einen Geistlichen töte, ihn von einem Feind befreie.

Da Johann vom Papste noch Ärgeres, nämlich den Bannfluch und die Entbindung seiner Unterthanen vom Eide der Treue, zu fürchten hatte, so suchte er sich die nötigen Mittel zum Widerstande gegen ihn zu verschaffen. Er umgab sich mit gemietetem Rittervolke, nahm seinen Vasallen, um ihrer Treue versichert zu sein, die Kinder als Geiseln weg, übte die ärgsten Erpressungen, besonders maßlose gegen die Juden, und steigerte seine Tyrannei bis zu dem Grade, daß er alle, die sich ihm widersetzten, ohne Rücksicht auf Gesetz und Recht

verfolgte und bestrafte. Dabei trieb er den Mißbrauch der schon vorher unerträglichen Jagd- und Forstgesetze aufs Äußerste; er ließ die Einhegungen der königlichen Wälder niederreißen und das Wild über das Land streifen, untersagte das Halten von Jagdhunden und verbot endlich in ganz England den Vogelfang. Im Jahre 1209 fing er einen Krieg mit dem König von Schottland, seinem Vasallen, an, um eine große Summe Geldes von ihm zu erpressen, und verteilte dieselbe dann unter seine Raubhelden. Diesen wies er zuletzt England selbst gewissermaßen als Beute an. Seine Despotie vernichtete sogar die Wissenschaften, welche damals in Oxford blühten; denn als er einst einige Mitglieder der dortigen Lehranstalt durch einen Machtspruch aufknüpfen ließ, wanderten alle Lehrer und Schüler, 3000 an der Zahl, aus der Stadt und zerstreuten sich nach anderen Orten. Durch solche Tyranneien arbeitete Johann seinem Hauptfeinde, dem Papst, in die Hände. Dieser übereilte sich nicht, sondern wartete jahrelang ganz ruhig die Wirkung seines Spruches und der königlichen Frevel ab. Er sah aber bald, daß sogar ein Teil der Leute, auf welche er gerechnet hatte, der Macht huldigte, und daß Geistliche und Gelehrte auch damals um Geld und Lohn bereitwillig waren, der Welt die sogenannten höheren Grundsätze zu predigen und durch dieselben jede, selbst die schlechteste That zu rechtfertigen. Nach diesen Männern war des Königs Grausamkeit Konsequenz, seine Verletzung des Rechtes aber Erhabenheit des Geistes, die sich des großen Zweckes wegen über kleinliche Bedenklichkeiten furchtsamer Seelen hinwegsetze; einer von ihnen, ein angesehener Geistlicher, kleidete diese Ansicht in die Worte ein: das Königtum sei ein Werkzeug der zürnenden Gottheit, der Fürst müsse seine Unterthanen mit eiserner Rute regieren, die Vasallen und Großen durch Fesseln knechten und alle wie ein irdenes Gefäß zerbrechen. Die Despotie des englischen Königs, über welchen der Papst schon im Jahre 1209 den Bannfluch ausgesprochen hatte, war also nicht ohne Stützen; auch standen ihm einige gewandte und erfahrene Männer zur Seite, und wenn er nachher tief herabstürzte, so war dies ebensowenig eine Wirkung der päpstlichen Macht und des herrschenden Aberglaubens, als seiner eigenen Härte und Grausamkeit, sondern nur eine Folge seiner Erbärmlichkeit. Das beweisen unter anderm die glücklichen Züge, welche er 1210 und 1211 nach Irland und nach Wales unternahm. In beiden Ländern ward jeder Widerstand gebrochen und der Wille des Siegers zum Gesetz gemacht. Übrigens bereicherte sich Johann in Irland durch die Einführung der englischen Münze, und den Zug gegen Wales unternahm er zum Teil, um allen Rittern, welche nicht im Heer erschienen, eine bedeutende Geldstrafe auferlegen zu können.

Die von Johann verfolgten Bischöfe waren nach Frankreich ent-

wichen, wo sie von Philipp August mit offenen Armen aufgenommen wurden. Die sämmtlichen englischen Vasallen, über die militärische Tyrannei ihres Königs erbittert, traten ebenfalls mit dem französischen Könige in Verbindung, und der Papst entschloß sich endlich nach langem Zaudern zu dem äußersten Schritte. Er erklärte 1212, unter Wiederholung des Bannfluches, Johann für abgesetzt und schenkte dem Könige Philipp August das Reich, dessen sich jener durch sein unchristliches Betragen unwürdig gemacht habe. Diese Schenkung war natürlich nur Form, weil alles darauf ankam, ob Philipp sie durch seine Waffen geltend machen könne. Auch hatte der Papst selbst gewiß nicht die Absicht, England in die Gewalt des französischen Königs zu geben; die Schenkung diente ihm vielmehr bloß als ein Mittel, den König Johann seinem Willen zu unterwerfen. Er hatte im vorhergehenden Jahre den schlauen Subdiakonus Pandulf nach England geschickt, angeblich um eine Aussöhnung einzuleiten, in Wirklichkeit aber um Johann auskundschaften zu lassen, und entwarf nach dem von Pandulf gemachten Berichte seinen Plan, welcher ganz auf den Zustand der Dinge in England und auf die Persönlichkeit Johanns berechnet war. Philipp August entbot seine gesamte Kriegsmacht nach der Normandie, Johann dagegen rief die ganze Volksmasse seines Reiches auf, befahl ihr, sich an der Küste zu vereinigen, und nahm alle Schiffe des Landes in Beschlag. Beide Könige bedrohten jeden, welcher ausbleiben würde, mit der härtesten Strafe, die das Mittelalter kannte, nämlich mit der Herabsetzung in die Klasse der sogenannten Wildfänge. Jetzt schickte Innocenz seinen Unterhändler Pandulf nebst einem Tempelherrn noch einmal nach England, um seinem schlauen Plane gemäß Johann durch Schrecken unter seinen Willen zu beugen. Vor den französischen Rüstungen brauchte dem Könige nicht bange zu sein; denn England konnte in jener Zeit eine größere Macht aufstellen, als irgend ein anderer europäischer Staat von gleichem Flächenraum, und Johann hatte nicht nur mit dem Grafen Wilhelm von Holland ein Schutzbündnis geschlossen, sondern auch der deutsche Pfalzgraf Heinrich, Ottos IV. Bruder, und der Seneschall Ottos befanden sich damals mit ihren Leuten in England. Pandulf zeigte aber dem elenden und feigen Könige Briefe von denjenigen Großen seines Reiches vor, auf welche er sich am meisten verlassen zu können geglaubt hatte, und deutete ihm den Papst als den einzigen Schützer gegen seine eigenen Vasallen an. Dies wirkte. Johann ließ sich schrecken. Es war ihm weniger zuwider, als Lehnsmann des römischen Stuhles seine Tyrannei fortsetzen zu können, als sich von seinem eigenen Volke zur Beobachtung einer lästigen Verfassung zwingen zu lassen. Nur auf diese Weise ist es zu erklären, daß ein König, der weder von seinen Leuten verlassen, noch

auch bereits ernstlich vom Feinde bedroht war, sich unter den härtesten Bedingungen den Geboten des Papstes unterwarf (1213). Er mußte nicht etwa bloß Stephan Langton als Erzbischof von Canterbury anerkennen, die vertriebenen Geistlichen wiedereinsetzen und sich zu einer bedeutenden Entschädigungssumme für die an ihren Gütern verübten Plünderungen verstehen, sondern sogar sein freies Reich unter demütigenden Ceremonieen vom Papste zu Lehen nehmen, indem er die Krone dem Legaten Pandulf öffentlich überreichte, sie dann aus dessen Hand zurücknahm und sich dabei zu einer jährlichen Abgabe von 1000 Mark Sterling an den Papst verpflichtete. Natürlich erhielt nun Philipp August von Innocenz die Weisung, den Kampf einzustellen; er wollte aber seine Rüstungen nicht vergebens gemacht haben, und fand, wie wir unten sehen werden, die Umstände zu günstig, als daß er hätte gehorchen sollen. Die Antwort, welche er dem päpstlichen Legaten gab, setzt zugleich die damals herrschenden Grundsätze des Staatsrechts und das Verhältnis der Könige jener Zeit zu ihrer Ritterschaft in ein recht helles Licht. Philipp erklärte: er erkenne die päpstliche Oberlehnsherrlichkeit über England nicht an, weil Johann gar kein Recht gehabt habe, sich derselben zu unterwerfen; denn kein König könne sein Reich ohne Zustimmung der Großen, welche dasselbe zu schützen verpflichtet seien, in ein Lehn umwandeln, und wenn der Papst ein solches Unrecht genehmigen und schützen wolle, so gebe er dadurch allen Königen ein unheilvolles Beispiel. Zunächst wandte sich Philipp gegen Flandern, welches für Johann eingetreten war. Johann glaubte nun, ein Einfall in Frankreich werde Erfolg haben, aber seine Vasallen versagten ihm die Beteiligung an dem Zuge.

Einen ganz andern Ausgang, als dieser Streit zwischen Johann und Innocenz, nahm ein ebenso heftiger Zwist, welchen Philipp August früher unter fast völlig gleichen Umständen mit dem nämlichen Papste gehabt hatte; und die Vergleichung des Verhaltens zweier gleichzeitiger Könige gegen einen und denselben Papst ist um so interessanter und lehrreicher, als es in der Geschichte nur wenige Fälle giebt, an denen sich so klar und deutlich erkennen läßt, wieviel in dem Gange menschlicher Dinge auf den Charakter der Hauptpersonen ankommt, selbst wenn es sich nicht um bloße äußere Gewalt, sondern um Recht und Gewissen handelt. Philipp August geriet nämlich über eheliche Angelegenheiten mit Innocenz in einen ebenso bitteren Streit, als Johann über eine Bischofswahl. Beide Könige mußten in diesem Streite den Vorurteilen der Zeit nachgeben, oder vielmehr sie mußten sich gefallen lassen, daß sie von Rom zur Anerkennung der Grundsätze des natürlichen Rechts, die sie mit Füßen getreten hatten, gezwungen wurden; allein beide gelangten in ihrem Kampfe zu einem ganz entgegengesetzten

Ziele: Johann verlor Ehre und Ansehen und ward ein Sklave des römischen Bischofs; Philipp dagegen wußte nicht bloß seine Würde und seine weltlichen Rechte gegen jede Beeinträchtigung zu schützen, sondern er vermehrte sie sogar noch durch geschickte Benutzung des päpstlichen Ansehens.

Philipp beschloß nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Hennegau, hauptsächlich um des Geldes willen, eine zweite Ehe einzugehen, und wie sein Ahn Heinrich I. und der deutsche Kaiser Heinrich IV. deshalb eine russische Prinzessin erwählt hatten, so wandte er sich nach dem Reiche Dänemark, dessen Beherrscher wegen seines Verhältnisses zu den reichen Handelsstaaten der Ostsee viel bares Geld besaß, ohne desselben gerade zu bedürfen. Er warb um Ingeborg, die Schwester des dänischen Königs Knut VI. und erhielt sie. Die Trauung ward im August 1193 vollzogen; schon am nächsten Tage aber, als die neue Königin gekrönt werden sollte, verstieß sie der König, nachdem er durch die Bischöfe, an deren Spitze der Erzbischof von Reims, die Ehe wegen verbotenen Verwandtschaftsgrades für ungültig hatte erklären lassen, behielt jedoch das von ihr mitgebrachte Geld. Er hatte damals den Plan gefaßt, die Erbtochter des deutschen Pfalzgrafen Konrad, Agnes, zu heiraten, und dieser politische Grund mochte ihn bei jenem auffallenden Schritte wohl mehr leiten, als religiöse Bedenken. Kurz, er versammelte die Bischöfe seines Reiches, um sich durch dieselben scheiden zu lassen, und so armselig erfunden auch der Nachweis einer verbotenen Verwandtschaft war, so sehr auch die arme Ingeborg mit Thränen und stummen Bitten die Geistlichen beschwor, die Heiligkeit eines Sakraments gegen Philipp zu verteidigen, so hatten diese doch zu große Furcht vor ihrem König, als daß sie gewagt hätten, seine Forderung zurückzuweisen. Selbst als der Papst Cölestin III., welchen Knut um Hilfe anging, die Sache noch einmal einer großen französischen Synode vorlegte, waren Philipps Bischöfe, wie sich ein gleichzeitiger Schriftsteller ausdrückt, stumme Hunde, die nicht zu bellen wagten, weil sie für ihre Haut fürchteten. Der König sperrte sogar Ingeborg, weil sie nicht nach Dänemark zurückkehren wollte, in ein Kloster ein, wo sie sehr hart gehalten wurde. Auch als der kräftige und furchtlose Innocenz III. Papst geworden war und sich mit Nachdruck für die unglückliche Königin verwandte, nahm Philipp weder auf dessen Vorstellungen, noch auf die von ihm aufgeregten Geistlichen Rücksicht. Er schloß sogar, da die Tochter des Pfalzgrafen sich mittlerweile mit dem Sohne Heinrichs des Löwen vermählt hatte, eine andere Ehe, die ihn eng mit dem deutschen Kaiser Heinrich VI. verband; er heiratete nämlich 1196 Maria Agnes, die Tochter des Herzogs Berthold von Meran, der als Besitzer früherer Welfischer Güter ein

eifriger Anhänger der Hohenstaufen war. Innocenz zögerte sehr lange, bis er sich zu entschiedenen Maßregeln entschloß; endlich aber mußte er, von allen Seiten gedrängt, und nachdem er wiederholt dem Könige Fristen gestellt hatte, den äußersten Schritt thun und durch seinen Legaten Peter von Capua Frankreich mit dem Interdikt belegen (1199). Philipp war jedoch ein anderer Mann, als Johann von England, und obgleich er im Kampfe mit der kirchlichen Gewalt dieselben Mittel ergriff, wie dieser, so wußte er doch die Sache ganz anders hinauszuführen. Er verjagte alle Geistlichen, die sich unterfingen, das päpstliche Edikt anzuerkennen, von ihren Sitzen und bemächtigte sich ihrer Güter; er benutzte sogar seinen Streit mit der Kirche als eine erwünschte Gelegenheit, auch gegen seine weltlichen Unterthanen Erpressungen zu üben; er entriß nämlich den Baronen, die sich ungehorsam zeigten, einen Teil ihrer Besitzungen und trieb von den Bürgern der Städte unerhörte Steuern ein. Selbst als der Papst endlich unter gewissen Bedingungen die Scheidung bewilligen wollte und deshalb durch einen Legaten bereits ein Konzil zu Soissons hatte zusammenrufen lassen, fand es Philipp nicht ratsam, sich von seinen Unterthanen Gesetze vorschreiben zu lassen (1201). Er verließ ganz plötzlich die Kirchenversammlung, nahm die ebenfalls anwesende Ingeborg hinter sich aufs Pferd, kehrte mit ihr nach Paris zurück und behielt sie seit der Zeit bei sich, ohne sie jedoch freundlicher zu behandeln. Er entließ damals seine zweite Gemahlin keineswegs, sondern lebte bis an ihren Tod ganz öffentlich in einer förmlichen Doppelehe. Mit dem Papste blieb er zwar, solange Maria Agnes lebte, gespannt; doch war, da er Ingeborgs Recht anerkannte, das Interdikt, unter welchem das Volk sich gedrückt fühlen mußte, beseitigt worden. Innocenz erklärte sogar nach dem Tode der Maria Agnes (1201) die beiden Kinder derselben für rechtmäßig. Zwölf Jahre später nahm Philipp endlich die unglückliche Ingeborg wieder ganz zu sich und behandelte sie als seine Gemahlin; er that dies jedoch nicht etwa durch die Warnungen des Papstes bewogen oder aus Pflichtgefühl und Rührung, sondern weil er als kluger Regent der Stimme seines Volkes Gehör gab.

Später suchte Philipp, wie bereits dargelegt worden ist, aus dem päpstlichen Ansehen, um welches er selbst in seiner Angelegenheit sich wenig kümmerte, gegen Johann von England Vorteil zu ziehen. Dieser arbeitete nach seiner schmählichen Aussöhnung mit Innocenz dem gewandten und kräftigen Könige von Frankreich dadurch in die Hände, daß er neuen Schimpf und neue Schande auf sich lud. Der Papst hatte Johanns Huldigung mit dem Versprechen belohnt, ihn gegen seine geistlichen und weltlichen Großen, die sich bereits zur Erhaltung ihrer alten Privilegien verbündet hatten, zu beschützen, und

erließ ihm einen großen Teil der den geplünderten Geistlichen zuerkannten Entschädigungssumme. Dies hatte ganz natürlich die Folge, daß von jetzt an die höhere Geistlichkeit an der Spitze der Unzufriedenen stand; besonders ward der Erzbischof Langton von Canterbury, welchen Johann in den Tod haßte und sogar durch den Papst von der Kirchengemeinschaft hatte ausschließen lassen wollen, die Seele aller Bewegungen gegen den König; das Volk schätzte ihn als Vertreter der guten alten angelsächsischen Satzungen und Rechtsgewohnheiten. Innocenz hatte seine Beschützung des Königs gegen die Nation und gegen den Erzbischof mit bestimmten Worten ausgesprochen und namentlich in betreff des letzteren aufs nachdrücklichste verordnet, daß die Geistlichen bei jedem Anlaß zur Beschwerde gegen den König sich von keinem Menschen zu irgend einem Schritte bewegen lassen, sondern nach Rom wenden sollten. Johann war daher in der nächsten Zeit gegen den Unwillen seiner Großen gesichert, und es mußten erst noch andere Umstände eintreten, ehe die im stillen bestehende Verbindung derselben sich öffentlich zeigen konnte. Diese Umstände wurden durch Johanns Verhältnis zu Philipp August herbeigeführt. Zwischen Otto IV., dem Gegner des mit Philipp August verbündeten Hohenstaufischen Kaisers, und dem englischen Könige ward ein Bund gegen Frankreich geschlossen, dem auch die Grafen von Flandern und Boulogne, der Herzog von Brabant und andere niederländische Fürsten beitraten, und die Verbündeten drangen von zwei Seiten her in Frankreich ein. Der elende englische König, der die ganze Sache mit großem Lärm betrieben hatte, war nach Poitou und Guyenne, seinen einzigen treugebliebenen Provinzen in Frankreich, gegangen und rückte von dorther vor, er ward aber gleich anfangs auf eine schmähliche Weise zurückgejagt. Dagegen zog Otto mit der ganzen Macht von Norddeutschland, an welche sich englische Hilfstruppen und die niederländischen Verbündeten angeschlossen hatten, von Nordwesten her ins Land und traf bei Bouvines zwischen Tournay und Lille auf Philipp August. Hier kam es am 27. Juli 1214 zu einer blutigen Schlacht, in welcher die verbündeten Truppen durch ihre Stellung im Nachteile waren und überdies die Deutschen den günstigen Augenblick zum Angriff versäumten, weil sie nach einem sonderbaren Begriff von Ehre den französischen König selbst niederwerfen wollten. Die letzteren, welche im Mitteltreffen standen und nach der Sitte jener Zeit ihren Reichsadler oben auf einer Stange, welche die Fahne mit dem Bild eines Drachen trug, auf einem Karren aufgepflanzt hatten, stürmten nämlich auf Philipp und seine Scharen erst dann ein, als die wackersten Milizen desselben, die gerüsteten Bürgerschaften, mit der Oriflamme ihm zu Hilfe gekommen waren. Diese wurden zwar auseinander getrieben und

der König selbst mit einem eisernen Haken vom Pferde gerissen; nichtsdestoweniger mußten aber die Deutschen vor den sich aufs neue sammelnden Scharen der Feinde zurückweichen. Sie setzten, als ihre Verbündeten auf den beiden Flügeln bereits völlig geschlagen waren, den Kampf unter der Leitung ihres tapferen Kaisers Otto noch lange fort und blieben nebst den tapferen Brabantern allein auf dem Schlachtfelde, von dem sie sich endlich ehrenvoll zurückzogen. Die Auflösung und Heimkehr des verbündeten Heeres, eine große Zahl von Gefangenen, reichliche Beute und der Ruhm, eine weit überlegene Macht besiegt zu haben, war der Gewinn, den die Schlacht den Franzosen brachte. Unter den Gefangenen befanden sich auch zwei angesehene Fürsten, die Grafen von Boulogne und Flandern; der erstere starb in der Gefangenschaft, der letztere erhielt seine Freiheit erst nach elf Jahren unter harten Bedingungen. Der Oberfeldherr der Franzosen bei Bouvines war Meister Guarin, der später Bischof von Senlis wurde; bei Senlis erhob sich auch bald die Siegesabtei (Abbaye de la Victoire) zur Erinnerung an die Schlacht. Bei Bouvines hatten der französische Adel wie die Bürgerschaften für das Königtum gekämpft, und dasselbe hatte sich weit entschiedener wie in anderen Staaten als ein volkstümliches bewährt.

Der glänzende Sieg, welcher bald nachher einen unter päpstlicher Vermittelung geschlossenen Waffenstillstand zwischen England und Frankreich zur Folge hatte, befreite Philipp August zunächst von seinen auswärtigen Feinden. Er diente ihm aber auch zur Bereicherung seiner Staatskasse; denn die gefangenen Grafen und Ritter wurden so lange festgehalten, bis sie, jeder nach seinem Vermögen, das größtmögliche Lösegeld entrichtet hatten. Für Johann von England dagegen war die Schlacht nicht nur in ihren unmittelbaren Folgen, sondern auch durch die Rückwirkung auf seine geheimen Feinde in England verderblich. Der Erzbischof Langton legte gleich nachher den versammelten Baronen und Bischöfen einen alten Freiheitsbrief vor, erinnerte sie an die Rechte, welche Eduard der Bekenner der Nation erteilt und Heinrich I. bestätigt habe, und bewog sie zu dem gemeinschaftlichen Eidschwur, daß sie, wenn Johann diese Rechte nicht wiederherstelle, einen förmlichen Krieg mit ihm anfangen wollten. Bald standen sie gegen ihren König in Waffen, und der Bürgerkrieg begann; er ward zuweilen durch einen Waffenstillstand unterbrochen, weil Johann Zeit zu gewinnen und die Sache so lange hinzuziehen suchte, bis ihm der Papst geholfen habe. Dieser beauftragte jedoch seinen Legaten, einen gütlichen Vergleich zu stande zu bringen; zu gleicher Zeit ergriffen die Bürger von London die Partei der Barone, und der König ward von fast allen seinen Dienstleuten verlassen. Nachdem kurz vor Ostern 1215 sich zu Stam-

ford ein stattliches Heer versammelt hatte und die Vasallen durch die Domherren von Durham von ihrem Eide entbunden waren, überließen ihnen die Bürger London. Johann war also seinen Feinden gegenüber bald völlig machtlos und mußte sich nach langen Verhandlungen (15. bis 19. Juni 1215) dazu verstehen, auf der Wiese Runnymede in der Nähe von Windsor die unter dem Namen der Magna Charta berühmte Freiheitsurkunde zu unterzeichnen, oder vielmehr er entschloß sich in seiner Not, die Empörten durch ein schriftliches Versprechen zu beschwichtigen, und hoffte dann thun zu können, was ihm gefalle.

Die Magna Charta war keine Verfassungsurkunde; sie ist aber im Fortgange der Zeit durch sehr geschickte und verständige Anwendung die Grundlage einer wahrhaft freien Verfassung geworden. Auch ward in derselben nur für diejenigen Klassen der Nation, welche in jenen Zeiten allein auf Recht Anspruch hatten, das Verhältnis zu der Regierung und zur Person des Königs festgestellt. Die Gutsunterthanen erhielten durch die Magna Charta kein einziges Recht, wie sie denn auch vorher kein einziges besessen hatten. Ihre Zahl hatte sich aber bereits in England sehr vermindert und nahm immer noch mehr ab, während die Zahl der Bürger der Städte sowie der kleineren Vasallen und der wenig reichen Freibauern sehr zunahm. Diese freien Bürger und Bauern wurden nebst den Baronen und Bischöfen unter der Gesamtheit aller freien Leute des Reiches einbegriffen, für welche nach dem ersten Artikel der Magna Charta die darin enthaltenen Privilegien bestimmt waren. Allen ward der alte Besitz- und Rechtsstand und der alte Gerichtsgang verbürgt. Auch der Fürst von Wales und der König von Schottland erhielten, weil sie mit den Baronen verbündet waren, ihren Anteil an den verliehenen Rechten und Freiheiten und wurden, wie jene, auf den Zustand vor Heinrich II. zurückgebracht. Der Inhalt der Magna Charta läßt sich der Hauptsache nach in folgende Worte zusammenfassen: der König verspricht für sich und seine Nachfolger, daß er allen Eingriffen in das bestehende Recht, welche sich die normannischen Könige vor ihm und besonders er selbst erlaubt hatten, entsagen und das in den angelsächsischen und normannischen Gewohnheiten begründete System der Regierung und Rechtspflege aufs neue in Kraft und Wirksamkeit setzen will. Der Inhalt der einzelnen Artikel der Magna Charta bestand im wesentlichen darin, daß die Steuern genau bestimmt, der früher damit getriebene Unfug beseitigt, für jede außerordentliche Erhebung die Zustimmung eines Parlaments, d. h. eines aus der höheren Geistlichkeit, den Baronen und den Freeholders oder Freibauern zusammengesetzten Körpers, verordnet, die Freiheit des Handels und Wandels ausgesprochen, willkürliche Verhaftung und Gütereinziehung verboten und das Gerichtswesen auf der

alten Grundlage neu und fest gegründet wurde. Der Geistlichkeit wurde die freie Wahl der Bischöfe bestätigt. Die drückende Forstgerichtsbarkeit wurde gemindert, die Stadtgemeinden und Kaufmannschaften erhielten festes Maß und Gewicht sowie Schutz gegen willkürliche Abgaben und Zölle. Dem Plan des treulosen Königs, der augenblicklichen Gefahr durch ein beschriebenes Pergament abzuhelfen und sich später um dasselbe nicht weiter zu bekümmern, begegneten die Engländer durch drei Mittel, welche allerdings der Verfassung ihren Bestand sichern mußten, von denen aber das dritte so beschaffen war, daß es, öfters angewendet, Anarchie an die Stelle des Despotismus bringen mußte. Auch trat dies in der Folge jedesmal ein, wenn man von demselben Gebrauch machte. Die beiden ersten Mittel waren die Entfernung aller ausländischen Diener und Beamten des Königs und die Entlassung der fremden Soldtruppen, deren sich Johann zur Erzwingung des Gehorsams bedient hatte. Das dritte Mittel bestand darin, daß die Barone aus ihrer Mitte einen Ausschuß von 25 Männern ernannten, welcher eine förmliche Aufsicht über den König und seine Beamten führen, ihn bei jeder Verletzung der Magna Charta verwarnen und, wenn der Beschwerde nicht innerhalb 40 Tagen abgeholfen werde, berechtigt sein solle, die Nation zu einem bewaffneten Aufstand gegen ihn aufzurufen. Diese Verfügung schien eine Oligarchie in England zu begründen und würde unter anderen Verhältnissen die Macht des höheren Adels ungemein vermehrt haben; unter den damaligen Umständen aber ward sie die Ursache großer Freiheiten des Landvolkes.

So feierlich auch Johann die ihm abgedrungene Urkunde des Landes beschwor, so wenig dachte er daran, die übernommenen Verpflichtungen zu halten. Namentlich erfüllte er denjenigen Punkt nicht, der bei seinen geheimen Absichten der wichtigste für ihn war: er behielt die fremden Truppen in seinem Dienst, weil er nicht willens war, die Waffen aus der Hand zu legen und sich ganz in die Gewalt seiner Großen zu geben. Ein neuer Bürgerkrieg war also unvermeidlich Nach dem Rate seiner Söldner und der in seinen Diensten befindlichen Krieger aus den französischen Provinzen rüstete sich Johann gegen seine Unterthanen zugleich mit geistlichen und weltlichen Waffen. Er befestigte seine Burgen, versah sie mit Lebensmitteln, ließ Maschinen und Waffen bereiten, berief neue Söldner aus den Niederlanden und aus Frankreich zu sich und bestürmte vor allem den Papst mit dringenden Bitten, ihm als seinen Lehnsmann Hilfe und Beistand zu leisten. Innocenz nahm sich seiner an und erließ eine Bulle, durch welche er als Oberlehnsherr von England die Magna Charta aufhob und die Verteidiger derselben mit dem Bannfluch bedrohte; er nennt die Magna

Charta einen nichtswürdigen, schmählichen, unerlaubten, unbilligen Vertrag und verbietet auf alle Zeiten dem König wie den Baronen bei Strafe des Bannes, dieser Urkunde Gültigkeit beizulegen. Die Barone scheinen nicht so thätig gewesen zu sein, als Johann und seine Mietlinge. Sie hielten fleißig Turniere, während der König an die Südküste und nach der Insel Wight zog, um die Ankunft der neugeworbenen Söldner zu erwarten. Als dieselben angekommen waren, begann er den Krieg gegen die Großen des Reiches von neuem und verwüstete ihre Besitzungen mit Feuer und Schwert. Der Papst gewährte ihm nachdrückliche Hilfe; er sprach über den Haupturheber der Empörung, den Erzbischof Langton, der sich um diese Zeit persönlich nach Rom begab, die Suspension vom Amt aus und belegte die Barone, wenngleich nicht namentlich, mit dem Banne. Johann rückte sengend und brennend bis Edinburg vor, erst die Nachricht, daß König Alexander II. von Schottland einen Bund mit den englischen Baronen geschlossen habe, vermochte ihn, zurückzukehren. Die Macht, welche Johann um sich vereinigt hatte oder doch, wie einst Wilhelm der Eroberer, in jenen Zeiten des abenteuernden Rittertums leicht vereinigen konnte, muß sehr furchtbar gewesen sein; denn die unzufriedenen Engländer verloren das Vertrauen in ihre eigene Kraft und stürzten sich, um dem drohenden Übel zu entgehen, in eine neue große Gefahr. Sie wandten sich nämlich von einem Tyrannen an den anderen, von ihrem Könige Johann an den französischen König Philipp August, der nach Recht, Gesetz und Herkommen ebensowenig fragte, als Johann. Freilich boten sie die Krone, deren sich ihr König durch die Verletzung seines Eides verlustig gemacht hatte, nicht dem französischen König selbst, sondern seinem Sohne, Ludwig VIII., an, welcher, wie oben angegeben worden, mit einer Nichte König Johanns, der Prinzessin Blanka von Kastilien, vermählt war. Sie rechneten schon im voraus darauf, daß Ludwig sein Hauptaugenmerk auf die ihrem seitherigen Beherrscher noch übriggebliebenen Provinzen in Frankreich richten werde, und daß Johann, sobald ihm die Ritterschaft von Guyenne und Poitou nicht mehr zuströmen könne, ganz in ihrer Hand sei. Sie hatten, wie später ihre Nachkommen im Kampfe gegen die Stuarts, ganz richtig gerechnet. Auch jetzt, wo, durch die Verbindung der Engländer mit Philipp August, Johann in eine äußerst bedenkliche Lage kam, bewies sich Innocenz als nützlichen Bundesgenossen. Er schickte einen Legaten an den König von Frankreich und ließ ihm die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Englands ausdrücklich verbieten. Philipp, welcher damals des Papstes bedurfte, half sich damit, daß er List gegen List setzte. Er ließ sich nämlich in Gegenwart des päpstlichen Gesandten von seinem Sohne in dieser Sache den Gehorsam aufkündigen. Ende Mai 1216

landete Ludwig bei Sandwich auf der Insel Thanet, und im Juni ward er zu London als König von England anerkannt. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit der größten Anstrengung geführt — auch der König von Schottland erhob sich wieder — und England zugleich durch seine Zwietracht und durch fremden Eigennutz seinem Untergange nahe gebracht. Johann behandelte sein Reich wie ein erobertes Land, seine Mietvölker verübten die empörendsten Greuel, und der päpstliche Legat in England belegte die zu Ludwigs Partei übergetretenen Geistlichen mit schwerer Strafe, um unter dem Vorwande der Gerechtigkeit seinen und des Papstes Säckel zu füllen. Über ein Jahr hatte der verheerende Krieg schon gedauert, und es war kein Ende der Übel abzusehen, als Johann zur großen Freude aller Engländer bei Newark am Trent starb (Oktober 1216), drei Monate nach dem Tode seines Beschützers Innocenz, und nachdem er zuvor hatte erleben müssen, wie seine Schätze den Elementen zum Opfer fielen.

Die Jugend seines Sohnes und Nachfolgers, **Heinrichs III.**, der bei des Vaters Tode ein Alter von nur neun Jahren hatte, war ein Glück für England. Der junge König konnte nämlich, wenn er unter eine verständige Leitung kam, den empörten Großen bei weitem besser dienen, als der französische Prinz, der nach seines Vaters Tode durch den vereinten Besitz von England und Frankreich ihnen ohne allen Zweifel überlegen werden mußte. Außerdem waren sie schon vorher mit dem letzteren und seinen Truppen in Zwist geraten, während dagegen die vormundschaftliche Regierung in die Hände eines Mannes kam, der sich trefflich in die Umstände zu fügen verstand. Dieser Mann war der Graf **Wilhelm von Pembroke**. Er hatte als Marschall oder Oberanführer Johanns den jungen König schnell krönen und sich selbst zum vormundschaftlichen Regenten oder, wie der bei den Engländern gebräuchliche Ausdruck war, zum Protektor des Reichs ernennen lassen und trat alsbald mit den feindlichen Baronen in Unterhandlung. Ludwig sah sich infolgedessen von dem größten Teile derer, die ihn gerufen hatten, verlassen, so daß er vom Raube und vom eigenen Gelde leben mußte. Er schloß, um Verstärkungen aus Frankreich zu holen, einen kurzen Waffenstillstand; nachher aber erlitten seine Anhänger bei Lincoln eine Niederlage, und eine französische Flotte, die in die Themse einfahren wollte, wurde überwunden, die Mannschaft gefangen genommen und der Admiral enthauptet, Pembroke war zu verständig, um die verzweifelte Lage des Prinzen anders als zu seiner Entfernung zu benutzen. Er baute dem Feinde goldene Brücken und schloß (September 1217) einen Vertrag, in welchem beide Teile sich zur Freilassung der Gefangenen verpflichteten, Ludwig gegen die Erstattung der Kriegskosten allen Ansprüchen auf England entsagte und

Pembroke den Anhängern desselben nicht nur eine Amnestie gewährte, sondern ihre Rechte und Freiheiten soweit, als er sich schon früher mit ihnen verständigt hatte, wiederherzustellen versprach. Dadurch, daß Pembroke den Gegnern des vorigen Königs das Wesentliche ihrer Forderungen zugestand, entzog er seinen Mündel auch der Abhängigkeit vom Römischen Stuhle; denn das Lehnsverhältnis zum Papste zerfiel in sich selbst, weil es mit dem großen Privilegium der Nation unverträglich war, und weil die Engländer das, was von Johann gethan oder vielmehr gestattet worden war, ebensowenig anerkannt hatten, als der Papst ihre Magna Charta. Zum Unglück für den jungen König, dessen ganzes künftiges Schicksal dadurch bestimmt wurde, starb der Protektor schon kurze Zeit nachher, als die Ruhe, das Recht und die alte Gerichtsverfassung wiederhergestellt worden. Doch war die Stimmung der Nation sehr hoffnungsreich, als der junge König nochmals in Westminster gekrönt wurde; damals begann man die frühere Kirche abzutragen, und Heinrich selbst legte den Grundstein zu der neuen weltberühmten Abtei (1220).

Während Johann durch sein elendes Treiben sich selbst um seine königliche Ehre und Macht gebracht und, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Freiheit der englischen Nation neu begründet hatte, befestigte Philipp August, welcher ihn um sieben Jahre überlebte, durch seine schlaue Staatsweisheit das Ansehen und die Kraft seines Thrones und verdiente sich den Beinamen Augustus, den er zwar nur einem schmeichelnden Hofgeschichtschreiber verdankte, der ihm aber, insofern darunter bloß ein Mehrer des Reiches verstanden wird, nicht mit Unrecht geblieben ist. Er hatte sich tückisch dem mit Richard Löwenherz unternommenen Kreuzzug entzogen, um mit Verletzung des geleisteten Eides seinem Feinde daheim zu schaden und die Grafschaft Artois an sich zu reißen. Später (1223) erwarb er durch die Vermählung seines jüngeren Sohnes mit der Erbin von Boulogne auch diese Grafschaft für eine Nebenlinie seines Hauses. Er hatte die unglückliche dänische Prinzessin um des Geldes willen geheiratet und dann sogleich verstoßen, ohne die Mitgift zurückzugeben. Er hatte die Erbärmlichkeit des Königs Johann benutzt, um unter dem Scheine der Gerechtigkeit alle englischen Provinzen außer Poitou und Guyenne an sich zu reißen, und nachher vermittelst seines Sohnes Ludwig die Hand sogar nach England selbst ausgestreckt. Er hatte endlich aus dem unerwartet glänzenden Siege bei Bouvines den besten Vorteil zu ziehen gewußt. Seine letzten Jahre waren durch rühmliche Sorge für den Kern seines Volkes ausgezeichnet. Er erkannte, daß die Übermacht des Feudaladels und die fast völlig unabhängige Stellung unzähliger Dynasten, welche oft ebensoviele Tyrannen waren, nur durch einen wohlgeordneten Mittel-

stand vernichtet werden könne. Er ward daher der Schützer und Wohlthäter dieser Klasse, sicherte die Städte durch Mauern und Wälle gegen die Angriffe der Ritterschaft und baute Straßen, damit Handel und Gewerbe aufblühten, und zwar ließ er diese Arbeiten nicht durch Fronden und Erpressungen, sondern mit dem Gelde seiner Ersparnisse ausführen. Schon vorher hatte er in den eroberten englischen Provinzen sich sehr gerecht und uneigennützig bewiesen, obgleich er sonst Recht und Herkommen nur dann achtete und ehrte, wenn es ihm Vorteil brachte. In der Normandie trat er sogar als eifriger Beschützer der Privilegien auf, welche von Johann bedroht worden waren, weil er auf diese Weise die Bewohner eines Landes an sich fesselte, das er mit den Waffen allein schwerlich würde behauptet haben. Er schaffte ferner die erblich gewordene, durch ihre Macht gefährliche Würde eines Großseneschalls ganz ab. Seine große, auf seinem Egoismus beruhende Staatsklugheit bewies er endlich besonders auch in dem, was er für die Universität Paris that. Er befolgte nämlich in betreff der Wissenschaften die modernen Grundsätze der Erwerbsklugheit, welche zwar derjenigen Erkenntnis, die den Menschen eigentlich ehrt, Verderben bringt, dagegen aber für die äußeren Interessen des Staates um so vorteilhafter ist. Er bot alles auf, um jene Lehranstalt zu einer der besuchtesten zu machen, verlieh ihr zu diesem Zwecke große Privilegien und reizte nicht nur diejenigen Lehrer, welche keinen inneren Sporn kannten, durch äußere Mittel an, sondern that auch dem Unfuge der ausländischen Studenten Vorschub. Als einst die deutschen Studenten in Paris des Weines wegen mit dem Volke in Streit gerieten und der Stadtprofoß gegen sie einschritt, bestrafte er diesen nebst allen bei der Sache beteiligten Bürgern aufs härteste und verbot, jemals wieder einen Angehörigen der Universität vor die städtischen Gerichte zu ziehen, damit ja die Studenten nicht auswanderten. An die eigentliche Wissenschaft dachte Philipp bei den der Universität Paris gewährten Vergünstigungen gewiß nicht; es galt ihm vielmehr bloß um die Frequenz dieser Schule, welche denn auch zu seiner Zeit ins unglaubliche stieg. Seine Bemühungen hatten den Erfolg, daß in Paris damals die Gelehrten aller Nationen zusammenströmten, und daß diese Universität ebenso der Mittelpunkt der theologisch-philosophischen Bestrebungen blieb, wie Bologna der Hauptsitz der Rechtsgelehrsamkeit und späterhin auch der grammatischen Studien war. Besonders erhielt Paris dadurch eine Bedeutung für die wissenschaftliche Kultur der mittleren Zeit, daß man in dieser Stadt zuerst das Bedürfnis fühlte, die Araber, welche bis dahin die Lehrer der Welt gewesen waren, zu verlassen und zu dem griechischen und römischen Altertum als der eigentlichen Quelle aller Wissenschaft zurückzukehren.

V. Die letzten Kreuzzüge

und die mit ihnen zusammenhängenden Begebenheiten.

1. Papst Innocenz III.

Am Ende des 12. Jahrhunderts hatte Kaiser Heinrich VI., wie man nicht ganz mit Unrecht behauptete, die Universalmonarchie Karls des Großen oder der Ottonen wiederherstellen wollen; im Anfang des 13. suchte Papst Innocenz III. das hierarchische System Gregors VII. oder, um mit Dantes Worten zu reden, die strenge Theokratie derer, welche Petri Weinstock zum Schlehstrauch machen wollten, zu erneuern und hie und da noch weiter auszudehnen. Die Umstände waren dem Papste sehr viel günstiger, als sie dem Kaiser gewesen waren, sowie jener selbst seinem Unternehmen weit mehr gewachsen war, als dieser dem seinigen. Wollten wir die ungeheure Thätigkeit des Papstes Innocenz ihrem ganzen Umfange nach schildern, so müßten wir tief in die Geschichte der Philosophie jener Zeit, ja in die Geschichte des katholischen Dogmas selbst, des Kirchenrechts und der Kirchenverwaltung eingehen. Dies würde uns jedoch auf ein Gebiet führen, welches außer dem Bereiche der Weltgeschichte liegt. Dagegen gehören der Einfluß des Papstes Innocenz III. auf die damals in Italien eingetretenen Veränderungen, sein Anteil an dem nach Heinrichs VI. Tod ausgebrochenen Streit über die deutsche Kaiserwürde und sein Verhältnis zum vierten Kreuzzug nicht allein der politischen Geschichte an, sondern sie bilden sogar wegen ihrer mächtigen Wirkungen Hauptpunkte derselben.

Das Verhältnis des Papstes Innocenz zu der deutschen Kaiserwürde unter Philipp, Otto IV. und Friedrich II. ist teils schon oben berührt worden, teils wird es später in der Geschichte des zuletzt genannten Kaisers dargestellt werden. Hier behandeln wir daher nur die

beiden anderen Hauptpunkte der politischen Thätigkeit dieses Papstes. Italien war in den letzten Zeiten nicht allein wieder das Hauptland der civilisierten Welt geworden, sondern es sollte auch nach den beiden entgegengesetzten Systemen, welche das Mittelalter über weltliche und geistliche Herrschaft aufgestellt hatte, der Mittelpunkt der Weltregierung sein und bleiben. Das eine dieser Systeme oder das der Ghibellinen war seit Karl dem Großen entstanden, durch die Ottonen ausgebildet und von den Hohenstaufen mit Gewalt geltend gemacht worden und wird von Dante in seinem Werke über die Monarchie philosophisch und in seinem ganzen unsterblichen Gedicht poetisch verteidigt; das andere oder das guelfische System ward von Gregor VII. aufgestellt und von allen seinen Nachfolgern behauptet. Nach dem letzteren sollte Rom der Sitz der Theokratie, der Papst Hierarch, die Italiener Werkzeuge der Hierarchie, das Weltliche dienend, das Geistliche herrschend sein. Nach dem ersteren dagegen sollten die Herrschaft und das Schwert dem weltlichen Arme verbleiben, Rom der Sitz beider Gewalten, Italien und Deutschland eins sein, die nüchterne Mäßigkeit des Nordens die Lust und Leidenschaft des Südens bändigen, das Schwert dem Mißbrauche des Krummstabes zu weltlichen Zwecken wehren und dieser wieder jenes in der Scheide halten. Landeshoheit, hieß es, sei dem Kaiser, göttliches Ansehen in geistlichen Dingen dem Papste durch ewige Bestimmung der Gottheit angewiesen. Wie schwer im Leben auseinander gehalten wird, was der Verstand scharf und trefflich getrennt hat, kann jeder Mensch an sich selbst erfahren; wir brauchen daher auch nicht zu untersuchen, inwieweit Innocenz das eine jener beiden Systeme in voller Reinheit und Strenge befolgte, sondern wir müssen nur erforschen, was er während seiner Regierung unternahm, und mit welchen Gründen er jeden einzelnen Schritt rechtfertigte.

Innocenz III., früher Graf Lothar von Segni, gehörte einem in Segni und Anagni begüterten Geschlecht an, hatte als ganz junger Mann seine Studien in Paris und Bologna gemacht, erhielt seiner vornehmen Geburt wegen schon im 30. Lebensjahre den Kardinalshut und folgte 1198 als 37jähriger Mann*) dem Papste Cölestin III., der erst in einem Alter von 85 Jahren den Römischen Stuhl bestiegen hatte. Er hatte sich die juristische Bildung seiner Zeit in gleichem Maße angeeignet, wie die theologische; großen Eindruck machte bei den Zeitgenossen seine Schrift über die Verachtung der Welt (de contemptu mundi), in welcher er eine strenge, trübe Weltanschauung

*) „Herr Gott, der Papst ist allzujung", läßt Walther von der Vogelweide den Klausner klagen, in welchem er die ältere, fromm beschauliche, nach dem weltlichen Schwert nicht begehrende geistliche Richtung personifiziert.



Papst Innocenz III.

Aus Raffaels Disputa.

in kraftvollen Zügen vorträgt, und die noch heutzutage Lobredner findet. Er fand Italien gedrückt und einen Retter und Schützer gegen die Brutalität der Deutschen erwartend, Neapel und Sizilien verwaist und die römisch-christliche Welt mit dem Gedanken an einen neuen Kreuzzug beschäftigt; was konnte für einen raschen jungen Mann aus ritterlicher Familie anlockender sein, als solche Umstände? Schon am Tage nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl that er den ersten entschiedenen Schritt zur Erneuerung des hierarchischen Systems, welches Gregor VII. aufgestellt hatte. Er zwang den Stadtpräfekten von Rom, der bis dahin vom Kaiser die Belehnung erhalten hatte und, wenn auch ohne große Macht, die deutsche Herrschaft in Rom repräsentierte, dem päpstlichen Stuhle den Eid der Treue zu schwören. Nachdem er auf diese Weise die kaiserliche Oberhoheit in Rom vernichtet hatte, wandte er sich in gleicher Absicht nach den einzelnen Städten des Kirchenstaates, über welche ein vom Papst unabhängiger Senator gesetzt war; er nahm auch diesen in seine Pflicht und nötigte die Vasallen und Unterthanen, die demselben geleistete Huldigung aufzukündigen. Dann suchte er die Mathildischen Güter, welche unter deutscher Verwaltung standen, an sich zu ziehen und vertrieb zwei deutsche Herren, Konrad von Urslingen, der in Spoleto, und Markward von Anweiler, der in Ancona und den Marken waltete. Letzterer freilich leistete kräftigen Widerstand und wich erst, als ihm eine bedeutendere Aufgabe in Sizilien zugefallen schien. Innocenz aber war der Gründer eines selbständigen päpstlichen Staates geworden. Um ferner die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens in Mittelitalien unmöglich zu machen, bewog er die tuscischen Städte zur Bildung einer Föderation, wie sie in der Lombardei schon längst bestand; Pisa allein blieb dem Kaiser, der es groß gemacht hatte, treu. Die schlauen Tuscier richteten indessen ihren Bund, den man nachher vorzugsweise den guelfischen genannt hat, keineswegs nach den Wünschen des Papstes ein, so daß dieser seine Bestätigung desselben auf jede Weise durch Klauseln beschränkte und den Städten seines Gebiets den Beitritt ausdrücklich verbot.

In Sizilien hatte Innocenz schon vorher die Minderjährigkeit des Königs Friedrich II. benutzt, um von der Mutter und Vormünderin desselben die Verzichtleistung auf Vorrechte zu erpressen, welche den Königen des normannischen Stammes von früheren Päpsten zugestanden worden waren und der weltlichen Regierung einen bedeutenden Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten ihres Landes gewährten. Konstantia war nämlich durch den eigentümlichen Zustand eines Reiches, in welchem die Barbarei ihres Gemahls und der Übermut seiner deutschen Kriegsleute und Beamten die ohnehin zum Aufruhr geneigten Be-

wohner aufs höchste erbittert hatten, in eine solche Lage gebracht worden, daß sie für sich und ihren Sohn des päpstlichen Schutzes bedurfte. Sie hatte sich daher nach Rom gewandt, Innocenz hatte ihr aber die seit Robert Guiscards und Rogers I. Zeit gebräuchliche päpstliche Belehnung nur unter der Bedingung gewährt, daß sie jenen Vorrechten entsage und das Reich zu einer jährlichen Lehnsabgabe von 1000 Goldstücken verpflichtet erkläre. Gleich nachher (November 1198) starb sie mit Hinterlassung eines Testaments, in welchem sie eine vormundschaftliche Regierung einsetzte und den Papst an die Spitze derselben stellte. Innocenz übernahm die ihm übertragene Gewalt, zeigte sich aber in einem zweideutigen Licht gegen sein Mündel. Er schickte einen Legaten nach Sizilien, ließ den Staat ganz und gar nach seinen Vorschriften leiten und gab seinem Mündel in der Person des Grafen Walter von Brienne einen gefährlichen Nebenbuhler. Walter war mit einer Tochter des Königs Tankred vermählt, und diese hatte gerechte Ansprüche an das Fürstentum Tarent und an die Grafschaft Lecce, weil ihre Mutter Sibylle sich dem Kaiser Heinrich VI. nur unter der Bedingung ergeben hatte, daß er ihre Kinder mit jenen Ländern belehne. Heinrich hatte jedoch nicht Wort gehalten und nicht nur Sibylle mit ihren Kindern nach Deutschland abführen lassen, sondern auch ihren Sohn grausam mißhandelt. Der letztere starb in der Gefangenschaft, den anderen aber verschaffte Innocenz durch seine Verwendung bei Philipp von Schwaben die Freiheit, und dem Grafen Walter erteilte er die Belehnung mit Lecce und Tarent. Man würde alles dies als bloße Sache der Gerechtigkeit ansehen müssen, wenn nicht Walter, was dem Papste nicht unbekannt sein konnte, ohne allen Zweifel noch weitere Absichten gehabt hätte. Offenbar wollte Innocenz dadurch, daß er Walter herbeizog, das Normannische Reich in seinem Innern schwächen, um es auf diese Weise auch in Zukunft von sich abhängig zu erhalten. Die schlauen Sizilianer merkten jedoch seine Absicht und verbanden sich mit dem Herzog Markward von Ancona, der bereits unter Heinrich VI. eine Rolle in Sizilien gespielt, durch seine tapfere Führung den letzten Aufstand niedergeworfen hatte und beim Tode der Konstantia dahin zurückgekehrt war; er galt bei den Anhängern der Hohenstaufen in Italien und Deutschland als der von Heinrich rechtmäßig eingesetzte Reichsverweser von Apulien und Sizilien. Da Markward noch von früher her großen Anhang im Reiche besaß und ein sehr gewandter Mann war, so hätte er dem Papste sehr gefährlich werden können, wenn ihn nicht das Schicksal hinweggerafft hätte; er hatte bereits den größten Teil von Sizilien unterworfen, als er 1202 starb. Seine Brüder setzten zwar den Kampf fort, und einer von ihnen, Diepold, nahm sogar Walter von Brienne, welcher gleich

nachher an einer Wunde starb, gefangen; der Papst war aber klug genug, nicht alles aufs Spiel zu setzen. Er schloß 1206 mit Diepold einen Vertrag, gewährte ihm einen Anteil an den Reichsgeschäften und behauptete dadurch seinen Einfluß in Sizilien, selbst als die für seine stellvertretende Regierung bestimmte Zeit verflossen war.

Unterdessen hatte Innocenz auch einen neuen Kreuzzug, für welchen damals die Aussichten sehr günstig waren, zu veranstalten gesucht. Saladins Söhne, die sich in sein großes Reich geteilt hatten, gerieten gleich nach seinem Tode untereinander in Zwietracht, und wären nicht die christlichen Fürsten und Orden, welche in Palästina noch festen Fuß hatten, ebenso uneinig gewesen, als die Mohammedaner, so hätte man schwerlich eine passendere Zeit zu einem neuen Kreuzzuge finden können, als das Jahr 1197, wo das von Heinrich VI. erst zu seinen Zwecken in Unteritalien verwandte deutsche Kreuzheer an der syrischen Küste landete. Dieses bedeutende Heer, dessen Führung der Kanzler des Kaisers, Konrad von Würzburg, hatte, war anfangs sehr glücklich; bald vereitelte aber die Treulosigkeit und Eifersucht der syrischen Barone, die Habgier der Deutschen und besonders der Tod des Kaisers Heinrich den ganzen Erfolg des Unternehmens. Die Reichsfürsten eilten nach Hause, um beim Streite der beiden Gegenkaiser Philipp und Otto ihre Rechte und Besitzungen zu verteidigen; der Titularkönig von Jerusalem, Heinrich von Champagne, starb um diese Zeit durch einen Sturz von der Brüstung des Palastes. Sein rasch gewählter Nachfolger Amalrich II., der von seinem Bruder Guido von Lusignan bereits die Herrschaft über Cypern geerbt hatte, schloß mit den Ungläubigen einen neuen Waffenstillstand auf drei Jahre (1197). Die Lage der Dinge in Palästina blieb, wie sie gewesen war, und es schien nur ein neuer Peter von Amiens nötig zu sein, um Jerusalem zum zweitenmale den Ungläubigen zu entreißen. Diese günstigen Umstände wollte Innocenz nicht unbenutzt lassen. Er unterstützte gleich im ersten Jahre seiner Regierung die Kreuzprediger, welche bereits aufgetreten waren, mit seinem ganzen Ansehen und Einfluß, sandte Schreiben und Legaten an die Könige, Fürsten und Bischöfe seiner Kirche und traf Maßregeln, um das zu einem neuen allgemeinen Kreuzzuge nötige Geld herbeizuschaffen. Die Rolle eines neuen Apostels und Herolds vom heiligen Kriege hatte bereits seit dem Jahre 1195 der Prediger Fulko von Neuilly übernommen, der sich schon längst ebenso sehr durch seine Kanzelberedsamkeit und seinen Eifer gegen Wucher und Unzucht als durch den Ruf der Heiligkeit und durch seine Wunderthaten berühmt gemacht und besonders durch eine Scene mit Richard Löwenherz großes Aufsehen erregt hatte. Er hatte diesen nämlich einst ermahnt, seine Kreuzfahrt nicht eher zu beginnen, als bis er seine drei

Töchter, die Hoffart, die Habgier und die Wollust, versorgt habe; Richard war ihm aber die Antwort nicht schuldig geblieben, sondern hatte lachend zu seiner Umgebung gesagt: „Wohlan denn, ich will die Ermahnung befolgen und meine Töchter verheiraten! Die Hoffart gebe ich den übermütigen Tempelherren, die Habgier den Cistercienser-mönchen und die Wollust den Bischöfen.“ Fulko predigte mit einem wahren Feuereifer das Kreuz, und ihm schlossen sich zum gleichen Zwecke die berühmtesten Zöglinge der Pariser Universität an, welche später fast insgesamt teils als Gelehrte, teils als Staatsmänner die erste Rolle in Europa spielten, die nachherigen Kardinäle Stephan Langton und Robert Courçon, beide Studiengenossen und Freunde des Papstes Innocenz, Walter von London, Johann von Nivelle, Peter von Roucy, Eustachius von Flay und mehrere andere. Innocenz war kaum Papst geworden, als er sich der Bestrebungen seiner Freunde aufs nachdrücklichste annahm. Er erklärte ein Zehntel seiner Einkünfte für den Kreuzzug geben zu wollen, legte dem ganzen Klerus der abendländischen Kirche eine Einkommensteuer von zwei und einem halben Prozent auf, und als man argwöhnte, er wolle diese Gelder an sich ziehen und im Interesse des päpstlichen Stuhles verwenden, erließ er die Verfügung, daß die Bischöfe selbst mit Zuziehung eines Tempelherrn und Johanniters das eingenommene Geld an die Kreuzfahrer ihres Sprengels zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse verteilen sollten. Endlich schickte er auch seine Legaten aus, um das Kreuz zu predigen. Diese waren jedoch in ihrem Geschäfte nicht eben sehr glücklich. Besonders machte der nach Frankreich gesandte Kardinal Peter von Capua kein Glück, weil er zugleich in betreff der ehelichen Angelegenheiten Philipp Augusts einen Auftrag hatte, der sich mit dem Zwecke, einen großen französischen Kreuzzug zu stande zu bringen, nicht wohl vereinigen ließ. Peter sollte den König von Maria Agnes trennen und zur Wiederannahme der Ingeborg bewegen; das konnte bei Philipps Charakter auf friedlichem Wege nicht geschehen, beim Zwiste zwischen Papst und König aber war an einen von Rechts wegen zu unternehmenden Kreuzzug nicht zu denken. Die diplomatischen Feinheiten, welche beim päpstlichen Kabinett nicht, wie sonst im Mittelalter überall, dem Schwerte weichen mußten, brachten auch diesmal zwei einander widerstreitende Dinge zu stande. Der Papst ließ durch seinen Legaten die Sache der Ingeborg in seinem Sinne betreiben und übertrug dagegen die andere Angelegenheit dem Prediger Fulko. Mit der Vollmacht des Papstes versehen, begab sich Fulko zuerst in die Provence, um auf einer Kapitelversammlung des einflußreichen Cistercienserordens für seinen Zweck zu wirken. Dann kehrte er in das eigentliche Frankreich zurück und suchte auf einem glänzenden Turnier in der Champagne die Gemüter der mächtigsten Großen zu

erregen (1199). Seine begeisterten Reden hatten eine solche Wirkung, daß alle dort versammelten Fürsten und Herren teils sogleich, teils einige Zeit nachher das Kreuz nahmen. Unter diesen waren der Graf Thibaut (Theobald) von Champagne, Bruder des verstorbenen Titularkönigs von Jerusalem, der Graf Ludwig von Blois und Chartres, die Grafen Simon von Montfort und Rainald von Montmirail, der Markgraf Bonifacius von Montferrat, ein Bruder des berühmten Konrad, der Bischof von Troyes, der Marschall der Champagne, Gottfried von Villehardouin, der uns eine Beschreibung des Zuges in französischer Sprache hinterlassen hat, und andere Großen. Nachher traten auch der Graf Balduin von Flandern und Hennegau, vermählt mit Maria, einer Schwester Heinrichs und Thibauts von Champagne, sowie der Graf Hugo von St. Paul mit ihren Vasallen dem Heere der Kreuzfahrer bei und verliehen demselben eine sehr wichtige Verstärkung. Die verbündeten Fürsten und Ritter beschlossen, zur See nach Palästina zu gehen, da die Erfahrungen der früheren Kreuzzüge von einem Zuge zu Land abschreckten. Doch fehlte es an den nötigen Schiffen. Es ward ein ganzes Jahr mit Beratungen zugebracht, wie man die Überfahrt machen sollte. Endlich kam man überein, eine Deputation von sechs Rittern abzuschicken, welche mit den italienischen Seestaaten einen Vertrag wegen des Transports des Kreuzheeres schließen sollte. Die verständigsten Männer der Kreuzfahrer, darunter der Geschichtschreiber Villehardouin,*) wurden zu dieser Gesandtschaft ausersehen. Sie wandten sich nach Venedig, weil Genua und Pisa in einen blutigen Krieg miteinander verwickelt waren, und dieser Umstand gab dem Unternehmen eine ganz unerwartete Wendung.

2. Frühere Geschichte von Venedig.

Als im Anfang des 5. Jahrhunderts die Goten unter Alarich und um die Mitte desselben die Hunnen unter Attila das obere Italien verheerten, suchten viele Einwohner auf den kleinen Inseln Zuflucht, welche an der Mündung der Brenta die Lagunenküste des Meeres bilden und nur durch schmale Kanäle voneinander getrennt sind. Sie lebten dort anfangs als arme Fischer unter einer demokratischen Verfassung, und auf einer jeden Insel bestand eine besondere Republik. Als jedoch der Handel sie bereicherte und Oberitalien von den Langobarden besetzt ward, fühlten sie das Bedürfnis der Vereinigung und des gegenseitigen Schutzes; sie wählten sich daher am Ende des 7. Jahrhunderts ein gemeinschaftliches Oberhaupt, welches unter dem Titel

*) Eigentlich Geschichtserzähler; er hat seine Denkwürdigkeiten nicht selbst niedergeschrieben, sondern diktiert.

Dux oder Doge, d. i. Herzog, die allgemeine Volksversammlung abhielt, die Lenker und Richter der einzelnen Republiken ernannte, die vom Volk erwählten Geistlichen einsetzte und als höchster Richter Appellation erteilte (697). Sein Sitz wurde um 810 auf die bis dahin unangebaute Insel Rialto verlegt. Zur Zeit Karls des Großen, wo der werdende Staat bald den Lateinern, bald den Griechen schmeicheln mußte, wanderten edle Geschlechter aus den benachbarten Gegenden ein, und nun entstanden die ersten Elemente einer Aristokratie; denn es wurde durch einen Volksbeschluß festgesetzt, daß anstatt der Volksgemeinde zwei jährlich neu gewählte sogenannte Tribunen die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit handhaben sollten. Doch blieb der Doge der einzige Oberrichter, und die Verfassung hielt sich völlig intakt sowohl von den karolingischen wie von den byzantinischen Einflüssen, trotzdem wiederholte Versuche gemacht wurden, die Gemeinden namentlich dem Reiche Karls des Großen einzufügen. Ihre Lage schützte sie.

Um diese Zeit ward auch der Handel und Reichtum der Venezianer zuerst bedeutend; denn ihr Gewissen war das weiteste, so daß sie sogar die Haupt-Sklavenhändler im Mittelländischen Meere wurden. Sie trieben den Zwischenhandel zwischen den Mohammedanern in Afrika, Spanien und Sizilien einerseits und den griechischen, slawischen, deutschen und lombardischen Anwohnern des Adriatischen Meeres andererseits. Bald unterwarfen sie sich auch die Seeküste von Istrien und machten in Dalmatien Eroberungen. Solche Unternehmungen wurden von kriegerischen Dogen gern veranstaltet und dienten ihnen als ein Mittel, den Wettstreit der mächtigeren Familien, welche ebenso, wie der Adel anderer italienischer Städte, beständig untereinander in Streit lagen, auf den Kampf mit auswärtigen Feinden zu richten. Besonders war die dalmatische Stadt Zara ein stetes Ziel ihres Strebens. Schon am Ende des 11. Jahrhunderts war der Reichtum und die Seemacht der Venezianer so bedeutend, daß man es vorzüglich ihrer Hilfe zuschreiben muß, wenn die griechischen Kaiser, zu denen sie sich aus guten Gründen gern hielten, den Angriff Robert Guiscards auf ihre Staaten vereitelten. Ein Zeitgenosse sagt bei dieser Gelegenheit von ihnen in poetischen Worten: „Reich an Schätzen und reich an Zahl wohnen die Venezianer im Wasser des Meeres selbst, so daß man bei ihnen nur auf Kähnen von einem Hause zum anderen gelangen kann, und kein Volk ist tüchtiger zum Seekampfe, keines geschickter in der Leitung der Schiffe. An sie wandte sich daher Alexius, als ihn das tapfere, des Krieges zur See wohlkundige Volk der Normannen angriff.“ Zum Dank für die geleistete Hilfe erteilte Alexius den Venezianern nicht bloß ausgedehnte Handelsprivilegien in seinem Reiche,

sondern er gestand ihnen auch den Besitz von Dalmatien und Kroatien unter griechischer Hoheit zu. Der damalige König von Ungarn, Koloman, erkannte, obgleich er eben erst Dalmatien unterworfen hatte, die Erweiterung ihrer Macht wenigstens diplomatisch an, indem er in einem besonderen Vertrage zugab, daß der Doge von Venedig den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Kroatien führe. Kurz darauf (1112) finden wir die Venezianer nicht nur im Besitze von Zara, sondern sie drangen auch im Kampfe mit den Ungarn bis nach Belgrad vor. Während sie in diesen Gegenden heftige Kriege führten, benutzten sie den im Abendland erwachten Eifer für die Kreuzzüge zu ihren eigennützigen Absichten. Sie bereicherten sich durch den Transport der Kreuzfahrer und durch den neu belebten Handel mit dem Orient und erwarben Vorrechte, Zölle, Häfen und Stadtquartiere an den syrischen Küsten. Auch im Griechischen Reiche mußte ihnen Kalojohannes die von seinem Vater Alexius eingeräumten Rechte wider Willen bestätigen und sogar erweitern, und Manuel I. erteilte ihnen, als er von den Normannen unter Roger II. bedrängt war, unbeschränkte Zoll- und Handelsfreiheiten. Nachher gab Friedrich Barbarossas Streit mit den Lombarden den schlauen Kaufleuten Gelegenheit, ihren Einfluß bedeutend zu vermehren, weil sie zuerst die Städte gegen den Kaiser aufreizten, dann die Rolle der Vermittler übernahmen und endlich ihre Stadt zum Kongreßorte machen ließen.

Kurz vorher (1171) waren sie mit dem griechischen Kaiser in einen heftigen Streit geraten, und der daraus entstandene Krieg ist besonders deshalb merkwürdig, weil er die erste bedeutende Verfassungsveränderung in Venedig herbeiführte. Vitali Michieli II., in der Reihenfolge der Dogen der achtunddreißigste, rüstete nämlich vermittelst einer außerordentlichen Steuer eine Flotte von 120 Schiffen aus und fuhr mit derselben nach dem Archipelagus. Hier ließ er sich durch angebotene Unterhandlungen von den Griechen täuschen, verlor darüber Zeit und Gelegenheit, büßte dann durch die auf der Flotte ausbrechende Pest seine meisten Streiter und Schiffe ein und mußte unverrichteter Sache nach Venedig zurückkehren, wohin er unglücklicherweise auch die Pest einschleppte. Das Volk glaubte in seiner Verzweiflung, Michieli habe sich der ihm anvertrauten Gewalt zum Verderben des Staates bedient; es empörte sich, ermordete ihn und beschloß, nicht nur die Macht der Dogen durch ein ihnen zur Seite gesetztes Kollegium zu beschränken, sondern auch eine gänzliche Veränderung der Verfassung vorzunehmen (1172). In sechs Monaten war diese neue Staatseinrichtung entworfen, angenommen und eingeführt. Die eigentliche Beschaffenheit derselben liegt im dunkeln, wie denn überhaupt die Verwaltung und Verfassung des venezianischen Staates mit ihren Kollegien, Gerichten,

Ämtern und Wahlen zu allen Zeiten ein so künstlich und labyrinthartig zusammengesetztes Ganze bildet, daß man darüber in der Kürze und ohne Bezugnahme auf gelehrte Untersuchung nicht reden kann. Die Hauptsache der nach Vitali Michielis Tod eingeführten Veränderung bestand darin, daß man durch die Einsetzung einiger Behörden, welche die Gewalt des Dogen bewachen und beschränken sollten, den Grund zur aristokratischen und oligarchischen Verfassung der späteren Zeiten legte. Schon früher war bei der wachsenden Macht der Dogen bestimmt, daß die Würde nie erblich sein sollte, und neben den Dogen waren zwei Räte, sowie ein Rat von 50 Mitgliedern zur Überwachung der Gesetze gestellt. Es ward nunmehr ein aus 480 Mitgliedern bestehender, im September jedes Jahres neu zu erwählender Großer Rat eingeführt, welcher gewissermaßen als Repräsentant der Volksversammlung die Beschlüsse der Dogen zu genehmigen oder zu verwerfen und die Beamten zu ernennen hatte; außerdem band man dem Dogen durch einen ihm zur Seite gesetzten Kleinen Rat von sechs Personen oder durch die sogenannte Signorie die Hände. Auch die furchtbare Macht der Vierziger oder der sogenannten Quarantie, welche die höhere Instanz für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten und das eigentliche peinliche Gericht für alle Hauptverbrechen war und bald einen Haupteinfluß auf die Regierung erhielt, wurde damals eingeführt. Die Wahl des Dogen, die bisher durch das Volk geschehen war, ward seit jener Zeit von dem Großen Rat vorgenommen. Aus den 1172 eingeführten Einrichtungen entwickelte sich nachher die Herrschaft einer strengen Aristokratie, sowie aus dieser wieder eine furchtbare Oligarchie. Doch zeigen die Verhandlungen mit den Abgeordneten der französischen Kreuzfahrer, daß schlaue Dogen noch eine Zeitlang in diesen Einrichtungen selbst ein Mittel fanden, ihre Absichten durchzusetzen. Auch wagte man die Demokratie damals noch nicht ganz abzuschaffen; denn bei wichtigen Angelegenheiten mußte noch immer die ganze Volksgemeinde ihre Zustimmung geben, und diese behauptete auch bei der Wahl des Dogen eine Art von Bestätigungsrecht durch Akklamation, so daß der neue Doge dem Volke mit den Worten: „Dies ist euer Doge, wenn es euch so gefällt!“ vorgestellt werden mußte.

Übrigens söhnten sich die Venezianer kurz vor der Ankunft der Kreuzfahrer mit dem Griechischen Reiche völlig aus. Schon der Kaiser Manuel I. hatte Ursache gehabt, sein Verfahren gegen Venedig zu bereuen; der dritte von den Kaisern, welche ihm kurz nacheinander folgten, Isaak Angelus, schloß sogar die engste Verbindung mit der Republik und bestätigte ihr alle früher erteilten Privilegien, und der vierte dieser Kaiser, Alexius III., gewährte den Venezianern noch größere Rechte und gänzliche Freiheit von Abgaben in seinem Reiche.

3. Übersicht der byzantinischen Geschichte zur Zeit der ersten Kreuzzüge.

Alexius I., mit welchem eine neue Dynastie, die Familie der Komnenen, den Thron des sinkenden Griechischen Reiches bestiegen hatte, war die ganze Zeit seiner Regierung hindurch (1081 — 1117) mit inneren Empörungen und auswärtigen Kriegen beschäftigt. Der Westen des Reiches ward von dem Normannenherzog Robert Guiscard und von dessen Sohne Boemund sowie 20 Jahre später noch einmal von dem letzteren bedroht. Im Norden mißhandelten seit 1086 die wilden Petschenegen die Provinzen häufig durch verheerende Einfälle, bis Alexius ihnen bei Lebunium mit Hilfe der nicht minder wilden Kumanen furchtbare Verluste beibrachte (1091). Im Osten gingen beträchtliche Striche Landes an die Seldschukken von Nicäa und Ikonium verloren. In eine ganz neue Lage kam das Land durch die Kreuzzüge der Abendländer, welche unter Alexius ihren Anfang nahmen. Diese entfernten einerseits die von Osten her drohende Gefahr auf längere Zeit und hoben das Ansehen des Reiches wieder empor. Andererseits waren sie aber den Griechen auch in hohem Grade nachteilig. Sie vermehrten nicht bloß die fremden Mietsvölker im Reiche, sondern ganz besonders auch die Zahl der in der Hauptstadt ansässigen Ausländer, und der Staat litt dadurch ebenso sehr, wie das Anwachsen des Pöbels in unseren Hauptstädten bedenklich wird. In Konstantinopel waren schon früher ganze Straßen von Venezianern, Pisanern und Genuesen bewohnt, welche ihre eigenen Gerichte hatten; Türken und Araber bildeten daselbst gewissermaßen einen besonderen Handelsstaat; und nun ließen sich auch noch sehr viele Kreuzfahrer, statt nach Palästina weiter zu ziehen oder auf der Rückreise in ihr Vaterland heimzukehren, daselbst nieder. Durch diese zunehmende Mischung der Bevölkerung ging der Nationalcharakter immer mehr zu Grunde, die Regierung ward immer schwieriger und die Rolle des Oberbefehlshabers der Truppen erhielt eine steigende Wichtigkeit. Barbarische Hilfsvölker hatten dem Kaiser Alexius den Weg zum Throne gebahnt; durch Barbaren behauptete denselben sein Sohn und Nachfolger Johannes oder Kalojohannes (1118—1143), dessen bester und zuverlässigster Diener der türkische Befehlshaber seiner Truppen war. Er führte Krieg mit den Venezianern und brachte den Petschenegen entscheidende Niederlagen bei. Als nachher Johannes' jüngerer Sohn, Manuel I., sich mit Verdrängung seines Bruders der Krone bemächtigte (1143), bediente er sich desselben türkischen Feldherrn, um vom Kaisertum Besitz nehmen zu lassen. Weder unter Kalojohannes noch unter Manuel, welche selbst große Generale waren, fühlte man das Gefährliche dieser Verhältnisse; nichtsdestoweniger ward aber unter ihrer

Regierung vorbereitet, was gleich nach Manuels Tode eintrat, daß nämlich die Offiziere, der gemischte Pöbel der Hauptstadt und die Armee, welche dem, der sie bezahlte, folgte, die eigentümlichen Herren des Reiches waren. Übrigens schützte Kalojohannes, dessen kriegerische Thätigkeit wir bereits in seinem syrischen Feldzuge kennen gelernt haben, das Reich nach allen Seiten hin mit kräftiger Hand und übte im Inneren eine bei byzantinischen Kaisern seltene Milde. Seine gelehrte Schwester Anna Komnena, welche eine Lebens- und Regierungsgeschichte ihres Vaters Alexius geschrieben hat, zettelte gefährliche Umtriebe gegen ihn an; als dieselben entdeckt wurden, ließ er ihr gleichwohl nicht nur das Leben, sondern auch ihr Vermögen. Der Beiname des Schönen (Kalos) scheint ihm ironisch beigelegt worden zu sein, wenn er sich nicht auf seinen edlen Charakter bezieht; denn sein Äußeres war unansehnlich.

Manuel I., welcher von 1143 bis 1180 regierte, zog gleich anfangs eine große Zahl abendländischer Ritter an sich, deren Tapferkeit er ehrte und nachahmte, und unter denen er selbst für den tapfersten, gewandtesten und glänzendsten Ritter der Christenheit galt. Der berühmteste von diesen fremden Kriegsgenossen Manuels war Konrad von Montferrat, welcher sich in Konstantinopel zu jener Heldenkraft heranbildete, die er nachher im Kampfe mit Saladin bewährte. Manuels Regierung war fast nur eine einzige Reihe von Kriegen, zu welchen ihn die Lage seines Reiches nötigte, und die ihn bald in Europa, bald in Asien beschäftigten. Für seine häufigen Feldzüge in Kleinasien legte er, um nicht gleich den Kreuzfahrern durch die Schwierigkeiten der Wege aufgehalten zu werden, nach der Weise der alten Römer eine förmliche Kriegsstraße an, welche mit den größeren Werken älterer Zeiten verglichen wird und Sicherheit mit Bequemlichkeit vereinigte. Er hatte gleich anfangs einen weit aussehenden Kriegsplan gegen die Seldschukken entworfen und auch bereits mit Glück auszuführen begonnen, als Konrads III. und Ludwigs VII. Kreuzzug ihn nötigte, seine ganze Macht in das Innere des Reiches zu ziehen. Seine Unterthanen gerieten damals über das nochmalige Erscheinen der rohen Scharen aus dem Abendlande in einen solchen Schrecken, daß sie sogar ihre heiligen Schätze aus den Kirchen entfernten, um die habsüchtigen Kreuzfahrer nicht zu Gewaltthätigkeiten zu reizen. Manuels erste Gemahlin, Bertha von Sulzbach, bei den Griechen Irene genannt, war eine Schwägerin Konrads III.; doch achtete er die Schwägerschaft nur, wo ein freundliches Verhalten ihm Nutzen bringen konnte. Er selbst verband sich zuletzt sogar mit den Seldschukken gegen die eigenen Glaubensgenossen. Dies war freilich weder staatsklug noch rechtlich, doch wird es einigermaßen durch die Umstände

entschuldigt. Sobald die gefährliche Zeit vorübergegangen und die beiden abendländischen Könige nach Hause zurückgekehrt waren, rüstete der Kaiser zuerst einen Kriegszug gegen die sizilianischen Normannen, welche das Mittelländische Meer und einen Teil der afrikanischen Küste beherrschten und nicht nur griechische Städte, wie Theben und Korinth, geplündert, sondern auch die Insel Korfu erobert hatten, wo sie freilich von den Einwohnern mit offenen Armen empfangen wurden. Er entriß ihnen diese Insel nach einer langen Belagerung wieder und wollte dann Sizilien selbst angreifen, als zuerst zufällige Umstände die Abfahrt hinderten und nachher die Verhältnisse zu den Serben und Ungarn ihn bewogen, sich mit seiner Macht gegen die Donau zu wenden.

Die Ungarn, Serben und alle an der unteren Donau bis tief nach Rußland hinein wohnenden Völker standen im 12. Jahrhundert miteinander in einer gewissen Verbindung, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, wenn die Ereignisse unter rohen Horden für die gebildeten Bürger von ordentlich eingerichteten Staaten wichtig und interessant wären. Schon zur Zeit Heinrichs V. sehen wir, daß Russen, Polen, Ungarn und Griechen miteinander in regem Verkehr stehen und die flüchtigen oder vertriebenen Prinzen des einen Volkes bei den übrigen Schutz suchen. Stephan II., der Nachfolger des ungarischen Königs Koloman, verschaffte sogar seinem Halbbruder Boris, dem Sohne einer russischen Prinzessin, einerseits von den Russen ein Fürstentum und wollte ihn andererseits in Ungarn zu seinem Erben einsetzen. Das letztere verwickelte ihn in einen Krieg mit dem byzantinischen Kaiser Kalojohannes. Die Großen des Reiches wollten nämlich die Nachfolge des Boris nicht zugeben und setzten Stephans Vetter, Almus, den dieser hatte blenden und einkerkern lassen, in Freiheit; Almus floh (1127) zu Kalojohannes und ward von ihm mit den Waffen unterstützt. Als er bald nachher starb, mußte Stephan den Sohn des Almus, Bela II., als seinen Nachfolger anerkennen. Dieser war mit der Tochter eines serbischen Fürsten vermählt, welche die Regierung ganz in Händen hatte und nachher ihren Sohn, Geisa II., zur Teilnahme an einem Kriege bewog, der zwischen den Serben und Byzantinern ausbrach. Die Serben waren schon längere Zeit dem griechischen Kaiser tributpflichtig; ihr damaliger Großschupan oder Oberfürst verweigerte aber, im Vertrauen auf die Verwandtschaft mit dem ungarischen König, die fernere Zahlung des Tributs und empörte sich mit Hilfe Geisas zu derselben Zeit, als Manuel sein Unternehmen gegen Sizilien beginnen wollte. Er ward nach kurzem Kampfe besiegt und mußte unter noch härteren Bedingungen, als vorher, die griechische Oberherrschaft wieder anerkennen; Manuel drang hierauf auch in Ungarn ein und bestrafte Geisa, indem er ihn

zur Abtretung von Bosnien zwang, über welches der ungarische König seit 20 Jahren die Oberherrschaft gehabt hatte. Übrigens machten in allen diesen Kriegen die an der Donau wohnenden kumanischen Horden, welche noch im rohesten Nomadenzustande lebten, die Hauptstärke der ungarischen Heere aus; das Mischlingsvolk der Walachen aber, das seit 1085 in die von den Petschenegen verlassene Bulgarei gezogen war, bildete den Kern der griechischen Truppen an der Nordgrenze des Reiches.

Während Manuel den rohen Barbaren an der Donau Gesetze vorschrieb, die sie jedoch schon im nächsten Augenblicke wieder vergaßen, waren seine civilisierten Unterthanen den Angriffen der sizilianischen Normannen ausgesetzt, welche die Küsten des Griechischen Reiches verheerten und Tausende von Künstlern und Fabrikanten mit sich fortschleppten. Als daher der ungarische Krieg geendet war (1153), richtete der Kaiser seine Macht vorzugsweise nach Westen hin. Sein tapferer General, Michael Paläologus, erschien nach langer Zeit zum erstenmale wieder mit einem griechischen Heere auf italienischem Boden und nahm den Normannen eine Stadt nach der anderen weg. Kaum war jedoch Michael gestorben, als sich die im Byzantinischen Reiche gewöhnliche Erscheinung wiederholte. Ein Mann, der keinen anderen Vorzug besaß, als daß er mit dem Kaiser verwandt war, erhielt den Oberbefehl und büßte nicht nur die gemachten Eroberungen, sondern auch Heer und Flotte ein. Auch die Venezianer, welchen Manuel ihre Gerichtsbarkeit in Konstantinopel genommen hatte, und denen er wegen seiner Verbindung mit Friedrich Barbarossa noch mehr verhaßt geworden war, unterstützten den normannischen König Wilhelm I. gegen die Griechen. Eine neue Flotte, welche Manuel ausrüstete, wurde von den Sizilianern aufgefangen, und er hatte es nur der unglücklichen Lage, in der sich Wilhelm I. bei dem ewigen Streite mit seinen unruhigen Baronen befand, zu verdanken, daß dieser sich zu einem unter billigen Bedingungen geschlossenen Friedensvertrage verstand (1158), wonach freilich nur die Freilassung der Kriegsgefangenen bewilligt wurde. Kaum war der Krieg mit Sizilien beendigt, als eine neue Fehde mit den Ungarn und Serben begann. Die letzteren wurden auch diesmal durch Verheerungen genötigt, die Oberherrschaft des griechischen Kaisers anzuerkennen; sie mußten sich sogar gefallen lassen, einen Großschupan von ihm anzunehmen, und zwar so, daß sie zwei Kandidaten vorschlugen, aus welchen der Kaiser einen ernannte. Auch die Ungarn wurden zum Frieden gezwungen, und nach Geisas Tode (1161) erhob Manuel den jüngeren Bruder desselben, Ladislaus II., der sich an ihn wandte, mit Verdrängung des älteren auf den Thron. Als jener schon nach wenigen Monaten starb und Geisas Sohn,

Stephan III., König ward, nahm sich der Kaiser eines jüngeren Prinzen, Belas III., an, welcher nach Konstantinopel geflohen war und in so hohem Grade Manuels Gunst gewann, daß ihn derselbe sogar mit seiner Tochter vermählen und zu seinem Nachfolger ernennen wollte. Manuel verschaffte ihm mit seinen Waffen den Besitz von Dalmatien. Nach Stephans Tode (1172) ward Bela König von Ungarn, und das Griechische Reich hatte, solange Manuel und sein Sohn lebten, an ihm einen treuen Freund. Unterdessen hatten die griechischen Heere in Asien mit den Seldschukken glücklich gekämpft; auffallenderweise erlitten sie aber, als Manuel selbst, nach der Herstellung des Friedens an der Donau, mit seiner ganzen Macht gegen Ikonium aufbrach, von Kilidsch-Arslan II. bei Keläna eine schmähliche Niederlage, welche einen nachteiligen Frieden zur Folge hatte (1176). Noch schmählicher, als diese Niederlage, war die Betrügerei, mit welcher Manuel durch elende Prahlerei seine Unterthanen darüber zu täuschen suchte, am allerschmählichsten aber die Wortbrüchigkeit, mit der er sich gleich nach dem Friedensschlusse weigerte, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen.

Weit unglücklicher, als in seinem öffentlichen Leben, war Manuel in seinen persönlichen Verhältnissen und in den Anstalten, die er zur Sicherheit seiner Familie traf. Er schadete sich bei seinen Unterthanen durch die Menge der Abendländer, welche er um sich versammelte, durch die Anstellung derselben am Hofe und im Heere, durch seine Vermählung mit zwei Frauen aus lateinischem Blute, mit der sittsamen und frommen Irene und nach ihrem Tode mit der ebenso leichtsinnigen als schönen Maria, einer Tochter des südfranzösischen Fürsten Raimund von Antiochia, sowie endlich durch die eine Zeitlang von ihm gehegte und offen ausgesprochene Absicht, einem ungarischen Prinzen seine Tochter erster Ehe zu geben und ihm die Nachfolge auf den Kaiserthron zu verschaffen. Alles dies ward seinem Sohne und Nachfolger, Alexius II., doppelt verderblich, weil derselbe bei des Vaters Tode noch ein Kind war, und weil ein Bösewicht aus kaiserlichem Stamme schon längst auf eine Gelegenheit lauerte, seine letzten Jahre auf dem Throne zu durchschwelgen. Dieser Mann war Andronikos (geb. 1113), ein Brudersohn von Manuels Vater und einer der frechsten, leichtsinnigsten und verdorbensten Menschen, welche je gelebt haben. Der englische Geschichtschreiber Gibbon und andere, die sich in der Darstellung solcher Charaktere gefallen, haben sein Wesen ebenso aufgefaßt und dargestellt, wie Plutarch nach seiner Manier den Athener Alkibiades. Der Charakter des letzteren ist durch Plutarchs Behandlung ein Vorbild der genialen Wüstlinge geworden und hat bis auf unsere Zeiten, in welchen Menschen solcher Art eine verderbliche Rolle

gespielt haben, sehr nachteilig eingewirkt; denn die Welt wird durch das Interessante einer Erscheinung und durch das Spiel der Gegensätze nur zu sehr angezogen und gewöhnt sich daher gar leicht, schlechte Grundsätze und Künste nicht nach ihrem Eindruck auf das sittliche Gefühl, sondern nach ihrem Erfolge oder nach der Form, unter der sie auftreten, zu beurteilen. Andronikos war einer von jenen Wüstlingen, welche durch das Romantische ihrer Schicksale und durch ihre gänzliche Grundsatzlosigkeit im Handeln für manche Dichter und für Romanschreiber Heroen abgeben, und für die geistreiche, von Kunst und Genie überfließende Welt ein spannendes Interesse darbieten. Er war Prinz und Glücksritter, tapfer und niederträchtig, schlau und treulos; er spielte in seinem Leben fast alle Rollen, erwarb sich die Gunst und leidenschaftliche Anhänglichkeit königlicher Frauen und war ebenso Meister im Schwelgen als im Entbehren und in der Abhärtung; er erfuhr alle Abwechselungen des menschlichen Lebens und lernte alle Verhältnisse desselben von dem Lose des niedrigsten Verbrechers und ärmsten Bettlers an bis zu dem Geschicke des mächtigsten Herrschers auf dem glänzendsten Throne aus eigener Erfahrung kennen. Er genoß am Hofe seines Vetters Manuel einer großen Auszeichnung, weil der Kaiser ebenfalls gern in wüsten Genüssen schwelgte, und weil Andronikos im ritterlichen Kampfe dieselbe Riesenstärke, Übung und Gewandtheit zeigte, wie Manuel. Dieser schickte ihn 1153 an der Spitze eines Heeres nach Cilicien, um die Fortschritte der Armenier aufzuhalten; Andronikos überließ sich aber dort seinen Lüsten und vergaß die Pflichten eines Generals durchaus, wenn er auch von Zeit zu Zeit seine Körperstärke und Tollkühnheit als gemeiner Reiter zur Schau trug. Der Kaiser mußte ihn daher abrufen, empfing ihn aber bei seiner Rückkehr mit allem Scheine der Freundschaft und gab ihm nachher sogar ein wichtiges Kommando an der ungarischen Grenze. Andronikos benutzte dasselbe zu verräterischen Unterhandlungen mit dem König Geisa, dem er einen Strich Landes unter der Bedingung versprach, daß derselbe ihm den Kaiserthron von Konstantinopel erobern helfe. Manuel erhielt durch aufgefangene Briefe Kenntnis von der Sache und ließ Andronikos verhaften, verzieh ihm aber sogleich wieder und nahm ihn aufs neue in seine Umgebung auf. Auch jetzt ruhte Andronikos nicht. Er machte einen förmlichen Anschlag auf des Kaisers Leben, der jedoch gleichfalls vereitelt ward. Nun erst wurde er ernstlich bestraft. Manuel ließ ihn in dem Gefängnisse des kaiserlichen Palastes einkerkern. Hier saß er zehn Jahre gefangen, bis es ihm endlich gelang, zu entrinnen. Er wurde aber auf der Flucht erkannt und nach Konstantinopel zurückgebracht. Ein zweiter Versuch glückte besser und führte den Abenteurer in das Land der Russen, welche

damals unter geteilter Herrschaft lebten. Er gewann den einen ihrer Herrscher, Jaroslau von Galizien, schloß mit demselben ein enges Bündnis der Freundschaft und des gemeinsamen wüsten Lebens und erhielt von ihm einen Landstrich zu seinem Unterhalte angewiesen. Manuel fürchtete, sein boshafter Vetter möchte ihm die Russen ins Land locken, und wünschte sich zugleich seines Einflusses auf Jaroslau zu bedienen, um dieses Volk zu einem Einfall in Ungarn zu bewegen. Er söhnte sich daher wieder mit ihm aus und gab dem treulosen Menschen nach seiner Rückkehr aufs neue die Stelle eines Oberbefehlshabers in Cilicien. Andronikos überließ sich, wie das erste Mal, seinen Ausschweifungen, wurde bald durch seine schamlosen Lüste weithin berüchtigt und ging endlich mit der Kriegskasse durch. Er begab sich nach Palästina, übte hier neue Laster, floh dann zu den Türken und legte ein Raubnest in den armenischen Bergen an. Hier trieb er mit seinen eigenen Glaubensgenossen, die er den Ungläubigen als Sklaven verkaufte, förmlichen Handel und ward dafür von seiner ganzen Kirche und ihrem Patriarchen verflucht. Aus dieser tiefen Verworfenheit sehen wir ihn auf einmal als reumütigen Sünder hervorgehen. Er fleht um Gnade, legt sich öffentlich Ketten an, thut im Angesichte des ganzen Volkes eine heuchlerische demütigende Buße, schwört schriftlich und mündlich dem Kaiser und seiner Familie ewige Treue, wird darauf von dem kirchlichen Banne gelöst und tritt in alle seine früheren Rechte ein. Der Kaiser verwies ihn zwar nach Önoe, einer angenehm gelegenen Stadt an der Nordküste von Kleinasien; dies war aber weniger eine Verbannung, als ein Mittel, den Schauplatz seiner Laster von der Hauptstadt hinweg zu verlegen. Wie unvorsichtig Manuel dabei handelte, wie sehr er verblendet war, wenn er von der Dankbarkeit eines in Sünden alt gewordenen Bösewichts etwas für seinen Sohn hoffte oder auf den Eid desselben irgend einen Wert legte, zeigte sich gleich nach seinem Tode (1180).

Die Regierung kam dem Namen nach an Manuels 13jährigen Sohn, Alexius II., der Wirklichkeit nach aber führte sie dessen Mutter, die schöne und schwache Prinzessin von Antiochia, in Verbindung mit dem Protosebastos oder Staatsminister Alexius, der ihr mehr als Freund war. Der junge Kaiser ward schlecht erzogen, die verhaßten Lateiner maßten sich alle Gewalt an, in allen Zweigen der Verwaltung riß Unordnung und Verwirrung ein, und das Bedürfnis eines Mannes, der mit kräftiger Hand das Ruder des ohnehin kränkelnden und alternden Staates führte, ward von Tag zu Tag fühlbarer. Andronikos säumte nicht, aus dieser traurigen Lage des Reiches Vorteil für sich zu ziehen. Er sammelte eine Anzahl Soldaten, öffnete allen Unzufriedenen eine Zuflucht bei sich und brach dann gegen Konstantinopel auf, wo des

Kaisers Stiefschwester und ihr lateinischer Gemahl, der Sohn eines Fürsten von Capua, eine Verschwörung gegen Alexius, den Liebling ihrer Stiefmutter angezettelt und in der Hauptstadt selbst einen förmlichen Krieg erregt hatten, der nur mit großer Mühe durch Vermittelung des Patriarchen beendigt wurde. Andronikos ward unterwegs in allen Städten, in denen das Geschrei gegen die Lateiner, der Zorn über die Kaiserin und der Haß gegen ihren Buhlen, den regierenden Minister, eine ruhige Überlegung nicht aufkommen ließ, als Retter empfangen und hatte sich kaum der Hauptstadt genähert, als ihm alles entgegenströmte. Der verhaßte Minister ward vom Pöbel gefangen und an Andronikos ausgeliefert, der ihn sogleich blenden ließ. Dieser hätte jetzt ungehindert in die Stadt einziehen können, wenn nicht die kleine Zahl der lateinischen Ritter, die sich daselbst befand, die Waffen für den jungen Kaiser und seine Mutter ergriffen hätte. Indessen war bei der großen Zahl von Truppen, welche Andronikos bei sich hatte, an keinen langen Widerstand zu denken, zumal da die Lateiner auch in der Stadt selbst vom Pöbel angegriffen und eingeschlossen wurden. Sie erlagen nach einer heldenmütigen Gegenwehr der Übermacht, verkauften aber ihr Leben aufs teuerste, und ihre Brüder rächten nachher ihren Tod durch Verheerungen, die sie jahrelang an den Küsten des Schwarzen Meeres trieben. Die erbitterten Griechen gaben gleich nach Andronikos' Einzug alle in der Stadt ansässigen Lateiner einem schrecklichen Morden preis und verschonten in ihrer Wut weder Weiber, Kinder und Greise, noch selbst Kranke (1183).

So bezeichnete ein unerhörtes Blutbad den Anfang einer Regierung, welche Andronikos zuerst unter dem Namen eines Beschützers seines jungen Vetters übernahm, und der Fortgang derselben entsprach nur zu sehr dem Anfang. Eine Hinrichtung folgte der anderen, alle Anhänger des Kaisers und seiner Mutter wurden ausgerottet, alle Ämter mit Kreaturen des neuen Herrschers besetzt und Alexius selbst seinem jugendlichen Leichtsinn überlassen, damit er verächtlich und zur Regierung untüchtig werde. Zu einem der ersten Schlachtopfer war die Kaiserin Mutter ausersehen, und der Tyrann war niederträchtig genug, nicht nur seiner Missethat durch eine Art von Rechtsverfahren das Ansehen von Gerechtigkeit zu geben, sondern auch das unglückliche Weib vor ihrer Hinrichtung mißhandeln, ja sogar ihren Sohn das Todesurteil unterzeichnen zu lassen. Sie ward von Andronikos unter der Anklage einer verräterischen Unterhandlung mit den Ungarn vor Gericht gestellt, von den feilen Richtern zum Tode verdammt, im Kerker dem Gespötte des Pöbels und dem Hunger preisgegeben und dann auf grauenhafte Weise umgebracht. Nach dem Morde der Mutter kam natürlich die Reihe auch an den hilflosen Kaiser; er ward nur

so lange am Leben gelassen, bis das Volk sich nach und nach gewöhnt hatte, Andronikos als den einzigen Herrn des Landes anzusehen. Zuerst mußten gedungene Schreier verlangen, daß der Tyrann zum Mitregenten ernannt werde, dann die niederträchtigen Hofbeamten ihn scheinbar zwingen, die Mitregentschaft anzunehmen, und zuletzt Alexius selbst, durch alles dies eingeschüchtert, den Mörder seiner Mutter bitten, die Last der Regierung mit ihm zu teilen. Kaum war Andronikos zum Mitregenten ausgerufen, als er sich seines Blutsverwandten und Mitkaisers auf eine Weise entledigte, welche eine grausenerregende Verworfenheit der höheren Stände und eine selbst in Zeiten der größten sittlichen Entartung auffallende Schamlosigkeit im Laster zu erkennen giebt. Der Staatsrat oder die ersten Männer des Reiches erklärten nicht nur ohne einen anderen Grund, als weil eine Doppelherrschaft schädlich sei, die Absetzung des Alexius für notwendig, sondern sie verurteilten ihn auch ohne irgend einen Prozeß zum Tode und ließen ihren Spruch sogleich vollziehen. Der unglückliche junge Mann ward in der nächsten Nacht erdrosselt, und Andronikos ließ seiner Leiche, nachdem er sie höhnend mit Füßen getreten hatte, das Haupt abschlagen und, mit seinem Siegel versehen, sich zuschicken, den Rumpf aber ins Meer versenken (1183). Nach einer ganz besonderen Eigenheit der menschlichen Natur zeigte übrigens derselbe Tyrann, der diesen Mord und tausend andere ohne den mindesten Gedanken an die göttliche Rache verüben ließ, gleich nachher bei seiner Salbung einen auffallenden Zug abergläubischer Furcht vor einer höheren Macht. Er war, als er auf dem Krönungszuge durch eine Kirche reiten sollte, nicht zu bereden, der Sitte gemäß sein Pferd Schritt gehen zu lassen, sondern sprengte, von innerer Angst getrieben, zu aller Erstaunen und Schrecken in vollem Laufe hindurch. Mit einer solchen Denkungsart stimmt es ganz wohl überein, daß Andronikos sich und seine Genossen von dem Eide, den sie dem Kaiser Manuel und seiner Familie geleistet hatten, nachträglich entbinden und so im Namen der beleidigten Gottheit von aller Schuld des kaiserlichen Blutes lossprechen ließ. Der Oberpriester der morgenländischen Christen war feig und niederträchtig genug, sein heiliges Amt zu einem Werkzeuge der Tyrannei herabwürdigen zu lassen und diese Lossprechung zu erteilen.

Andronikos machte auf eine schreckliche Weise von der kaiserlichen Gewalt Gebrauch. Er beging Grausamkeiten, welche nur eine byzantinische Feder würdig beschreiben kann, und schwelgte in wüsten Genüssen, indem er sich in seinen Palast begrub oder eine der Prinzeninseln bei Konstantinopel zu seinem Capri machte. Übrigens hatte er auch gute und selbst ausgezeichnete Regenteneigenschaften, welche seinem

Nachfolger gänzlich fehlten. Er zeigte nicht selten Einsicht und Schärfe des Urteils, ja sogar Mildthätigkeit und Gerechtigkeit. Seine Grausamkeiten trafen meistens nur die angesehene Klasse, den niederen Ständen dagegen erwies er, außer wo sein persönliches Interesse im Spiele war, eine nicht geringe Fürsorge. Er war unerbittlich streng gegen die Habsucht der Großen, wehrte dem Unfuge der Steuereinnehmer, schaffte den Ämterverkauf ab, duldete keine Bestechungen, bestrafte die Ungerechtigkeit der Beamten ohne Gnade und hob zum Ärgernis des Senats und der Staatsdiener, die ihren Vorteil im Auge hatten, das Strandrecht auf. Er unternahm ferner große Bauten, durch welche die Menge nützlich beschäftigt, das Geld in Umlauf gebracht und die Künste befördert wurden; er schützte die Armen gegen die Mißhandlungen seiner Hofleute und züchtigte, wie Peter der Große, seine Lieblinge eigenhändig mit dem Stock, wenn sie dem Landmann irgend einen Dienst unentgeltlich abgepreßt hatten. Er nahm sich endlich auch der Wissenschaften an, war selbst gelehrt und wirkte auf die damals neu erwachte Beschäftigung mit den Alten fördernd ein. Leider war aber diese Beschäftigung nur eine gelehrte und liefert den Beweis, daß der Welt mit bloßer Gelehrsamkeit sehr schlecht gedient ist. Soviel Rühmliches übrigens auch die innere Verwaltung des Andronikos nach allem Angeführten hatte, so vertrug sich dies doch bei ihm, wie bei einem Nuschirwan und vielen anderen Tyrannen des Orients, sehr wohl mit den unerhörtesten Frevelthaten und Greueln. Selbst als seine Herrschaft von den Grenzen her bedroht wurde, ließ er von seinen Grausamkeiten nicht ab und fuhr fort, die Reichen und Angesehenen entweder zu Tode zu quälen oder durch seine Wollust zu kränken. Der Ungarnkönig Bela III., der dem Sohne seines Freundes Manuel zu Hilfe geeilt war, nahm, als er zu spät kam, den ganzen Landstrich von Nissa bis an die Grenze seines Reiches in Besitz und behielt ihn, solange Andronikos regierte. Jener Prinz Isaak, welcher einige Jahre später von Richard Löwenherz gefangen ward, ein Brudersenkel von Manuel, bemächtigte sich unter Andronikos' Regierung der Insel Cypern und trat dort unter dem Titel eines Kaisers als selbständiger Herrscher auf. Die Unterthanen des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sizilien benutzten die Lage des Griechischen Reiches zu neuen Raubzügen und verheerten in Verbindung mit jenen Lateinern, welche seit Andronikos' Thronbesteigung auf dem Meere umherschwärmten, um Rache für den Mord ihrer Brüder zu nehmen, alle Küsten und Inseln. Diese Verwüstungen durch bloße Seeräuber und Abenteurer verwandelten sich in einen förmlichen, von Staats wegen unternommenen Krieg, als einige angesehene Griechen, welche vor Andronikos geflohen waren, an den sizilianischen Hof kamen und den König Wilhelm zu einem Angriff

auf das Griechische Reich bewogen (1185). Unter der Führung der Grafen Aldoin und Richard von Acerra drang das sizilianische Heer schnell bis nach Thessalonich vor und eroberte in einem halben Monat diese zweite Hauptstadt des Reiches. Mit einer Unmenschlichkeit, gegen welche alles das, was drei Jahrhunderte später die Türken bei der Einnahme von Konstantinopel thaten, Spielwerk ist, mißhandelten die Sizilianer die eroberte Stadt, deren Erzbischof Eustathius, der gelehrte Erklärer des Homer und anderer Alten, sich damals durch seine aufopfernden Bemühungen für die unglücklichen Einwohner als würdiges Haupt einer christlichen Gemeinde erwies. Dem Griechischen Reiche waren diese Greuel und Barbareien vorteilhaft; denn sie erweckten die Bürger eines Staates, in welchem alle wahre Kraft und jeder Gedanke ans Vaterland erstorben war, zum Widerstand. Auch hielten sich die Feinde mit der Plünderung der Stadt und ihrer Umgegend zu lange auf. Als sie endlich bis in die Nähe von Konstantinopel vordrangen, war hier bereits durch eine ächt orientalische Revolution alles umgestaltet und die Herrschaft an die Familie Angelus gebracht, die in weiblicher Nachfolge von Alexius Komnenus abstammte und schon seit Manuels Zeit dem Throne sehr nahe stand.

Ein Sprößling dieser Familie, Isaak II., hatte sich bei Andronikos' Thronbesteigung mit anderen Unzufriedenen in die Stadt Nicäa geworfen, nachher aber die Bürger derselben durch feigen Verrat in die Hände des Tyrannen geliefert. Er lebte seitdem unbeachtet in Konstantinopel, bis er von einem der Henkersknechte des Kaisers, wahrscheinlich aus Privatgründen, zum Opfer ausersehen ward. Als der gegen ihn abgeschickte Mörder am Abend in seine Wohnung drang, warf sich Isaak, von Todesfurcht getrieben, aufs Pferd, spaltete dem Henker den Kopf und floh in die Sophienkirche. Hier sammelten sich sogleich die Seinigen und ganze Scharen des Volks um ihn, die Menge der Zusammenströmenden nahm von Stunde zu Stunde zu, und der Flüchtling hatte nebst seinen vielen und angesehenen Verwandten alle Zeit, die Masse durch Reden aufzureizen, weil Andronikos, welcher gerade auf einem benachbarten Lustschloß war und erst am Abend Nachricht von dem Ereignis erhielt, sich von seinen Schwelgereien nicht losreißen konnte. Als der Kaiser am anderen Morgen in die Stadt zurückkehrte, war der Aufruhr schon so allgemein, daß an eine Unterdrückung desselben nicht mehr zu denken war. Das Volk rief Isaak, obgleich derselbe aus Kleinmut und Feigheit sich gegen diese Ehre sträubte, zum Kaiser aus und führte ihn auf einem Staatsroß in den kaiserlichen Palast, wo Andronikos, von den Seinigen verlassen, den Empörten vergebens seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes anbot. Während sich jedoch der Pöbel zum Plündern in den Palast verteilte,

benutzte Andronikos die allgemeine Verwirrung, um verkleidet auf ein Schiff zu entfliehen. Schon war er vom Ufer abgefahren, als Wind und Wetter den Lauf des Schiffes so lange hemmten, bis Isaaks Diener ihn einholten. Mit schweren Ketten belastet, ward er vor den neuen Kaiser geschleppt, der ihn zum Tode verurteilte und die Ausführung dem grausamsten Henker, der zu finden war, dem Pöbel der Hauptstadt, überließ. Die Art, wie das Volk sich gegen den von ihm selbst einst auf den Thron erhobenen Kaiser benahm, zeigt, daß solche Bürger eines solchen Herrschers würdig waren. Schimpfend und schlagend schleppte man ihn durch die Straßen der Stadt, rupfte ihm die Haare aus, durchbohrte ihm das eine Auge, hieb ihm die Rechte ab, hing ihn endlich bei den Füßen auf und mißhandelte ihn auch dann noch auf schaudererregende Weise, bis er nach langen Qualen durch den Tod aus den Händen der Wüteriche erlöst ward (1185).

Isaak II. war ein feiger, schwacher Mensch, der nur für Schwelgereien Sinn hatte und weder durch seinen Charakter, noch durch seine Einsicht und Erfahrung einen Thron verdiente. Der Zufall, der ihm diesen verschafft hatte, bereitete ihm auch einen glänzenden Anfang seiner Regierung. Ein Sturm zerstörte die sizilianische Flotte, und ein Heer, welches Andronikos ausgerüstet und gegen die Landtruppen der Sizilianer abgeschickt hatte, war glücklich genug, die feindliche Armee in zwei Schlachten, bei Mosynopolis und Demetritza zu schlagen. In der letzten Schlacht fielen außer den beiden Führern auch 4000 Mann in die Hände der Byzantiner. Auf diese Weise erschien Isaak ohne sein Zuthun gleich anfangs im Glanze eines Siegers und Retters. Wie wenig Verdienst aber Kaiser, Generale, Heer und Flotte bei dieser Rettung hatten, zeigte sich bald darauf bei einem Angriff auf Cypern; denn gegen eine Macht, welche nachher Richard Löwenherz im Nu umstürzte, scheiterte Isaaks ungeheures Heer und seine zahlreiche Flotte. Die letztere ward eine Beute der mit dem Tyrannen von Cypern verbündeten Sizilianer, und das Heer mußte gleich nach seiner Landung die Waffen strecken. Zum Trost für diesen Verlust gelang es dem Kaiser, Bela III. von Ungarn durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß er gegen eine Summe Geldes ihm seine Tochter vermählte und als Brautschatz das unter Andronikos' Regierung besetzte Gebiet zurückgab. Um jene Summe aufzubringen, schrieb Isaak außerordentliche Steuern aus. Er schuf sich bei diesem Anlaß einen neuen furchtbaren Feind. Die walachischen und bulgarischen Hirtenvölkerschaften am Hämosgebirge, welche seither nur einen jährlichen Zins entrichtet und Soldaten fürs Heer gestellt hatten, sollten jetzt auch zu jener Abgabe beitragen; sie gerieten darüber in die größte Aufregung, ließen sich durch zwei unternehmende Köpfe, die Walachen Peter und Asan,

zu einer förmlichen Empörung fortreißen und behaupteten im Kampfe mit den Griechen ihre Unabhängigkeit. Auf diese Weise entstand (1186) in den Gegenden, welche seit der Vernichtung des alten bulgarischen Reiches und seit der Ansiedelung der Paulicianer friedliche griechische Provinzen gewesen waren, ein neues Bulgarisch-Walachisches Reich. Peter und Asan waren die ersten Beherrscher desselben und ordneten nicht nur die innere Einrichtung des neuen Staates nach dem Muster der griechischen Verfassung, sondern schufen auch gleich anfangs ein geregeltes Heer. Jetzt begannen wieder die verheerenden Raubzüge, mit denen die Bulgaren in früherer Zeit das Griechische Reich so oft heimgesucht hatten. Am meisten litt dadurch die Stadt Konstantinopel, welche seither gerade aus den Ländern, die jetzt wieder ein Raub der Walachen, Bulgaren und Kumanen wurden, ihre Hauptzufuhr erhalten hatte. Ihre Lage ward um so bedenklicher, als zu gleicher Zeit die Menge und Mannigfaltigkeit der in Konstanstinopel ansässigen Fremden sich sehr vermehrte. Gerade damals zog man nämlich ganze Schwärme von Mohammedanern in die Stadt, indem vermöge eines Vertrags mit Saladin den mohammedanischen Handelsleuten und Kriegern in Konstantinopel die freie Übung des Gottesdienstes erlaubt wurde, während man schon längst auch den eingewanderten Venezianern, Genuesen, Pisanern, Russen und Bulgaren übermäßige Vorrechte erteilt hatte. Konstantinopel wurde auf diese Weise noch mehr, als vorher, der Hauptsitz des Glanzes und des Elendes im ganzen Orient und Occident. Schon bei den ersten Kreuzzügen machte dieser Zustand und die gemischte Bevölkerung der Stadt auf die treuherzigen Abendländer einen sehr widrigen Eindruck, weil man damals in Europa glücklicherweise das Elend großer Städte, entsetzliche Armut neben ungeheurem Reichtum, durchaus nicht kannte. Der Kaplan und Begleiter Ludwigs VII., Odo von Deuil, ein Mann, welcher viel gesehen hatte und nicht, wie gewöhnliche Reisende, alles bewunderte oder tadelte, sagt von Konstantinopel: „Die Stadt ist schmutzig, übelriechend und an vielen Stellen zu ewiger Nacht verdammt; denn die Reichen bedecken gleichsam mit ihren Palästen die Straßen und lassen den Armen und Fremden nur den Schmutz und das Dunkel übrig. Da werden Mord, Raub und die anderen Verbrechen der Finsternis verübt. Die Stadt hat ebensoviele Herren, als sie Reiche hat und ebensoviele Diebe, als Arme. Von einem gesetzlichen Zustande ist daher keine Rede, und niemand hat Furcht oder Scham, weil das Laster weder bestraft wird, noch auch nur ans Tageslicht kommt."

Isaak, der in seiner eigenen Hauptstadt unter Fremden lebte, an der Spitze eines Heeres von Fremden stand und stets von einem neu entstandenen barbarischen Reiche bedroht war, geriet in Schrecken, als

ihm noch dazu der Kreuzzug der Deutschen unter Friedrich Barbarossa angekündigt ward. Im Gefühl der eigenen Schwäche verband er sich jetzt mit den Feinden des christlichen Namens und bat sich von Saladin türkische Hilfstruppen aus, mit denen er dann seine deutschen Glaubensgenossen bekämpfte. Je treuloser er bei dieser Gelegenheit handelte, desto glänzender erschien Friedrichs Haltung. Der deutsche Kaiser ward auf seinem Zuge durch die Bulgarei aufgefordert, sich der Walachen gegen Isaak zu bedienen; er verwarf aber edelmütig den Gedanken, Rebellen und Barbaren zu Bundesgenossen zu machen, und bahnte sich lieber mit dem Schwerte in der Faust seinen Weg durch Walachen, Bulgaren, Kumanen und Griechen. Wenige Jahre nach Friedrichs Durchzug durch das Griechische Reich ward Isaak von seinem eigenen Bruder, Alexius III., gestürzt. Dieser zettelte eine Verschwörung gegen ihn an und ließ sich, als Isaak zu einer Jagdpartie ausgeritten war, zum Kaiser ausrufen (1195). Da Isaak Angelus weder Würde noch Verdienste besaß, noch auch irgend ein Recht an den Thron hatte und niemand an sich zu fesseln verstand, so wurde er sogleich von allen verlassen. Er fand nicht einmal, als er sich durch die Flucht zu retten suchte, Teilnahme an seinem Schicksale, ward vielmehr bald festgehalten und seinem Bruder ausgeliefert. Dieser ließ ihn auf eine besonders grausame Weise der Augen berauben und dann einkerkern.

Die Verachtung, welche der Verrat des Bruders am Bruder dem griechischen Namen bei allen benachbarten Völkern erweckte, ward durch die elende Regierung und das kindisch alberne Benehmen des neuen Kaisers noch vermehrt. Alexius III. übte im Anfang eine unverständige Freigebigkeit, entließ thörichterweise ein Heer, dem er nicht traute, und das doch nicht zu entbehren war, und erntete Schmach und Schande, als er die Bulgaren durch heimtückische List zu besiegen hoffte. Während diese ihre Verwüstungen fortsetzten, drückte der Kaiser das Land durch unerhörte Erpressungen und beraubte selbst die Kirchen und Kaisergräber ihrer Kostbarkeiten. Seine Gemahlin Euphrosyne verstümmelte aus Aberglauben die Kunstwerke des Altertums in Konstantinopel und erbitterte dadurch sogar den Pöbel, welcher bei dieser Gelegenheit mehr Geschmack und Verstand als der Kaiser und die Kaiserin zeigte, da er sich der Meisterwerke seiner Vorfahren annahm. In Kleinasien huldigten griechische Städte aus freien Stücken den Seldschukken, weil sie lieber unter den Feinden ihres Glaubens, als unter einem Alexius stehen wollten. Im Innern des Reiches brach eine Empörung nach der andern aus. Um das Unglück voll zu machen, beleidigte der elende Kaiser auch noch die Venezianer und beschwor dadurch einen Sturm herauf, der das schwache Griechische Reich

vollends über den Haufen warf. Er begünstigte nämlich aus falscher Politik die Pisaner auf eine solche Weise, daß erst die Genuesen, dann die Venezianer notwendig eifersüchtig werden mußten, und erbitterte die letzteren außerdem durch neue Zölle, gegen welche sie sich vergebens auf ihre Privilegien und Diplome beriefen, sowie durch die verweigerte Bezahlung der Summen, die man ihnen als Entschädigung für erlittene Konfiskationen noch seit Manuels Zeit kontraktmäßig schuldig war. Dieses Benehmen und die Erbärmlichkeit des Kaisers überhaupt erregte in dem alten, ehrgeizigen Dogen, Heinrich Dandolo, die Hoffnung, seinen Ruhm bei der Nachwelt auf den Sturz des griechischen Kaisers gründen zu können. Gelegenheit zu diesem Unternehmen bot sich bald. Mit Hilfe der Pisaner fand Isaaks Sohn, Alexius IV., Mittel, sich der Gewalt seines Oheims zu entziehen und im Abendlande fremde Hilfe für seinen Vater zu werben. Der junge Prinz wandte sich zuerst nach Rom, wurde aber von Innocenz III. mit seinem Gesuche sogleich abgewiesen, da der tückische Kaiser Alexius bereits Unterhandlungen mit demselben angeknüpft hatte. Er ging dann nach Deutschland zu seinem Schwager Philipp, und dieser empfahl ihn (1202) den Venezianern, welche kurz vorher ein bedeutendes Kreuzheer an sich gezogen und durch einen mit den Führern geschlossenen Vertrag von sich abhängig gemacht hatten.

4. Der vierte oder lateinische Kreuzzug.

Heinrich Dandolo, der damalige Doge von Venedig, war zu der Zeit, als die sechs Gesandten der französischen Kreuzfahrer bei ihm erschienen, bereits 93 Jahre alt und infolge einer früher erlittenen Verletzung fast erblindet.*) Nichtsdestoweniger besaß er noch seine volle Kraft und den Unternehmungsgeist eines Mannes von rüstigem Lebensalter. Im höchsten Grade schlau und gewandt, faßte er gleich bei der Ankunft jener Gesandten insgeheim den Entschluß, die frommen und ritterlichen Absichten der schlichten Kreuzfahrer zu seinen Staatszwecken zu benutzen. Er erklärte sich nach einer kurzen Verhandlung bereit, die für den Transport von 33500 Menschen und 4500 Pferden nötigen Schiffe gegen eine Summe von 85000 Mark (ca. 3400000 ℳ heutiger Währung) zu stellen, und schloß darüber, vorbehaltlich der Ratifikation des Großen Rates und der Volksgemeinde, einen Vertrag mit den Gesandten ab. Den Großen Rat wußte er leicht zur Genehmigung desselben zu bewegen. Darauf versammelte er das Volk in der Markus

*) Er soll in byzantinischer Gefangenschaft eine der leichteren Arten von Blendung erlitten haben.

kirche und brachte dasselbe, nachdem zuerst die sechs französischen Fürsten und Ritter durch ihre Bitten die christliche Barmherzigkeit erregt hatten, ohne Mühe dazu, daß es seine Einwilligung gab (1201).*) Der abgeschlossene Vertrag war ein ganz kaufmännisches Geschäft, und wie sehr dabei die schlauen venezianischen Handelsleute ihren Vorteil verstanden hatten, kann man aus dem ermessen, was früher über den Wert des Geldes in jenen Zeiten gesagt worden ist. Die eigentlichen Absichten des Dogen ahnten die treuherzigen Ritter nicht, wohl aber der Papst Innocenz III., der sich auf die Politik ebenso gut verstand, als Dandolo. Er erteilte deshalb auch dem Vertrage seine Bestätigung nur unter der Bedingung, daß die Kreuzfahrer auf ihrer Reise nach dem Orient keine Christen angreifen sollten, und geriet gerade deshalb mit den Venezianern in Zwist. Noch ehe das Kreuzheer aus Frankreich nach Venedig aufbrach, starb Graf Thibaut von Champagne, der zum Führer des Zuges ernannt worden war; man wählte an seine Stelle den Markgrafen Bonifacius II. von Montferrat. Dieser reiste dann durch Deutschland nach Italien, traf unterwegs mit Philipp von Schwaben und mit dem flüchtigen Alexius zusammen und versprach ihnen, es dahin zu bringen, daß der letztere durch das Kreuzheer nach Konstantinopel zurückgeführt und auf den byzantinischen Thron erhoben werde. Sein Vorhaben und die selbstsüchtigen Absichten der Venezianer wurden jedoch, wie es scheint, gleich nachher kund; denn von den verbündeten Kreuzfahrern zogen viele nicht nach Venedig, sondern schlugen einen anderen Weg in das Gelobte Land ein, wogegen einige Deutsche, welche eigentlich nicht zu ihnen gehören, wie der Graf von Katzenellenbogen und andere, in Venedig eintrafen.

Um die von Dandolo ausbedungene Summe zusammenzubringen, wurden von den einzelnen Kreuzfahrern Geldbeiträge erhoben. Indessen brachte man, obgleich einzelne Anführer sogar alles goldene und silberne Geräte, das sie bei sich hatten, verkauften, nur 51 000 Mark (circa

*) Villehardouin beschreibt sehr anschaulich, wie er mit den anderen fünf Gesandten vor dem Volke in der Markuskirche als Bittender auftrat; sie mußten „requérir peuple humblement“; eine Scene, die den stolzen Feudalherren höchst merkwürdig sein mochte. Villehardouin selbst redete das Volk von Venedig also an: „Die höchsten und mächtigsten Barone von Frankreich haben uns zu euch geschickt; sie rufen euch um Gnade und Mitleid für die Stadt Jerusalem an, die in den Händen der Türken ist, damit ihr ihnen im Namen Gottes beistehet, die Schmach Jesu Christi zu rächen. Sie haben euch gewählt, weil sie wissen, daß keine Nation so mächtig ist, wie ihr auf der See, und sie haben uns befohlen, euch zu Füßen zu fallen und nicht aufzustehen, bis ihr zugesagt habt, euch des Heiligen Landes über dem Meere zu erbarmen.“ Die sechs Barone knieten nieder und alle Anwesenden riefen: „Wir willigen ein!“ Es entstand ein solches Getöse, „qu'il sembloit que la terre fondist“.

2 040 000 *M.* jetzt) zusammen. Manche, welche des Unternehmens überdrüssig waren, freuten sich schon, daß dasselbe an dem Kostenpunkte scheitern werde, als der schlaue Doge mit einem Auskunftsmittel hervortrat. Er bot den Kreuzfahrern an, die Zahlungsfrist auf so lange weiter hinauszuschieben, bis sie sich durch irgend eine Eroberung das nötige Geld verschafft hätten, und verlangte dagegen, daß sie ihm vor ihrer Abfahrt nach Palästina die Stadt Zara in Dalmatien, einen gefährlichen Sitz der Piraten, unterwerfen helfen sollten, die vor kurzem zum fünftenmale von Venedig abgefallen war und sich unter den Schutz des ungarischen Königs gestellt hatte. Die Pilger, an ihrer Spitze Graf Villehardouin und Markgraf Bonifacius von Montferrat, gingen auf diesen Vorschlag ein. Dandolo selbst nahm dann in der Markuskirche auf feierliche Weise das Kreuz, und die Kreuzfahrer zogen mit ihm gegen eine christliche Stadt, ohne sich im mindesten um den Papst zu bekümmern, welcher diesen Kriegszug aufs strengste verboten und ihnen sogar mit dem Banne gedroht hatte. Die Stadt Zara konnte natürlich einer solchen Macht, wie man jetzt gegen sie führte, nicht widerstehen; schon fünf Tage nach dem ersten Angriff ergab sie sich dem Kreuzheere; sie ward nach der grausamen Sitte der Zeit geplündert und schonungslos mißhandelt. Da die kalte Jahreszeit bereits angebrochen war, so ließen sich die Kreuzfahrer durch Dandolo bewegen, den Winter über in Dalmatien zu bleiben. Jetzt brachte der Doge in Verbindung mit Bonifacius von Montferrat und den Gesandten des deutschen Kaisers Philipp das Anliegen des Prinzen Alexius vor. Es entstand darüber unter den Kreuzfahrern ein heftiger Streit. Ein Teil der Ritter und mehrere angesehene Geistliche, die beim Heere waren, wollten durchaus nichts von einem Zuge nach Konstantinopel wissen; andere dagegen waren ebenso entschieden für ein solches Unternehmen. Auch der Papst bot scheinbar alles auf, um Philipps und Dandolos Absichten zu vereiteln; er untersagte jeden Angriff auf das Griechische Reich, verlangte vollständigen Ersatz für die Bewohner von Zara und drohte von neuem mit dem Banne. Alle seine Warnungen und Ermahnungen halfen aber nichts, da die Venezianer bezahlt sein wollten und Alexius das Unmögliche versprach, wenn man ihn gegen seinen Oheim unterstütze; er wollte nicht bloß das Heer fürstlich belohnen und es nachher beim Kreuzzuge kräftig unterstützen, sondern sogar sein Reich unter die römische Kirchenherrschaft stellen. Auch das Drohen des Papstes war offenbar nicht so ernst gemeint, wie es den Anschein hatte, er hatte vergebens versucht, die Eintracht zwischen den beiden Kirchen wiederherzustellen, und diese verlorene Liebesmüh hatte natürlich den Riß zwischen Rom und Byzanz nur erweitert. Das Unternehmen wurde

beschlossen, und Ende April des Jahres 1203 schifften sich die Kreuzfahrer nach Konstantinopel ein. Freilich verließ der tapferste Mann in Europa, Simon von Montfort, damals das Kreuzheer und zog mehrere seiner Freunde mit sich fort.

Die Flotte gelangte nach der Besetzung von Dyrrhachium (Durazzo) und einem kurzen Aufenthalte zu Korfu, wo mittlerweile auch der junge Alexius sich eingefunden hatte, in das Marmara-Meer, bemächtigte sich ohne Widerstand der ganzen Küste desselben und lag am 27. Juni im Angesichte Konstantinopels. Unaussprechlich war der Eindruck, den die damalige Hauptstadt des christlichen Morgenlandes auf die Gemüter der poetisch gestimmten Ritter machte. „Alle die", sagt Gottfried von Villehardouin, „welche Konstantinopel noch nicht gesehen hatten, trauten kaum ihren Augen, als sie die hohen Mauern und Türme rings um die Stadt herum, die stolzen Paläste und prächtigen Kirchen, deren Menge unglaublich scheint, sowie die große Ausdehnung dieser ersten aller Städte erblickten. Auch dem Kühnsten zitterte das Herz bei diesem Anblick; denn solange die Welt steht, hat noch nie eine so kleine Zahl von Männern ein so großes Unternehmen gewagt." Die Kreuzfahrer stiegen auf der asiatischen Seite des Bosporus ans Land; und so begann schon nach wenigen Tagen der Kampf. Ohne nämlich auf den Rat des alten Dandolo zu hören, welcher die Stadt früher durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte und vor allem Magazine anzulegen riet, hielten die Führer in den ersten Tagen des Juli einen Kriegsrat zu Pferd und beschlossen einen Sturm. Der Charakter der damaligen Ritterschaft des Abendlandes erscheint hier in seiner ganzen eigentümlichen romanhaften Gestalt. Das kleine Heer der Kreuzfahrer schiffte sich, nachdem alle gebeichtet und das Abendmahl genommen hatten, mit seinen Pferden in platte Fahrzeuge ein, um nach Konstantinopel überzusetzen und die größte Festung der damaligen Welt, welche von 70 000 Griechen verteidigt ward, wie eine Schanze im Anlauf zu nehmen, fest entschlossen, nur Sieg oder Tod als Losung gelten zu lassen. Ihre Landung fand an der nördlichen Seite des Hafens von Konstantinopel, da, wo Pera und Galata liegen, statt, und der Wetteifer der Ritter war so groß, daß viele von ihnen das Auslegen der Landungsbrücken nicht abwarteten, sondern ins Wasser sprangen, um zuerst die Küste zu erreichen. Pera und Galata wurden im ersten Sturm genommen. Nun galt es zunächst, den festen Turm von Galata zu erobern und die ungeheure Kette zu sprengen, welche von beiden Ufern her quer über den Hafen gezogen war und die Einfahrt in denselben versperrte; denn nur wenn dies geschehen war, konnte der tolle Angriff auf die Stadt selbst, welcher bloß von der Hafenseite möglich war, mit einiger Hoffnung auf

Erfolg versucht werden. Das eine übernahmen die Ritter, das andere die Venezianer. Die Anstalten, welche der griechische Kaiser zur Verteidigung seiner Hauptstadt getroffen hatte, werden von seinen eigenen Landsleuten als so elend geschildert, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn selbst die fremden Soldtruppen, denen der Turm von Galata anvertraut war, ihre Schuldigkeit nicht thaten, sondern nach kurzem Kampfe die Flucht ergriffen. Die Hafenkette ward durch ein venezianisches Schiff gesprengt, welches mit vollen Segeln darauf losfuhr; die ganze Flotte des Kreuzheeres drang hierauf in den Hafen ein und warf längs der Seite der Stadt, von der Spitze des Serails an bis zu dem am entgegengesetzten Ende gelegenen Palast und Thor der Blachernen, die Anker aus. Das Landheer der Kreuzfahrer zog von Galata aus um den Hafen herum, jagte die feigen Griechen in die Stadt und schlug vor dem genannten Thor ein festes Lager auf. Nun wurde mehrere Tage lang in kleinen Gefechten gekämpft, und Dandolo traf während dieser Zeit auf seinen Schiffen eine Einrichtung, um auch vom Wasser her stürmen zu können; er ließ nämlich an dem oberen Teil der Masten ein Gerüst anbringen, von welchem aus man die Verteidiger der Mauer angreifen und auf diese selbst springen könne. Die Ritter wollten jedoch nichts davon wissen, sondern griffen, als am 17. Juli ein allgemeiner Sturm unternommen ward, lieber ohne alle Hilfsmittel von der Landseite her an, wo die Stadt, wegen der immerwährenden Gefahr vor den räuberischen Donauvölkern, gerade die höchsten Mauern hatte. Der Sturm mißlang. Die Venezianer erstiegen zwar die Mauer, warfen in etwa 25 Türme derselben eine Besatzung und legten Feuer an, welches einen Teil der Stadt verzehrte; bald erhielten sie aber die Nachricht, daß die stürmenden Ritter, die an einer anderen Stelle ebenfalls die Mauern erstiegen hatten, von der Hauptmacht der Griechen im Rücken angegriffen seien, und Dandolo hatte Besonnenheit genug, seinen eigenen Eroberungen wieder zu entsagen, um den Rittern Hilfe bringen zu können. Als die Venezianer erschienen, wurden die Griechen sogleich in ihre Thore zurückgedrängt.

Niemand erwartete, daß durch den Kampf dieses Tages irgend etwas entschieden worden sei; aber der elende Kaiser der Griechen selbst gab die Sache seines Volkes verloren und entwich in der nächsten Nacht gleich einem Diebe aus Konstantinopel. Er überließ nicht bloß seine Unterthanen, sondern auch seine Gemahlin und zwei seiner Töchter ihrem Schicksale, nahm aber den Reichsschatz und die Kronjuwelen mit. Er war entschlossen, mit dem geraubten Gelde die Hilfe der Barbaren an der Donaugrenze zu erkaufen; denn was lag ihm daran, wenn sein armes Land zugleich durch zwei furchtbare Feinde von verschiede-

nen Seiten her verwüstet ward! Nach seiner Entweichung thaten die Griechen das Klügste, was sie jetzt thun konnten: sie verhafteten die Kaiserin Euphrosyne und setzten den gestürzten Isaak wieder auf den Thron, und dieser ließ die Kreuzfahrer ersuchen, in Begleitung seines Sohnes als Freunde in die Stadt einzuziehen (19. Juli 1203). Die letzteren waren jedoch nicht willens, den Prinzen Alexius eher aus ihrer Gewalt zu geben, als bis die von ihm gemachten Versprechungen durch seinen Vater anerkannt wären. Der neue Kaiser mußte in seiner Lage alles gewähren, was man von ihm verlangte; er gestand zu, daß nach dem von seinem Sohne geschlossenen Vertrage das Griechische Reich sich dem Römischen Stuhle unterwerfe, 100 000 Mark (= ca. 4 000 000 Mark jetzt) den Venezianern und ebensoviel den Franken zahle, den Kreuzfahrern ein ganzes Jahr lang die nötigen Mittel liefere, ihnen 10 000 Mann auf ein Jahr mitgebe und in Palästina für immer 500 Reiter auf seine Kosten unterhalte. Hierauf rückten die Kreuzfahrer in Konstantinopel ein. Sie verließen jedoch infolge einer freundlichen Übereinkunft die Stadt schon nach einigen Tagen wieder und nahmen ihre Quartiere in den jenseit des Hafens gelegenen Vorstädten, weil ihr längeres Verweilen notwendigerweise Zwistigkeiten mit den Griechen herbeigeführt hätte.

Isaak war auf dem Throne in größerer Not, als vorher im Gefängnis; denn er konnte einerseits unmöglich erfüllen, was sein Sohn den Lateinern unbedachtsamerweise versprochen hatte und andererseits sich ohne die Hilfe derselben ebensowenig gegen seine eigenen Unterthanen behaupten. Aus der letzteren Ursache bewog er auch die Kreuzfahrer und die venezianische Flotte, noch bis zum nächsten Frühjahr zu verweilen. Mit der Zahlung der versprochenen Summen ward sogleich der Anfang gemacht, und in kurzer Zeit war wenigstens soviel entrichtet, daß den Kreuzfahrern die den Venezianern für die Überfahrt gegebenen Gelder wiedererseßt waren. Zwischen Alexius, den sein Vater zum Mitregenten angenommen hatte, und den Kreuzfahrern bestand das freundlichste Verhältnis: die letzteren fanden stets am Hofe die ehrenvollste und glänzendste Aufnahme, und der junge Kaiser besuchte die Grafen und Barone oft in ihren Quartieren, wo er zum großen Ärger seiner Landsleute nicht als Kaiser, sondern als Freund und Waffengefährte an ihren Gelagen teilnahm und sogar zugab, daß man mit seiner kaiserlichen Person Scherz trieb. Mit Hilfe des Markgrafen Bonifacius, des Grafen von St. Paul und anderer Fürsten trieb er seinen Oheim, den gestürzten Kaiser Alexius, zurück, der in Thrakien Truppen gesammelt hatte und bis Adrianopel vorgedrungen war, und unterwarf die Provinzen, welche ihm und seinem Vater noch nicht gehuldigt hatten. Lange konnte jedoch der Friede zwischen den Abend-

ländern und Byzantinern nicht bestehen bleiben, da die ersteren zu sehr zu Gewaltthätigkeiten geneigt waren und die letzteren nicht nur noch immer den alten Haß gegen die Lateiner und ihre Ketzereien in sich trugen, sondern auch den Steuerdruck, der infolge der geschlossenen Verträge unvermeidlich war, zu schmerzlich empfanden und mit Ingrimm sahen, wie Gold und Silber, gemünzt und ungemünzt, in das fränkische Lager gebracht wurde. Die Handelseifersucht der in Konstantinopel ansässigen lateinischen Kaufleute fachte den unter der Asche glimmenden Funken bald zur Flamme an. Diese zahlreiche Klasse von Einwohnern sah schon längst mit neidischen Augen auf die vielen mohammedanischen Kaufleute der Stadt, die durch rastlose Thätigkeit ihren Reichtum zusehends vermehrten, und reizte in dem fanatischen Teil der Kreuzfahrer den Glaubenshaß gegen sie an. Dazu kam, daß die Griechen die Magazine der Pisaner und Amalfitaner zerstörten, und nun beschloß eines Tages eine Schar Pilger, die Moschee zu stürmen, welche nach einem Vertrage mit Saladin seit 13 Jahren in Konstantinopel bestand; die Mohammedaner verteidigten ihr Bethaus, und die Griechen leisteten ihnen dabei Hilfe. Es kam in der Stadt zu einem förmlichen Gefecht, die Franken zündeten mehrere Häuser an, und es entstand eine Feuersbrunst, welche zwei Tage lang wütete und einen sehr großen Teil der Stadt in Asche legte. Die Folge war unversöhnliche Feindschaft. Die Griechen erhoben sich mit Wut gegen alles, was lateinisch hieß, und 15 000 abendländische Handelsleute, welche in Konstantinopel ansässig waren, mußten sich über den Hafen hinüber zu ihren Landsleuten flüchten. Zu derselben Zeit zerfielen auch die Anführer des Kreuzheeres mit dem alten Kaiser. Dieser war sehr übel daran: seine Landsleute schimpften auf ihn, weil er sie der Fremden wegen presse und peinige, und verfluchten seinen Sohn, weil er sie an die Lateiner und ihren ketzerischen Papst verkauft habe und im Verkehr mit ihnen die Würde des griechischen Namens verletze; die Kreuzfahrer dagegen klagten nicht allein, daß Alexius hochmütig geworden sei und sie seltener besuche, sondern sie quälten auch beide Kaiser um das rückständige Geld, das ihnen, wie sie behaupteten, tückischerweise vorenthalten werde. Der Grimm der trotzigen Abendländer ward endlich so groß, daß sie sechs Abgeordnete an den Kaiser schickten, welche ihn nachdrücklich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten ermahnen und, im Fall er sich nicht füge, in aller Form herausfordern sollten. Der Auftrag war bei der in der Stadt herrschenden Erbitterung für die Abgeordneten gefährlich; sie führten ihn aber mit demselben Trotz aus, mit dem er ihnen erteilt worden war.

Jetzt begannen die Feindseligkeiten von neuem, und der alte Kaiser, gegen den auch sein Bruder mit Bulgaren und Walachen im Anzuge

war, kam in die bedenklichste Lage. Er sah das Reich seinem unvermeidlichen Untergang entgegensinken, fluchte seinem thörichten Sohne und ward endlich todkrank, mußte aber noch erleben, daß das Volk gebieterisch die Erwählung eines neuen Kaisers mit Ausschluß der ganzen Familie Angelus forderte. Vergebens suchten Senatoren, Geistliche und Hofleute die Menge zu warnen und zurückzuhalten; sie wurden gezwungen, eine neue Wahl vorzunehmen, und da jedermann die gefährliche Würde zurückwies, so nötigten sie dieselbe endlich einem jungen Manne von guter Familie, Nikolaus Kanabus, mit Gewalt auf. Unterdessen war Alexius, um sich zu behaupten, mit seinen alten Freunden, den Franken, insgeheim in Unterhandlung getreten; er beleidigte aber dadurch die Garde, die ihn seither beschützt hatte, und ward durch den Mann, dem er die Verhandlungen mit den Franken aufgetragen hatte, schändlich betrogen. Dies war Alexius V. Dukas, von seinen zusammengewachsenen buschigen Augenbrauen Murzuphlos genannt, ein entfernter Anverwandter des kaiserlichen Hauses. Murzuphlos gewann den Schatzmeister Konstantin für sich, bestach die erbitterte Garde, machte in der Stadt bekannt, daß der Kaiser mit den Lateinern unterhandle, betrog diese durch Eidschwüre, lockte dann Alexius durch eine falsche Schreckensnachricht in der Nacht aus dem Palast und ließ ihn erdrosseln. Der alte Kaiser Isaak starb gleich nachher; Nikolaus Kanabus aber ward auf Befehl des Thronräubers ergriffen und eingekerkert (1204). Murzuphlos trat zwar mit den Kreuzfahrern in Unterhandlung, es war aber beiden Teilen nicht ernst mit dem Frieden, da die einen von Erbitterung, Geldverlegenheit und Raubsucht getrieben wurden und der andere durch Ausdauer die Lateiner zum Abzuge zu zwingen hoffte. Es entstand daher bald ein Kampf auf Leben und Tod, und in der gewissen Voraussetzung, daß das elende Griechische Reich dem Angriffe der Abendländer erliegen werde, ward im März zwischen den Venezianern und den Rittern ein neuer Vertrag abgeschlossen, den die verschlagenen Handelsleute so einzurichten wußten, daß die Fäuste der wackeren Kämpfer ihnen allein dienten. Die Venezianer sollten von der Beute drei Viertel, die Ritter dagegen nur ein Viertel erhalten; nach der Einnahme der Stadt sollte von sechs Venezianern und sechs Kreuzfahrern ein Kaiser durch Stimmenmehrheit erwählt werden und dieser den vierten Teil des Griechischen Reiches zu eigen bekommen, während der Rest zwischen Venezianern und Kreuzfahrern geteilt werde; ferner sollten, wenn ein Venezianer zum Kaiser gewählt werde, die Geistlichen der Kreuzfahrer, wenn aber einer aus den letzteren, die der Venezianer die katholische Kirche des Reiches einrichten und den Patriarchen derselben ernennen; endlich sollten die Venezianer im Ge-

nusse aller der Vorrechte und Freiheiten verbleiben, welche sie bisher im Griechischen Reiche besessen hatten.

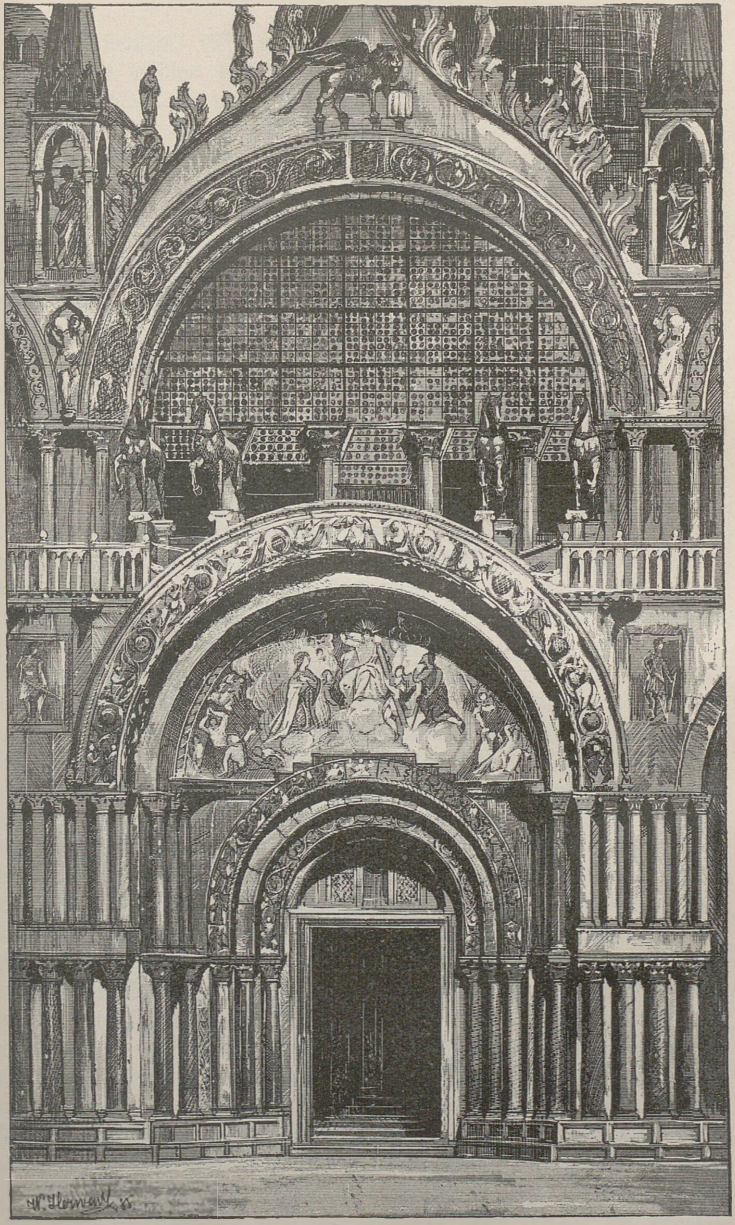
Murzuphlos hatte die Befestigungswerke von Konstantinopel ausbessern und die Mauern erhöhen lassen, und als die Lateiner am 9. April einen Sturm versuchten, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Am zwölften ward ein neuer Sturm unternommen. Da die Mauern der Landseite zu hoch waren, um von dorther in die Stadt eindringen zu können, so hatten die Kreuzfahrer beschlossen, von den Schiffen aus eine Schar in die Stadt zu werfen und durch dieselbe dem harrenden Landheer ein Thor öffnen zu lassen, worauf dann bei einem auf gleicher Erde geführten Kampfe am Siege der Franken nicht zu zweifeln war. Nachdem man lange vergebens versucht hatte, auf der Hafenseite Leitern an die Mauer zu bringen, trieb ein glücklicher Windstoß zwei Schiffe der Bischöfe von Troyes und Soissons so nahe an einen Turm, daß von den Mastkörben aus eine Brücke auf die Mauer gelegt werden konnte; über diese drang die Mannschaft der Schiffe in den Turm ein, gleich nachher wurden noch fünfzehn andere Türme besetzt und endlich, der Abrede gemäß, ein Thor der Landseite geöffnet. Nun rückte das ganze Heer in die Stadt ein, und die Griechen wichen in verwirrter Flucht durch die Straßen zurück; die Lateiner fühlten aber selbst, wie weit ihnen ihre Feinde an Zahl überlegen seien, und zogen sich deshalb beim Einbruch der Nacht gegen den eroberten Teil der Mauer hin zurück. Die früher aus der Stadt entflohenen Franken dagegen benutzten den Augenblick der Bestürzung, um Rache an den Griechen zu nehmen. Sie drangen durch die Straßen und mordeten alles ohne Unterschied. Die Verzweiflung gab den Griechen neue Kräfte, und um sie abzuwehren, zündeten die Kreuzfahrer unter Leitung Bertholds von Katzenellenbogen die Stadt von neuem an. Das Feuer wütete mehrere Tage hindurch, ganze Quartiere wurden in Asche gelegt, und bei der Fackel dieses Brandes raubten und mordeten die Sieger auch während der Nachtzeit. Schon in der ersten Nacht verzweifelten die Griechen an ihrer Sache; Tausende flohen zu den Thoren hinaus, und der Kaiser selbst ergriff ebenfalls die Flucht; er nahm Euphrosyne, die Gemahlin des vertriebenen Kaisers Alexius, und deren Tochter, Eudokia, mit sich, mit welcher letzteren er sich verlobt hatte. So hatten die Kreuzfahrer bei Anbruch des Tages die Freude, mit nur 20 000 Mann eine Stadt von 400 000 Einwohnern ohne einen anderen Verlust, als den eines einzigen Ritters, erobert zu haben. Auch von den Griechen, die zuletzt unter der Führung des Theodor Laskaris gekämpft hatten, verloren verhältnismäßig nur wenige das Leben; desto schrecklicher waren aber die Mißhandlungen, welche sie zu erdulden hatten. Die Barbarei, welche die Franken sich gegen besiegte Glau-

bensbrüder erlaubten, die tierische Roheit, mit der sie ihrer Sinnlichkeit die Zügel schießen ließen, die wilde Wut, mit der sie Heiliges und Profanes schändeten und den Greuelthaten sogar noch empörenden Hohn hinzufügten, alle diese Frevel waren nicht geringer, als das, was 250 Jahre später die osmanischen Türken an derselben Stelle verübten; und diese hatten doch wenigstens die Entschuldigung, daß sie die eroberte Stadt als einen Hauptsitz des Unglaubens ansahen. Der Papst sprach sich in einem offenen Schreiben an das Heer sehr erzürnt über einen so greuelhaften Mißbrauch des Sieges aus, erteilte aber am Ende doch für Dinge, die nicht mehr ungeschehen zu machen waren, seine Absolution. Die Beute der Sieger war unermeßlich; denn obgleich eine beträchtliche Menge der geraubten Kostbarkeiten unterschlagen ward, so blieben doch noch 400 000 Mark (= ca. 16 000 000 ℳ) zur Teilung übrig. Auch nahmen die Franken sehr viele Reliquien und Kostbarkeiten der Kirchen mit in die Heimat. Am wichtigsten aber war, daß damals viele Bildwerke aus Konstantinopel nach dem westlichen Europa wanderten, und daß dadurch Künste und Gewerbe des Orients dem Occident ganz anders bekannt wurden, als sie es bisher gewesen waren; denn Häuser, Paläste und Kirchen der Lateiner wurden mit den geraubten Werken geschmückt. Besonders zierten die Venezianer ihren Marktplatz und ihr Rathaus mit dem Glanze von Konstantinopel; unter andern ward eines der größten Kunstwerke des Altertums, die auf dem Hauptthor der Markuskirche stehenden vier Pferde, damals aus der Hauptstadt des Ostens, wo sie den Hippodromos geziert hatten, nach Venedig gebracht.*)

5. Das Lateinische Reich in Konstantinopel.

Dandolo und die Kreuzfahrer gründeten nach der Einnahme von Konstantinopel ein Reich, welches ebenso, wie das 100 Jahre früher in Jerusalem gestiftete Reich der Abendländer, durch die Waffen französischer Ritter erobert worden war, aber ebensowenig, wie dieses, auf die Dauer bestehen konnte. Da man die Art, wie das Griechische Reich zwischen den Venezianern und den Kreuzfahrern geteilt werden sollte, schon vorher festgesetzt hatte, so war die erste Frage, wer den Titel eines Kaisers und die Last einer Herrschaft, die sich unmöglich behaupten ließ, erhalten sollte. Die Entscheidung dieser Frage hing im Grunde von den Venezianern ab, weil sie vertragsmäßig die Hälfte

*) Im Jahre 1206, durch den Podesta Marino Zeno. Die Thür der Markuskirche rechts neben dem Haupteingange soll der Sophienkirche zu Konstantinopel entnommen sein.



Hauptportal der St. Markuskirche in Venedig

mit den vier antiken kupfernen Pferden aus Byzanz.

Gezeichnet von W. Herwart.

der Wähler stellten. Sie waren jedoch zu klug, als daß sie ihren Dogen hätten wählen sollen; sie wollten nur den Vorteil, nicht die Verantwortlichkeit der gemachten Eroberung haben. Von den Kreuzfahrern aber waren nur zwei im stande, sich um die Würde zu bewerben und sie zu behaupten: der Oberanführer der verbündeten Ritter, Bonifacius von Montferrat, und der mächtigste Fürst unter ihnen, Balduin von Flandern. Bei der Gründung des Reiches Jerusalem hatte in einem ganz ähnlichen Falle die Wahl des Königs den großen Nachteil gehabt, daß Raimund von Toulouse, welcher gern König geworden wäre, nach der Ernennung Gottfrieds von Bouillon eine verderbliche Widersetzlichkeit zeigte, welche die meisten Ritter zur Rückkehr nach Europa bewog und dadurch dem neuen Reiche gleich anfangs große Gefahren bereitete. Dem wollte man in Konstantinopel vorbeugen; Balduin und Bonifacius wurden daher genötigt, einen Vertrag miteinander zu schließen, nach welchem derjenige von ihnen, der nicht Kaiser werden würde, alles griechische Land in Asien und die Insel Kandia (Kreta) erhalten und dafür den anderen im voraus als seinen Oberlehnsherrn anerkennen sollte. Nachdem diese kluge Vorkehrung getroffen worden war, wurde die Wahl vorgenommen. Man hätte denken sollen, daß sie auf Bonifacius gefallen wäre, weil dieser bisher die Oberanführung gehabt hatte und außerdem nicht allein von den Griechen, mit denen er durch seine Ehe mit Margarete, der Witwe Isaaks Angelus, in nähere Beziehungen getreten war, am meisten gewünscht wurde, sondern auch unter allen Fürsten des Kreuzheeres am meisten Talent für Administration besessen zu haben scheint. Allein die Venezianer waren ihm entgegen, vermutlich weil die Insel Kandia dem Nichtgewählten zugesprochen worden war und Balduin mit seinen rüstigen flandrischen Seeleuten dieselbe wohl behauptet haben würde, während von Bonifacius zu erwarten war, daß er sie gern den Venezianern abtreten werde. Balduin ward also (9. Mai 1204) zum Kaiser erwählt und dann mit aller Pracht des Orients und Occidents eingesetzt; erst wurde er vor dem Heer auf einem Schild einhergetragen, und dann krönte ihn ein Legat des Papstes in der Kirche Hagia Sophia. Gleich nachher nahmen die Venezianer, dem Vertrage gemäß, die Wahl eines Patriarchen vor und erhoben den Geistlichen Thomas Morosini, der einem ihrer vornehmen Geschlechter angehörte, zu dieser Würde; derselbe holte sich 1205 das Pallium in Rom bei Innocenz III. Bei der Teilung des Reiches, welche nachher stattfand, erhielt der Kaiser die Stadt Konstantinopel mit Ausnahme eines sehr großen den Venezianern überlassenen Quartiers und das Land Romanien als den in jenem Vertrage zu seinem unmittelbaren Besitze bestimmten vierten Teil des Reiches. Das Übrige fiel als ein

Lehen der Krone den Venezianern und den Rittern zu gleichen Teilen zu, und die ersteren fügten seitdem dem Titel ihres Dogen den Zusatz bei: Beherrscher von anderthalb Vierteilen des Römischen Reiches. Sie waren schlau genug, sich die besten Provinzen zuzueignen, und erkauften gleich nachher von Bonifacius auch die Insel Kandia für eine unbedeutende Summe. Überhaupt kam die Eroberung des Griechischen Reiches ihnen allein zu statten, sowie sie allein es verstanden, ihre Besitzungen zu behaupten und nutzbar zu machen. In dem ihnen zugefallenen Teile von Konstantinopel verbanden sie auf eine sehr kluge Weise die Sorge für die Erhaltung ihres Einflusses mit der bürgerlichen Freiheit, welche damals die gewerbtreibende Klasse der Italiener sowohl in der Heimat, als auch in den von ihr gegründeten Kolonieen in Anspruch nahm. Die Venezianer gaben nämlich ihren Unterthanen in Konstantinopel eine republikanische Verfassung mit allgemeinen Volksversammlungen und mit einer frei gewählten Munizipalbehörde, welche in einen großen und kleinen Rat zerfiel und allen anderen Obrigkeiten vorgesetzt war; allein ganz oben an der Spitze stand ein Podesta oder Schultheiß, der von der Republik Venedig gesandt wurde und nur ihren Befehlen zu gehorchen hatte. Als Civilrecht nahmen die Venezianer ebenso, wie das neue Kaiserreich von Konstantinopel, das unter ähnlichen Verhältnissen entstandene Gesetzbuch des Königreichs Jerusalem an, als Seerecht aber die ursprünglich von Barcelona ausgegangenen Gesetze, welche seit kurzem auch in den italienischen Seestaaten Eingang gefunden hatten und nachher unter dem Namen des consolato del mare in allen Meeren des Ostens eingeführt wurden. Es würde die größte Ungerechtigkeit sein, wenn man nicht zum Ruhm der Venezianer hinzufügte, daß sie in ihrer konstantinopolitanischen Pflanzstadt die Zierden des alten Griechenlands, Recht, Gesetz und Bürgerfreiheit, welche seit 1500 Jahren geschwunden waren, wieder ins Leben riefen. Auch in allen ihren übrigen griechischen Besitzungen erweckten und belebten sie durch ihre Einrichtungen den Bürgersinn, die Vaterlandsliebe, den Ackerbau, den Kunstfleiß und die Betriebsamkeit und erlangten dadurch den großen Vorteil, daß ihre Kolonieen sich selbst verteidigten. Übrigens unterwarfen die Venezianer keineswegs alle ihnen zugefallenen oder später noch erworbenen Länder ihrer unmittelbaren Herrschaft, sondern sie nahmen auch französische Ritter und mächtige Griechen, die ihren Schutz suchten, als Vasallen an und sahen es gern, daß ihre eigenen Nobili im Griechischen Reiche Eroberungen machten und als Vasallen der Republik auf Inseln und in Küstenstädten Feudalherrschaften gründeten. Zwanzig Jahre nach der Eroberung von Konstantinopel sollen sie sogar beratschlagt haben, ob es nicht besser sei, den Sitz ihres Staates nach Griechenland zu ver-

legen; sie hielten es aber damals für geratener, durch zahlreiche Kolonisten, die sie dahin sandten, ihre Herrschaft in jenen Gegenden zu befestigen und zu erweitern.

Während die Venezianer, deren großer Doge, Heinrich Dandolo, im Jahre 1205 zu Konstantinopel starb, sich aus den Trümmern des Byzantinischen Reiches die Grundlagen einer Weltmacht schufen, war das neu gestiftete Lateinische Kaisertum vom ersten Anfang an eine bloße Schattengestalt und ging, wie das Königreich Jerusalem, mit schnellen Schritten seinem Untergang entgegen. Der Kaiser war nichts weiter als der Anführer einer Bundesmacht, der nur durch persönliche Tüchtigkeit im Kampfe ein Ansehen erlangen und behaupten konnte. Bei allen Beschlüssen war er an die Zustimmung der Venezianer und des aus den Großen bestehenden Reichsrates gebunden; im Fall eines Zwistes mit den letzteren mußte er sich einem von ihnen und den Venezianern ernannten Schiedsgerichte unterwerfen; die Lehnsträger seines Reiches, sowohl die venezianischen als die französischen, hatten ihm nur vom 24. Juni bis zum 29. September die Heeresfolge zu leisten, und selbst dann war ein Teil derselben von dieser Verpflichtung gesetzlich frei. Das Reich bestand aus einer Menge größerer und kleinerer Herrschaften, deren Besitzer zum Teil bald mächtiger als der Kaiser wurden und sich der Abhängigkeit von ihm entzogen. Bonifacius von Montferrat, welcher gleich anfangs die ihm in Kleinasien angewiesenen Länder mit dem sogenannten Königreich Thessalonich vertauscht hatte, besaß den größten Teil von Makedonien und Thessalien und breitete sich bald bis nach dem Peloponnes hin aus. Es war eine der letzten Thaten Dandolos, daß Bonifacius zu seinem Rechte gelangte. Balduin hatte nämlich gegen die flüchtigen Kaiser Alexius V. und III. ein Heer geführt, während Bonifacius in Konstantinopel zurückblieb. Da Alexius III., welcher Alexius V. hatte blenden lassen, bis nach Thessalonich zurückging, rückte auch Balduin vor und besetzte diese Stadt. Nur dem Einschreiten Dandolos war es zu verdanken, daß Bonifacius von Balduin die Herausgabe Thessalonichs erreichte. Nach seinem Tode schufen sich Gottfried von Villehardouin, des gleichnamigen Marschalls Neffe, von Korinth aus, und der Burgunder Otto de la Roche, von Athen aus, bedeutende Fürstentümer im eigentlichen Griechenland; der erstere, dessen berühmter Oheim noch bis 1212 am Leben war, nannte sich nun Herzog von Achaja. Jeder Ritter, der eine Schar um sich vereinigen konnte, besetzte irgend eine Stadt oder einen Berg, wo er sein altes Räuberhandwerk bequemer, als in den vaterländischen Wäldern, treiben zu können hoffte. Diese größeren und kleineren Dynasten erkannten in der Regel kein anderes Recht an, als das des Schwertes. Besonders litten die Griechen durch den

rohen Übermut derselben. Sie wurden von den Rittern und ihren Leuten ungefähr ebenso behandelt, wie ihre Nachkommen von den osmanischen Türken. Diese wilden, trotzigen Herren des Landes übten, selbst wenn sie im Dienste des Kaisers auszogen, Greuel und Verwüstung gegen die Person und das Eigentum der Griechen und gegen die Kunstwerke des Landes, die unter Alexius III. schon durch die abergläubische Gemahlin desselben und nachher bei der Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer so viel gelitten hatten. Zu den Eroberern des Landes kamen aus dem Abendlande andere Abenteurer, welche bei dem Kaiser, bei den Venezianern, bei den vielen Herren des Landes, ja sogar bei den griechischen Herrschern, die sich aufgeworfen hatten, Dienste nahmen und mit ihrer Beute die Verwandten daheim bereicherten, die dann von dem Gelde des Ostens jene großen und fast unzerstörbaren Klöster, Kirchen und Burgen erbauten. Neben den vielen fränkischen Herren gründeten hier und da auch einzelne Griechen größere oder kleinere Herrschaften; diese waren aber unter sich uneinig und behandelten ihre Unterthanen nicht besser, als die abendländischen Raubritter oder als heutzutage die türkischen Paschas. Leo Sgurus hatte sich schon vor der Einnahme Konstantinopels in Argos und Korinth festgesetzt, 1204 verheerte er Athen, dessen Burg er nicht bezwingen konnte, und eroberte Theben. Bald darauf trat ihm aber Bonifacius energisch entgegen und drängte ihn zurück. Leo starb 1208, sein Nachfolger ward 1210 durch Gottfried von Villehardouin und durch Otto de la Roche vertrieben. In Epirus gründete Michael Komnenus, ein Anverwandter der gestürzten Kaiserfamilie, ein Fürstentum. In Thrakien behaupteten sich einige Städte unabhängig. In Trapezunt schuf Alexius I., ein Enkel des Abenteurers Andronikos I., ein neues Griechisches Reich, dessen dritter Herrscher sich sogar den Kaisertitel beilegte. In Nicäa endlich herrschte der tapfere Theodor Laskaris I., ein Schwiegersohn des Kaisers Alexius III., der am Tage der Eroberung von Konstantinopel an des entflohenen Murzuphlos Stelle zum Kaiser erwählt worden war, aber wenige Stunden nachher die Flucht hatte ergreifen müssen. Er wandte sich damals nach Kleinasien, zog die edelsten und tapfersten Griechen sowie viele lateinische Abenteurer an sich und stiftete in und um Nicäa ein Reich, das er zu behaupten und auf seine Nachkommen zu vererben wußte.

Wenden wir uns von der Betrachtung des Zustandes im allgemeinen zu dem Gange der Dinge im einzelnen, so sahen wir schon die Regierung des ersten Kaisers mit einem heftigen Streit zwischen ihm und dem mächtigsten seiner Vasallen, Bonifacius von Montferrat, wegen der Stadt Thessalonich beginnen. Balduin hatte seine Waffen gegen

die beiden griechischen Kaiser, Alexius III. und Alexius V., Murzuphlos, gerichtet, die sich nach dem Norden des Reiches gewendet hatten. Mit leichter Mühe vertrieb er den letzteren aus den von ihm besetzten Städten Romaniens, und der flüchtige Murzuphlos sah sich genötigt, in Thrakien bei Alexius III., der sich immer noch dort hielt, Hilfe zu suchen. Er hoffte eine freundliche Aufnahme zu finden, weil er sich gleich nach seinem Thronraube mit einer Tochter des Alexius vermählt hatte, freilich ohne den Vater um seine Einwilligung zu befragen; Alexius benutzte aber dieses Verhältnis, um sich seines Nebenbuhlers hinterlistig zu entledigen. Er lockte ihn mit erheuchelter Freundschaft in sein Lager, ließ ihn dann der Augen berauben und zog seine Leute an sich. Geblendet und verlassen, suchte sich Murzuphlos nach Asien zu retten, fiel unterwegs den Lateinern in die Hände und wurde als Mörder des ihnen befreundeten Kaisers Alexius IV. in Konstantinopel hingerichtet, indem man ihn von einer der höchsten Säulen herabstürzte (1204). Sein Schwiegervater und Gegenkaiser fand es unmöglich, den Lateinern die Spitze zu bieten, und wandte sich zuerst an Leo Sgurus; er geriet nachher in die Gefangenschaft der Lateiner, ward von Michael Komnenus, dem Beherrscher von Epirus, losgekauft, überwarf sich mit demselben und fand, da sein Schwiegersohn Theodor Laskaris in Nicäa nichts von ihm wissen wollte, beim Sultan von Ikonium eine Zufluchtsstätte. Dieser benutzte die Gelegenheit, um sein Gebiet auf Kosten des Kaisers Theodor Laskaris zu erweitern, er ward aber völlig geschlagen (1210), und Alexius selbst fiel in die Gewalt seines Schwiegersohnes, der ihn in ein Kloster einsperrte, in welchem er dann starb. Er erwarb sich, ohne es zu wissen, nach einem Leben voller Jämmerlichkeiten wenigstens noch in den letzten Tagen ein Verdienst um seine Nation; denn durch des Theodor Laskaris glücklichen Krieg mit den Türken von Ikonium, den er veranlaßte, erhielt jener in Asien völlig freie Hand und konnte sich seitdem mit seiner ganzen Macht gegen die Lateiner wenden.

Der lateinische Kaiser Balduin endete noch unglücklicher, als sein abgesetzter griechischer Vorgänger. Die Griechen in Thrakien sehnten sich bei dem harten Drucke, der auf ihnen lastete, nach Rettung, und als die Lateiner sich zerstreuten und Balduin seinen Bruder Heinrich nach Asien schickte, hielten sie den Augenblick für günstig, um das lateinische Joch abzuwerfen. Sie suchten bei ihren ärgsten Feinden, den Walachen, Bulgaren und Kumanen, Hilfe, und nachdem sie den Herrscher des Bulgarischen Reichs, Johann I. (Joannice), zu einem Einfall in das Reich bewogen hatten, erhoben sie sich mit grausamer Wut gegen ihre Unterdrücker. Johann I. wurde zu diesem Unternehmen auch durch persönliche Rachsucht bestärkt: als er Balduin ein

Bündnis angeboten hatte, war er von diesem in beleidigender Weise zurückgewiesen worden. Auf die Nachricht von der Empörung eilte Balduin, obgleich er damals infolge einer Expedition nach Asien nur über 140 Ritter verfügen konnte, mit dieser geringen Macht, an welche sich der alte Doge Dandolo mit einem kleinen Heere anschloß, gegen die Stadt Adrianopel, den Hauptsitz der Empörung. Anstatt nun bis zur Ankunft der Verstärkungen aus Asien zu warten, begann er die Belagerung und sah sich alsbald von dem viel zahlreicheren Heere der Bulgaren eingeschlossen. In unbedachtsamer Tapferkeit ließ er sich darauf mit einem Teile der Seinigen durch eine bei Reitervölkern von alter Zeit her gewöhnliche Kriegslist der Kumanen verlocken, den zerstreut fliehenden Feinden nachzusetzen. Nach zwei Stunden wandten sich die leicht bewaffneten kumanischen Reiter plötzlich um, fielen über die ermüdete Schar der bepanzerten Ritter her, vernichteten sie fast gänzlich und nahmen den Kaiser Balduin gefangen (1205). Nur sehr wenige Ritter retteten sich zu ihren Landsleuten, welche vor Adrianopel zurückgeblieben waren. Diese vollführten darauf, von einer ungeheuren Zahl Feinde verfolgt, unter Gottfried von Villehardouins Führung einen meisterhaften Rückzug, und nie zeigte sich vielleicht, wenn man Cortez' und Pizarros Thaten in Amerika ausnimmt, die Überlegenheit der ritterlich Gerüsteten, ihre Übung in den Waffen und ihr unüberwindlicher Mut in einem glänzenderen Lichte, als damals. Freilich hatte auch Gottfrieds Weisheit und Besonnenheit einen Anteil an dieser Ehre. Die unzählbaren Scharen der Bulgaren, Walachen, Kumanen und Griechen wagten nicht einmal einen Angriff auf die weichenden Ritter. Doch überschwemmten sie die nördlichen Provinzen des Reiches und streiften verwüstend bis an die Mauern der Hauptstadt. Hier herrschte große Not, weil es an Streitern fehlte. Vergebens suchte man 1000 Kreuzfahrer, welche gerade damals über Konstantinopel nach Hause zurückkehrten, zum Bleiben zu bewegen. Es wurden daher nicht nur Abgeordnete mit flehenden Briefen nach Frankreich geschickt, um neue Streitkräfte von dort herbeizuführen, sondern auch des Kaisers Bruder, Heinrich, schnell aus Asien zurückgerufen und zum Bail oder Reichsverweser ernannt. Dieser erschien und bot mit seiner geringen Mannschaft alles auf, um dem Übel zu steuern. Auch Bonifacius eilte aus dem Peloponnes herbei und suchte seine von den Barbaren verheerten nördlichen Staaten zu retten. Acht Monate wüteten die Kumanen wie wilde Tiere im Lande und machten keinen Unterschied zwischen Griechen und Lateinern. Endlich (Juni 1206) gelang es dem neuen Herrscher, bis nach Adrianopel vorzudringen und dies zu besetzen; da erfuhr man, daß der Bulgarenfürst, Johann, seinen Grimm auf eine kannibalische Weise an dem gefangenen Kaiser

ausgelassen habe. Für diesen hatte sich der Papst, Innocenz III., gleich anfangs nachdrücklich verwendet; er hatte dem Fürsten der Barbaren früher durch Anerkennung des Königstitels das Ansehen eines ordentlichen Regenten verliehen und gründete darauf das Recht, ihm wegen des Angriffs auf die Lateiner Vorwürfe zu machen und die Freilassung des Kaisers zu fordern. Johann aber, der in seiner Kanzlei offenbar ebenso geschickte Leute hatte, als der Papst in der seinigen, wußte diesem auf eine sehr gewandte Weise auszuweichen, indem er vorgab, Balduin sei in der Gefangenschaft gestorben. Dann ließ er in seinem Zorne dem Kaiser Arme und Beine abhauen und ihn in einen tiefen Graben werfen, wo er erst am dritten Tage, von den Raubvögeln bei lebendigem Leibe aufgezehrt, seine Seele aushauchte.

Sobald die Lateiner die sichere Kunde von Balduins Tode erhalten hatten, wählten sie einstimmig den Bruder desselben, Heinrich, zu ihrem König (1206). Dieser zeigte von Anfang an Talente, welche die undankbare Geschichte niemals nach Gebühr gepriesen hat. Er bewährte sie auf eine um so glänzendere Weise, als die Venezianer nur für sich sorgten und die Sorge für die Verteidigung des Reiches auf dem Kaiser allein lasten ließen. Heinrich verlobte sich mit Agnes, einer Tochter des Königs von Thessalonich, Bonifacius von Montferrat, und knüpfte so den mächtigsten Vasallen an sich, welcher jedoch bald nachher (1207) im Kampfe mit den Kumanen und Walachen den Heldentod starb. Dann fiel Heinrich in das Land der Barbaren ein und vereitelte die Folgen, welche ein zwischen Johann und Theodor Laskaris geschlossenes Bündnis hätte haben können. Nachher hintertrieb er durch unglaubliche Anstrengungen die beabsichtigte Verbindung des letzteren mit Leo Sgurus. Hierauf verhalf er der Witwe des Bonifacius, die durch einen Grafen aus dem mailändischen Hause Blandrate verdrängt worden war, zu ihrem Rechte. Vor allem aber nahm er sich der von seinem Bruder zurückgestoßenen griechischen Unterthanen an, er behandelte sie mit niederdeutscher Biederkeit, verlieh ihnen die Freiheiten und Rechte der Lateiner und schützte sie kräftig im Genusse derselben. Er gewährte ihren Edlen Zutritt am Hofe, nahm sie in das Heer auf, gab ihnen Ämter und verteidigte zu ihren Gunsten das Recht der Gewissensfreiheit gegen den päpstlichen Legaten. Dieser hatte, um die Griechen zur Annahme des katholischen Kultus zu zwingen, ihre Kirchen und Klöster schließen und ihre Geistlichen in Fesseln legen lassen; der Kaiser wehrte aber der Gewaltthätigkeit des Legaten und gestattete den Griechen im ganzen Reiche die völlig freie Ausübung ihres Gottesdienstes. Die Griechen dienten dafür dem Kaiser gern gegen die Nachkommen ihrer alten Tyrannen, während die gierigen Krieger aus dem Abendlande größtenteils zu Theodor

Laskaris strömten, der sie besser bezahlte, so daß also sonderbarerweise jeder der beiden Kaiser den anderen mit Sprach- und Stammgenossen desselben bekriegte. Während Heinrich mit Klugheit, Gerechtigkeit und Mut sein Reich im Innern und an den Grenzen schützte, bediente er sich des Papstes Innocenz, um neue Scharen aus dem Abendlande herbeizuziehen und seine Barone, wie seine Geistlichkeit zur Unterstützung seiner Pläne zu bewegen. Mit ebendemselben Papste unterhielt der schlaue Theodor Laskaris eine Korrespondenz, damit Innocenz ihm das Rekrutieren aus dem Occident nicht störe; als ihn dieser aber durch freundliche Briefe zur Unterwerfung unter Heinrich bewegen wollte, hatte der fromme Sohn für die Ermahnungen des heiligen Vaters kein Ohr. Übrigens läßt sich bei dieser Gelegenheit der umfassende Geist und die ganz außerordentliche Thätigkeit dieses Papstes recht anschaulich machen. Innocenz schickte, wie man aus den von ihm hinterlassenen Briefen sieht, nach allen Orten und Enden des Griechischen Reiches seine Schreiben, nahm die Geistlichen gegen die Raubsucht der Herren und ihrer Soldaten, die Griechen gegen die Lateiner und diese gegen jene in Schutz, schärfte allen die Verordnungen der Regierung ein und bestätigte alle Verträge. Bedenkt man nun, daß dies gerade während der blutigen in Frankreich ausgebrochenen Albigenser-Unruhen geschah, welche die ganze Aufmerksamkeit des Papstes in Anspruch nahmen, daß er damals die wichtigen Streitigkeiten mit dem englischen Könige Johann ohne Land hatte, die mit der Demütigung desselben endigten, und daß er zu der nämlichen Zeit mit der größten Anstrengung der überhandnehmenden Aristotelischen Philosophie entgegenarbeitete; daß er im Kirchenstaate zuerst als souveränes Haupt waltete, in Ungarn Thronstreitigkeiten schlichtete, über Portugal die päpstliche Lehnshoheit aufrechthielt, den Fürsten Leo von Armenien in Pflicht nahm, zur Ausbreitung des Christentums an der Ostsee den Orden der Schwertbrüder weihte; daß er ferner die neugepredigte Lehre von der gottseligen Armut, die der Kirche gefährlich zu werden drohte, zum Dienste derselben gelenkt hat: so wird man sich eine Vorstellung von einem Geiste machen, der solchen Geschäften mit der ganzen Welt gewachsen war. Die großartige Fiktion, daß die Erdenwelt vom Inhaber des Römischen Stuhles aus, in Stellvertretung Christi, zu lenken sei, ist nie so durchgreifend aufrecht erhalten worden, als durch Innocenz III.

Heinrich ward in seinen edlen Anstrengungen vom Glücke gekrönt. Im Peloponnes wurde die von Leo Sgurus gegründete Herrschaft durch Gottfried von Villehardouin und Otto de la Roche vernichtet, und im Norden befreite das Schicksal die Griechen und Lateiner von dem grausamen Bulgarenkönig Johann (1207); sein Nachfolger schloß

nun Frieden und Freundschaft mit Heinrich. Furchtbar blieben dem Lateinischen Kaisertume noch Theodor Laskaris von Nicäa und Michael Komnenus von Epirus. Der erstere war ebenso schlau als tapfer und ein Meister der Kriegskunst. Er wußte seiner Herrschaft eine Festigkeit zu verleihen, an welche im Lateinischen Reiche nicht zu denken war. Mit ihm schloß Heinrich 1212 einen Frieden, der bis über die Zeit seines Todes hinaus nicht gebrochen wurde. Mit Michael von Epirus dagegen, welcher unter dem Titel Despot (Gebieter) über dieses Land und das benachbarte Akarnanien und Ätolien herrschte, blieb Heinrich beständig in Feindschaft. Nur ein einziges Mal, in einem Augenblick der Verlegenheit, huldigte Michael dem lateinischen Kaiser; er brach aber schon im nächsten Jahre (1210), als er seine Rechnung dabei zu finden hoffte, den Frieden wieder und begann seine Feindseligkeit mit schrecklichen Greueln. Er überfiel plötzlich den älteren Gottfried von Villehardouin und 100 andere Ritter, nahm sie gefangen, ließ den ersteren ans Kreuz schlagen und die letzteren im Kerker mißhandeln und brach dann raubend, brennend und mordend in das Gebiet der Lateiner ein. Aus wohlberechneter Politik eröffnete er den Mönchen und Priestern seiner Glaubensgenossen, solange sie vom päpstlichen Legaten verfolgt wurden, eine Freistätte in seinem Reiche und kurz vor seinem Tode (1216) rief er seinen Halbbruder Theodor zu sich, der sich in Laskaris' Schule zu einem tüchtigen Kriegsmann gebildet hatte und als Despot von Epirus nur zu bald zeigte, was er unter der militärischen Regierung des Kaisers von Nicäa gelernt hatte. Theodor begann seine glänzende Laufbahn als Herrscher mit Eroberungen in Thessalien und Illyrien. Der Kaiser Heinrich brach selbst gegen ihn auf, zugleich aber auch gegen den Grafen von Blandrate, um diesen zu verhindern, Wilhelm, dem Sohne des verstorbenen Bonifacius von Montferrat, unter dem Scheine der Vormundschaft von neuem die Herrschaft zu entreißen, erkrankte aber unterwegs und starb im Juni 1216 nach einer zehnjährigen Regierung zu Thessalonich. Sein Tod war für das Lateinische Kaiserreich ein um so größeres Unglück, da wenige Wochen nachher auch der für die neue Erwerbung des Heiligen Stuhles im Osten unermüdet thätige Papst Innocenz III. starb. Einen neuen allgemeinen Kriegszug nach dem Morgenlande zu stande zu bringen, war diesem großen Kirchenfürsten nicht mehr beschieden. Wie sehr mächtig aber die religiöse Schwärmerei damals in allen Ständen wirkte, zeigt die sonderbare Erscheinung des Kinderkreuzzuges, der einige Jahre vor seinem Tode (1213) das südöstliche Frankreich und sodann auch einige deutsche Landschaften in Aufregung setzte. Ein Hirtenjunge berichtete von himmlischen Gestalten, die ihm verkündet hätten, das Heilige Grab

könne nur durch die Unschuldigen und Unmündigen gerettet werden; Knaben und Mädchen, die ältesten gegen sechzehn, die jüngsten nicht unter acht Jahre alt, verließen die Heimat, sammelten sich in Scharen und zogen der Meeresküste zu. Viele gingen durch Mühen und Entbehrungen zu Grunde; Hunderte aber wurden zu Opfern des in jener Zeit ungemein regen und gierigen Handelsgeistes, indem schlaue Spekulanten sie auf empörende Weise an sich lockten und in die Sklaverei verkauften.

Kaiser Heinrich hinterließ keine Kinder. Nachdem die Herrschaft über vier Jahre (1216—1221) durch einen Reichsverweser geführt war, ernannten nach der, allen germanischen Völkern seit ihrer Urzeit anhängenden Sitte, ihre Fürsten nach dem Blute zu wählen, die Großen des Reiches den nächsten Anverwandten der beiden letzten Kaiser zum Oberhaupte des Reiches. Dies war der mit Balduins und Heinrichs Schwester Jolantha vermählte und zugleich mit der französischen Königsfamilie und dem in Deutschland herrschenden Kaiserhause sehr nahe verwandte Graf von Namür, Peter von Courtenay. Der neue Kaiser war genötigt, um in Konstantinopel mit einem anständigen Gefolge erscheinen zu können, einen Teil seiner Güter zu verkaufen, und war auch dann noch nicht einmal im stande, die Kosten der Überfahrt zu bestreiten. Nachdem er in Rom gekrönt war, brachten die Venezianer seine Gemahlin mit ihren Töchtern auf direktem Seewege nach Konstantinopel, seine eigene Überfahrt wollten sie aber benutzen, um die ihnen durch Theodor von Epirus entrissene Stadt Durazzo zu erobern. Dieses Unternehmen mißglückte, und als Peter in Begleitung des päpstlichen Legaten mit dem Heere weiter marschierte, geriet er nebst diesem in die Gefangenschaft jenes Despoten. Theodor hatte zum Schein ein Freundschaftsbündnis mit Peter geschlossen; als dieser ihn dann mit dem Legaten im Lager besuchte, nahm er beide gefangen und vernichtete dann das führerlose Heer. Weder der Papst noch die Venezianer bekümmerten sich um den gefangenen Kaiser mehr, als eben die Schicklichkeit forderte. Die letzteren folgten in diesem, wie in allen anderen Fällen nur ihrer Handelspolitik. Wer ihren Handel begünstigte, Heide, Jude, Türke oder Grieche, war ihr Freund; wer ihn hinderte, ward von ihnen, wenn er auch Bruder oder Papst war, als Feind angesehen. Diesem Grundsatze gemäß standen sie sogar mit Theodor Laskaris von Nicäa und mit dem türkischen Sultan von Ikonium im Bunde, obgleich sie ihre Übereinkunft mit beiden des Anstandes halber nicht Frieden, sondern Waffenstillstand genannt hatten. Daher hatten sie denn auch in allen Häfen des Schwarzen Meeres und der kleinasiatischen, syrischen und ägyptischen Küste ebenso, wie in Spanien, Frankreich, Flandern und England, nicht nur den Haupt-

anteil am Handelsverkehr, sondern auch ihr eigenes Handelsgericht, Recht und Gesetz und einen Bailo oder Konsul, der mit Hinzuziehung von zwei Nobili und in wichtigeren Fällen mit der Zustimmung eines größeren Rates über die anwesenden Venezianer und ihren Handel zu entscheiden hatte. Wie hätten sie jetzt der bloßen Person eines Kaisers zuliebe von ihren eigennützigen Grundsätzen abweichen und für Peters Befreiung einen ernsten Schritt thun mögen? Auf dieselbe Weise verfuhr der Papst, Honorius III. Er schrieb an Theodor, suchte ihm zu beweisen, wie unpolitisch es sei, daß er die zwischen seinem Vorgänger und dem römischen Hofe unterhaltene Verbindung abgebrochen habe, beschwerte sich über die treulose Art, wie sein Legat und der Kaiser Peter gefangen worden seien, und forderte den ersteren zurück, gedachte aber der Freilassung des letzteren mit keinem Worte. Es geschah für den unglücklichen Kaiser, der bis zu seinem Tode gefangen blieb, so wenig, daß wir nicht einmal wissen, wann er gestorben ist. Den Legaten gab Theodor frei, sobald der Papst viele Tausende zu einem Glaubenszuge gegen ihn hatte zusammenpredigen lassen, und um den drohenden Sturm zu beschwören, stellte er sich sogar, als wenn er zur römischen Kirche übertreten wollte. Der Papst, nur von seinen eigenen Wünschen geleitet, ließ sich durch den schlauen Despoten täuschen und zwang die Kreuzfahrer durch Androhung des Bannes, jede Feindseligkeit gegen Theodor zu unterlassen.

Die Barone des Lateinischen Reiches wählten, sobald man sichere Kunde von Peters Tod hatte, und nachdem Jolantha, welche die Regierung mit sicherer Hand geleitet, gestorben war, seinen ältesten Sohn, Philipp von Namür, zum Kaiser (1219). Dieser wies jedoch die nichtige Ehre zurück. Die an ihn abgeschickten Gesandten bewogen darauf seinen jüngeren Bruder, Robert, die Kaiserwürde anzunehmen. Als dieser kaum den Thron bestiegen hatte (1221), ward die Lage des Reiches schwieriger und schlimmer, als sie je zuvor gewesen war. Theodor von Epirus vertrieb den Sohn des Markgrafen Bonifacius von Montferrat aus allen seinen Besitzungen, unterwarf sich ganz Thessalien, Makedonien und Thrakien bis nach Adrianopel hin und nahm den Titel eines Kaisers von Thessalonich an (1222). Im Osten schien anfangs der Friede dauernd befestigt zu werden, weil Theodor Laskaris nicht allein, auf Jolanthas sehr geschicktes Betreiben, zwei Jahre vorher Roberts Schwester zur Gemahlin genommen hatte, sondern auch ihm selbst gleich nach seiner Ankunft in Konstantinopel Eudokia, eine seiner Töchter verlobte; allein schon im folgenden Jahre (1222) starb Theodor Laskaris, und sein Tod änderte die ganze Lage der Dinge. Der Gemahl seiner ältesten Tochter, Johann Vatatzes, der ihm in der Regierung folgte, nahm ein neues politisches System

an und hob deshalb sogleich jene Verlobung auf. Er knüpfte das Band mit den Venezianern fester, bis er sich eine Flotte geschaffen hatte; dann besetzte er eine Insel und Küstenstadt des Lateinischen Reiches nach der anderen und schiffte an unbewachten Stellen des festen Landes unerwartet Truppen aus, welche erobernd in das Innere einbrachen. Im Gedränge zwischen Vatatzes und Theodor von Epirus suchte Robert durch die Vermittelung des Papstes Hilfe von den abendländischen Christen zu erhalten. Honorius III. that für ihn zwar, was er konnte: er verbot allen Christen bei Strafe des Bannes, in Theodors Dienste zu treten, und erteilte allen denen, welche nach Konstantinopel gingen, denselben Ablaß, welcher den nach Jerusalem Pilgernden zu teil ward; beides äußerte aber keine Wirkung, weil ein kurz vorher verunglückter Kreuzzug nach Ägypten die Abendländer gegen den Papst und päpstliche Kriegszüge mißtrauisch gemacht hatte. Zum Glück für das Lateinische Reich, welches damals seinem Untergange nahe gebracht war, gerieten die Herrscher von Nicäa und von Epirus untereinander selbst in Feindschaft. Hätte Robert diesen Umstand zu benutzen verstanden, so würde er dem sinkenden Reiche wieder aufgeholfen haben; er war aber ein roher, tölpischer Mann, der seiner ungezügelten Leidenschaft folgte und nicht einmal im eigenen Palaste Herr zu sein vermochte. Aus Verdruß über die Widerspenstigkeit seiner Diener und Beamten überließ er das Griechische Reich seinem Schicksale, ging nach Rom und starb, als er auf den Rat des Papstes nach Konstantinopel zurückreiste (1228).

Der dritte Sohn Peters von Courtenay, **Balduin II.**, war bei Roberts Tod erst elf Jahre alt. Man ließ ihn zwar als Herrn gelten, sah sich aber nach einem Manne um, der das Steuer des Reiches und das Schlachtschwert führen könnte. Diesen glaubte man, wahrscheinlich nach Anleitung des Papstes, in dem Grafen **Johann von Brienne** zu finden, welcher um 1208 König von Jerusalem geworden und 1223 nach Italien gekommen war, wo er seine Tochter mit dem Kaiser Friedrich II. vermählt hatte. Als Friedrich späterhin (1229) den Titel und die Rechte eines Königs von Jerusalem annahm, geriet Johann in die heftigste Feindschaft mit ihm. Dieser hatte, als man ihn nach Konstantinopel rief, zwar schon ein Alter von 80 Jahren, er besaß aber noch die ihm angeborene außerordentliche Thätigkeit und Körperkraft und hatte sich als König von Jerusalem wenigstens die Fähigkeit erworben, an der Spitze einer Feudalritterschaft zu stehen und ein von allen Seiten bedrohtes Land zu verteidigen. Der Antrag der Barone des Lateinischen Kaisertums war ihm willkommen, weil er nach der Rückkehr seines Schwiegersohnes aus Palästina nicht wohl in Italien bleiben konnte. Nach dem mit den Ständen geschlossenen

Vertrag sollte er die Regierung als wirklicher Kaiser führen, seine zweite Tochter, Maria, mit Balduin verloben und diesen als seinen Nachfolger anerkennen. Er fand in Konstantinopel eine erschöpfte Schatzkammer, leere Magazine, Anarchie unter den Lateinern und Treulosigkeit bei den Griechen, selbst bei denen, welche von Heinrich und Robert mit Wohlthaten überhäuft worden waren. Er konnte daher in der ersten Zeit nichts unternehmen und mußte sogar aus Geldmangel einen bedeutenden Teil des Söldnerheeres entlassen, das er in Italien und Frankreich geworben und mit nach Griechenland gebracht hatte. Endlich nötigten ihn seine Unterthanen, den Frieden mit Nicäa zu brechen und einen Feldzug nach Kleinasien zu machen. Er konnte aber mit seinen schwachen Kräften nichts ausrichten und veranlaßte durch seinen Angriff eine enge Verbindung des Kaisers von Thessalonich mit dem Bulgarenkönig, Johann Asan, welche durch ein Ehebündnis zwischen den beiden unmündigen Kindern der Herrscher noch gestärkt wurde. Beide Feinde griffen darauf mit ihrer ganzen vereinigten Macht zweimal nacheinander Konstantinopel an. Das erste Mal befanden sich nur 160 eigentliche Ritter in der Stadt, und nur die außerordentliche Tapferkeit Johanns, welcher, statt sich auf die Verteidigung zu beschränken, einen kühnen Ausfall machte, rettete die Hauptstadt und mit ihr das Reich. Das zweite Mal waren die Belagerten zwar von Vasallen und Bundesgenossen unterstützt, aber auch diesmal stritt der alte Kaiser wie ein Held. Gleich nachher brach zum Glück für die Lateiner zwischen ihren beiden Gegnern eine heftige Zwietracht aus, und der Bulgarenkönig verbündete sich sogar mit seinen seitherigen Feinden. Ein Jahr nach der letzten Belagerung von Konstantinopel starb Johann und hinterließ das Reich ungefähr in demselben Zustande, in welchem er es bei seiner Ankunft gefunden hatte (1237).

Der junge Balduin, welcher jetzt als Kaiser anerkannt wurde, wanderte zwei Jahre lang in Europa umher, um von dem Papste und den Königen Geld und Truppen für sein sinkendes Reich zu erbetteln. Er hatte große Not, ein Heer zusammenzubringen, und mußte sich vielen Demütigungen unterwerfen; besonders war es für ihn nachteilig, daß Kaiser Friedrich II. damals mit dem Papste in heftigem Zwist war und alles, was von diesem ausging, mit argwöhnischen Augen ansah. Als Balduin endlich eine beträchtliche Schar von Abenteurern geworben hatte und einen Teil derselben unter Johann von Bethüne vorausschickte, ließ der Kaiser Friedrich II. diesen erst nach langem Aufenthalte durch die Lombardei nach Venedig ziehen, weil er glaubte, die Truppen seien für den Papst oder für die unruhigen lombardischen Städte bestimmt. Darüber ging viel Zeit verloren; nach-

her starb Johann in Venedig, und das Heer zerstreute sich. Am meisten nahm sich, nächst dem Papste, König Ludwig IX. von Frankreich des kaiserlichen Bettlers an. Er unterstützte ihn mit Geld und erkaufte bei der Gelegenheit auch den heiligsten Schatz des Lateinischen Reiches, die Dornenkrone Christi, welche die Großen in Konstantinopel aus Geldmangel gegen 13 000 Goldstücke an einen Venezianer verpfändet hatten, für eine noch beträchtlichere Summe. Er ward dafür von allen seinen Unterthanen und von seiner ganzen Zeit ebenso sehr gepriesen, als er wegen der nämlichen Sache von seinen Landsleuten aus Voltaires Schule verlacht wird. Balduin verpfändete, um Geld zu erhalten, zuletzt auch seine Grafschaft Namür und gelangte endlich (1240) mit einem zahlreichen Heere durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel. Unterdessen war der Bulgarenkönig, dessen Volk nach und nach einige Civilisation annahm, wieder mit den Lateinern zerfallen, und diese hatten nicht verschmäht, sich gegen ihn mit den gräßlichen Kumanenhorden zu verbünden, welche dann bis tief ins Innere von Makedonien durch Feuer und Mord wüteten. Ja, der Reichsverweser Narjot von Toucy heiratete sogar die Tochter eines Kumanenhäuptlings, an dessen Grabe acht seiner Leute geopfert wurden, und scheute sich ebensowenig, wie gleich nachher der Kaiser Balduin selbst, mit den Unmenschen unmenschliche Feste zu feiern und das schmähliche Bündnis unter scheußlichen Ceremonieen abzuschließen. Balduin und seine Großen sowie der Kumanenfürst und seine Hordenführer ließen sich zur Ader, mischten das Blut mit Wasser und Wein und tranken davon; dann hieben sie einen Hund in Stücke und sprachen die Verwünschungsformel aus, daß ihnen, wenn sie den Eid brächen, wie diesem Hunde geschehen möge. Balduin unternahm nach seiner Heimkehr einige Streifzüge, fand aber bald seine Kasse erschöpft und ward von den mitgebrachten Abendländern verlassen, die dann in den Dienst seines Gegners Vatatzes traten. Er suchte sich durch ein Bündnis mit dem Sultan von Ikonium zu helfen, und so groß war seine Verlegenheit, daß er zu diesem Zwecke sogar eine seiner Nichten in den Harem des Sultans zu liefern versprach. Nachher irrte er wieder als Bettler in Italien und Frankreich umher, kehrte aber nach vier Jahren ohne Hilfe nach Konstantinopel zurück. Vatatzes hatte unterdessen die Bulgaren aus einem Teile von Thrakien verdrängt, den damaligen Despoten von Epirus zur Niederlegung des Kaisertitels gezwungen, nachher ihn selbst gefangen genommen, ganz Makedonien und Thessalien besetzt und endlich den Rest der epirotischen Herrscherfamilie zur Huldigung genötigt. Der unglückliche Balduin begab sich noch einmal vergebens nach Italien und Frankreich. Er rang bis zu seinem Untergange mit einer Armut, die selbst für einen Privatmann hart und demütigend gewesen

wäre, ließ alles in Konstantinopel noch vorhandene Erz ohne Rücksicht auf den Wert der Arbeit einschmelzen, verschaffte sich vom Papste die Erlaubnis, die Kirchengüter zu verpfänden, und lebte zuletzt von Almosen, welche er und seine Gemahlin von der Königin von Frankreich erflehten.

Während so das Byzantinische Reich unter der Herrschaft der Lateiner den jämmerlichsten Anblick gewährte, hob sich das Kaiserreich Nicäa unter Vatatzes zu einer in jenen Gegenden ungewöhnlichen Blüte und Kraft empor; denn Vatatzes hatte sich nicht allein eine Macht zu schaffen gewußt, sondern er verstand auch dieselbe auf treffliche Weise zu gebrauchen. Er widmete sich in den letzten Jahren seines Lebens ganz den Geschäften der inneren Verwaltung und suchte in den schönen, aber verödeten asiatischen Provinzen seines Reiches den Ackerbau und durch ihn den Wohlstand wiederherzustellen. Er förderte die einheimische Seidenfabrikation und führte auf seinen großen Domänen eine so musterhafte Landwirtschaft ein, daß er mit dem Ertrage derselben die Kosten seiner ganzen Hofhaltung decken konnte. Seine Großen und das Volk ahmten ihm nach, und während in den angrenzenden türkischen Staaten unerhörter Mangel war, herrschte in seinem Reiche der größte Wohlstand. Er erkannte ferner, daß er, um über das ganze Griechische Reich Herr werden zu können, die Lateiner schonen müsse, weil diese nicht nur den besten und zahlreichsten Teil seines Heeres ausmachten, sondern auch überall Kolonieen angelegt, kleine kriegerische Dynastieen, wie sie in den europäischen Staaten allenthalben bestanden, gegründet und Stadtgemeinden gebildet hatten. Er ließ daher in seinem Reiche den durch die Lateiner eingebürgerten Gesetzen von Jerusalem Rechtskraft und führte sogar die den Griechen bisher ganz fremd gebliebenen Pairsgerichte und Gottesurteile ein. Dadurch bewirkte er zugleich, daß seine des Despotismus entwöhnten Landsleute unter die militärische Disciplin westlicher Ritterschaften gebracht wurden. Bei Johanns Tode (1255) war das Reich von Nicäa bedeutender, als das Lateinische jemals gewesen war; sein Sohn und Nachfolger, Theodor Laskaris II., verdarb aber durch Jähzorn und Strenge, welche freilich durch sein epileptisches Leiden entschuldigt werden können, wieder vieles und bereitete eine Revolution vor, welche nach seinem Tode ausbrach. Nicäa war der Mittelpunkt des griechischen Patriotismus geworden, und während im übrigen Griechenland das päpstliche Dogma herrschte, hatte dort die Nationalreligion ihre Stütze; außerdem hatten sich viele kühne Abenteurer, sowohl Griechen als Lateiner, nach Nicäa gezogen, welche mit ihrem Herrn die Beute teilten, eines Anteils an der Verwaltung genossen und endlich dem Regenten selbst gefährlich wurden. Die beiden vorigen Kaiser hatten dies gefühlt und

die Leute geschont; Theodor II. dagegen wollte nach seiner heftigen Art überall durchgreifen und veranlaßte Unruhen. Er mißhandelte die angesehensten Männer seines Reiches mit barbarischer Willkür und Grausamkeit und hob dagegen eine niedere Familie, die der Muzalos, so sehr empor, daß dieselbe bald alle wichtigen Stellen besaß, und daß im Volke die Besorgnis erwachte, es möchte sich die Monarchie in eine Oligarchie verwandeln. In seinen Kämpfen gegen die Bulgaren war Theodor glücklich, dagegen machte sich die Macht Michaels II. von Epirus in bedenklicher Weise fühlbar. Durch Theodors letzten Willen erhielt das Haupt dieser Familie, Georg Muzalo, in Gemeinschaft mit dem Patriarchen Arsenius auch noch die vormundschaftliche Regierung für den neunjährigen Sohn und Nachfolger des Kaisers (1259). Dies brachte das Haus Laskaris um den Thron. Obgleich Theodor seine letzte Verfügung durch die Großen dreimal hintereinander hatte beschwören lassen, so war er doch kaum gestorben, als die mißhandelten Reichsherren die Familie Muzalo ermordeten und einen Mann aus edlem Geschlechte, Michael Paläologus, zum Vormunde des Königs ernannten. Michael, dessen Vorfahren schon 200 Jahre früher bei der Erhebung der Komnenen eine bedeutende Rolle gespielt hatten, war Oberanführer der abendländischen Söldner und hatte schon bei Johann Vatatzes mehrmals Argwohn erregt. Als Theodor II. Kaiser geworden war, hatte er nicht am Hofe zu bleiben gewagt und sich zu den Türken geflüchtet; sein Ansehen und sein Einfluß auf die Volksstimmung waren aber damals schon so groß, daß ihn Theodor hatte zurückrufen müssen. Jetzt war er kaum vormundschaftlicher Regent geworden, als er zuerst seine Verwandten und Freunde in alle Stellen brachte, dann mit Hilfe des sehr bedeutenden Staatsschatzes die Soldaten fester an sich knüpfte und sich endlich schon vier Monate nach Theodors Tode durch das Heer zum Kaiser ausrufen ließ (1259). Der Patriarch protestierte zwar anfangs gegen Michaels Wahl, sah sich aber sogleich gezwungen, nachzugeben, und krönte sogar den neuen Kaiser, unter der Bedingung, daß Leib und Leben des verdrängten Prinzen unverletzt erhalten würden. Schon zwei Jahre später (1261) ließ jedoch Michael den Prinzen blenden und in eine Festung einsperren, worauf der Patriarch seine Würde niederlegte und in ein Kloster ging. Auf diese Weise bestieg Michael und mit ihm die letzte griechische Dynastie, die der Paläologen, einstweilen den Thron von Nicäa; es galt nun noch, den machtlosen Balduin II. von Courtenay zu beseitigen und den alten Mittelpunkt des Byzantinischen Reiches, Konstantinopel, in Besitz zu nehmen.

Michael Paläologus, welcher schon vorher als Hauptvertreter der griechischen Nationalität populär gewesen war, wußte durch sein Be-

nehmen sogleich die Unterthanen an sich zu fesseln und seinen Thron zu befestigen. Er war freigebig gegen andere, ohne die mindeste Erpressung zu üben, richtete sein eigenes Hauswesen so einfach ein, daß er hierdurch allein schon große Summen ersparte, erkannte die Rechte der Bürger selbst dann an, wenn es das Staatsoberhaupt galt, und erschien z. B. einst, wie auch der Kaiser Augustus gethan hatte, persönlich vor Gericht, um sich zu verantworten. Den Umsturz des Lateinischen Kaisertums und die Eroberung von Konstantinopel bereitete er durch ein Bündnis mit den Genuesen und durch ein Unternehmen gegen den Beherrscher von Epirus vor. Die eigentlichen Erhalter der lateinischen Macht waren nämlich zuletzt die Venezianer gewesen; diese hatten aber seit langer Zeit an den Genuesen eifersüchtige Feinde, welche in allen Häfen häufige Neckereien und manchmal auch förmliche Feindseligkeiten gegen sie übten. Noch im Jahre 1256 war wegen der Kirche der heiligen Saba in Akkon, welche beide Staaten als Eigentum in Anspruch nahmen, ein heftiger Krieg zwischen ihnen entstanden; sie zerstörten und plünderten einander ihre Warenlager und Schiffe und lieferten sich blutige Seeschlachten. Nach zwei Jahren gelang es dem Papste, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu stande zu bringen; doch mußten sich die Genuesen damals die härtesten Bedingungen gefallen lassen und waren seit der Zeit natürlich nur noch mehr gegen die Venezianer erbittert. Als ihnen daher Michael Paläologus 1261 ein Bündnis gegen dieselben antrug, gingen sie ungeachtet jenes Friedensschlusses bereitwillig darauf ein. Sie versprachen dem Kaiser, mit einer Seemacht zur Eroberung von Konstantinopel behilflich zu sein, und erhielten dagegen die Zusicherung derjenigen Vorteile, deren die Venezianer seither unter der lateinischen Herrschaft daselbst genossen hatten. Doch kam der griechische Kaiser nachher nicht in den Fall, ihrer unmittelbaren Hilfe zur Eroberung der Hauptstadt zu bedürfen. Dagegen steht des Kaisers Unternehmung gegen den letzten Beherrscher von Epirus, Michael II., in der nächsten Beziehung zur Einnahme von Konstantinopel. Der letztere empörte sich nämlich gegen den Kaiser von Nicäa und drang mit Hilfsvölkern, welche ihm seine beiden Schwiegersöhne, der König Manfred von Sizilien und der Fürst Wilhelm Villehardouin von Achaja, geschickt hatten, in Thessalien ein; Wilhelm Villehardouin war ihm sogar in eigener Person zu Hilfe gezogen. Der Kaiser brach sogleich gegen den abtrünnigen Michael und seine Verbündeten auf, und dieser verließ niederträchtigerweise im Augenblick der Gefahr seinen Schwiegersohn. Wilhelm ward bei Pelagonia geschlagen und gefangen und mußte seine Freiheit mit der Übergabe einiger Festungen im Peloponnes erkaufen, wodurch der Paläolog auch hier festen Fuß faßte. Der Beherrscher von Epirus fiel im nächsten

Jahre aufs neue ab. Michael Paläologus schickte seinen Bruder gegen ihn ab; da aber eine Verbindung des abtrünnigen Vasallen mit den Walachen zu befürchten war, so sandte er zugleich ein kleines Beobachtungsheer unter Alexius Strategopulus nach Thrakien, und dieses bemächtigte sich unerwartet der Stadt Konstantinopel.

Michael Paläologus selbst hatte im vorigen Jahr einen Versuch gegen Konstantinopel gemacht, war aber zurückgeschlagen worden; er hatte nachher einen Waffenstillstand mit dem Kaiser Balduin geschlossen, und im Vertrauen darauf war von den Venezianern und den meisten Lateinern der Stadt ein entfernter Kriegszug unternommen worden. Dies hielt Alexius Strategopulus für eine günstige Gelegenheit, um Konstantinopel zu überrumpeln; denn was galten in jenen Zeiten und Gegenden geschlossene Verträge und die Treue gegen dieselben? Michael Paläologus hatte schon früher Verbindungen in der Stadt angeknüpft, und alle griechischen Einwohner derselben sehnten sich nach der Befreiung von den Lateinern. Alexius verstärkte nun, als er auf seinem Marsche über den Hellespont gesetzt war, sein Heer, welches nur 800 Mann zählte, durch viele Bewohner des flachen Landes, welche bisher unabhängig von beiden Kaisern gelebt und sich vom Zwischenhandel und vom Raube genährt hatten. Dann zog er schnell gegen die Stadt Konstantinopel, in welcher niemand einen Angriff befürchtete, näherte sich ihr in der Abenddämmerung, ließ durch einige seiner Leute die Mauern ersteigen und drang, fast ohne Widerstand zu finden, durch ein geöffnetes Thor ein (25. Juli 1261). Er setzte dann durch Brand und durch Plünderung die Lateiner so sehr in Schrecken, daß sie sein Heer für weit bedeutender hielten, als es war, und gleich anfangs an sich selbst verzweifelten. Der Kaiser Balduin, statt sich an die Spitze der wenigen getreuen Abendländer zu stellen und den Tod des Helden zu suchen, versteckte sich im Palast und floh dann auf ein Schiff, welches ihn nach Italien brachte. Nachdem vorläufig mit Alexius ein Waffenstillstand abgeschlossen war, hielt Michael drei Wochen später, am 15. August 1261, seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt und verlegte den Sitz seiner Regierung dahin. Er suchte mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit schnell alle Wunden zu heilen. Zuerst hielt er den Genuesen treulich Wort und gab ihnen die Vorstädte Pera und Galata als ein fast ganz unabhängiges Besitztum, so daß sie sich daselbst militärisch einrichten und verteidigen durften. Dann erkannte er auch den Venezianern und Pisanern ihre seitherigen Stadtviertel zu und gestattete ihnen Zollfreiheit und eigene Gerichtsbarkeit. Merkwürdig ist, was uns ein griechischer Geschichtschreiber jener Zeit in einer Anekdote erzählt, welche gewiß nicht als eine Erfindung anzusehen ist. Als die erste Nachricht von Konstantinopels Fall an den Hof

des Paläologen gelangte, rief einer der angesehensten Männer des Griechischen Reiches, statt zu frohlocken, klagend aus: „Was höre ich da? Ward das unseren Tagen vorbehalten? Was haben wir gesündigt, daß unser Leben in diese Zeit fallen mußte? Jetzt sinkt jede Hoffnung dahin, seit Konstantinopel wieder griechisch ist.“ Er meinte, alle würden jetzt wieder nach Konstantinopel ziehen und dort die Streitkraft verlieren. Er hatte richtig geahnt; alles wanderte wieder nach Europa hinüber, und schon zwei Jahrzehnte nach der Eroberung von Konstantinopel, im Todesjahr Michaels des Paläologen (1282), setzte sich in Kleinasien der erste Schwarm der Osmanen fest, in deren Geschichte sich bald die Geschichte des Griechischen Reiches verliert.

Der Kaiser Balduin und seine Nachkommen irrten in Europa umher, flehten vergebens die Könige und Päpste um Beistand an und trieben Handel mit ihren Ansprüchen, welche zuerst an das Haus Anjou und dann an Frankreich übergingen. Balduin selbst starb 1272. Die kleineren lateinischen Vasallenstaaten gingen nach und nach im Sturm der Zeiten unter. Zu bemerken ist noch, daß Michael in einem Punkte nicht volkstümlich war, in seiner Bemühung nämlich, mit dem Römischen Stuhl ein gutes Einvernehmen zu erhalten. Der Patriarch Arsenius, den er um seines Widerstandes willen verbannte, wurde von den Griechen als Märtyrer verehrt, und unter dem zweiten Paläologen wurde jeder Gedanke an eine kirchliche Annäherung förmlich und bestimmt beseitigt.

6. Geschichte der Ejubiden und der christlichen Unternehmungen im Orient von Saladins Tod bis zur Zeit Ludwigs des Heiligen.

Saladin, welcher 1193 zu Damaskus starb, hatte in Ägypten, Syrien und Jemen ein großes mohammedanisches Reich gegründet; das Volk von Damaskus beurteilte aber die Lage dieses Reiches sehr richtig, als es beim Tode des Stifters sich in lautes und immer wieder neu ausbrechendes Jammern ergoß. An einem einzigen Manne hängt oft im Orient alles. Dieser war nicht mehr; über seine Herrschaft war nichts bestimmt, das Schwert mußte also entscheiden, und nur zu bald wüteten überall Mord und Krieg, bis das Geschlecht der Ejubiden vertilgt war. Saladins Söhne, Brüder und Neffen teilten sein Reich unter sich. Der älteste seiner Söhne, Afdal, erhielt Damaskus und Jerusalem, ein anderer Sohn, Aziz, Ägypten, ein dritter, Daher, Aleppo, während Saladins Bruder, Adel, am Euphrat und viele andere Verwandten desselben in anderen Gegenden und Städten sich als Gebieter aufwarfen. Der Beherrscher von Ägypten sollte eigentlich die Oberhoheit über alle diese Fürsten haben, er konnte dieselbe aber

nur selten geltend machen. Auch untereinander selbst gerieten die Ejubiden häufig in Streit; denn keiner von allen Verwandten Saladins blieb der weisen Ermahnung eingedenk, welche der Vater seinem jüngsten Sohne beim Abschied erteilt hatte. „Ich empfehle dir", sagte Saladin nach dem Zeugnisse seines Geheimschreibers zu Daher, „Ehrfurcht gegen das höchste Wesen, welches die Quelle alles Guten ist. Befolge gewissenhaft seine Gebote; denn in ihm ruht dein Heil. Vergieße kein Blut und lade keine Blutschuld auf dein Haupt; denn vergossenes Blut schläft nicht. Ebenso ermahne ich dich, dir die Herzen deiner Unterthanen zu bewahren und mit Ernst für ihr Wohl thätig zu sein; denn sie sind durch Gott und mich deiner Fürsorge anvertraut. Außerdem empfehle ich dir, daß du dir Fürsten und Vorsteher gewogen erhaltest; denn ich wäre nicht zum Gipfel der Macht gelangt, wenn ich nicht alle mit Milde behandelt und durch Freundlichkeit gewonnen hätte. Nähre gegen niemand Haß in dir; denn der Tod wird jeden dahinraffen. Auch hüte dich wohl, jemand zu beleidigen; denn die Menschen versöhnen sich nicht, ohne vorher Rache geübt zu haben, während dir, wenn du Gott beleidigt hast, für die bloße Reue Verzeihung bereitet ist; denn Gott ist barmherzig."

Saladins ältester Sohn, Afdal, stürzte sich, nach der Art der im Harem erzogenen Regenten des Orients, zuerst in wilde Lüste, dann ergab er sich einer albernen Andacht, schrieb den Koran mit eigener Hand ab und beschäftigte sich nur mit Bußübungen und Beten. Ohne Mühe ward er daher 1196 von Aziz und dem herrschsüchtigen Adel aus dem Reiche Damaskus vertrieben, welches dann der letztere erhielt. Vergebens rief der vertriebene Afdal die Seldschukken von Ikonium gegen seinen Oheim um Hilfe an. Dieser hatte sich schon unter Saladin durch Besiegung des Emirs von Assuan in Nubien, Kenz ed Daula, welcher für die Herstellung der fatimidischen Lehre in Ägypten aufgetreten war, bei den fanatischen Sunniten einen großen Anhang verschafft; als daher 1198 sein Neffe Aziz mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes starb, ward es ihm leicht, sich zuerst zum Vormund des letzteren aufzuwerfen und ihn dann ganz zu verdrängen. Die Geistlichen gaben ihm auf seine Frage, ob eines Minderjährigen Regierung rechtmäßig sein könne, die Antwort: ein Kind sei als solches nicht Herr, sondern fremdem Willen unterworfen. Nachher nötigte er auch seinen Neffen, Daher, den Beherrscher von Aleppo, ihm zu huldigen. Eine seiner wichtigsten Unternehmungen aber war der schon früher gemachte Eroberungszug gegen die Festung Chalat oder Ichlat in Armenien. Er hatte dabei die dreifache Absicht: seinem Reiche, das sich von den Grenzen Nubiens und der afrikanischen Wüste bis tief in die Gebirge jenes Landes erstreckte, einen Stützpunkt gegen die

Armenier zu verschaffen, den von Nordosten her drohenden Chowaresmiern und Mongolen einen Damm entgegenzusetzen und endlich den Seldschukken von Ikonium jeden Angriff auf das platte Land von Syrien unmöglich zu machen. Die Wichtigkeit der Festung Ichlat rief eine unversöhnliche Zwietracht zwischen ihm und den Beherrschern von Ikonium und Chowaresmien hervor, und statt daß diese drei mohammedanischen Hauptmächte sich damals, als bereits die rohen mongolischen und tatarischen Horden in das westliche Asien einzubrechen drohten, gegen die gemeinschaftliche Gefahr hätten vereinigen sollen, führten sie untereinander unaufhörlichen Krieg um den Besitz von Ichlat.

Mitten in den inneren Zwistigkeiten, welche Saladins Reich und die anderen mohammedanischen Staaten verwirrten, waren die deutschen Kreuzfahrer unter dem Reichskanzler Konrad in Palästina angekommen, um nach kurzem rühmlichem Kampfe das Schicksal aller Kreuzheere zu erleiden. Nach ihrer Heimkehr zog Adel einen sicheren Waffenstillstand mit den Christen einem ungewissen Kriege vor, und es trat in Palästina und Syrien wieder eine Zeit der Ruhe ein, welche von den Christen in Armenien, Antiochia und Palästina leider nur zu gegenseitigen Befehdungen benutzt wurde. Dies war ein großes Glück für Adel, weil in den Jahren 1201 und 1202 Ägypten durch das Ausbleiben der Nilüberschwemmung eine völlige Mißernte und infolgedessen unerhörtes Elend erlitt. Hungersnot und Seuchen wüteten auf entsetzliche Weise: ein gewöhnliches Brötchen ward zuletzt mit vielen Goldstücken bezahlt; alle Wege und Straßen lagen voll Leichen; viele Tausende wanderten aus und verkauften zum Teil sich selbst als Sklaven an ihre Glaubensgenossen, um ihr Leben zu fristen: ja, die Not stieg zuletzt so hoch, daß die Bewohner des gebildetsten mohammedanischen Landes, welches ein Hauptsitz des Handels, der Künste und der Wissenschaften war, zu Kannibalen wurden, und daß Menschenfleisch eine Zeitlang ihre gewöhnliche Nahrung war. In jener Zeit ließ Papst Innocenz III. durch Fulko von Neuilly und andere Männer von neuem das Kreuz predigen; die auf diese Weise erweckten Kreuzfahrer warfen sich aber, wie wir gesehen haben, auf das Byzantinische Reich und eröffneten dort den Lateinern einen neuen Schauplatz des Kampfes und der Abenteuer, welcher für manchen Ritter mehr Anlockendes hatte, als Palästina. Selbst aus diesem Lande zogen nun viele nach Konstantinopel. Auch die Zwietracht zwischen den syrischen und armenischen Christen machte jedes gemeinschaftliche Handeln gegen die Ungläubigen unmöglich. Im Jahre 1204 wurde sogar ein neuer Waffenstillstand mit Adel geschlossen. Ein Jahr nachher starb der König von Jerusalem, Amalrich II., mit Hinterlassung dreier Töchter, von welchen die älteste,

Maria Jolantha, als Erbin des Reiches anerkannt ward. Nachdem zuerst ein Reichsverweser die Regierung in ihrem Namen geführt hatte, schickten die geistlichen und weltlichen Großen eine Gesandtschaft nach Frankreich, um für sie einen Gemahl auszusuchen. Die Gesandten wandten sich an den König Philipp August, und dieser erklärte sogleich, er wolle ihnen einen Helden nennen. Er nannte den Grafen Johann von Brienne, den Bruder jenes Grafen Walter, welcher nach Heinrichs VI. Tode in dem Neapolitanisch-Sizilianischen Reiche eine Rolle gespielt hatte. Johann war ebenso sehr durch Tapferkeit, als durch außerordentliche Kraft und Größe des Körpers ausgezeichnet und ging bereitwillig auf den Antrag ein (1208). Da er jedoch weder Geld, noch ein eigenes Heer besaß, so brachte sein Erscheinen in Palästina keine Änderung hervor. Er suchte daher nach einigen Jahren Hilfe bei Innocenz III. und bat ihn, einen neuen Kreuzzug aus dem Abendlande zu stande zu bringen. Dieser war unermüdet in seinen Bestrebungen für einen nochmaligen allgemeinen Kriegszug gegen die Ungläubigen des Morgenlandes, schickte in alle Länder seiner Kirche dringende Ermahnungsschreiben, ließ überall das Kreuz predigen, ergriff die nachdrücklichsten Maßregeln, um alles gehörig vorzubereiten, trat wegen der Sache ebensowohl mit dem Sultan Adel, dessen Verhältnisse er genau hatte auskundschaften lassen, als mit dem Patriarchen von Jerusalem und mit den Großmeistern der Ritterorden in Korrespondenz und ließ auf einer Kirchenversammlung zu Rom (1215) (der vierten lateranensischen*) die Zeit und Einrichtung des neuen Zuges genau bestimmen. Dieses Konzil war überaus glänzend: 70 Primaten, 412 Bischöfe hatten sich eingefunden. Es wurde der Kreuzzug für das nächste Jahr in Aussicht genommen, im Juni sollten sich die Kreuzfahrer in Brindisi und Messina zur Abfahrt bereit halten. Innocenz brachte, um dem Unternehmen zu einem gedeihlichen Ausgange zu verhelfen, selbst erhebliche pekuniäre Opfer; aber er selbst starb, noch ehe die Zeit gekommen war, am 16. Juni 1216. Sein Nachfolger, Honorius III., setzte jedoch das begonnene Werk mit gleichem Eifer fort, und so brach endlich im Herbste des Jahres 1217 ein neues Kreuzheer nach dem Orient auf.

Die Teilnehmer dieses Zuges waren größtenteils Ungarn unter

*) Dieses Konzil ist dasselbe, auf welchem die Lehre von der Transsubstantiation oder von der Verwandlung des Abendmahles in Leib und Blut Christi endgiltig festgestellt wurde, wie denn die römische Kirche gerade der um sich greifenden Ketzerei gegenüber durch ein neues Lebenszeichen ihre Frische und Machtfülle darzuthun liebte. An dieses Dogma schloß sich im Laufe des Jahrhunderts, seit Urban IV. (1264), das für mittelalterliches Kirchenwesen so bedeutungsvolle Fronleichnamsfest an.

ihrem Könige Andreas II., dem Sohne Belas III., so daß die magyarische Nation, welche bisher den Kreuzfahrten nur zugeschaut oder sich ihnen vereinzelt und planlos angeschlossen hatte, jetzt zum erstenmal selbständig in eine solche eintrat. Mit ihnen vereint zogen Deutsche aus verschiedenen Gegenden des Reiches unter dem Herzog Leopold VII. von Österreich, dem Herzog Otto von Meran, dem Erzbischof von Salzburg und anderen geistlichen und weltlichen Herren. Auch aus Norwegen und Dänemark zogen damals viele mit. Besonders wichtig war für das Unternehmen die Teilnahme vieler Friesen, Kölner, Bremer und anderer Niederdeutschen, welche von ihrer Heimat aus zur See nach Palästina fuhren. Doch blieb ein Teil derselben unterwegs in Portugal, um den dortigen Christen gegen die Ungläubigen ihres Landes Hilfe zu leisten, und gelangte erst ein ganzes Jahr später nach Syrien; die übrigen ließen sich, da sie durch Wundererscheinungen zu dem Kreuzzuge bewogen worden waren, von den Portugiesen nicht zurückhalten, sie hatten aber eine so unglückliche Fahrt, daß auch sie erst einige Monate vor jenen nach Akkon kamen. Unter den letzteren befand sich auch der kölnische Domherr Oliver, später Bischof von Paderborn, der in Westfalen das Kreuz gepredigt hatte; er hat uns einen ausführlichen Bericht über diesen ganzen Kreuzzug hinterlassen. Die Zahl der in Palästina zusammengeströmten Kreuzfahrer war schon vor der Ankunft der Niederdeutschen so ungeheuer, daß Adel es für das klügste hielt, den Feinden nicht entgegenzuziehen, sondern sich innerhalb der befestigten Plätze zu halten; denn er sah ganz richtig voraus, daß dieses zusammengetriebene Heer sich ebenso leicht wieder zerstreuen werde, als es vereinigt worden war. Der König von Ungarn und mit ihm viele tüchtige Streiter schifften sich schon am Anfange des Jahres 1218 nach ihrer Heimat ein; ein anderer Teil ergab sich in Akkon der Schwelgerei und dem Wohlleben; nur der Herzog von Österreich und einige deutsche Bischöfe erwarteten die Ankunft ihrer nordischen Landsleute und halfen einstweilen dem König von Jerusalem die Stadt Cäsarea befestigen. Als die Norddeutschen angelangt waren, wußte der päpstliche Legat, Pelagius, welcher wahrscheinlich durch die italienischen Seestaaten dazu getrieben ward, das Unternehmen gegen das Land Ägypten zu wenden. Im Mai begab sich die ganze Macht der Kreuzfahrer zu Schiffe dahin.

Nachdem die Kreuzfahrer in Ägypten angekommen waren, begannen sie den Krieg mit der Belagerung der Seestadt Damiette, welche unweit der von jeher militärisch wichtigen Stätte des alten Pelusium zwischen dem östlichen Arm des Niles und einem See lag und nicht nur der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels war, sondern auch wegen ihrer ungeheuren Festungswerke als der Schlüssel des ganzen Landes

betrachtet wurde. Ein im Nil selbst erbauter hoher Turm, von welchem eine starke Kette nach beiden Ufern des Flusses ging, sperrte und schützte den Eingang in den Hafen. Die Eroberung einer solchen, gleichsam im Wasser gelegenen Stadt war durch die Friesen, Niederdeutschen und Norweger des Kreuzheeres am besten zu erreichen; und in der That verdankte man diesen auch die ersten glücklichen Unternehmungen gegen die Stadt. Ein Friese setzte gleich anfangs durch den Wurf eines schweren eisernen Speeres, dessen Handhabung die Stärke eines Simson erforderte, die Verteidiger des Ufers in Schrecken; ein anderer Niederdeutscher, Oliver von Köln, erfand eine Maschine, durch welche man jenen Turm zu erobern im stande war, und ein friesischer Jüngling drang von dieser aus zuerst in den Turm ein. Gleich nachher (August 1218) starb der Beherrscher von Ägypten, Adel, der Bruder Saladins, und sein Sohn Kamel (Al Kamil), der ihm in Ägypten nachfolgte, sah sich infolge einer Verschwörung unter den Seinigen, die er freilich vereitelte, genötigt, die Stadt zu verlassen; die Christen konnten aber aus diesem Umstande keinen Vorteil ziehen, teils weil Kamels Bruder Moattam oder, wie er von den Abendländern genannt wird, Corradin, der Beherrscher von Damaskus, schon drei Tage nachher erschien und alles wieder in Ordnung brachte, teils weil Kamel selbst in Ägypten einen Anhang gefunden hatte, teils weil der Legat Pelagius bei den Kreuzfahrern die oberste Leitung in Anspruch nahm und dadurch Zwietracht unter ihnen stiftete. Auch kehrte im Frühjahr 1219 der edle Leopold von Österreich mit vielen anderen nach Europa zurück. Doch vermehrte sich im Sommer die Zahl der Kreuzfahrer durch Neuankommende wieder so sehr, daß Kamel Friedensvorschläge machen ließ. Er erbot sich, den Abzug der Belagerer durch Abtretung fast des ganzen ehemaligen Königreichs Jerusalem zu erkaufen, alle gefangenen Christen frei zu lassen, das echte heilige Kreuz auszuliefern und sogar zur Wiederherstellung der Mauern von Jerusalem Geld herzugeben. Hierüber entspann sich ein heftiger Zwist zwischen dem König von Jerusalem, Johann von Brienne, und dem Stellvertreter des Papstes, dem raubsüchtigen Pelagius; jener wollte das Anerbieten des Sultans angenommen haben, dieser bestand auf der Fortsetzung der Belagerung, angeblich, weil Kamel auch einige syrische Burgen ausliefern solle. Nach dem Dichterspruche, daß immer das Schlechtere den Sieg davontrage, behielt auch diesmal der Legat recht. Man blieb vor der Stadt liegen, bis dieselbe im November sich den Christen ergeben mußte. Diese fanden, als sie eingedrungen waren, von den 70 000 Einwohnern 67 000 durch Hunger, Elend und Krankheiten aufgerieben und die Straßen mit Leichen bedeckt. Die Beute war unermeßlich; sie ward unter die Kreuzfahrer verteilt und

die Stadt selbst für einen Bestandteil des Reichs Jerusalem erklärt. Oliverius preist seine Heimat Köln glücklich, daß ihre Söhne zu einer solchen Großthat mitgewirkt hätten. Bei dieser Gelegenheit ließ es Jaques de Vitri, Bischof von Akkon, sich angelegen sein, Hunderte von Kindern der Moslemin unterzubringen und als Christen erziehen zu lassen; freilich überlebten viele derselben, durch die erlittene Not geschwächt, die Taufe nicht lange. Sollen doch überhaupt nur 100 gesunde Menschen in der Stadt gefunden worden sein.

Bald nachher geriet der König Johann mit dem herrschsüchtigen Legaten wegen des Besitzes von Damiette in einen so heftigen Streit, daß er sich vom Heere trennte und nach Syrien begab. Während nun Pelagius den Oberbefehl führte, legte Kamel oberhalb Damiette an einem Arme des Nils ein verschanztes Lager an, aus welchem die Stadt Mansurah entstand. Der Legat hoffte vergebens auf die Ankunft des Kaisers Friedrich II., der dem Papste schon längst einen Zug versprochen und bei seiner Krönung (1220) feierlich in der Peterskirche das Kreuz genommen hatte. Ein ganzes Jahr ging nutzlos verloren; als endlich das Heer unter Anführung des stolzen Pfaffen gegen Mansurah ziehen sollte, verweigerten alle den Gehorsam und verlangten, daß der starke und wackere König Johann zurückgerufen werde. Dieser erschien erst im Juli, also zu einer Zeit, wo die jährliche Anschwellung des Nils bereits begonnen hatte, und führte dessenungeachtet das Heer gegen die Stadt Mansurah. Freilich war dieses Heer eines der zahlreichsten, welches die Lateiner je im Orient vereinigt hatten; aber auch die Fürsten des Ejubidischen Hauses hatten auf kurze Zeit ihren Zwist vergessen; sie strömten von allen Seiten her zum Schutze Kamels zusammen, und noch furchtbarer war die Gefahr, welche Jahreszeit und Bodenbeschaffenheit den Christen brachten. Die Moslemin durchstachen die Dämme der Nilkanäle, und die Kreuzfahrer gerieten durch die künstlich gebildeten Moräste bald in eine verzweifelte Lage, welche dadurch noch verzweifelter wurde, daß die Zahl der Christen so groß war. Außerdem umschwärmten unzählige leicht bewaffnete Syrer, Araber und Neger, welche von einer starken und trefflichen Reiterei gedienter Kurden und Türken unterstützt wurden, das christliche Heer. Zum Glück wünschten Kamel und Moattam aufs sehnlichste, Damiette sobald als möglich wieder zu besitzen. Sie verstanden sich aus diesem Grunde zu Unterhandlungen und schlossen (August 1221) einen Waffenstillstand auf acht Jahre und zugleich einen Vertrag, vermöge dessen den Christen unter der Bedingung, daß sie Ägypten räumten, ein völlig freier Abzug gewährt und das heilige Kreuz nebst allen Gefangenen zurückgegeben ward; aus Menschlichkeit schickte der Sultan Kamel auch Nahrungsmittel in das Lager der notleidenden Christen.

Im September verließen die Kreuzfahrer das Land, nachdem vorher Kamel wieder in den Besitz Damiettes gelangt war, und auch die mohammedanischen Scharen zerstreuten sich in ihre Heimat. Das ganze Unternehmen hatte dem geldarmen und schwachbevölkerten Europa unermeßliche Summen und eine außerordentlich große Zahl von Menschen gekostet. Der Papst allein hatte außer anderen Beiträgen einmal 5000 und ein andermal 15000 Mark (= 2- und 600000 *M* unseres Geldes) geschickt, und in Deutschland und Polen war für diesen Zug der zwanzigste Teil der Einkünfte von allen Kirchengütern erhoben worden. Man sieht bei dieser Gelegenheit, wie damals alles Geld nach Italien floß, weil dieses Land nicht allein die Bank von Europa, der Mittelpunkt des abendländischen Handels und der Hauptsitz der europäischen Fabriken war, sondern auch den größten Teil vom Ertrage der Pfründen des Occidents besaß und den Zoll des Aberglaubens, wie die Frucht der Kreuzzüge ganz allein an sich zog. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß Italien damals die größte See- und Landmacht der Welt besaß. Unteritalien allein war in dieser Hinsicht den übrigen europäischen Staaten in ebendem Grade überlegen, als es denselben jetzt nachsteht; Pisa und Genua zusammen hatten eine Seemacht, welche der sizilianisch-neapolitanischen gleich war; Venedig aber konnte aus seinen sämtlichen Besitzungen das Doppelte aufbringen. Noch eine andere Bemerkung verdient hier einen Platz, weil sie uns die Toleranz der Ejubiden und den innigen Verkehr zwischen Christen und Mohammedanern sowie den ungestörten Austausch der Ideen des Orients und Occidents zeigt. Der heilige Franziskus von Assisi, der Stifter des einen der beiden Bettelorden, kam im Sommer 1219 nach Damiette und begab sich von da in das Lager der Feinde, um das Christentum zu predigen; namentlich gedachte er den Sultan entweder zu bekehren oder auf dessen Befehl als Märtyrer zu sterben. Kamel empfing den Heiligen nicht ungünstig, im übrigen aber wurde demselben weder das eine noch das andere zu teil. Auch seine damals noch unverdorbenen Schüler verkündigten den ägyptischen und syrischen Mohammedanern ungestört die christliche Lehre und fanden eine freundliche Aufnahme, bis sie auf Mohammed selbst zu schimpfen begannen. Der fromme und nicht gerade unverständige Geschichtschreiber des ersten ägyptischen Kreuzzuges, Oliver von Köln, nahm diese Milde und Toleranz für Neigung zum Christentum und richtete deshalb vor dem Abzuge des Heeres aus Ägypten einen wohlgemeinten Bekehrungsbrief an Kamel und ein belehrendes Schreiben an die ägyptischen Gottesgelehrten; seine Bemühungen waren aber ebenso unwirksam, als der Versuch des heiligen Franziskus und seiner Schüler.

Das Mißlingen des ägyptischen Kreuzzuges ward in Europa ganz

allein dem deutschen Kaiser Friedrich II. schuld gegeben, welcher schon bei seiner Krönung in Aachen (1215) sowie fünf Jahre später gelegentlich der Kaiserkrönung (22. Nov. 1220) in Rom das Kreuzgelübde abgelegt und das letzte Mal sich noch dazu ganz bestimmt verpflichtet hatte, im nächsten Jahre nach Ägypten zu ziehen. Er war seinem Versprechen nicht treu geblieben, weil er infolge der sizilianischen Verhältnisse gute Gründe hatte, in Europa zu bleiben, und selbst als er endlich 40 Galeeren abschickte, ließ er diese, wie man behauptete, absichtlich zu spät auslaufen. Auch nachher hielt er den Papst mit täuschenden Worten hin, und sein Kabinett, in welchem maurisches Talent mit neapolitanischer Arglist und mit der italienischen Advokatenbildung jener Zeit vereinigt war, begegnete allen Bemühungen des römischen Stuhles, den kaiserlichen Kreuzzug zu stande zu bringen, mit einer fast unglaublichen Feinheit und Schlauheit. Es ist gleichwohl anzunehmen, daß ihm weniger die Kreuzfahrt an sich zuwider war, als daß er Zeit und Gelegenheit abwarten wollte, eine solche mit weltlicher Machtfülle, wie einst sein Großvater, und ohne geistliches Dreinreden zu unternehmen. Honorius klagte und schalt in seinen Briefen an Friedrich; dieser gab neue Versprechungen, und der Papst ließ sich noch einmal täuschen. Der letztere berief darauf seinen Legaten Pelagius, den König Johann von Brienne und den Patriarchen von Jerusalem nach Italien, um Beschlüsse über den kaiserlichen Kreuzzug zu fassen.. Die Eingeladenen erschienen, Friedrich ließ sie sich zerarbeiten und lachte, indem er dem Papste einen thränenvollen Brief über den Zustand des heiligen Landes schrieb (1222). Endlich fand im Frühling 1223 eine Zusammenkunft in Ferentino statt, auf welcher der Kaiser einen zweijährigen Aufschub des Kreuzzuges zu bewirken wußte und sich mit Jolantha, der Tochter Johanns von Brienne, verlobte. Der Plan zu diesem Unternehmen scheint von dem Großmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, einem der weisesten Männer seiner Zeit, ausgegangen zu sein. Johann reiste nun, mit einem Rundschreiben des Papstes versehen, zu den Königen von England, Frankreich und Spanien, und Honorius schickte außerdem noch sehr dringende Briefe an andere Fürsten und Bischöfe. In England fand der wandernde König wenig Trost; in Frankreich bedachte Philipp August kurz vor seinem Tode, der in dieser Zeit erfolgte, das Heilige Land wenigstens in seinem Testamente, indem er dem Könige Johann, den Tempelherren und den Johannitern eine bedeutende Summe vermachte; in dem frommen Kastilien, wohin sich Johann nach einer Wallfahrt an das Grab des heiligen Jakob von Compostella verfügte, gab man ihm ebenfalls eine reichliche Beisteuer, ungeachtet man auf eigenem Boden für den Glauben zu kämpfen hatte. Dort vermählte sich der alte

Mann, der bereits zum zweitenmale Witwer war, mit einer Schwester des kastilianischen Königs Alfons IX., was nachher zu dem Ausbruche des Zwistes zwischen ihm und Friedrich nicht wenig beitrug. Als er endlich ohne genügenden Erfolg seiner Reise nach Italien zurückgekehrt war, bewirkte er selbst beim Papste einen abermaligen zweijährigen Aufschub für Friedrich. Dieser wiederholte in einem besonderen Vertrage zu St. Germano (25. Juli 1225) und mit der feierlichen Erklärung, daß er im Falle der Wortbrüchigkeit sich selbst des Bannfluches schuldig erkenne, sein Versprechen aufs neue und vermählte sich dann zu Brindisi mit Jolantha, die von Tyros aus auf einem hochzeitlich geschmückten Schiffe dorthin gelangt war; oder vielmehr er nahm dieselbe zu den anderen Frauen, die er bei sich hatte, in seinen Harem auf. Der verschlagene und herrschsüchtige Mann hatte bei dieser Vermählung seine besonderen Absichten: er wollte sich dadurch den Titel und die Rechte eines Königs von Jerusalem verschaffen, welche Johann nur als Gemahl von Jolanthas Mutter besaß, und die dem Kaiser dazu dienen sollten, die im Interesse der Religion zusammengesteuerten Schätze der Christenheit noch mehr, als er schon seit langer Zeit gethan hatte, zur Vermehrung seiner See- und Landmacht zu verwenden. Friedrich nahm deshalb nicht nur sogleich den Namen eines Königs von Jerusalem an, sondern er ließ auch (1226) durch den Bischof von Amalfi, den er mit 300 sizilianischen Rittern nach Palästina schickte, dort die Huldigung für sich annehmen. Obgleich Johann ihm hierin keinen gültigen Rechtsgrund entgegensetzen konnte, so zerfiel er doch über diese Sache ganz mit seinem Schwiegersohne, den er vorher schon durch seine Einmischung in die neapolitanischen Angelegenheiten erbittert hatte. Johann war nämlich mit den Anhängern Tankreds, dessen Tochter die Gemahlin seines Bruders, Walter von Brienne, gewesen, in verdächtigen Verkehr getreten, um dem hinterlassenen Sohne des letzteren, welchen Friedrich völlig ausgeplündert hatte, zu seinem Erbe zu verhelfen.

Mit dem Papste blieb Friedrich bis zu dessen Tode (1227) in Verkehr, obgleich der Ton ihrer Korrespondenz immer bitterer wurde und Honorius den alten, auf seinen Schwiegersohn heftig erbosten Johann zu seinem Statthalter in dem größten Teile des Kirchenstaates bestellte. Das letztere war freilich ein entschieden feindseliger Schritt gegen den Kaiser; man wird denselben aber gerechtfertigt finden, wenn man bedenkt, daß Friedrichs ganzes Benehmen in einer fortwährenden Heuchelei und Täuschung bestand, während der Papst mit redlichem Eifer und mit rastloser Anstrengung bemüht war, die Völker seiner Kirche zum Kreuzzuge zu bewegen und die Mittel dafür zusammenzubringen. Honorius' Nachfolger, der bei seiner Erhebung (März 1227)



Papſt Gregor IX.



Papſt Honorius III.

bereits hochbejahrte Gregor IX., zerfiel bald nach seinem Regierungsantritt ganz und gar mit dem Kaiser. Es sammelte sich nämlich, als die Zeit des von Friedrich feierlich zugesagten Zuges gekommen war (Sommer 1227), eine bedeutende Anzahl Kreuzfahrer in Apulien, während viele andere bereits nach Palästina gezogen waren und dort den Kaiser erwarteten. Dieser verzögerte aber auch dann noch immer die Abfahrt. Das heiße Klima von Apulien erzeugte tödliche Krankheiten unter den Kreuzfahrern, viele kehrten nach Hause zurück, und auch von diesen kam die Mehrzahl unterwegs auf eine klägliche Weise um. Gleichwohl ließ der Kaiser ein bedeutendes Heer absegeln und ging am Anfang des September zugleich mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen in die See; doch kehrte sowohl er selbst als sein frommer Gefährte nach wenigen Tagen wieder zurück, da auch sie von Krankheit befallen waren. Der Kaiser gebrauchte nun die Bäder von Puzzuoli; Landgraf Ludwig aber starb zu Otranto und hinterließ daheim auf der Wartburg eine junge Witwe, die berühmte heilige Elisabeth, eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn. Ganz Europa schrie über Friedrich, und der Papst schleuderte am 29. September den Bannfluch gegen ihn; alle waren davon überzeugt, daß Friedrichs Krankheit nur fingiert gewesen sei. Bald nachher erhielt Friedrich von den Mohammedanern selbst eine Einladung zum Zuge nach Palästina. Um dies zu begreifen, muß man sowohl die unter Saladins Nachfolgern ausgebrochenen Streitigkeiten, als auch Friedrichs Verhältnis zur mohammedanischen Welt überhaupt ins Auge fassen. Der Kaiser stand von jeher den Ungläubigen des Orients näher, als irgend einer seiner Vorgänger, und war unter ihnen fast berühmter, als unter seinen eigenen Glaubensgenossen. Seine besten Soldaten und seine treuesten, reichsten, gelehrtesten Diener und Unterthanen in beiden Sizilien waren Mohammedaner oder hatten doch von Bekennern des Islams ihre Bildung empfangen. Er selbst verdankte diesen einen Teil seiner umfassenden Kenntnisse und folgte einer Philosophie, die sich eher dem Islam, als dem Christentum anpassen ließ, so daß ein Mohammedaner der folgenden Zeit von ihm geradezu sagt: er sei in seinem Herzen den Moslemin ebenso sehr zugethan gewesen, als er sich durch seine Liebe zu ihren philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien ausgezeichnet habe, und man werde dies erklärlich finden, wenn man bedenke, daß er seine Jugend auf der größtenteils von Mohammedanern bewohnten Insel Sizilien verlebt habe. Endlich verriet Friedrich auch in seinen Genüssen und Gewohnheiten die mohammedanische Lebensansicht, besonders hatte er eine Leidenschaft für Weiber, die ihm nicht weniger gefährlich war, als einst dem König Salomo. Alles dies machte den damaligen Beherrscher von Ägypten, Kamel, welcher eben-

falls nicht fanatisch für seinen Glauben eingenommen war, geneigt, den deutschen Kaiser gegen seine Verwandten zu Hilfe zu rufen. Kamel hatte sich mit seinem Bruder Moattam von Damaskus, einem fanatischen Christenfeinde, tödlich entzweit; dieser war aber nachher mit dem mächtigen Sultan der Chowaresmier, Dschelaleddin, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, in Verbindung getreten und hatte seinen zweiten Bruder, Aschraf, der am Euphrat und Tigris herrschte, ganz von sich abhängig gemacht, so daß Kamel, der Hauptgegenstand seines Grolles, allein stand. Kamel wandte sich daher an den Kaiser Friedrich und lud ihn förmlich ein, nach Palästina zu kommen. In dem Augenblick, als diese Einladung an Friedrich erging (Januar 1228), war er nicht im stande, einen solchen Zug zu unternehmen, da er sich mit den Lombarden völlig verfeindet hatte und vom Papste mit geistlichen Waffen verfolgt und mit weltlichen bedroht ward. Sobald jedoch die Lage der Dinge es erlaubte, neigte er nicht nur sein der Stimme der Religion und des Aberglaubens verschlossenes Ohr dem Gebote der Staatsklugheit, sondern er erhob sich auch als ein großer Mann, der durch Erziehung und Bildung schon im Knabenalter über die Vorurteile seiner Zeit gestellt worden war, über die Umstände. Das Kreuzheer des vorigen Jahres hatte sich ganz aufgelöst; der Papst suchte die ganze Welt gegen den Kaiser aufzuwiegeln und besonders die Neapolitaner, welche wegen der bisher sehr despotisch geführten Regierung Friedrichs unzufrieden waren, zum Aufstande zu reizen; Johann von Brienne drohte mit den Waffen und sammelte Tankreds und Walters Freunde; nichtsdestoweniger entschloß sich Friedrich, dem Gebote der Politik und dem Rufe Kamels zu folgen. Der Tod seiner zweiten Gemahlin, der jungen Jolantha, welche ihm die Anwartschaft auf Jerusalem zugebracht hatte, hielt ihn noch eine Zeitlang in Unteritalien zurück; sie war wenige Wochen vorher von ihrem Sohne Konrad, dem späteren deutschen König, entbunden worden. Die Hauptgefahr, die Friedrich während seiner Abwesenheit von Jolanthens Vater und vom Papste zu befürchten hatte, die Aufwiegelung seiner sizilianisch-neapolitanischen Unterthanen, beseitigte er vermittelst seiner auf angeborenem Scharfsinn und auf Menschenkenntnis beruhenden Schlauheit; er warf in einer großen Reichsversammlung dem neapolitanischen Volke ein Spielzeug alter Rechte zu und äffte es durch feierliche Erklärungen. Daß es ihm damit nicht Ernst war, bewies er selbst dadurch, daß er sich nie daran band und seinen Unterthanen später ganz andere Rechte gab.

Friedrich schiffte sich im August 1228 von Brundusium nach Palästina ein und landete am 8. September in Akkon. Durch den schon im vorhergehenden Jahre erfolgten Tod Moattams war zwar der Haupt-

grund, warum die Mohammedaner des Kaisers Ankunft wünschten, weggefallen; allein Kamel und sein Bruder Aschraf hatten, als sie Moattams Länder unter sich teilen wollten, an dessen Sohn David einen kräftigen Gegner gefunden. Kamel nahm daher den Kaiser mit Ehrenbezeugungen und Freundschaftsversicherungen auf. Auch der Patriarch von Jerusalem, die Tempelherren und Johanniter begrüßten ihn feierlich als ihren Herrn und Schützer. Schon wenige Wochen nachher zeigten jedoch die Häupter der Christen und der ägyptische Sultan, wie wenig aufrichtig ihre Versicherungen gewesen waren. Die Christen änderten den Ton, sobald zwei Franziskanermönche, welche als Verkündiger der feindseligen Gesinnungen des Papstes dem Kaiser nachgeschickt worden waren, in Palästina erschienen und im Namen ihres Herrn den Fluch über ihn aussprachen; doch blieb ihm der Deutschmeister samt seinen Rittern treu zur Seite, und auch die beiden anderen Orden leisteten Heeresfolge, aber nicht mit aufrichtigem Sinn und nur unter der Bedingung, daß die Befehle im Namen Gottes und nicht eines gebannten Kaisers erteilt würden. Der Sultan aber, dessen Hauptgegner, der Beherrscher von Chowaresmien, sich von den Mongolen bedroht sah, bedurfte jetzt des Kaisers nicht mehr, ja, er mußte sogar von seiner Einmischung in die mohammedanischen Händel Gefahr besorgen. Indessen war Kamel gerade aus diesem Grunde zu einem Frieden geneigt, und da auch der Kaiser denselben wünschen mußte, so ward zwischen beiden bald ein Waffenstillstand auf zehn Jahre geschlossen, nach welchem die Christen Jerusalem und die anderen heiligen Orte von Palästina, namentlich Bethlehem und Nazareth samt dem Küstensaum nördlich von Joppe bis Sidon, zurückerhielten und dagegen den Festungen und der Wiedereroberung des ganzen Landes entsagten. Dieser Vertrag ward dem Kaiser von seinen Glaubensgenossen zum größten Verbrechen gemacht, insbesondere weil den Mohammedanern der Besitz und freie Besuch eines ihnen in hohem Grade heiligen Wallfahrtsortes, der Moschee Omars, in Jerusalem zugesichert blieb. Der Patriarch von Jerusalem verschaffte sich eine Abschrift des Vertrages, schickte sie an den Papst, stellte in einem Rundschreiben an alle europäischen Mächte die zwischen Kamel und Friedrich getroffene Übereinkunft als einen Bund mit dem Teufel dar und brachte ein ganzes Register von Beschwerden in Umlauf. Friedrich achtete dessen wenig und zog unter den heftigsten Streitigkeiten mit den Geistlichen in Jerusalem ein (März 1229). Hier setzte er in der Kirche des Heiligen Grabes sich selbst die Krone auf (18. März) und ließ durch den allgemein hochgeachteten Hermann von Salza eine Rechtfertigung in deutscher und lateinischer Sprache vortragen; der Patriarch aber belegte Jerusalem und die Kirche des Heiligen Grabes mit dem

Interdikt. Hierauf begab sich der Kaiser nach Ptolemais. Die ihm feindseligen Geistlichen des Landes bestrafte er mit großer Strenge, er verjagte sie und setzte Männer seiner Partei an ihre Stelle. Wenn man erwägt, daß auch der Papst seinerseits es ebenso zu machen pflegte, so wird man den Kaiser dieses Verfahrens wegen nicht tadeln; ganz anders verhält es sich aber mit seinem Benehmen gegen die Ungläubigen. Er trat mit denselben in einen so innigen Verkehr, daß dadurch notwendigerweise Argwohn erregt ward. Schon in der ersten Hälfte des Mai kehrte er nach Europa zurück.

Das Königreich Jerusalem befand sich nach Friedrichs Entfernung in einem sehr zweifelhaften Verhältnis, so daß es zwischen Krieg und Frieden in der Mitte stand und niemand vor dem Fanatismus der Mohammedaner sicher war, während im Inneren des Reiches selbst die Großen und der Klerus mit dem Stellvertreter des Königs stritten, durch welchen sie sich in ihren Rechten gekränkt glaubten. Doch wurde der von Friedrich geschlossene Frieden, welchen endlich auch der Papst anerkannte, aufrecht erhalten. In Europa war Gregor IX. für das christliche Reich im Orient unausgesetzt thätig. Er ließ Schreiben an die Fürsten des Abendlandes ergehen, sammelte Geld und suchte eine große Versammlung zu stande zu bringen, wie sie einst in Clermont gehalten worden war; allein seine Bemühungen hatten nur geringen Erfolg, weil die Art, wie seine Leute den frommen Sinn der Zeit mißbrauchten, weit mehr schadete, als alle seine rührenden Briefe nützen konnten. Die ausgesandten Kreuzprediger nämlich, welche fast insgesamt Bettelmönche waren, trieben mit der ihnen erteilten Vollmacht einen förmlichen Handel: sie boten den Ablaß, der den Kreuzfahrern gewährt war, auch allen anderen feil, lösten für Geld jeden, der das Kreuzgelübde gethan hatte, von seiner Verpflichtung, machten dadurch nicht nur ihre eigenen Bemühungen, sondern auch die Absichten des Papstes verdächtig und bewirkten, daß der Eifer für die Rettung des Heiligen Landes erkaltete. Nichtsdestoweniger unternahmen nach dem Ablauf des kaiserlichen Waffenstillstandes viele französische Herren unter dem König Thibaut von Navarra einen Kreuzzug. Ihre Uneinigkeit stürzte sie aber ins Verderben. Der Kaiser Friedrich nahm sich derjenigen von ihnen, welche in Gefangenschaft geraten waren, freundlich an, und so groß war sein Ansehen im Orient, daß er durch seine bloße Verwendung eine Milderung ihres Schicksals bewirkte.

7. Ludwigs des Heiligen Kreuzzug nach dem Orient.

Während die christliche Herrschaft in Palästina immer mehr sank, begann auch das Reich der Ejubiden zu zerfallen. Von außen her

ward dasselbe von den Chowaresmiern und Mongolen bedroht, und im Inneren steigerte sich die Zwietracht zwischen den einzelnen Gliedern des herrschenden Geschlechts. Die beiden Brüder Kamel und Aschraf stellten zwar, nachdem sie ihren Neffen, den Sohn Moattams, um sein Erbe gebracht und dasselbe unter sich geteilt hatten, Frieden und Freundschaft her; bald darauf zerfielen sie aber schon wieder, und nach Aschrafs Tode riß Kamel auch das von diesem hinterlassene Land an sich. Schon im nächsten Jahre (1238) starb Kamel, und nun kämpften seine beiden Söhne sowohl untereinander, als auch mit anderen Verwandten um die Herrschaft, bis es 1240 dem einen von ihnen, Saleh Ejub, mit Hilfe der treulosen Soldaten seines Bruders gelang, diesen zu stürzen und sich zum Herrn von Ägypten aufzuwerfen, während sein Oheim, Saleh Ismael, Damaskus besetzte. Saleh Ejub war der eigentliche Urheber der Mameluckenregierung in Ägypten, durch welche bald nachher der Herrschaft der Ejubiden in diesem Reiche ein Ende gemacht wurde. Die Mamelucken waren Sklaven meist türkischen, zum Teil auch tscherkessischen Stammes, die man den Mongolen unter Dschengischan und seinen Nachfolgern abgekauft und militärisch eingeübt hatte, um aus ihnen die Leibwache und den Kern des Heeres zu bilden; sie erlangten unter den Ejubiden dieselbe verderbliche Bedeutung, wie früher unter den Ikschiden. Sie hatten Saleh Ejub auf den Thron erhoben, weil er sich besser zu einem Werkzeuge in ihrer Hand zu eignen schien, als sein Bruder. Er entledigte sich zwar der gefährlichen Mietlinge, sobald er seine Herrschaft fest gegründet hatte, schuf aber nachher eine neue Mameluckenleibwache, welche unter dem Namen der baharidischen Mamelucken bald wieder alle Stellen besetzte und die ganze Regierung von sich abhängig machte. Auf diese Weise untergrub Ejub Saleh die Macht seines Reiches im Inneren; nach außen dagegen breitete er seine Herrschaft auf Kosten seines Oheims, Saleh Ismael von Damaskus, so weit aus, daß es eine Zeitlang den Anschein hatte, als wenn Syrien und Ägypten wieder dauernd miteinander verbunden werden sollten. Saleh Ismael hatte sich durch ein Bündnis mit anderen syrischen Fürsten und mit den Christen von Palästina gegen die Übermacht seines Neffen zu sichern gesucht; dies nützte ihm aber nichts, weil Saleh Ejub zufälligerweise Gelegenheit erhielt, sein Heer durch einen ansehnlichen Zuwachs zu verstärken. Kurz vorher war nämlich das Reich Chowaresmien den Angriffen der Mongolen völlig erlegen, und die türkischen Söldnerscharen des chowaresmischen Herrschers hatten sich nach Westen gewendet und das Land Syrien überschwemmt. Hier erlitten sie eine bedeutende Niederlage, traten darauf größtenteils in den Sold des ägyptischen Sultans Saleh Ejub, eroberten zuerst Tiberias und dann

auch Jerusalem (1244), wo sie die Häuser plünderten, die Einwohner erschlugen, das Heilige Grab zerstörten und die Gräber der christlichen Könige aufwühlten. Sodann vernichteten sie bei Gaza die unter Saleh Ismael vereinigte christliche und mohammedanische Macht von Syrien und verhalfen im nächsten Jahre dem ägyptischen Sultan zum Besitze der Stadt Damaskus, in welche dieser dann seinen Sitz verlegte. Nur auf Raub, Mord und Verheerung bedacht, richteten sie zwar gleich nachher ihre Waffen auch gegen Saleh Ejub, sie wurden aber von demselben besiegt und zerstreut, so daß sie seit der Zeit verschwanden. Die Ägypter eroberten hierauf (1247) auch Tiberias und Askalon, und das christliche Reich geriet in eine so hilflose Lage, daß der von dem französischen Könige, Ludwig IX., gelobte Kreuzzug durchaus nötig zu sein schien, um den letzten Rest desselben vor dem Untergang zu bewahren.

Ludwig IX. (geb. am 25. April 1215), mit dem Beinamen des Heiligen, war 1226 nach dem Tode seines Vaters, Ludwigs VIII., als 11jähriger Knabe König von Frankreich geworden, und bis zu seiner Volljährigkeit hatte seine Mutter, Blanca, eine Prinzessin von Kastilien, die vormundschaftliche Regierung geführt. Blanca war eine kirchlich fromme Frau und stand ganz unter dem Einfluß eines römischen Kardinals, so daß dieser ihr sogar noch mehr als Ratgeber und Freund zu sein schien. Dies bestimmte die ganze Richtung von Ludwigs Charakter, welcher zwar deutliche Spuren des den Franzosen eigentümlichen praktischen Lebensverstandes zeigte, hauptsächlich aber auf dem Gemüte beruhte und von einer ängstlichen Sorge für äußere Religionspflichten geleitet ward. Der letzteren Seite von Ludwigs Charakter muß man die Art zuschreiben, wie er gegen den Rat seiner Mutter und Brüder sowie aller Vernünftigen die Verpflichtung zu einem Kreuzzuge übernahm und erfüllte. Im Jahre 1234 hatte sich der Papst Mühe gegeben, ihn und den König von England, mit welchem Ludwig damals in Krieg verwickelt ward, zum Frieden und zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen die Ungläubigen zu bewegen; Ludwig hörte aber ebensowenig damals auf die päpstliche Ermahnung, wie er zwei Jahre nachher sich durch den Römischen Stuhl von der Bekriegung des Königs Thibaut von Navarra abhalten ließ, der zugleich Graf von Champagne war und seine Anmaßungen durch das Gelübde eines Kreuzzuges zu unterstützen suchte. Dagegen legte er acht Jahre später (1244), als er in einem heftigen Fieberanfall eine Vision gehabt zu haben meinte, ganz unerwartet das Kreuzgelübde ab. Der Papst Innocenz IV. säumte nicht, diese Sinnesänderung zu benutzen, und ließ durch einen Legaten sogleich die französischen Bischöfe und Großen zur Teilnahme auffordern, während auch der König allerlei Mittel an-

wandte, um dieselben dazu zu bewegen. Die vereinten Bemühungen des Papstes und des Königs hatten den Erfolg, daß viele Franzosen das Kreuz nahmen. Unter ihnen befanden sich zum großen Nachteil des Unternehmens Ludwigs drei Brüder, welche ihm sehr unähnlich waren, Robert von Artois, Alfons von Poitou und Karl von Anjou. Auch seine Gemahlin Margarete von Provence begleitete ihn; seiner Mutter übergab er für die Dauer des Zuges die Regentschaft. Noch im letzten Augenblicke suchte man den König zu bewegen, das Unternehmen aufzugeben, der Erzbischof von Paris versicherte ihm, er brauche sich an das Gelübde nicht gebunden zu erachten, da er es in der Krankheit abgelegt habe, aber es half nichts.

Erst im August 1248 waren die Rüstungen beendigt. Das französische Kreuzheer schiffte sich darauf in Aigues Mortes ein und landete Mitte September glücklich in Cypern, wo der König Heinrich von Lusignan seine Landsleute glänzend empfing und nach seiner Hauptstadt Nikosia geleitete. In Cypern, wo die Franzosen überwinterten, ward beschlossen, den ersten Angriff nicht gegen die mohammedanische Macht in Palästina, sondern gegen Ägypten zu richten. Zugleich knüpfte Ludwig dort eine Verbindung mit den Mongolen an, welche damals die mohammedanischen Staaten in Syrien mit dem Untergange bedrohten. Den Anlaß dazu gab die Ankunft einer Gesandtschaft, welche angeblich von dem Großchan der Mongolen kam, in Wirklichkeit aber von einem mongolischen Unterbefehlshaber geschickt worden war, der aus aufgefangenen Briefen die Absichten des französischen Königs erfahren hatte und sich desselben zu seinen Zwecken zu bedienen hoffte. Ludwig merkte die Täuschung nicht und erwiderte die Botschaft durch die Absendung einiger Mönche, denen er bedeutende Geschenke von Erzeugnissen des italienischen Kunstfleißes mitgab; doch wurde er dabei mehr durch die Hoffnung, daß die Mongolen Christen werden könnten, als durch die erwarteten Vorteile der politischen Verbindung mit ihnen geleitet.

Zur Überfahrt nach Ägypten, die erst im Mai 1249 erfolgte, bediente sich Ludwig venezianischer und genuesischer Schiffe, die er in Acre mieten ließ, und die habgierigen italienischen Handelsleute wußten auch bei dieser Gelegenheit durch außerordentlich hohe Fahrpreise Nutzen aus dem Glaubenskriege zu ziehen. Der ägyptische Sultan, Saleh Ejub, war bereits durch den deutschen Kaiser Friedrich II. von Ludwigs Rüstungen in Kenntnis gesetzt worden, und Friedrich sowohl, als der Kalif von Bagdad hatten ihn zu einer Aussöhnung mit den anderen Ejubiden zu bewegen gesucht; daran war jedoch durchaus nicht zu denken gewesen. Überdies erkrankte Saleh, gerade als er aus Damaskus nach Ägypten eilte, sehr gefährlich. Die Franzosen erschienen

einige Tage nach Pfingsten (1249) an der Küste von Ägypten. Sie fanden, als sie in der Nähe von Damiette ihre Landung bewerkstelligten, nur unbedeutenden Widerstand und bemächtigten sich sogleich, ohne einen einzigen Mann einzubüßen, der wichtigen Festung Damiette, weil die vom Sultan getroffenen Vorkehrungen sehr unzweckmäßig und ganz unzureichend waren. Saleh hatte nämlich die Verteidigung von Damiette einem arabischen Stamme anvertraut, obgleich dieses Volk zu nichts weniger geeignet ist, als zum Aushalten einer Belagerung; er hatte außerdem die Führung seines ziemlich großen Heeres der Leitung des Emirs Fachreddin übergeben, der sich entweder äußerst feig oder sehr ungeschickt benahm. Dazu kam noch, daß Salehs Truppen, obgleich sie die Nachricht von der Landung der Christen dreimal durch Brieftauben an den Sultan meldeten, von diesem keine Antwort erhielten und in der Meinung, er sei gestorben, nicht wußten, was sie thun sollten. Die Christen beschlossen den Angriff, obwohl mehrere Hundert Schiffe auf der Fahrt von Cypern nach Ägypten den Weg verloren hatten und noch fehlten. Bei diesem Angriff sprangen die französischen Ritter, unter ihnen der fromme König, in den Nil und standen bis an die Brust im Wasser. Fachreddin zog sich, um einem Treffen auszuweichen, von einem Ufer des Nils auf das andere, die arabische Besatzung von Damiette aber, welche dadurch ihren Stützpunkt verlor, räumte die bedeutende Festung und überließ sie mit allen ihren Werken und unermeßlichen Reichtümern den erstaunten Christen. Am Sonntag nach Trinitatis zog der König von Frankreich in Damiette ein, barfuß und mit entblößtem Haupte, mit ihm seine Gemahlin, König Heinrich von Cypern und der Patriarch von Jerusalem. Die Moscheen wurden alsbald mit Kreuzen versehen und so in Kirchen umgestaltet. Der Sultan war darüber, als er dies erfuhr, außer sich vor Wut und ließ nach einigen die ganze Besatzung, nach anderen ihre Offiziere aufknüpfen. Die Sache selbst war aber nicht zu ändern, und die Franzosen hatten festen Fuß im Lande gefaßt. Doch war auch für diese damit noch keineswegs alles gewonnen, weil das Land gute natürliche Verteidigungsmittel hatte und beim Vordringen in das Innere noch große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Besonders war die Stadt Mansurah, welche oberhalb Damiette in einer von Kanälen vielfach durchschnittenen Gegend lag, gerade für einen Fall, wie der jetzt eintretende war, angelegt worden. Auch blieben die Franzosen unglücklicherweise bis zum Herbst unthätig in Damiette liegen, weil sie teils erst die unter Alfons von Poitou nachfolgenden Verstärkungen abwarteten, teils über die Zeit der jährlichen Überschwemmung des Nils in Ungewißheit waren.

Nach der Ankunft seines Bruders, des Grafen Alfons, ließ sich

Ludwig von demselben zu dem unglücklichen Entschlusse bewegen (November 1249), auf Kairo loszugehen, obgleich die verständigeren unter seinen Führern nachdrücklich davon abrieten. Das christliche Heer war, als es gegen Ende November aufbrach, 60 000 Mann stark, und unter diesen befanden sich 20 000 Ritter. Die Menge und gute Ausrüstung wog aber den Nachteil nicht auf, welchen die vielen Arme und Kanäle des Flusses, die Feuchtigkeit des Bodens, der Mangel an leichter Reiterei und die Geschicklichkeit, mit der die Feinde vom griechischen Feuer Gebrauch machten, den Christen brachten. So wurde diese Erfindung, die einst zur Bekämpfung der Mohammedaner gemacht worden war, jetzt, ungefähr 80 Jahre vor Erfindung des Schießpulvers, von diesen gegen die Streiter des Kreuzes angewandt. Wie Joinville erzählt, fiel der König nach jeder Salve, die der Feind gab, auf die Kniee und rief: „Beau Sire, Dieu Jesus-Christ, garde moi et toute ma gent (lieber Herr Gott Jesus Christus, erhalte mich und all mein Volk)." Die Franzosen mußten nach kurzem Vordringen ihren Marsch einstellen und wurden zwei Monate lang an einer und derselben Stelle aufgehalten. Unterdessen war der Sultan Saleh Ejub gestorben, und eine seiner Frauen, Schagareddor, übernahm, indem sie seinen Tod verheimlichte, in Verbindung mit Fachreddin und mit den Führern der Mamelucken die Regierung, bis ihr Stiefsohn Turanschah, der sich damals am Tigris befand, nach Ägypten gekommen sei. Noch ehe dieser vor Mansurah eintraf, verdiente sich Fachreddin bei einem unerwarteten Angriff der Franzosen in den Augen seiner Glaubensgenossen die Märtyrerkrone, nachdem ihm früher der Kaiser Friedrich II. durch den Ritterschlag und der Sultan Saleh Ejub durch seine Gunst die Palme des höchsten weltlichen Ruhmes im Orient und Occident gereicht hatten. Im Anfange des folgenden Jahres (1250) gelang es endlich einem Teile der Franzosen nach zwei mörderischen Gefechten, nicht nur bis nach Mansurah, sondern auch in diese Stadt selbst zu dringen; unglücklicherweise ließ sich aber damals der unbesonnene Graf von Artois, Ludwigs Bruder, bei der Verfolgung der Feinde zu weit fortreißen, fand dabei den verdienten Tod und opferte zugleich mehrere Hunderte der tapfersten Ritter. Dieser Verlust bewirkte bei den Franzosen eine Zögerung, welche von den Ägyptern benutzt ward, um ihre Anstalten zu vollenden und einen Angriff auf die christlichen Schiffe zu machen, die bisher das französische Heer mit Lebensmitteln versorgt hatten. Der Angriff hatte den gewünschten Erfolg, und nun war den Franzosen plötzlich jede Zufuhr abgeschnitten. Mit dem Mangel rissen auch Krankheiten in ihrem Lager ein, und da dasselbe zu gleicher Zeit von unzähligen Scharen leichter Truppen umschwärmt war, so gerieten die Franzosen bald in eine verzweifelte Lage. Nichtsdestoweniger zeigte

sich der Sultan Turanschah, als er in Ägypten angekommen war, zu einem Frieden bereit; er kam sogar mit dem französischen König überein, es solle das ganze Heilige Land den Christen zurückgegeben werden, wenn die Franzosen Damiette räumten und Ägypten verließen; die Unterhandlungen zerschlugen sich aber, weil Turanschah, wie es heißt, den König selbst als Geisel des Vertrags verlangte. Die Franzosen mußten sich also zu dem fast unmöglichen Versuch entschließen, sich durch die Feinde durchzuschlagen. Kaum hatten sie dieses Wagnis zu unternehmen begonnen, als sie auf allen Seiten von den Feinden eingeschlossen und teils zusammengehauen, teils gefangen genommen wurden. Nur einige wenige entgingen dem allgemeinen Verderben und retteten sich durch die Flucht. Das Los der Gefangenen, unter welchen sich auch der König und seine beiden Brüder, die Grafen Alfons von Poitou und Karl von Anjou, befanden, war schrecklich. Turanschah ließ ganze Haufen derselben niederhauen, weil er wegen ihrer großen Menge nicht einmal die Verpflegungskosten aus ihrem Verkaufe zu erhalten hoffen konnte; die Überlebenden aber wurden von den Mamelucken aufs entsetzlichste mißhandelt und wiederholt mit dem Tode bedroht; wie Joinville erzählt, wurden von 10 000 Gefangenen in Mansurah alle diejenigen geköpft, welche sich nicht zur Annahme des Islams bereit erklärten. Dagegen verstand sich der Sultan zuletzt zur Freilassung des Königs und der Barone und schloß einen Waffenstillstand, nach welchem Damiette ihm zurückgegeben, den Christen der Besitz der Städte, welche sie in Palästina innehatten, gelassen und für die Gefangenen ein ungeheures Lösegeld gezahlt werden sollte (April 1250); zugleich wurde ein Waffenstillstand auf zehn Jahre festgesetzt. Bei den Unterhandlungen über den letzteren Punkt bewährte Ludwig eine ritterlich königliche Gesinnung. Obgleich die vom Sultan für die Begleiter des Königs geforderte Summe sehr groß war, so willigte er doch augenblicklich in dieselbe ein, weil sein nur auf unsterbliche Schätze gerichtetes Gemüt ein kaufmännisches Unterhandeln über Geld und Geldeswert verschmähte; über das Lösegeld für ihn selbst sollte die in Damiette zurückgebliebene Königin entscheiden.*) Der Sultan wollte ihm an

*) Als sie zuerst die Katastrophe der Gefangennehmung erfuhr, sah sie ihrer Niederkunft entgegen; sie bat einen alten Kriegsmann, ihr lieber den Kopf abzuschlagen, als daß auch sie in die Gewalt der Ungläubigen käme; nach Joinville: „Sir Chevalier, je vous requiers sur la foy que m'avez donnée, que si les Sarracins prennent ceste ville, vous me couppiez la teste, avant qu'ils me puissent prendre". Der Alte sagte zu, mit dem Bemerken, er habe selbst schon daran gedacht. Den Sohn, den sie zu Damiette gebar, nannte sie wegen der traurigen Umstände Tristan, ein Beispiel, wie manche Vorstellungen aus den Gedichten in das Leben übergingen.

Großmut nicht nachstehen und erließ aus freien Stücken einen beträchtlichen Teil der Summe.

Bei der Übergabe von Damiette kam Ludwig noch einmal in Lebensgefahr. Die Mamelucken zettelten nämlich in Verbindung mit Salehs Witwe, Schagareddor, eine Verschwörung an, ermordeten ihren Sultan Turanschah im Einverständnis mit dieser seiner Stiefmutter vor den Augen des französischen Königs und bedrohten dann auch die Barone mit dem Tode. Doch ward schließlich der geschlossene Vertrag, soweit er die Freilassung der Gefangenen betraf, von ihnen aufrecht erhalten, und der König fuhr auf einem genuesischen Schiffe nach Ptolemais. Da die übrigen Bedingungen nicht gehalten wurden, so sah sich auch Ludwig von der Verpflichtung zu dem 10jährigen Waffenstillstande befreit und beschloß, nicht nach Frankreich zurückzukehren, sondern in Palästina zu bleiben. Unter den Gründen, die ihn zu diesem Entschlusse trieben, war der für die Christen scheinbar sehr günstige Zustand der mohammedanischen Staaten nicht der unbedeutendste. Die Mörder Turanschahs, welche aus Tscherkessen, Mingreliern, Turkmannen, Kumanen und anderen als Sklaven eingekauften Anwohnern des Schwarzen Meeres bestanden, übertrugen die Regierung dem Namen nach der Witwe Salehs, weil dieselbe in Ägypten großes Ansehen genoß und als scheinbar gesetzmäßige Regentin ihnen zugleich auch zur Behauptung der Herrschaft in Syrien dienen konnte; die eigentliche Leitung der Dinge aber gaben sie einem ihrer Anführer, dem Turkmannen Ibek. Indessen ließen sich die Syrer durch diese Schlauheit der ägyptischen Garden nicht täuschen, sondern riefen einen Nachkommen Saladins, der in Aleppo herrschte, Nasr Jussuf, zum Sultan aus. Die nächste Folge davon war ein Krieg zwischen den Syrern und den ägyptischen Mamelucken, welcher den Christen in Palästina jedes Unternehmen erleichtern mußte. Dazu kam noch, daß in Ägypten eine Staatsänderung nach der anderen eintrat. Die Sultanin Schagareddor ward schon wenige Monate nach ihrer Erhebung wieder abgesetzt und ein Ejubide mit dem Herrschernamen bekleidet; auch diesen stürzten die Mamelucken nach einigen Jahren wieder, und nun trat eine allgemeine Verwirrung ein, weil keiner der Befehlshaber die Regierung allein zu übernehmen wagte und ein Diwan der Mameluckenführer das Land regierte, bis endlich ein tapferer Emir im Namen von Ibeks Sohn die Regierung übernahm. Diese Verhältnisse der mohammedanischen Staaten machten dem König Ludwig Mut. Er trat gegen die Ägypter mit dem Sultan von Syrien und sogar mit dem Alten vom Berge, dem Oberhaupte der Assassinen, in nähere Verbindung. Auch vom Großchan der Mongolen empfing er damals eine Anwort auf das Schreiben, welches er drei Jahre früher an ihn abgeschickt hatte. Sie lautete ganz anders,

als er erwartet hatte, und zerstörte nicht nur seine Hoffnung auf Bekehrung der Mongolen, sondern zeigte ihm auch, daß dieses Volk die Geschenke und Gesandtschaften fremder Völker nur als ein Zeichen der Unterwürfigkeit ansah, und der Großchan erwiderte Ludwigs Botschaft in dem Tone eines Gebieters.

Drei Jahre blieb Ludwig in Palästina; er konnte jedoch schon aus dem Grunde, weil sein Heer die ganze Zeit hindurch nur aus 1400 Gepanzerten bestand, nichts ausrichten. Das einzige Bedeutende, was er that, war die Wiederherstellung der Festungswerke in mehreren christlichen Städten. Als nun gar im Jahre 1253 die Ägypter und Syrer einen Frieden miteinander schlossen, in welchem sie den Jordan als Grenze zwischen ihren Reichen festsetzten, schwand jede Aussicht auf einen Erfolg seiner Unternehmungen, während er zugleich einsah, daß ein längeres Verweilen in Palästina ihm selbst und seinem Reiche von großem Nachteile sein werde. Seine Anwesenheit in Frankreich war um so mehr nötig, als seine Mutter, welche die Verwaltung des Reiches leitete, kurz vorher gestorben war. Selbst der Patriarch von Jerusalem und die Fürsten der christlichen Küstenstädte in Palästina rieten ihm zur Rückkehr. Er schiffte sich daher am 25. April 1254 nach Frankreich ein. Nach seiner Entfernung ging die christliche Macht in Palästina mit raschen Schritten ihrem Untergang entgegen. Die völlige Vernichtung derselben hängt mit den Revolutionen zusammen, welche durch das Erscheinen der Mongolen und Tataren in Nordasien veranlaßt wurden. Wir müssen daher unseren Blick zunächst auf die Geschichte des fernen Oberasiens richten, in dessen Steppen die verheerende Flut dieser Völker ihren Ursprung hatte.

8. Geschichte der Orientalen von der Entstehung des Reiches Chowaresmien bis auf das Erscheinen der osmanischen Türken in Kleinasien.

1. Die Chowaresmier und Ghoriden.

Das große Seldschukkenreich, welches durch Togrulbeg, Alp Arslan und Malekschah gegründet worden war, löste sich nach dem Tode des letzteren in kleine Staaten auf. Diese waren durch die scheinbare Obergewalt eines Großsultans nur schwach miteinander verbunden, und die seldschukkische Macht erlag bald einer neuen Dynastie, die sich in der zwischen dem Aralsee, dem Kaspischen Meere und dem Dschihunflusse (Oxus) gelegenen Provinz Chowaresmien aufwarf. Die chowaresmische Herrscherfamilie hatte denselben Ursprung, wie die meisten orientalischen Dynastieen: ein glücklicher Sklave schüttelte das

Joch ab und gründete auf denselben Säbel, auf welchem seines Herrn Despotismus geruht hatte, den seinigen. Anuschtekin, der Sklave eines Oberschenken am seldschukkischen Hofe, wußte sich unter dem Sultan Malekschah nach und nach so großen Einfluß zu verschaffen, daß er beim Tode seines früheren Herrn das Oberschenkenamt und die damit verknüpften Einkünfte der Provinz Chowaresmien erhielt. Sein Sohn, Mohammed I. Kothbeddin, folgte ihm im Hofamte und in der Verwaltung der Provinz und hatte dadurch, daß seine stete Anwesenheit in Chowaresmien nötig war, die beste Gelegenheit, die ererbte Macht zu erweitern und zu befestigen. Doch blieb er dem Sultan der Seldschukken ein treuer Vasall. Sein Sohn und Nachfolger, Atsiz (1127—1156), änderte das Betragen gegen die Wohlthäter seiner Familie. Er kündigte dem Sultan Sandschar, dem Bruder Barkjaroks, den Gehorsam auf, fiel, obgleich er mehrmals besiegt ward und stets Verzeihung erhielt, immer wieder von seinem Oberherrn ab und behauptete sich zuletzt unter dem Titel eines Schah als unabhängiger Beherrscher von Chowaresmien. Er erweiterte seine Herrschaft durch Eroberungen über den Dschihunfluß hinaus und am Kaspischen Meere hin, während Sandschars Reich zuerst von den Khitanen und dann von einem Stamme der Turkmannen verwüstet, Chorasan und die blühende Stadt Nischapur fast ganz verheert und der Sultan selbst von den Turkmannen drei Jahre lang gefangen gehalten ward. Nach Sandschars Tode nahmen die Unruhen und Verwirrungen im Reiche der Seldschukken überhand; diese behaupteten zuletzt nur noch in einigen kleinen Strichen von Persien eine ohnmächtige Herrschaft, und Atsiz' Sohn, Il-Arslan (1156—1172), benutzte die Umstände, um ihnen einen bedeutenden Teil von Chorasan zu entreißen.

Nach Il-Arslans Tode (1172) entstand in Chowaresmien ein 20jähriger Bruderkrieg zwischen seinen beiden Söhnen, Alaeddin Takasch und Mohammed II. Sultanschah, welche ebenso unablässig um den Preis der Dichtkunst, wie um den Besitz des Thrones miteinander kämpften. Erst der Tod des einen von ihnen machte dem blutigen Streite ein Ende. Sobald Alaeddin Takasch Alleinherrscher geworden war, erweiterte er durch glückliche Kriege sein Reich nach Osten und Westen hin. Er vernichtete zuerst den letzten Sprößling der Seldschukkendynastie in Westpersien, welche schon seit Jahren unter dem Säbel ihrer eigenen Garden stand, und dehnte die Grenzen seines Reiches über Rei, Ispahan, Hamadan und Aserbeidschan (Atropatene, das jetzige persische Armenien) aus. Dann wandte er sich gegen die Khitanen in der Tatarei und entriß ihnen die Stadt Bochara. Unterdessen bekriegte sein Sohn und Stellvertreter, Mohammed III. Kothbeddin, die persischen Assassinen, welche während des

Zerfalls der Seldschukkenherrschaft ihre Besitzungen sehr weit ausgebreitet hatten. Der Wesir, der dem jungen Fürsten diesen Krieg angeraten hatte, fiel dafür unter dem Dolche der Mördersekte, und der erbitterte Alaeddin Takasch befahl darauf seinem Sohne, sie nicht etwa nur auf ihre früheren Raubnester einzuschränken, sondern völlig auszurotten. Kaum hatte aber Mohammed III. das Gebot seines Vaters zu erfüllen begonnen, als er durch den Tod desselben (1200) genötigt ward, den Vertilgungskrieg gegen die Assassinen wieder aufzugeben; denn ein Neffe machte ihm den Thron von Chowaresmien streitig und wurde dabei von dem Beherrscher des Reiches der Ghoriden nachdrücklich unterstützt.

Den Ursprung der Dynastie der Ghoriden, welche durch diese Einmischung in die chowaresmischen Angelegenheiten ihren eigenen Sturz herbeiführte, hat der an Märchen reiche Orient in einen Roman gekleidet und mit Feridun und anderen Heroen der persischen Urzeit in Verbindung gebracht. Läßt man diese poetischen Sagen, durch welche die Ghoriden ihrer Herrschaft im alten Lande Baktrien den glänzendsten Schein der Rechtmäßigkeit zu verleihen suchten, ganz unbeachtet, so wird sich die Entstehung ihres Reiches etwa auf folgende Weise auffassen lassen. Ein Räuber, Husain ben Sam, fand gegen das Ende des 11. Jahrhunderts am Hofe der Gasnaviden Zutritt, schwang sich von Amt zu Amt empor und ward endlich Statthalter des im Norden des Gasnavidischen Reiches gelegenen Berglandes Gur oder Gaur, welches Sultan Mahmud I. früher erobert hatte. Seine Söhne, von welchen der älteste die Tochter des Gasnaviden Bahram heiratete, erbten und behaupteten nicht etwa nur die Verwaltung dieses Landes, sondern sie erklärten sich auch, auf jene erdichtete Abstammung gestützt, für rechtmäßige Besitzer desselben, ja, sie suchten sogar ihren Oberherrn, Bahram, selbst vom Throne zu stürzen. Drei von ihnen gerieten bei diesem Versuche in Bahrams Gewalt und wurden auf seinen Befehl hingerichtet; der vierte aber, Hasan, kämpfte mit Glück und rächte nach Bahrams Tode den Mord seiner Brüder auf so grausame Weise, daß selbst die an Unmenschlichkeiten gewöhnten orientalischen Geschichtschreiber ihn mit dem Beinamen des Weltenverbrenners gebrandmarkt haben. Er stürzte und vertrieb Bahrams Sohn, Khosruschah, plünderte und zerstörte die Stadt Gasna sieben Tage lang und bezeichnete seinen Marsch durch das Reich der Gasnaviden allenthalben mit Mord und Brand. Khosruschah floh nach der indischen Stadt Lahore, die zu seinem Reiche gehört hatte, und deren Besitz er und sein Sohn noch eine Zeitlang behaupteten, bis er 1160 starb. Sein Besieger erlitt bald nachher die verdiente Strafe. Der letzte kriegerische Sultan der Seldschukken, Sandschar, eilte nämlich herbei,

um den Eroberungen des Weltenverbrenners Grenzen zu setzen, schlug ihn und nahm ihn gefangen; doch wußte sich Hasan durch seine Niederträchtigkeit bald wieder die Freiheit zu verschaffen. Wie man nämlich im täglichen Leben sehen kann, daß der niedrigste Sklave der ärgste Despot gegen Untergeordnete ist, so bewies Hasan durch sein Beispiel den umgekehrten Satz: er schmeichelte dem Sultan aufs schändlichste und erlangte dadurch seine Freiheit und Herrschaft wieder.

Hasans Sohn und Nachfolger starb bald nach seinem Regierungsantritt, und seine beiden Vettern, Gajatheddin und Schahabheddin, teilten das Reich, jedoch so, daß der erstere Obersultan blieb (1162). Schahabheddin, welcher in Gasna residierte, lockte den Sohn des vom Weltenverbrenner vertriebenen Gasnaviden aus dem unüberwindlichen Lahore heraus und machte damit dem Gasnavidenreiche, nachdem es zwei Jahrhunderte bestanden hatte, vollends ein Ende (1182). Hierauf unternahm er mehrere Kriegszüge nach Indien und unterwarf sich das Land fast bis zur Grenze von China hin, während sein Bruder die Städte Nischapur, Herat und Meru eroberte und in die Tatarei eindrang. Die Eroberungen in Ostpersien gaben die Veranlassung zur Vernichtung des Ghoridenreiches. Der Neffe des furchtbaren Beherrschers von Chowaresmien, Mohammeds III., floh nämlich, wie oben bemerkt ward, vor seinem Oheim zu Gajatheddin, und dieser nahm sich seiner an. Darüber kam es zu einem Kriege, in welchem Gajatheddin gleich anfangs (1202) starb und sein Bruder des ganzen Landes bis zu den indischen Bergen beraubt wurde. Der letztere fiel einige Jahre nachher (1206) unter dem Dolche der Assassinen, die ihn als grausamen Verfolger ihrer Lehre tödlich haßten. Er hatte unglücklicherweise eine große Anzahl türkischer Sklaven als Soldaten in seine Dienste genommen und ungemein begünstigt; die Anführer dieser Mameluckenscharen warfen sich nach seinem Tode in verschiedenen Teilen des Reiches als Herrscher auf. Der kleine Überrest desselben ward von dem Chowaresmier Mohammed besetzt, und die Dynastie der Ghoriden erlosch auf diese Weise um das Jahr 1208. Nur in einem kleinen Winkel des Reiches behaupteten sich Herrscher, welche vorgaben, Sprößlinge des Ghoridenstammes zu sein.

Um dieselbe Zeit bahnte der kriegerische Schah von Chowaresmien durch sein Betragen gegen die Khitanen und gegen die Tataren in Karakithai dem mongolisch-tatarischen Völkerstrom, der wie eine Lawine von Osten her zerstörend herabrollte, den Weg in sein Land. Die Khitanen oder Kanklis, eine mächtige tatarische Völkerschaft, die sich schon den Seldschukken zu Sandschars Zeit verderblich gezeigt hatte, waren durch Bande des Bluts mit den Herrschern von Chowaresmien verbunden und hatten ihnen oft in ihren Kriegen beigestanden; sie er-

laubten sich aber auch räuberische Einfälle in das Chowaresmische Reich und nötigten dadurch Mohammed, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er ward gefangen, entrann auf abenteuerliche Weise und wartete dann auf eine Gelegenheit zur Rache. Diese fand sich, als die Khitanen von Kaschkuk, dem Schwiegersohn und Vasallen Kawar-Chans, des Beherrschers von Karakithai und einem großen Teile von Turkistan, bedrängt wurden. Kaschkuk sowohl als die Khitanen baten den Beherrscher von Chowaresmien um Hilfe; dieser wies aber aus Schlauheit beide mit ihrem Gesuche zurück und wartete den Erfolg ihres Kampfes ab. Die Khitanen wurden von Kaschkuk erdrückt, und nun erst nahm Mohammed die ihm nahe verwandten Häuptlinge derselben und den aus etwa 50 000 Menschen bestehenden Überrest ihrer Horden in seinen Schutz. Weder er noch der Besieger der Khitanen ahnten, daß sie durch die Vertilgung dieses kriegerischen Stammes dem furchtbaren Mongolenchan Dschengischan, vor welchem Kaschkuk selbst mit seiner Horde früher bei Kawar-Chan hatte Schutz suchen müssen, den Weg zu ihrer eigenen Unterdrückung bahnten.

Mit neuen Kräften verstärkt, drang Mohammed bald nachher erobernd nach Osten vor. Er besiegte den Mamelucken, der sich in Gasna zum Herrscher aufgeworfen hatte, brach in Indien ein, zog von den indischen Bergen quer gegen den Tigris hin, eroberte das ganze Bergland und breitete seine Herrschaft rund um die kleine Strecke Landes aus, welche der Abbassside El Nasir, der in Bagdad den leeren Namen eines Kalifen der Sunniten trug, unmittelbar besaß. Von diesem verlangte er nicht nur alle die Auszeichnungen, welche derselbe dem seldschukkischen Sultan gewährt hatte, sondern er forderte auch, daß Bagdad eine chowaresmische Besatzung annehme, und daß man ihm die Erlaubnis gebe, so oft er wolle, daselbst zu residieren. Als der Kalif Mohammeds Zumutungen zurückwies, brach dieser mit einem Heere gegen Bagdad auf (1217); ein Schneefall aber, wie er seit Menschengedenken nicht vorgekommen war, nötigte ihn, den Marsch einzustellen und umzukehren. Mohammed gab indessen seinen Vorsatz nicht auf und rüstete aufs neue weltliche und geistliche Waffen gegen den Abbassiden. Er versammelte die Theologen des schiitischen Systems zu einem Konzil und ließ die Lehre der Schiiten für die allein wahre und seligmachende Religion erklären, dem gottlosen Geschlechte der Abbassiden den Gehorsam aufkündigen, einen vorgeblichen Sprößling Alis, Ala al Mulk, zum Kalifen ausrufen und alle Anstalten zu einem zweiten Zuge gegen Bagdad treffen. Doch vermochte er das Ansehen des sunnitischen Kalifen nicht in allen Teilen seines Reiches zu vernichten, weil — eine höchst auffallende Erscheinung im despotischen Orient! — die Bewohner seiner Hauptprovinzen, Chowaresmien, Sa-



Überreste des Palastes der Seldschukkensultane zu Ikonium.

Nach Texier.

markand und Herat, eine Art von verbrieftem Rechte hatten, nach welchem es in ihrer Willkür stand, wen sie als Kalifen anerkennen wollten. Andererseits begnügte sich das geistliche Oberhaupt der Sunniten, als Mohammed seine Kreatur, den neu ernannten schiitischen Kalifen, mit bewaffneter Macht nach Bagdad führen wollte, nicht damit, daß er Konzil gegen Konzil und Fluch gegen Fluch setzte, sondern er verschloß auch sein Ohr der Stimme der Weisen in seinem Rate und rief zu seiner Rettung die heidnischen Mongolen unter Dschengischan herbei (1219).

Alle Umstände schienen sich damals zum Verderben der mohammedanischen Lehre und ihrer Bekenner zu vereinigen. Ein Kalif stand gegen den anderen, und der rechtgläubigste von ihnen bat die grausamen Heiden, welche damals von Nordosten her vordrangen, gegen den gläubigen, wenn auch schiitischen Sultan von Chowaresmien um Hilfe. Die Lehre Mohammeds selbst war durch fremde Einflüsse umgestaltet worden, und eine Philosophie, welche aus dem indischen Pantheismus und dem persischen Dualismus entsprungen war, durchdrang alle lebendigen Teile der mohammedanischen Religion, strömte vom Islam in die italienischen und provençalischen Schulen der Christen über und erzeugte nicht nur unter diesen Ketzerverfolgungen und förmliche Glaubenskriege, sondern bewog auch den Kalifen von Bagdad, Bücher verbrennen zu lassen, ihre Verfasser zu verfolgen und im Orient ein Inquisitionssystem einzuführen, das den Regenten, wie den Unterthanen verderblich ward. Neben dieser Verwirrung und Auflösung im Inneren ward die mohammedanische Welt auch von großen äußeren Gefahren bedrängt. Die Franken bedrohten Ägypten und Palästina und eroberten gerade damals die wichtige Stadt Damiette; das Reich der Seldschukken von Ikonium, welches lange als Bollwerk gegen die christliche Macht bestanden hatte, war durch Zwietracht gelähmt und näherte sich seinem Untergange; endlich strömten vom östlichen Hochasien die wilden mongolischen und tatarischen Horden unaufhaltsam herab, welche bald ganz Asien überschwemmten und sogar den Osten Europas verheerten.

2. Die Tataren unter Dschengischan und seinen Söhnen bis zum Untergange des Chowaresmischen Reiches.

Der weitere Gang der Geschichte führt uns nach dem äußersten Osten von Hochasien zu den tatarischen d. h. den vermischten mongolischen und türkischen Horden, welche unter Temudschin oder Dschengischan und seinen Söhnen den Orient umgestalteten und sich zerstörend über China und Indien, wie über Vorderasien, Rußland, Polen,

Schlesien und Ungarn ergossen. Zur Zeit der Geburt Temudschins gab es im östlichen Hochasien drei besonders mächtige Völker und Staaten: die eigentlichen Chinesen, welche auf das südliche China beschränkt waren und unter der Dynastie der Song standen, das nördliche Chinesische Reich, das 1125 von dem mongolischen Volke der Niutschen gegründet worden war, und dessen Herrscherhaus den Namen des goldenen Stammes führte, weiter nach Westen endlich die Verbindung der Koraïten, deren Hauptplatz Karakorum war. Außer diesen drei Reichen hatte ein Teil der den Niutschen zinsbaren Stämme zwischen dem Flusse Amur und der Nordgrenze Chinas eine neue Hordenverbindung gestiftet, welche mit den Niutschen fast unaufhörliche Kriege führten. In den Kämpfen mit den Niutschen hatten Temudschins Ahnen, welche als Häupter der vornehmsten Horde eine Art von Herrschaft über die verbundenen Stämme behaupteten, großen Ruhm erlangt. Er selbst ward im Jahre 1155 geboren, als Sohn Jesugais, der ihm zur Erinnerung an den oben von ihm besiegten Fürsten Temudschin diesen Namen erteilte. Dreizehn Jahre später wurde Jesugai vergiftet, Temudschin wurde von der Mehrzahl der unter demselben vereinigten Horden verlassen und sah sich genötigt, zu den Koraïten zu fliehen, deren Hauptort, Karakorum, später seine gewöhnliche Residenz ward. Das Oberhaupt dieser Tataren, Toli oder Ung-Chan, ist vorzüglich dadurch berühmt geworden, daß die christlichen Missionäre, welche im Mittelalter ganz Asien durchstreiften, ihn für einen Christen erklärt und mit dem sagenhaften Priester Johannes zu einer Person gemacht haben: eine auffallende Erscheinung, die sich jedoch begreifen läßt, wenn man bedenkt, daß die Naturreligion dieser Völker, welche bald nach Temudschins Tode die Gestalt des noch jetzt bestehenden Lamaismus erhielt, sich ebensowohl mit dem Christentum, als mit dem Islam freundlich vereinigen ließ. Toli gewährte dem flüchtigen Temudschin Schutz und Aufnahme, gab ihm, nachdem er die kriegerischen Talente desselben erprobt hatte, seine Tochter zur Gattin und stellte ihn an die Spitze seiner Heere. Später entzweite er sich jedoch mit ihm, und es kam zwischen beiden zu einem Kriege, der die erste Veranlassung zu der großen Völkervereinigung unter Temudschin gab. Tolis meiste Hordenführer gingen nämlich zu seinem Gegner über, er selbst suchte nach Tibet zu entfliehen und ward unterwegs erschlagen. Hierauf unterwarf sich Temudschin nicht nur das ganze Gebiet der unter Toli vereinigt gewesenen Stämme, sondern auch viele anderen Horden und machte den Anfang zu der ungeheuren Hordenverbindung, auf welche er die Stiftung eines Weltreiches gründete.

Ehe Temudschin seine Macht nach allen Seiten hin weiter auszu-

breiten begann, suchte er den Aberglauben seiner Horden zu einem Hauptstützpunkte derselben zu machen. Er hielt 1205 unweit der Quelle des Amur, in der Mitte des Mongolenlandes, ein sogenanntes Kurultaï oder eine feierliche Versammlung aller mongolischen und türkischen Stammhäupter und ließ hier durch einen Schamanen oder prophetischen Priester Offenbarungen des Himmels verkündigen, nach welchen er Großchan der verbundenen Horden sein und den neuen Titel Dschengischan annehmen sollte. Was dieser Titel, unter welchem man Temudschin in der Geschichte anzuführen pflegt, eigentlich bedeutet, ist nicht festgestellt, obgleich es fast ebensoviele Erklärungen desselben, als Geschichtschreiber der Mongolen und Türken giebt. Auf jenem Kurultaï erließ Dschengischan auch einige allgemeine Verordnungen. Ob er auch sein berühmtes Yassa oder sein allgemeines religiöses und bürgerliches Gesetz schon damals oder erst später erlassen hat, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Jedenfalls war gleich nachher, als Dschengischan zuerst bis tief in Sibirien hinein erobernd vorgedrungen war und dann die verschiedenen mongolischen und türkischen Stämme im Norden von Korea, in der Wüste Kobi, im Westen der chinesischen Mauer und an der Grenze von Tibet unterworfen hatte, ein allgemeines Gesetz dringendes Bedürfnis. Dschengischans Yassa ist uns zwar in seiner ursprünglichen Gestalt nicht bekannt, doch kann man nach den verschiedenen Nachrichten über dasselbe folgende Hauptpunkte als gewiß annehmen. In den darin niedergelegten Religionsvorschriften lassen sich die Spuren der ältesten und reinsten asiatischen Weisheit nicht verkennen; es ist eine patriarchalische, wenn gleich durch mongolischen Schmutz getrübte Lehre, welche von dem in Hochasien einheimischen Schamanismus und von der später dahin verpflanzten lamaischen Religion sowie von dem Unsinn grübelnder Brahmanen und dem Fanatismus betrügender Bonzen frei ist. Es ist gleichsam ein trüber Bach aus der reineren Quelle, aus welcher Abraham geschöpft hatte. Deshalb führen auch ebensowohl die Araber und Perser, als ein armenischer Christ des 14. Jahrhunderts diese Lehren durch übereinstimmende Märchen bis auf Türk, in welchem sie einen Enkel Noahs erkennen, zurück. Die in dem Yassa enthaltene Staatseinrichtung war eine streng militärische Despotie, wie sie der glückliche Krieger als Gesetz aufzustellen pflegt, die darin vorgeschriebene Kriegsordnung aber ein auf Eroberung berechnetes System. Besonders auffallend ist die Erwähnung eines Adels, dessen Mitglieder, die sogenannten Tarkans, von allen Abgaben befreit waren, die gemachte Beute nicht mit den anderen zu teilen brauchten, stets ungehinderten Zutritt zum Großchan hatten und bei Vergehen bis zum neuntenmale ungestraft blieben; doch wird man auch diese Erscheinung erklärlich finden, wenn man

erwägt, daß fast bei allen halb civilisierten Völkern das Kriegsleben Feudalrechte erzeugt hat. Zu den Verbrechen, auf welche im Yassa die Todesstrafe gesetzt war, gehören Ehebruch und Pferdediebstahl; auch der vorsätzliche Mord wurde in schweren Fällen mit Hinrichtung, einfacher Totschlag mit einer Geldbuße bestraft. Hervorzuheben ist noch, daß die Religionsgebote nur in Kürze auf einen Gottesglauben in ganz allgemeinen Zügen hindeuteten, und daß in Temudschins Reiche die Christen, Juden und Moslemin freie Religionsübung und freien Gebrauch ihrer heiligen Schriften genossen. In der mongolischen Menschheit haben die Glaubensformen nicht so feste Umrisse und sind nicht so sehr durch Überlieferung, Mythus und geschichtliche Einrichtungen gekräftigt, als bei manchen anderen Stämmen, bei welchen die Duldsamkeit nur als eine schwer und langsam reifende Frucht höherer Bildung erscheint.

Nachdem Dschengischan alle Völkerschaften rund um Karakorum an sich gezogen hatte, brach er gegen den Kaiser des nördlichen Chinesischen Reiches auf, dessen Vasallen seine Vorfahren und er selbst früher gewesen waren. Die Macht dieses Staates muß schon vorher gebrochen gewesen sein, weil wir erfahren, daß der Beherrscher desselben das, was dem Chinesen wichtiger als das Leben ist, den Titelrang, sich durch den Kaiser von Südchina habe vorschreiben lassen müssen. Jetzt erlitt er auch noch die Demütigung, daß ihm der neue Großchan einen Tribut abfordern ließ. Erzürnt bot er seine Macht gegen Dschengischan auf, aber nachdem in einem dreijährigen Kriege mehrere Provinzen seines Reiches schrecklich verwüstet und viele Städte, darunter Peking, erstürmt oder ausgehungert worden waren, mußte er sich zu harten Friedensbedingungen verstehen, dem siegreichen Großchan eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin geben und seine Residenz weiter nach Süden verlegen.

Aus China richtete der Eroberer seine Scharen aufs neue gegen den Westen. Er griff das tatarische Reich Karakithai an, dessen Beherrscher kurz vorher von seinem treulosen Schwiegersohne Kaschkuk gestürzt worden war. Kaschkuk wurde besiegt, und das ganze Land fiel unter die Gewalt Dschengischans. Dieser breitete dadurch seine Herrschaft bis an die Grenzen des Chowaresmischen Reiches aus; doch blieb er, obgleich ihn der Kalif von Bagdad gegen den Beherrscher desselben, Mohammed III., zu Hilfe rief, ein friedlicher Nachbar, bis die Chowaresmier selbst ihn zum Kriege reizten. Dschengischan ließ nämlich einst mit einer der Karawanen, welche damals einen sehr lebhaften Handelsverkehr zwischen Chowaresmien und dem Osten trieben, drei angesehene Mohammedaner seines Reiches abgehen. Der Statthalter einer Grenzprovinz Mohammeds hielt diese für Kundschafter und Vor-

läufer des auf einen Einbruch sinnenden Großchans, und wenn wir in betreff der mongolischen Kriegspolitik den Berichten europäischer Reisenden, welche später ins Mongolenland kamen, Vertrauen schenken dürfen, so hatte er darin nicht ganz unrecht. Er ließ jene Männer um so lieber als angebliche Kundschafter verhaften, weil er dies zugleich als einen Vorwand benutzen konnte, die ganze Karawane auszuplündern. Der beleidigte Großchan brach hierauf sogleich in Chowaresmien ein. Er führte damals, wie immer, eine unermeßliche Zahl von Kriegern ins Feld, so daß der Schah von Chowaresmien selbst den Einwohnern von Samarkand, welche ihre Stadt durch neue Gräben schützen wollten, sagen ließ, sie sollten diese Mühe sparen, weil der eindringenden Mongolen so viele seien, daß dieselben mit ihren Peitschen allein die Gräben ausfüllen könnten. Dschengischan selbst wandte sich mit seinem vierten Sohne, Tuli, gegen Samarkand und Bochara, schickte den ältesten Sohn, Tschutschi, gegen Taschkend und beauftragte den zweiten und dritten, Tschagataï und Oktaï oder Ogotaï, mit dem Angriff auf den am Dschihun gelegenen befestigten Landstrich Otrar, der sich eine Tagereise weit in die Länge und Breite ausdehnte und so dicht bevölkert war, daß er, wie jetzt viele Gegenden in England und China, fast als eine einzige Stadt angesehen werden konnte. Der Schah von Chowaresmien ergriff gegen seinen furchtbaren Feind die verständigsten Maßregeln, und in seinen Bewegungen erkennt man ohne Mühe den wissenschaftlich gebildeten Kriegsmann; seine Wissenschaft ward aber an der ungeheueren Menge der Mongolen zu schanden, zumal diese Horden, deren Zerstörungssucht nicht Menschen, sondern Tiger zu verraten schien, sich zugleich als die besten Soldaten bewährten. Andererseits zeigte auch Tschutschi, als ihn der Schah durch einen geschickten Marsch abschnitt, eine so treffliche und für seine gemischten Horden so passende Taktik und Strategie, daß man darin die Wirkung der mit großer Einsicht entworfenen Kriegsgesetze Dschengischans erkennt.

Der bis dahin so mächtige Mohammed sah dies ein und gab deshalb bald den weiteren Kampf auf. Er hielt es für das beste, sein Heer zu entlassen, den flutenden Wogen der Völkermassen so lange auszuweichen, bis sie von selbst wieder ebben würden, und dann sein Reich durch seinen Geist und seinen Säbel aus der Vernichtung neu zu schaffen. Er traute sich also eine Sache zu, an welcher selbst der glücklichste Krieger unseres Zeitalters und Weltteils verzweifelte. Er war nämlich überzeugt, daß Städte wie Samarkand, Bochara, Otrar und viele andere, welche Paris an Einwohnerzahl übertrafen, die Menschenmasse Dschengischans entweder lange genug aufhalten oder so sehr mit Beute bereichern würden, daß dieselbe unaufhaltsam zurück-

strömen werde; er sah aber zu spät ein, welchem Irrtum er verfallen war, als er die Kriegsscharen Dschengischans für bloße Barbaren gehalten hatte. So furchtbar auch die Roheit war, mit welcher Dschengischans Horden gegen das Land und seine Bewohner wüteten, ganze Städte dem Erdboden gleich machten, auf den Trümmern derselben ihrer viehischen Lust frönten, Hunderttausende von Menschen ohne Rücksicht des Alters und Geschlechts mißhandelten oder mit kaltem Blute erwürgten: so ist doch selbst mitten in dieser entsetzlichen Wildheit zu erkennen, wie tief bereits das chinesische Element der Kultur in jene Horden eingedrungen war, und mit welcher Weisheit dasselbe von dem Geiste benutzt ward, der wie vom Himmel herab die Massen leitete. Auf den Kriegszügen Dschengischans gewahren wir nur kalmückische Barbarei, und auch in den militärischen Einrichtungen entdeckt man mongolische und tatarische Sitten als die eigentliche Grundlage; das Technische jedoch, namentlich was Wurfmaschinen, Belagerungswerkzeuge und Ähnliches betrifft, war durch Werkmeister, die er aus China mitführte, ungemein gehoben worden. Noch mehr zeigt sich im Staatswesen, in den Verordnungen, den Manifesten, den Geschäften und in allen gesetzlichen Anordnungen der Einfluß des Chinesischen; ja dieser war um so größer und sichtbarer, da Dschengischan und seine Söhne ebenso, wie die Römer, auch von ihren Feinden das Brauchbare bereitwillig annahmen und sich anzueignen wußten.

Mohammed, der in seiner Hauptstadt die Dinge ruhig abwarten zu können gehofft hatte, sah sich mit Staunen und Schrecken plötzlich enttäuscht, als er erfuhr, daß eine beträchtliche Reiterschar des mongolischen Heeres ihm auf dem Fuße gefolgt sei. Er suchte sich schnell in eine sichere Zufluchtsstätte zu retten und wählte Indien dazu; auch hatte er bereits Balkh erreicht, als er, ohne daß sich ein bestimmter Grund dafür entdecken läßt, wieder umkehrte. Er fand jetzt auch den Westen seiner Staaten von den Mongolen überschwemmt und entging mit genauer Not den feindlichen Scharen, die ihn unablässig verfolgten und sich nur seiner Person zu bemächtigen suchten. Von diesem Augenblicke an ward er, wie nach ihm einer seiner Söhne, ein höchst ausgezeichnetes Beispiel der Wandelbarkeit menschlicher Geschicke; denn bei beiden wechselte Rettung mit Verderben, Glanz mit Elend, Reichtum und die Herrschaft über eine halbe Welt mit Armut und Niedrigkeit. Unaufhörlich verfolgt, barg Mohammed seine Familie und seine Schätze in eine Bergfeste von Mazenderan. Er selbst suchte sich über das Kaspische Meer zu den Abasgen im Kaukasus zu retten und trat unter den Pfeilen der ihn erreichenden Verfolger in den Kahn. Er ließ sich auf eine Insel jenes Meeres bringen, von welcher er nachher auf eine andere überging. Hier kam er krank an und verlebte den

Rest seiner Tage in solcher Dürftigkeit, daß er kaum seinen Hunger zu stillen vermochte, und daß man, als er (1221) gestorben war, aus seiner Habe nicht einmal ein Leichentuch herbeischaffen konnte, um seinen toten Leib einzuhüllen. Er hatte vor seinem Tode noch den Schmerz, zu hören, daß die Burg, in welche er seine Familie geschickt hatte, um sie zu retten, von den Mongolen erobert worden sei. Das Los, welches die Seinigen erlitten, war ebenfalls entsetzlich: die Söhne wurden ermordet, die Töchter unter die Sieger verteilt. Nur zwei Söhne, Dschelaleddin Mankberni, welcher mit dem Vater auf die Insel geflohen war, und Tatar Schah, der sich in die Wüste von Kerman rettete, überlebten den Untergang ihres Hauses. Unterdessen fuhren die wilden Horden fort, mit unaussprechlicher Grausamkeit gegen die herrlichsten Städte von Chorasan und Chowaresmien zu wüten, und Dschengischan selbst, der sich nach den nordöstlichen Provinzen gewendet hatte, verfuhr ebenso barbarisch gegen Bochara, Samarkand und die vielen anderen blühenden Städte derselben. In die greuelvolle Verwüstung wurden ebenso die Kunst, die Wissenschaft, die reichen Bibliotheken und die blühenden Lehranstalten, wie die treffliche Bodenkultur, die aufs höchste gesteigerte Industrie, die Paläste und Moscheen mit hineingezogen. „Weder die älteren Zeiten des Islams", sagt der arabische Geschichtschreiber Abulfeda, „noch unsere Tage bieten ein Beispiel von gleicher Wildheit und Grausamkeit dar; nie ward auf so schreckliche Weise mit dem Schwerte gegen das Leben der Männer, mit Ketten gegen das weibliche Geschlecht und das Kindesalter, mit Brand und Verheerung gegen heilige Schriften und gegen Tempel gewütet, nie mit gleicher Unmenschlichkeit die Bildung, Tugend und Frömmigkeit verhöhnt. Nebukadnezars Grausamkeiten gegen die Israeliten, so berüchtigt sie auch geworden sind, können nicht im entferntesten mit dem verglichen werden, was die Moslemin zu jener Zeit von den Tataren erduldet haben; denn von den Städten, welche diese vernichteten, war eine jede weit größer, als das von Nebukadnezar zerstörte Jerusalem, und jedes der Völker, welche das Schwert der Tataren vertilgte, übertraf an Zahl die Israeliten um das Doppelte." Wir haben über diese Greuel die ausführlichsten Berichte, und die nachfolgenden Worte aus einem derselben können als Beispiel von dem dienen, was die Städte des Chowaresmischen Reiches damals litten, und was sie vorher gewesen waren. „Nach der Einnahme von Balkh ließ Dschengischan alle Einwohner der Stadt zusammentreiben und die zum Sklavendienst geeigneten jungen Leute auslesen, den meisten anderen aber den Kopf abschlagen. Dann wurde die Stadt geplündert, die Beute nach gesetzlichen Vorschriften verteilt und die Festungswerke geschleift. Die Menge der in dieser Stadt ge-

fundenen Schätze war ganz außerordentlich; denn Balkh war zugleich eine blühende Handelsstadt und der Sitz der ausgezeichnetsten Künstler, besaß Denkmäler, Kunstwerke und alles andere, was einer großen Stadt zur Zierde gereicht, im Überfluß, und hatte die prachtvollsten Karawanserais, Schulgebäude und Moscheen sowie nicht weniger als 1200 öffentliche Bäder." Auch haben diese Städte sich nie wieder erholt; ihr reiches Verkehrsleben, ihr bewegtes und geschmücktes Dasein sind dahin, die Sternwarten, Bibliotheken und Lehrsäle wurden nicht wieder errichtet, und das ehemals herrlich angebaute Land ist noch voll öder Strecken.

Des unglücklichen Mohammed Sohn, Dschelaleddin Mankberni, ein Mann von ungemeinem Talent und außergewöhnlicher Kraft, wie sein Vater, und, wie dieser, durch den Wechsel seiner Schicksale ausgezeichnet, rettete sich, von den Mongolen verfolgt, unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren nach Gasna und gab dadurch Veranlassung, daß die Feinde ihre Verheerungen bis in die indischen Gebirge hinein ausdehnten. In Gasna fand er Aufnahme und sammelte ein Heer. Dschengischan brach gegen ihn auf und schickte zugleich auf einem zweiten Wege zwei andere Heere nach Gasna ab. Dschelaleddin schlug die beiden letzteren und war, sogar als der Großchan selbst gegen ihn heranzog, fest entschlossen, einen Kampf zu bestehen, dem sich sein Vater entzogen hatte. Schon standen beide Heere einander gegenüber, als zwischen mehreren Großen und Verwandten Dschelaleddins ein heftiger Streit über die Teilung der Beute entstand und infolgedessen einer der Generale mit mehr als der Hälfte der Truppen ihn verließ. Dadurch wurde Dschelaleddin genötigt, dem Kampfe auszuweichen und sich nach Indien zurückzuziehen. Der Großchan holte ihn am Ufer des Indusflusses ein, und hier kam es (1221) zu einer Schlacht, in welcher Dschelaleddin, obgleich er zuletzt unterlag, Wunder der Tapferkeit verrichtete und einen so glänzenden Ruhm errang, daß die Geschichtschreiber des Morgenlandes ihm nur die vielbesungenen Helden der persischen Mythenzeit an die Seite stellen zu dürfen glaubten. Selbst die Menge der Mongolen, welche nur mit Heuschreckenheeren vergleichbar war, schreckte ihn nicht; er wollte sich, nachdem er einen ganzen Tag gestritten hatte, mit 70 Reitern noch einmal in den Kampf stürzen und ward nur durch die flehenden Bitten seines Neffen bewogen, davon abzustehen und seine Heldenkraft für das Durchschwimmen des ungeheuren Stromes aufzusparen. Vor Dschengischans Augen warf sich Dschelaleddin in den Fluß und schwamm unter den Pfeilen der Feinde auf das jenseitige Ufer. Der Eindruck, den seine heldenmütige Ausdauer auf Mit- und Nachwelt gemacht hat, kann aus den Worten beurteilt werden, welche die orientalischen Geschichtschreiber dem Groß-

chan in den Mund legen, als derselbe vom diesseitigen Ufer her den geretteten Schah erblickte. „Schauet dort", sagte Dschengischan zu seinen Söhnen, „einen Mann, der seines Vaters würdig ist! Glücklich, wer solche Kinder hat! Von Dschelaleddin gilt, was der Dichter sagt: Nie sah man noch einen solchen Mann, und nie ward in vergangenen Jahrhunderten gehört, daß es einen gab, der ihm gleich wäre. Auf dem Lande war er furchtbar wie ein Löwe, im Wasser schrecklich wie ein Krokodil".

Die Mongolen wagten sich nicht über den Indus, sondern strömten nach Persien zurück, um die Greuel der Verwüstung zu vollenden. Zwei Jahre lang dauerten diese noch fort. Unterdessen waren Dschengischans Söhne, Tschagataï und Oktaï, in Gasna und am Indus beschäftigt, ihr Bruder Tschutschi unterwarf die russischen Statthalterschaften von Orenburg und Astrachan; eine Schar von 20 000 Mongolen machte einen merkwürdigen Zug, der sie von Westen her rund um das Kaspische Meer herum in die Wüste am Dschihun zurückführte. Dschengischan selbst, der erst gegen das Ende des Jahres 1224 nach Karakorum zurückkehrte, hielt sich vorher in der Gegend von Samarkand auf und veranstaltete am Sir Darja ungeheure Jagden, die er als Kriegsübungen betrachtete, und welche von den persischen und mongolischen Annalisten mit Staunen und Verwunderung beschrieben werden, allerdings auch für das Volk, seine Sitten und seine Herrscher charakteristisch sind. Ganze Völkermassen wurden vereinigt, um Hunderttausende von wilden Tieren zusammenzutreiben, welche dann von dem Großchan und seinen Hofleuten getötet und verzehrt wurden. Außer diesen ward eine große Menge derselben eingefangen und mit verschiedenen Merkmalen bezeichnet wieder in die Wildnis entlassen. Auch suchte sich Dschengischan in Chowaresmien ebenso, wie in anderen eroberten Ländern, über die Religionen der von ihm zertretenen Völker zu belehren; er unterhielt sich zu diesem Zwecke mit den Gelehrten von Bochara, welche in großen Akademieen die Lehre des Islams, die Philosophie und Erfahrung der Inder und die Erfindungen der Perser miteinander vereinigt vortrugen. Einer von Dschengischans Nachkommen hat uns von einer solchen Unterhaltung zwischen seinem Ahnen und den ersten mohammedanischen Weisen jener Zeit Nachricht gegeben, und man erkennt in dem, was er mitteilt, ebensowohl den großen Geist des Weltvernichters, als jene nichtige Professoren- und Katheberweisheit, welche auch damals, wie immer, am gesunden Menschenverstande scheiterte. Seine Äußerungen zeigen ferner, daß die Duldsamkeit des Mongolenstaates bei ihm persönlich in einem starken und überlegenen Verstand begründet war. Die Wallfahrten nach Mekka erklärte er für eine Thorheit, da Gott an jedem Orte gegenwärtig sei und es keiner

auserwählten Stelle bedürfe, um ihn anzurufen. Von einer anderen Seite äußert sich das Wesen des Gewaltherrschers in der Lehre, die er seinem Sohne Tuli gab, als dieser bei der Eroberung von Herat Milde üben wollte; er erteilte ihm nämlich einen Verweis, mit dem Bemerken, Milde sei nur schwachen Gemütern eigen, die Menschen müßten durch Härte bei ihrer Pflicht erhalten werden, und ein Besiegter sei immer ein Feind. Ferner hielt Dschengischan vor seiner Rückkehr nach Karakorum auch ein großes Kurultaï, und zwar, wie es scheint, nicht sowohl um neue Verordnungen zu erlassen, als vielmehr nur um sich im ganzen Glanze seiner Würde zu zeigen. Die Versammlung ward auf derselben Ebene am Sir Darja (Jaxartes) gehalten, auf welcher unmittelbar vorher eine große Treibjagd angestellt worden war, und obgleich diese Ebene sieben Stunden im Umfang hatte, so konnte sie doch kaum die Zelte aller herbeigeströmten Großen und ihres Gefolges aufnehmen. Von Karakorum aus wandte sich Dschengischan mit seinen Söhnen zuerst wieder nach der Nord- und Westgrenze von China, um die dortigen Nomadenhorden völlig zu unterwerfen und dann das nördliche Chinesische Reich zu besiegen. Während die Mongolen hier beschäftigt waren, erhob sich Chowaresmien durch des großen Dschelaleddin Mankberni Hand wieder aus der Vernichtung, in die es gefallen war.

Dschelaleddin hatte sich in Indien, wohin er nur mit wenigen Gefährten entkommen war, eine neue Macht geschaffen und brach, als die Völkerflut nach Osten zurückgeströmt war, erobernd in sein väterliches Reich ein (1225). Schon vorher hatte sein Bruder Tatar Schah die Provinz Kerman und andere Gegenden besetzt und ein Vasall seines Vaters im Inneren von Persien Eroberungen gemacht. Doch waren noch alle Festungen der zwischen Indien und dem Chowaresmischen Reiche gelegenen Gebirge in den Händen der Mongolen und Dschelaleddin mußte deshalb seinen Weg durch die Wüsten von Afghanistan und Kerman nehmen. Er war auf diesem Marsche noch unglücklicher, als einst Alexander der Große auf seinem Zuge durch die Wüsten von Beludschistan (Gedrosia); denn er soll, was wir als morgenländische Übertreibung ansehen, von seinem ganzen Heere nur vier Mann übrig behalten haben. In Persien ward er mit Jubel empfangen und sah sich bald wieder von einer neuen Kriegsmacht umgeben. Von Kerman zog er erobernd über Ispahan bis in die Nähe von Bagdad, wandte sich dann nach Norden, unterwarf Aserbeidschan und das von tapferen Christen bewohnte Georgien und erwarb sich durch die Besiegung der letzteren bei seinen Glaubensgenossen überschwengliche Lobeserhebungen. Unglücklicherweise richtete er aber seinen weiteren Zug gegen die Festung Ichlat, welche damals dem Ejubiden

Aschraf, einem Sohne Adels, gehörte, und stürzte sich dadurch ins Verderben. Zweimal zog er zur Winterszeit in die selbst im Sommer häufig mit Schnee bedeckte Gegend von Ichlat und griff die schwer zugängliche Festung vergebens an; das dritte Mal war er zwar glücklich, aber diese Gunst des Geschickes ward ihm selbst verderblich. Die Stadt war nämlich kaum durch Verrat in seine Gewalt gefallen, als Aschraf und der Sultan Kai Kobad von Ikonium, die sich miteinander verbündet hatten, mit ihrer ganzen Macht erschienen und ihm vor den Thoren der Stadt eine Schlacht lieferten (1230). In dieser blutigen Schlacht, welche drei ganze Tage dauerte und zum Vorteil der Mongolen die Hauptkräfte der Mohammedaner in Asien aufrieb, wurde Dschelaleddin völlig geschlagen. Er verlor fast sein ganzes Heer, verwarf dessenungeachtet den billigen Friedensantrag seiner Gegner und stand wehrlos da, als um dieselbe Zeit die Mongolen aufs neue in sein Reich einbrachen.

Dschengischan hatte in den letzten Jahren zuerst die Horden an der chinesischen Grenze unterworfen und dann den größten Teil des Reiches Hia erobert, welches im Norden von China neben dem Reiche der Kin oder der Herrscher des goldenen Stammes bestand. Hierauf hatte er sich mit dem mächtigen Kaiser von Südchina verbündet, um auch die Kin zu besiegen. Diese hatten jedoch den neuen Sturm erwartet und sich auf jede Weise gerüstet. Dschengischan selbst war daher auf einen harten Kampf gefaßt; er ward aber vom Tode überrascht, ehe er ihn beginnen konnte (August 1227). Noch die letzten Worte, die er zu seinen Söhnen sprach, enthielten eine Vorschrift über die Art, wie sie den Krieg mit den Kin führen sollten. Über sein Reich hatte er ein schriftliches Testament abgefaßt, nach welchem dasselbe unter seine Söhne und ihre Nachkommen geteilt, Oktaï aber mit der Macht eines Großchans oder Oberherrschers über das Ganze bekleidet werden sollte. Der älteste Sohn, Tschutschi, war gestorben und hatte einen Sohn, den später für Europa so furchtbar gewordenen Batu, hinterlassen. Dieser erhielt das Kaptschak; der zweite Sohn, Tschagataï, ward zum Beherrscher der jenseit des Sir Darja und Amu gelegenen Länder ernannt. Dem dritten, Oktaï, war, wie gesagt, das Oberchanat bestimmt. Der vierte, Tuli, sollte Ost- und Westpersien und den eroberten Teil von Indien erhalten. Oktaï nahm von seiner Würde nicht eher Besitz, als bis ein Kurultaï ihm dieselbe förmlich übertragen hatte; so streng hielt man trotz aller militärischen Despotie auf die Form der Konstitution. Da die große Versammlung, welche den neuen Großchan in die Oberherrschaft einsetzte, erst zwei Jahre nach Dschengischans Tode gehalten wurde, so bestand bis dahin eine Art Zwischenregierung. Doch litt der Gang der Geschäfte dadurch nur

insofern, als die Mongolen während dieser Zeit nur einzelne Streifzüge vornehmen konnten, denn Tschagataï leitete inzwischen das Ganze. Ehe die Teilung unter den Brüdern vollzogen wurde, zogen sie zusammen nach China, um das von dem Vater beschlossene Unternehmen auszuführen. Sie eroberten das ganze Nordchinesische Reich mit seiner ungeheuren Hauptstadt Nanking und gaben dem Beherrscher von Südchina, der ihnen dabei Hilfe geleistet hatte, zum Dank die Provinz Honan. Unterdessen war Tulis Sohn, Hulagu, bis nach Armenien und Georgien vorgedrungen, und streifende Mongolenscharen, unter deren Führern Tscharmagan der berühmteste war, suchten überall den Sultan von Chowaresmien auf.

Dschelaleddin bat zu spät den Sultan von Rum, den Ejubiden Aschraf und den Kalifen von Bagdad um Hilfe. Er ward von allen dreien mit seinem Gesuche zurückgewiesen und sah sich plötzlich in Aserbeidschan von mongolischen Scharen abgeschnitten und umzingelt, wurde aber diesmal noch durch die Tapferkeit osmanischer Türken gerettet, welche unter Orchan Dienste bei ihm genommen hatten. Statt unter dem Schutze seiner Erretter nach Ispahan zu entfliehen, ließ er sie abziehen, weil er dadurch die Aufmerksamkeit der Feinde von sich abzulenken hoffte. Dies brachte ihm seinen Untergang. Er wandte sich, von den Mongolen verfolgt, nach Kurdistan und fiel dort in die Hände einer kurdischen Horde. Als er sich zu erkennen gegeben hatte, durchbohrte ihn ein Kurde, dessen Bruder einst von seinen Leuten in der Festung Ichlat erschlagen worden war (1231). Nach der Vernichtung des Chowaresmischen Reiches zwangen die Mongolen einerseits den Sultan von Rum, ihrem Großchan zu huldigen, und bekriegten andererseits den Kaiser von Südchina und den Beherrscher der Halbinsel Korea. Der letztere ward unterworfen, die Chinesen aber behaupteten sich damals noch gegen den hereinbrechenden Strom der tatarischen Völkerflut; erst einem Enkel Dschengischans, dem Chan Kublai, über welchen wir durch den berühmten Reisenden Marco Polo genauere Nachricht haben, gelang es, die Mongolenherrschaft über das gesamte Chinesische Reich zu begründen. Dagegen zog alsbald nach Dschelaleddins Tod eine Horde der osmanischen Türken nach Kleinasien, wo sie bald nachher den Raubstaat von Karahissar stiftete und den Grund zu einer neuen orientalischen Weltmacht legte.

3. Die Züge der Tataren nach Europa.

Schon zur Zeit, als Dschengischan noch im Chowaresmischen Reich verweilte, war sein Sohn Tschutschi, der Eroberer des Kaptschak, vom Kaspischen Meere her in Europa eingedrungen. Er stieß hier zuerst

auf die Polowzer, ein rohes und heidnisches Türkenvolk, welches vom Asowschen Meere an bis zu den Wasserfällen des Dnjepr nomadisch umherzog und mit den Russen, die sich in eine große Zahl einzelner Staaten aufgelöst hatten, beständige Fehden hatte. Um sich gegen die Mongolen behaupten zu können, baten die Polowzer jetzt die Russen um ihren Beistand, und diese ließen sich durch einen ihrer Großfürsten, Mstislau, welcher eine Polowzerin zur Gemahlin hatte, bewegen, ihren seitherigen Feinden mit mehr als 100 000 Mann zu Hilfe zu ziehen. Sie drängten die Mongolen acht Tagemärsche weit zurück, begingen aber dann den großen Fehler, daß sie ihnen eine Schlacht lieferten, ehe noch die erwarteten Verstärkungen angekommen waren. Sie erlitten in dieser Schlacht, welche 1225 am Kalkaflusse geliefert ward, eine völlige Niederlage, so daß infolgedessen das ganze südliche Rußland dem neuen Feinde offen stand. Als dann von den Mongolen ein Festmahl veranstaltet wurde, nahmen sie die gefangenen Vornehmen als Unterlage für die Bretter, auf denen sie saßen: so fanden diese ein furchtbares Ende. Doch drangen die Mongolen damals nur bis Tschernigow verwüstend vor und ließen dann eine Reihe von Jahren hindurch die Russen in Ruhe, weil der Abzug Dschengischans aus Chowaresmien und der noch im Jahre 1224 erfolgte Tod Tschutschis einen Aufschub ihrer westlichen Kriegszüge veranlaßte. Dagegen ward schon zu jener Zeit das Volk der Polowzer von ihnen vernichtet; der größte Teil desselben kam um, die übrigen flohen zu den Russen und gingen durch Vermischung mit denselben unter.

Eine neue Gefahr drohte den Russen von der furchtbaren Macht des ostasiatischen Kriegerstaates, als die Mongolen unter Batu, dem Sohn Tschutschis, über die in Südrußland wohnenden bulgarischen Stämme herfielen. Hätten die Russen damals den Bulgaren die Hilfe geleistet, zu welcher sie durch Verträge verpflichtet waren, und wäre es ihnen möglich gewesen, unter sich selbst die Einigkeit herzustellen, so würden sie ihr mit Sümpfen und Wäldern bedecktes Land vielleicht gegen die Mongolen haben verteidigen können. Allein beides geschah nicht; die Bulgaren wurden daher mongolische Unterthanen und verstärkten die mongolische Macht. Auch diese Gefahr ging jedoch an den Russen glücklich vorüber; denn Dschengischans Nachfolger im Großchanat, Oktaï, rief 1234 aus aller Welt Enden seine Verwandten und ihre Scharen zu einem Kurultaï in die Mongolei zusammen, führte darauf in China Krieg und beschäftigte sich dann mit Bauten in dem bisher nur aus Hütten und Gezelten bestehenden Karakorum, das sich erst seit dieser Zeit in eine Stadt umwandelte, und in welchem er nicht nur für sich selbst einen prachtvollen, durch chinesische Künstler reich ausgeschmückten Palast aufführen ließ, sondern auch alle seine

Verwandten und Großen zur Errichtung von Gebäuden zwang. Auch diese Frist ließen die Russen ungenutzt verstreichen, das längst drohende Verderben brach daher endlich über sie herein. Oktaï schickte seinen Neffen Batu mit einem ungeheuren Heere zur Unterwerfung von Rußland ab, und dieser vernichtete, als die Russen Unterwerfung ohne Kampf ablehnten, zuerst am Flusse Woronesch die Macht des Beherrschers von Riäsan, welcher vergebens bei den anderen Großfürsten Hilfe gesucht hatte (1237); dann schlug er den Großfürsten Jurij oder Georg II. von Wladimir, eroberte und zerstörte Moskau, Wladimir und andere Städte und ließ die Einwohner derselben umbringen. Jurij wagte am Flusse Sfit einen zweiten Kampf auf offenem Felde, und diese Schlacht (1238) entschied das Schicksal des russischen Volkes für dritthalbhundert Jahre. Jurij und die angesehensten Männer des Reiches blieben auf dem Schlachtfelde, die Mongolen drangen unaufhaltsam in das innere Rußland ein, verwüsteten alles durch Feuer und Schwert und näherten sich sogar der alten und glänzenden Stadt Nowgorod bis auf etwa 110 Kilometer. Sie würden auch diese Wiege des Russischen Reiches erobert und vernichtet haben, wenn nicht ein plötzliches Thauwetter eingetreten wäre, das sie in einem an Seen und Sümpfen reichen Lande zur Verzweiflung brachte. Sie mußten daher umkehren und zogen sich bis hinter die Wolga zurück. Schon im folgenden Jahre (1239) erschienen sie wieder; die bebenden Russen aber flohen vor ihnen wie vor reißenden Tieren und retteten sich in die Sümpfe und Wälder. Die verlassenen Städte und Dörfer wurden von den Barbaren niedergebrannt und endlich (1240) auch Kiew, der damalige Hauptsitz der russischen Macht, erobert. Viele Russen, unter ihnen die beiden Großfürsten von Kiew und Halitsch (Galizien), flohen nach Ungarn, und auch 40000 kumanische Familien suchten und fanden damals, vor den schrecklichen Feinden weichend, in diesem Lande eine Aufnahme. Der Strom der Mongolen war jedoch diesmal nicht nach Norden, sondern nach Südwesten gerichtet und flutete im Anfange des nächsten Jahres nach Ungarn und Polen hinüber.

In Ungarn war kurz vorher eine ähnliche Staatsveränderung erfolgt, wie in England unter Johann ohne Land; nur war hier die Wirkung derselben eine der englischen gerade entgegengesetzte. Nachdem Belas III. Sohn und Nachfolger Emerich (1196—1204) während seiner ganzen Regierung fast nur durch Fehden mit seinem herrschsüchtigen Bruder, Andreas II., in Anspruch genommen gewesen war, erhielt bei seinem Tode derselbe Bruder die Vormundschaft über den minderjährigen Thronerben, nötigte diesen nebst seiner Mutter zur Flucht und ward, als der junge König gleich darauf starb, König des Reiches (1205). Er geriet sogleich mit seinen mächtigen Vasallen und

besonders mit seinem eigenen Sohne, Bela IV., den er bald zum Mitregenten annehmen mußte, in Zwist, mischte sich dessenungeachtet in die Streitigkeiten, welche die russischen Großfürsten miteinander hatten, und unternahm 1217 den oben erwähnten unrühmlichen Kreuzzug. Der Streit mit seinem Sohne gab den Großen des Reiches im Jahre 1222 Anlaß und Gelegenheit, von dem Könige eine unselige Freiheitsurkunde zu erpressen, deren Schlußartikel Ungarn zum Schauplatz ewiger Bürgerzwiste und die Geringeren und Ärmeren des Volkes zum Raube der Vornehmen und Reichen gemacht hat. Nach dieser sogenannten goldenen Bulle sollten die Großen nicht nur jedes Jahr zu einem Reichstage versammelt werden, sondern sie wurden auch für sich und ihre Leute von allen Grundabgaben befreit, sollten nur nach richterlichem Spruch der persönlichen Freiheit und ihrer Güter beraubt werden dürfen, nur innerhalb der Grenzen zum Kriegsdienst auf eigene Kosten verpflichtet sein, und erhielten noch manche andere Vorrechte. Besonders ward in dem Schlußartikel der Urkunde dem Adel und der Geistlichkeit die förmliche Erlaubnis zum bewaffneten Aufstande gegeben, wenn der König oder einer seiner Nachfolger sich gegen irgend eine der in dem goldenen Privilegium enthaltenen Bestimmungen vergehe. Zum großen Unterschied von dem, was wenige Jahre vorher in der englischen Magna Charta festgesetzt worden war, nahm man in der ungarischen Freiheitsurkunde, in dieser ihrer ersten Fassung wenigstens, nicht die mindeste Rücksicht auf die Bürger und Bauern; im Gegenteil, die Großen von Ungarn gründeten ihre Macht auf die Bedrückung dieser Klasse, und während in England die kleineren freien Gutsbesitzer oder die sogenannten Freeholders sich von dieser Zeit an zu erheben und den Kern der Nation zu bilden begannen, wurden sie in Ungarn von dem höheren Adel noch weit mehr eingeschränkt und die Bauern ganz in den Zustand der Sklaverei herabgedrückt. Die wenigen Rechtsbürgschaften, die neun Jahre später (1231) bei einer Revision der Bulle zu Gunsten des kleinen Grundbesitzes eingefügt wurden, erwiesen sich als durchaus ungenügend.

Die Folgen des unvernünftigen neuen Grundgesetzes zeigten sich nur zu bald; denn schon der Mitregent Bela konnte und wollte die von Andreas gegebenen Versprechungen nicht halten, und die Regierung des Landes wurde durch unaufhörliche Unruhen verwirrt. Vater und Sohn lebten in offenbarem Zwiste; es entstanden Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, mit dem Papste und mit den Russen; jüdische und mohammedanische Wucherer, deren sich Andreas bei seinen finanziellen Bedrückungen bediente, rissen das Vermögen des Reichs und der Privatpersonen an sich, obwohl die goldene Bulle ihnen ausdrücklich diesen Geschäftsbetrieb untersagte; der Adel endlich hatte sich in den letzten Zeiten

an ein schwelgerisches Leben gewöhnt und den Sinn für Krieg und Waffenehre verloren. Zuletzt trug der unzufriedene Teil der Großen auch noch dem Herzoge von Österreich, Friedrich dem Streitbaren, die Krone an; doch ward dieser, als er im Reiche erschien, geschlagen und mußte sich zu einem nachteiligen Frieden verstehen. Die ungarische Nation war also durchaus nicht fähig, den Kampf mit einem mächtigen Feinde zu bestehen, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß eine halbe Million Mongolen gegen die Pässe der Karpathen heranziehe. Dieser Einbruch der unbezwinglichen asiatischen Horden fand unter der Regierung Belas IV. statt, welcher 1235 seinem Vater gefolgt war. Die Mongolen hatten sich, als sie aus Rußland aufbrachen, in vier große Heere getrennt, von welchen eines nach Polen und Schlesien, die drei anderen auf verschiedenen Wegen nach Ungarn zogen (1241). Unglücklicherweise hatte man hier kurz vorher die Kumanen, die ihrer Menge wegen Besorgnis erweckten und im Verdacht des Einverständnisses mit den Mongolen standen, dadurch gereizt, daß man ihren Fürsten als Geisel ihrer Treue in Haft nahm. Natürlich schlossen sich diese, sobald die Mongolen erschienen, an die Feinde an. Man hätte den Mongolen den Eintritt ins Land wohl unmöglich machen, gewiß aber sehr erschweren können, wenn man die Pässe gehörig verlegt und tapfer verteidigt hätte; allein der König vermochte seinen Befehlen nicht den nötigen Gehorsam zu verschaffen, und der Palatin Hederwary, dem er die Bewachung der Karpathenpässe anvertraut hatte, räumte dieselben gleich bei der Ankunft der Feinde. So bereiteten die Ungarn sich selbst ihren Untergang oder, wie ein Geschichtschreiber es trefflich einkleidet, der Teufel, welcher den Mongolen Batu nach Ungarn geleitete, schickte ihm drei unwiderstehliche Geister voraus, den Geist der Zwietracht, den Geist des Unglaubens und Mißtrauens und den Geist der Furcht. Batu drang ungehindert durch die Karpathenpässe ein, und ganz Ungarn ward seine Beute. Doch stieß er hier zum erstenmale auf die Ritterschaft des Abendlandes, da Friedrich von Österreich dem ungarischen König auf seine Bitte zu Hilfe gezogen war, und die rohen Mongolen, welche meistens mit Bogen und Lanzen bewaffnet waren und nur zum Teil Helme und Harnische hatten, trafen einen Widerstand, wie sie ihn bis dahin noch nicht gefunden hatten. Indessen kehrte Friedrich, welcher persönlich die glänzendsten Beweise von Kraft und Heldenmut gab, bald nach Österreich zurück, um Verstärkungen zu holen, und Bela ließ sich während der Abwesenheit desselben von den Mongolen in eine Gegend locken, die ihnen für eine Schlacht sehr günstig war. Batu zog ihn nämlich in die Steppe Mohi am Sajofluſſe und schloß hier das ungarische Heer wie in eine Umzäunung ein, so daß demselben, als es geschlagen war, nur ein einziger Weg zur Flucht übrig blieb. Die

Ungarn flohen auf diesem Wege in Unordnung davon und wurden von den Barbaren wie Vieh geschlachtet; sie fielen, um uns der Ausdrücke eines gleichzeitigen Geschichtschreibers zu bedienen, wie die Blätter beim Eintritt des Winters, ihre Leichen bedeckten den ganzen Weg, und ihr Blut floß gleich einem Bergstrom dahin. Die Mongolen, welche durch die aus Schlesien herbeiziehende Heeresabteilung verstärkt wurden, verwandelten Ungarn in eine Wüste, metzelten die Einwohner zu Hunderttausenden nieder und streiften sogar bis nach Illyrien und Dalmatien. Bela, welcher nach der Vernichtung seines Heeres zu Friedrich dem Streitbaren entflohen war, bot, um deutschen Schutz zu erhalten, vergebens dem Kaiser Friedrich II. sein Reich als Lehen an; dieser blieb unter verschiedenen Vorwänden in Italien und that für den ungarischen König nichts anderes, als daß er Cirkularschreiben an alle christlichen Mächte und an die deutschen Fürsten erließ. Schon schickten sich die mongolischen Horden an, Niederlassungen in Ungarn zu gründen, als Batu auf die Nachricht vom Tode des Großchans Oktaï alle mongolischen Scharen nach dem Osten zurückführte (1242).

Die in Polen eingedrungenen Mongolen hatten die Lage der Dinge dort noch günstiger gefunden, als ihre Landsleute in Ungarn. Das Polnische Reich, zu welchem auch Schlesien gehörte, war schon seit hundert Jahren in eine große Zahl von Fürstentümern zerfallen, die in beständigem Streit miteinander lagen, und wenn auch einer der mächtigeren Herzöge als Oberherr angesehen wurde, so bestand doch seine Würde meist nur in dem bloßen Namen eines Herrschers. Als die Mongolen unter Batus Führung in Rußland eindrangen, herrschten vier Hauptfürsten über das geteilte Polen: Heinrich I. der Bärtige besaß Breslau und einen großen Teil von Schlesien, Boleslaw der Schamhafte Krakau und Sandomir, Konrad Masovien, wozu Warschau gehörte, nebst Kujavien, Ladislaw Posen und Gnesen. Keiner von ihnen wagte, den Königstitel anzunehmen; doch überwog Heinrichs Macht die der anderen bald so sehr, daß sie seine Oberhoheit anerkennen mußten. Infolge dieses Verhältnisses hatte Heinrich seinen Vetter Konrad auch bewogen, den Rittern des Deutschen Ordens, welche damals den Kampf im Orient mit der Unterwerfung und Bekehrung der Preußen und anderer heidnischen Völker an der deutschen Grenze zu vertauschen begannen, das Gebiet von Kulm abzutreten (1228); er hatte dadurch jenem Orden festen Fuß im Lande Preußen verschafft, von wo aus die Ritter nachher eine für die Kultur der Ostseeküsten höchst wichtige Bedeutung erlangten. Heinrichs Einfluß ging (1238) auf seinen Sohn, Heinrich II. mit dem Beinamen des Frommen, über, den ihm Hedwig von Andechs geboren hatte, die späterhin als Schutzheilige der Polen verehrt wurde. Als Heinrich der Fromme

zwei Jahre lang die Regierung geführt hatte, drangen die Mongolen zum erstenmale über die Grenze von Polen und plünderten Lublin. Im nächsten Jahr erschien wieder ein Heerzug derselben, und zwar der schwächste der vier Haufen, in welche sich die Mongolen beim Auszug aus Rußland geteilt hatten. Auch eines der anderen drei Heere nahm seinen Marsch über Polen, schlug unterwegs Boleslaw den Schamhaften und ging dann verwüstend nach Ungarn. Das gegen Polen bestimmte Heer zog unter Petas Führung geradeswegs nach Schlesien, fand aber hier ebenso wie ihre Brüder in Ungarn, als sie mit Friedrich von Österreich zusammentrafen, an der Ritterschaft einen unerwarteten Widerstand. Schon bei Oppeln wurde eine zahlreiche Schar von dem oberschlesischen Herzog Mieczislaw völlig vernichtet, und als die Hauptmasse, welcher Mieczislaw vorsichtig auswich, gegen Breslau zog, empfand sie zum erstenmale eine regelmäßig angeordnete Gegenwehr der Angegriffenen. Die Bürger von Breslau hatten freilich die Flucht ergriffen; die schlesischen Ritter aber, welche die auf einer Oderinsel gelegene Burg besetzt hatten, brachten alles, was in der Stadt von Wert war, auf die Insel und brannten die Stadt selbst nieder, damit die Beute die wilden Räuber nicht mehr locken könne. Die Burg selbst wurde von den Mongolen nicht eingenommen. Von Breslau wandte sich der Heerhaufe nach Liegnitz, wo unterdessen Heinrich der Fromme eine sehr bedeutende Menge gemischter Scharen um sich vereinigt hatte. Mieczislaw von Oberschlesien, der Herzog Boleslaw von Mähren, welcher die Bergleute von Goldberg mit sich brachte und zugleich den Oberbefehl über die nach der Sitte der Zeit als Kreuzfahrer erschienenen Kämpfer führte, der Großmeister des Deutschen Ordens mit seinen Rittern und viele andere Herren und Ritter waren zu ihm gestoßen; er selbst hatte eine aus Schlesiern, Polen und deutschen Mietvölkern bestehende Schar zusammengebracht. Dieses Heer, das sich auf ungefähr 30 000 Mann belaufen haben soll, bewies den Mongolen, was es zu bedeuten habe, einen Kampf mit der eisernen Ritterschaft des Abendlandes und mit dem unverdorbenen deutschen Sinn zu bestehen. Zwar verloren die Christen trotz ihres tapferen Kampfes die Schlacht, welche sie am 9. April 1241 auf der bei Liegnitz gelegenen Ebene der Wahlstatt den Mongolen lieferten, weil sie der Menge und der Ausdauer der gut geleiteten Barbaren unterlagen; aber diese erlitten einen so bedeutenden Verlust, daß sie die Richtung gegen Deutschland ändern und sich durch Böhmen nach Mähren wenden mußten. Der König von Böhmen verbarg sich vor ihnen, weil er die Hilfe der benachbarten deutschen Reichsfürsten, die sich mächtig rüsteten, erwarten wollte. Die Barbaren zogen, ohne sich aufzuhalten, durch sein Land. In Mähren erlitten sie bei Olmütz bedeutenden Schaden und vereinigten sich dann

in Ungarn mit Batus Völkern. Daß sie von diesem unmittelbar darauf in den Osten zurückgeführt wurden, ist bereits berichtet worden. Zum Glück für Deutschland trat gleich nachher im Innern des Mongolischen Reiches eine große Veränderung ein, infolge deren die Macht der Barbaren nicht gegen Europa, sondern gegen das Kalifat von Bagdad gerichtet wurde. Übrigens bezeugen alle Berichte der Europäer, die um jene Zeit als Gesandte oder als Missionäre an die mongolischen Höfe gelangten, wie großen Eindruck die ritterliche Rüstung, Kampfübung und Tapferkeit der Abendländer auf die in Bewegung gebrachten asiatischen Völkermassen gemacht hatten. So erzählt z. B. ein päpstlicher Abgeordneter, dessen Sendung vier Jahre nach Batus Rückzug stattfand, er und seine Begleiter seien sehr umständlich gefragt worden, ob die Franken noch Züge nach Palästina unternähmen, und von den Christen in Georgien und Armenien hätten sie gehört, daß die Mongolen kein Volk der Welt mehr fürchteten, als die Franken. Wo die osteuropäische Ebene endet, wo das Rittertum und das germanische Volkstum seine Vorposten ausgestellt hatte, da brach sich der verwüstende asiatische Nomadenzug.

4. Das Mongolische Reich in der ersten Zeit nach Dschengischans Tode und der Untergang des Kalifats.

Oktaï, der erste Großchan, welcher auf Dschengischan folgte, war roh, wie die anderen Mongolen, und dem Trunk ergeben; allein ein gebildeter und verständiger Chinese, Yelutschutsaï, der schon zu Dschengischans Zeit in den Dienst des mongolischen Herrschers getreten war, leitete als sein höchster Beamter die Regierung und gab weise Maßregeln an. Dieser Mann ist für die innere Geschichte des Mongolischen Reiches sehr wichtig, weil er die Sitten und den Geist eines schon seit langer Zeit civilisierten Staates in die Verwaltung brachte. Er suchte bessere Regierungsgrundsätze einzuführen, stiftete Lehranstalten, ließ die Schriften gebildeter Völker in die Sprachen der Mongolen übersetzen und zog aus China sowie aus Persien, Arabien und anderen mohammedanischen Ländern Gelehrte, Offiziere, Handwerker und Künstler herbei. Oktaï starb 1241 infolge seiner Trunksucht eines plötzlichen Todes. Er hatte seinen ältesten Enkel zum Nachfolger bestimmt; aber seine Witwe, die Christin Turakeina, wußte dem von ihr geborenen jüngeren Sohne, Kajuk, die Würde eines Großchans zu verschaffen. Sie leitete dann als Vormünderin desselben die Regierung, hatte aber das Unglück, daß der Chinese Yelutschutsaï schon 1243 starb. Besonders merkwürdig ist die Zeit ihrer Regentschaft wegen der Veränderung, welche seitdem in der unter den

Europäern herrschenden Ansicht von den Mongolen vorging. Nachdem noch wenige Jahre vorher, wie wir namentlich aus einem Ausspruch des Kaisers Friedrich II. erkennen, in Europa die Mongolen als ein ganz rohes, aller gesetzlichen Ordnung ermangelndes und mit den Tieren auf einer Stufe stehendes Volk angesehen worden waren, reden alle an Kajuk gesendeten Mönche von christlichem Kultus am mongolischen Hofe. Wenn man freilich die Sache genauer betrachtet, so zeigt sich, daß dieses Christentum nur wenig zu bedeuten hatte, und daß der alte Hauptgötze der Mongolen noch immer der Reichs- und Staatsgott derselben war. Indessen hatte Kajuk und sogar schon Oktaï einen christlichen Minister, und durch diesen übte das Christentum, bis er zehn Jahre nach Oktaïs Tode mit seinen Freunden ermordet wurde, einen Einfluß auf den mongolischen Hof aus.

Kajuk wurde erst vier Jahre nach dem Tode seines Vaters durch ein Kurultaï als Großchan anerkannt, hauptsächlich weil Batu, der sich im Kaptschak eine neue Residenzstadt, Seraï, gegründet hatte, ihn und seine Angehörigen haßte. Schon 1249 starb Kajuk, und nun ließ Batu ohne Rücksicht auf diejenigen, welche Karakorum allein als den gesetzlichen Ort für die Reichsversammlung gelten lassen wollten, im Kaptschak ein Kurultaï halten und zwang durch den Schrecken seines Heeres die Glieder von Oktaïs Familie, Tulis Sohn Mangu, der sich früher zu ihm geflüchtet hatte, als Großchan anzuerkennen. Später ward im alten Heimatlande der Mongolen ein neues Kurultaï gehalten und Mangu in aller Form gewählt (1251); Batu hatte freilich zwei Oberbefehlshaber mit Heeresmacht dahin geschickt und ihnen den Auftrag gegeben, allen Nachkommen und Anhängern Oktaïs, welche widersprechen würden, den Kopf abschlagen zu lassen. Die Erwählung und Einsetzung Mangus ward durch eine Art von heiligem Sabbat gefeiert, an welchem, wie einst bei den Juden, auch die Tiere teilnahmen; eine ganze Woche hindurch dauerte das Fest, und während dieser Zeit durfte kein Tier zur Arbeit gebraucht oder geschlachtet werden; bei den großen Gelagen, welche sieben Tage nacheinander gehalten wurden, vertrank der Hof nicht weniger als 2000 Wagenladungen geistiger Getränke und verschmauste 300 Pferde und Ochsen und 5000 Schafe. Mitten im Feste ward eine Verschwörung entdeckt, welche Kajuks Bruder und seine Söhne unter einem großen Teile der Hofleute angezettelt hatten. Infolgedessen wurden viele Menschen hingerichtet und die Familie Oktaïs zum Teil sogleich, zum Teil in der nächsten Zeit ausgerottet. Unter den Getöteten befanden sich auch Turakeina, die Witwe Oktaïs, und Kudak, der christliche Minister der beiden vorigen Großchane, nebst seinen Freunden.

Unter der Herrschaft Mangus und seines Bruders Kublai (der

nach acht Jahren sein Nachfolger ward) dehnten die Mongolen ihre Eroberungen ebensowohl über einen Teil des westlichen Asiens, wo das Reich von Ikonium schon vorher in ihre Gewalt gebracht worden war, als über ganz China aus und gründeten auf beiden Seiten neue Reiche. Der seldschukkische Sultan Kai Kobad von Ikonium hatte schon zu Oktaïs Zeit zuerst von allen mohammedanischen Regenten freiwillig dem Großchan der Mongolen gehuldigt und sich dadurch nach dem Umsturz der Schutzwehr, welche das Chowaresmische Reich gegen dieselben gebildet hatte, in seiner Herrschaft behauptet. Er zerfiel bald nachher mit seinem neuen Oberherrn und sah dadurch sein Reich aufs neue in Gefahr gebracht, von den Mongolen vernichtet zu werden. Sein Sohn und Nachfolger, Kai Kosru II., beleidigte unglücklicherweise die türkischen Söldner, welche nach dem Untergang des letzten Beherrschers von Chowaresmien aus dessen Dienst in den seinigen getreten waren, so daß sie ihn verließen, nach Syrien zogen und sich dort an den Ejubiden Saleh Ejub anschlossen. Er warb zwar neue Söldner von griechischer, fränkischer und persischer Abkunft und verband sich mit dem Beherrscher von Aleppo; kaum hatte aber der Großchan Kajuk ein Heer gegen ihn geschickt, als seine feigen Bundesgenossen und Söldner davonliefen (1243). Man ließ ihm und seinen Söhnen als tributpflichtigen Vasallen noch den Schatten der Sultanswürde; 50—60 Jahre später ward aber auch dieser letzte Rest der Seldschukkenherrschaft von den Mongolen vernichtet.

Nachdem Mangu zum Großchan ausgerufen worden war, fand er es der Klugheit angemessen, seine Brüder, Hulagu und Kublai, in weiter Entfernung von sich zu beschäftigen. Er hielt daher 1252 wieder ein Kurultaï und ließ durch dasselbe zwei neue Kriegszüge unter der Anführung seiner Brüder beschließen. Hulagu ward gegen Persien und gegen das Reich des Kalifen von Bagdad, Kublai gegen China geschickt. Im Herbste trat Hulagu seinen Kriegszug an der Spitze des zahlreichsten der aufgebotenen Heere an, begleitet von sehr vielen chinesischen Gelehrten und Künstlern, welche teils als Erbauer und Lenker von Kriegsmaschinen, teils als Geographen und Ingenieure dienen sollten. Er zog über Samarkand nach dem Kaspischen Meere, nahm die an demselben liegenden gebirgigen Provinzen in Besitz, beschied auf seinem Marsche die armseligen Prinzen des ehemaligen Reichs von Ikonium zur Huldigung vor sich, dessen Sultan so weit gekommen war, daß er dem Eroberer ein Paar Pantoffeln mit seinem Bildnis gab, damit dieser sein Antlitz mit Füßen trete, drang dann bis Hamadan vor und ließ den Alten vom Berge, welcher in den Gebirgen des Landes Deilem über den persischen Zweig der Assassinen herrschte, zur freiwilligen Unterwerfung auffordern. Rokneddin, der

damalige Alte vom Berge, wies dieses Begehren anfangs zurück; als aber Hulagu in sein Reich eingebrochen war, schickte er zuerst seinen Bruder an ihn ab, um die Befehle des Mongolen zu empfangen, und sah sich bald nachher genötigt, selbst vor Hulagu zu erscheinen (1256). Dieser setzte einen mongolischen Statthalter im Lande ein und sandte den Alten vom Berge nach Karakorum zum Großchan, zwang ihn aber vorher, den Besatzungen aller seiner Raubburgen zu befehlen, daß sie ihre Thore öffneten. Alle gehorchten bis auf die Befehlshaber von drei Burgen, welche jedoch nachher teils durch die Furcht vor Hulagus Zorn, teils durch Gewalt zur Übergabe getrieben wurden. Hulagu ließ die geöffneten Raubnester insgesamt zerstören und die ganze Sekte der persischen Assassinen auf echt mongolische Weise vertilgen. Der Alte vom Berge ward auf Befehl des Großchans enthauptet. In betreff seiner Anhänger aber erteilte Hulagu seinen Truppen und Statthaltern den Befehl, alle ohne Ausnahme zu töten und, wie es ausdrücklich lautete, selbst das Kind in der Wiege nicht zu schonen. Dieser Befehl ward buchstäblich vollzogen und der Stamm der persischen Assassinen bis auf seine kleinsten Wurzelfasern ausgerottet. In Kohestan allein ließ ein mongolischer General 12 000 derselben umbringen, und Kommissare, welche die verschiedenen Provinzen durchstreiften, suchten alle Assassinen auf und schlugen jedem, den sie ausfindig machten, auf der Stelle das Haupt ab. Auf diese Weise ging die ismaelitische Sekte der Assassinen in den persischen Ländern gänzlich unter. In Syrien hat sich dieselbe zwar bis auf den heutigen Tag behauptet, die von ihnen dort gegründete Herrschaft aber ward schon wenige Jahre nach der Ausrottung der persischen Assassinen ebenfalls vernichtet.

Von Persien aus wollte Hulagu anfangs durch Kleinasien gegen Konstantinopel ziehen; er gab aber auf den Rat des berühmten Astronomen Nasireddin, den er sehr hoch schätzte und in seinen wissenschaftlichen Arbeiten fürstlich unterstützte, diesen Gedanken wieder auf und wandte sich gegen den letzten Kalifen, den Abbassiden Mostassim. Die Kalifen von Bagdad hatten seit der Vernichtung der Buiden wenigstens von Zeit zu Zeit ihre weltliche Herrschaft wiedererlangt und zuletzt sogar eine fast vollständige Unabhängigkeit behauptet. Dagegen dauerte der Streit zwischen dem sehr zahlreichen schiitischen Teile der Bevölkerung von Bagdad und der herrschenden Sekte der Sunniten, welcher schon öfters in den Straßen der Stadt selbst blutige Kämpfe erzeugt hatte, noch immer fort, und die Bannflüche und Inquisitionen, deren sich der Kalif seit des Chowaresmiers Mohammed III. Zeit zu seinen Zwecken bediente, konnten natürlich nicht dazu beitragen, diesen Haß und Zwist zu vermindern. Dazu kam noch, daß Mostassims Wesir,

Mujadeddin, ein eifriger Schiite war und aus Parteihaß den Kalifen durch treulosen Rat zu verderben trachtete. Endlich war, wie ja noch nie eine Vernichtung ohne vorhergegangene Verblendung des Vernichteten zu stande gebracht ward, Mostassim zu seinem eigenen Unglück von thörichtem Geiz erfüllt. Er hatte große Schätze aufgehäuft und vermittelst derselben eine Reiterei unterhalten, welche Abulfeda auf 100 000 Mann, persische Quellen auf 70 000 angeben. Der Wesir erteilte ihm einige Jahre vor Hulagus Angriff den hinterlistigen Rat, dieses Heer bis auf 20 000 Mann zu verringern und das dadurch ersparte Geld dem drohenden Großchan als einen sättigenden Bissen hinzuwerfen. Der Kalif gehorchte der Stimme des Verräters, weil er bei seinem schmutzigen Geize hoffte, die Mongolen würden sich mit einer geringeren Summe abkaufen lassen, als die Unterhaltungskosten der zu entlassenden Truppen betrügen. Er hielt damit die Mongolen nur eine kurze Zeit hin und hatte, als endlich Hulagu gegen ihn aufbrach, nur über eine geringe Truppenzahl zu gebieten. Auf diese Weise erklären die mohammedanischen Geschichtschreiber den Untergang Mostassims; der christliche Mönch Rubruquis aber, welcher drei Jahre vor Mostassims Sturz als Gesandter an den Hof des Großchans kam und dort die Abgeordneten des Kalifen antraf, berichtet, daß sich dieser alle mögliche Mühe gegeben habe, den drohenden Sturm zu beschwören, und daß er, als der Mongole ihm hinterlistige Bedingungen machte, mit Klugheit alles, was auf Entwaffnung und auf Bloßstellung gegen ihren Angriff hinzielte, abgelehnt habe. Wie es sich übrigens auch damit verhalten haben mag, jedenfalls war jene Zeit schon vorbei, in welcher die Führer der Mongolen Heere von einer Million Menschen mit sich führten, und der Kalif würde daher vielleicht stark genug gewesen sein, um sich ihrer erwehren zu können; Hulagu täuschte ihn aber auf mancherlei Weise, bis er plötzlich in der Nähe von Bagdad erschien, das kleine Heer Mostassims in einem sehr hitzigen Treffen schlug und die Stadt von zwei Seiten her belagerte.

Eine so ungeheure Stadt, wie Bagdad, ganz einzuschließen, war Hulagu nicht im stande, und die Belagerung ging deshalb sehr langsam. Zwei Monate nach dem Anfange derselben jedoch machte der verräterische Wesir dem Kalifen den Vorschlag, eine persönliche Unterhandlung mit Hulagu anzuknüpfen, um seine weltliche Herrschaft dadurch zu retten, daß er, wie der Seldschukkensultan Kai Kosru gethan hatte, sich selbst zu den Mongolen begebe. Mostassim ließ sich bethören; er ging in das Lager der Feinde, ward anfangs freundlich empfangen, dann aber in einem besonderen Zelte gefangen gehalten und nicht wieder frei gelassen. Nachdem dieser Anschlag gelungen war, schickte der schändliche Wesir auf ähnliche Weise die angesehensten Bürger,

welche an der Spitze der etwa eine Million Menschen betragenden Einwohnerschaft die Verteidigung hätten leiten können, ins mongolische Lager, wo sie sogleich niedergehauen wurden. Nun machten die Mongolen unter Hulagus und seines Unterfeldherrn Bagu Führung von zwei Seiten her einen glücklichen Sturmangriff auf die Stadt, dieser gelang, und die wilden Horden drangen am 10. Februar 1258 mit schrecklichem Morden in Bagdad ein. Vierzig Tage lang dauerte das Morden unaufhörlich fort, und nach den mäßigsten Angaben, in denen wir jedoch wiederum starke orientalische Übertreibung und innere Unwahrscheinlichkeit zu erkennen glauben, wurden allein innerhalb der Stadt 800 000 Menschen niedergemacht, ohne die in der Umgegend Erwürgten mitzuzählen. Alle Wälle, Türme und Thore der Kalifenstadt wurden niedergerissen und die herrlichsten Gebäude nebst den großen wissenschaftlichen Sammlungen den Flammen preisgegeben. Den geizigen Kalifen ließ Hulagu so lange quälen, bis er den Ort anzeigte, wo in einer Cisterne seine Schätze, zum Teil in großen Massen Goldes bestehend, vergraben waren. Dann ward derselbe getötet. Weil der treulose Wesir ihm bei seinem Anschlage im Namen Hulagus das Leben zugesichert hatte, so scheute sich dieser, das Blut des Kalifen zu vergießen, und ließ ihn auf eine andere, nicht zuverlässig bekannte Art ermorden; wahrscheinlich ward der Unglückliche und seine nächsten Verwandten in einen Sack gesteckt und durch Pferde zertreten.

So ward durch die mongolische Flut auch der letzte Rest der geistlichen Oberherrschaft über die mohammedanische Welt hinweggeschwemmt, nachdem sie 508 Jahre lang in der Familie der Abbassiden erblich gewesen war. Unterdessen war Kublai in China nicht so glücklich gewesen, als Hulagu in Persien und am Euphrat. Die Song in Südchina leisteten ihm einen hartnäckigen Widerstand, so daß im Jahre 1257 der Großchan Mangu selbst die Führung des Heeres übernehmen zu müssen glaubte. Mangu erschien mit einer bedeutenden Verstärkung, fiel aber noch in demselben Jahre beim verzweifelten Sturm auf eine Stadt, welche von den Chinesen vortrefflich befestigt war und noch besser verteidigt wurde. Kublai oder, wie er seitdem genannt wird, Kublaichan warf sich, ohne vorher ein Kurultaï zu halten, zum Nachfolger im Großchanat auf und geriet darüber mit seinem Bruder Artektogha in einen langjährigen Kampf. Die nächste Folge dieses Zwistes war die Abschließung eines Friedens mit den Chinesen sowie die Verlegung der Residenz des Großchans in das jetzige Peking, weil Artektogha, welcher als Mangus Stellvertreter in Karakorum geblieben war, sich dort festgesetzt hatte. Artektogha wurde zwar in der dritten Schlacht, die die Brüder einander lieferten, geschlagen, behauptete sich aber mit seinen Anhängern in Karakorum, bis er nach langer Zeit von

einer anderen Horde vertrieben wurde. Er floh zu seinem Bruder nach China, der ihn in den Kerker werfen und umbringen ließ. Kublai, welcher darauf die ganze Mongolei und Tatarei wieder unter seine Gewalt brachte, hatte unterdessen die Bekriegung der Chinesen aufs neue begonnen; er setzte sie ungeachtet des mutigen Widerstandes derselben mit Glück fort und ward endlich im Jahre 1280 Herr des ganzen Chinesischen Reiches; ja er breitete seine Herrschaft sogar über Bengalen aus. China blieb auch unter Kublais Nachfolgern der Mittelpunkt und Sitz des Mongolischen Reiches, und dieses nahm bald den chinesischen Charakter an. Übrigens führte Kublais Dynastie seit ihrer Übersiedelung in dieses Land den Namen der Ywen. Indem die Mongolenstämme in Ostasien großenteils die buddhistische Lehre annahmen (freilich meist in der Ausartung des Lamaismus, der in Tibet seinen Mittelpunkt hat), gewann dieselbe in erhöhtem Maße den Einfluß einer Weltreligion. Die westlicheren Stämme gingen allmählich von dem patriarchalischen Götzendienste, den sie in ihren Nomadenzelten geübt hatten, zum Islam über; Moslemin waren auch die mongolischen Eroberer des Gangeslandes im 16. Jahrhundert.

5. Persien, Syrien und Ägypten bis zum gänzlichen Untergange der christlichen Macht in Palästina.

Mit der Vernichtung des Kalifats entstand ein tatarisches oder mongolisch-türkisches Reich in Persien, nachdem bereits früher Batu, welcher 1256 starb, ein anderes im Kaptschak gegründet hatte. Hulagu hatte sich sogar schon vor dem Tode des Großchans Mangu, unter dem Titel Ilek-Chan, zum Beherrscher von Persien erklärt, und die Verlegung des Großchanats nach China befestigte ihn noch vollends im Besitze dieses Reiches, welches bei seinen Nachkommen blieb, bis am Ende des 14. Jahrhunderts der Tatar Timur oder Tamerlan dieselbe Rolle übernahm, die früher Dschengischan gespielt hatte.

Gleich nach der Eroberung von Bagdad suchte Hulagu sich auch Syrien zu unterwerfen. Mossul ergab sich den heranziehenden Mongolen freiwillig. Die Bewohner von Aleppo ließ Hulagu durch den Sultan von Ikonium zur Unterwerfung auffordern, indem er ihnen dagegen Schonung versprach; als sie seinen Vorschlag mit Hohn zurückwiesen, begann er eine Belagerung, welche ihn schon nach neun Tagen zum Ziele führte. Die reiche und prächtige Stadt ward mit Sturm genommen und nach der Einnahme nicht viel gelinder behandelt als Bagdad. Durch Aleppos Schicksal erschreckt, unterwarfen sich Damaskus, Hamath und Hims (Emesa) freiwillig, die anderen Städte wurden nach und nach erobert. Hulagu kehrte nach der Eroberung von Syrien in die östlichen Provinzen zurück und bestellte einen seiner Generale, Ket-

boga, zum Statthalter des Landes (1260). Kaum hatte er sich entfernt, als Kotuzz, einer der ersten mameluckischen Sultane von Ägypten, mit seiner ganzen Heeresmacht in Syrien erschien und durch eine einzige Schlacht den Mongolen die soeben erst eroberte Provinz entriß. Das mongolische Heer erlitt nämlich bei Ein-Dschalut eine vollständige Niederlage und wurde von den Mamelucken bis an den Euphrat verfolgt. Doch wurde dieselbe Schlacht auch dem Sieger verderblich. Die Mamelucken schrieben den erfochtenen Sieg hauptsächlich einem ihrer Führer, dem bereits erwähnten Bibars, zu; diesem hatte Kotuzz die Statthalterschaft von Aleppo versprochen, er hielt nicht Wort; Bibars tötete ihn daher auf der Rückkehr nach Ägypten und ward von den Mamelucken sogleich als Sultan anerkannt.

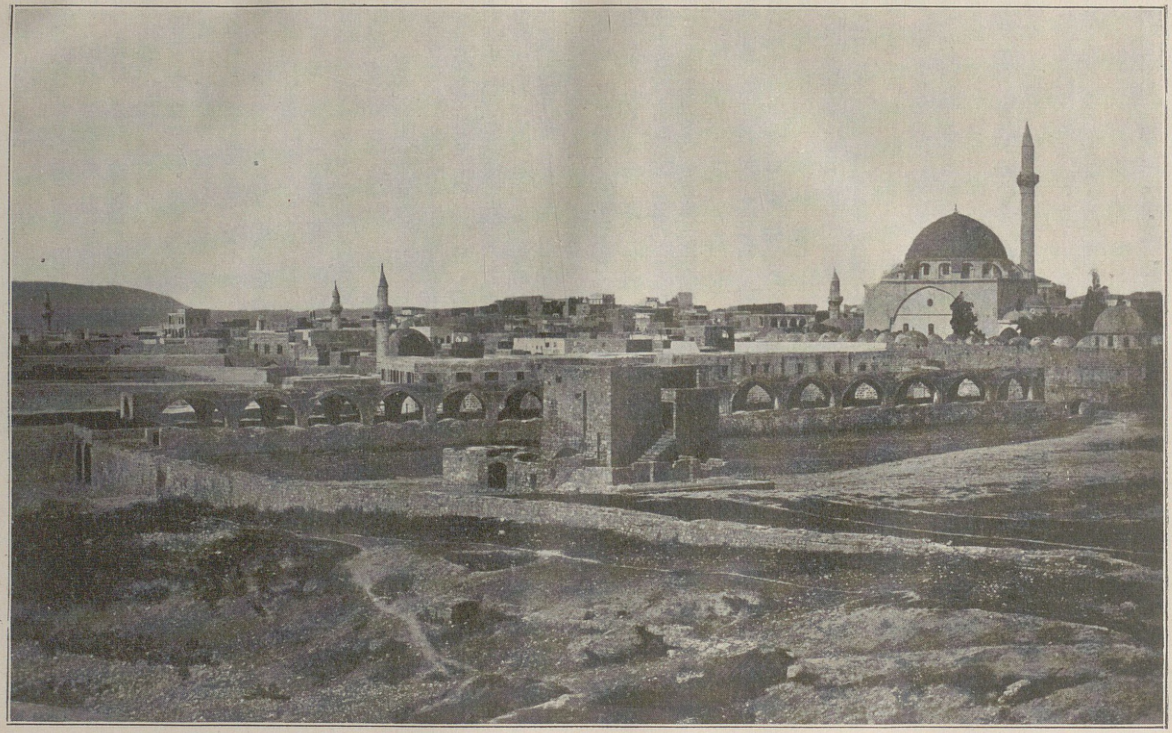
Bibars erweiterte und befestigte seine Herrschaft auf Kosten der Mongolen und Christen. Um den ersteren einen Einbruch in Syrien unmöglich zu machen, ließ er einen ganzen Strich Landes verheeren und sogar das Gras durch Feuer vertilgen. Dann benutzte er einen blutigen Zwist, welcher zwischen Hulagu und dem Sohn und Nachfolger Batus Berkere oder Barkaï, ausgebrochen war, auf eine geschickte Weise, um Mongolen durch Mongolen zu bekämpfen. Durch Kriegsleute des letzteren, die er seinen Truppen einverleibt hatte und mit Geschenken überhäufte, zog er nicht nur eine Menge anderer Mongolen an sich, sondern erlangte auch von allem, was im Kaptschak vorging, Kenntnis. Als er auf diese Weise erfuhr, daß Berkere viele Mohammedaner an seinem Hof aufgenommen habe und selbst zum Islam hinneige, schickte er eine Gesandtschaft an ihn, welche der Beherrscher des Kaptschak durch eine Gesandtschaft von seiner Seite erwiderte. Bibars gab den Abgeordneten Berkeres bei ihrer Abreise nicht nur glänzende Geschenke mit, deren Menge, Mannigfaltigkeit, Kostbarkeit und Schönheit uns einen hohen Begriff von der damaligen Kultur und Industrie Ägyptens geben, sondern er ließ sie auch durch neue ägyptische Gesandte in ihre Heimat begleiten. Diese wurden zwar in Konstantinopel an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert, weil der griechische Kaiser, Michael Paläologus, mit Hulagu, der sich das Ansehen gab, als ob er dem Christentum geneigt sei, nahe befreundet war; allein Bibars knüpfte die Verbindung mit dem Chan von Kaptschak auf einem anderen Wege wieder an und unterhielt sie nach Berkeres Tod auch mit dessen Sohn und Nachfolger. Auf diese Weise gelang es dem Sultan Bibars durch seine Unterhandlungen, die Mongolen von Syrien fern zu halten. Er stellte sogar einen neuen Kalifen auf, den er für einen Abbassiden ausgab, und hoffte demselben den Besitz von Bagdad zu verschaffen, als Hulagu vier Jahre lang durch den Krieg mit Berkere im Norden beschäftigt wurde; sein Schützling aber ward, noch ehe er

sich der Stadt Bagdad genähert hatte, nebst den ihm mitgegebenen Kriegern von den Mongolen erschlagen.

Auch gegen die Christen in Palästina richtete Bibars seine siegreichen Waffen; doch konnte er erst nach Hulagus Tode (1265) an eine nachdrückliche Bekämpfung derselben denken. Er zerstörte Kirchen und Klöster im Gelobten Lande, namentlich auch die Kirche von Nazareth; er eroberte ferner Cäsarea und Arsuf. Während sich nachher Venezianer, Pisaner und Genuesen in und um Akkon stritten, belagerte er diese wichtige Festung der Christen. Zwar mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen, aber er eroberte dagegen alle kleineren befestigten Plätze und nahm im folgenden Jahre die bedeutende Stadt Antiochia ohne Schwertstreich ein. Dieses Mißgeschick der Christen in Palästina und Syrien versetzte das Abendland in so große Bestürzung, daß man noch einmal Anstalten zu einem heiligen Kriege machte. Ludwig der Heilige rüstete mit dem Jahre 1265 zum zweitenmale einen Kreuzzug, trotzdem ihm auch diesmal alle, sogar Papst Clemens IV., abrieten, und der nachherige König von England, Eduard I., sowie 500 wackere Friesen gedachten sich ihm anzuschließen. Das Heer setzte 1270 von Aiguesmortes aus zunächst nach Cagliari auf Sardinien über; allein Ludwigs arglistiger Bruder, Karl von Anjou, welcher seit kurzem das Neapolitanisch-Sizilianische Reich beherrschte, suchte das Unternehmen zu seinem Vorteil auszubeuten und bewog seinen Bruder, sich von da nach Tunis statt nach Palästina zu wenden. Karthago wurde besetzt, aber als man auf die Verstärkungen unter Karl von Anjou wartete, brach die Pest im Heere aus. Dort erlag ein großer Teil des Kreuzheeres, darunter viele Edlen, auch ein Sohn Ludwigs und endlich der fromme König selbst (am 25. August, der noch jetzt als Ludwigstag gefeiert wird) den Fiebern, welche das afrikanische Klima erzeugte. Der Rest der christlichen Scharen, die nun unter dem Oberbefehl des neuen Königs Philipp III., des Kühnen, standen, rafften sich noch zu einem kräftigen Angriff gegen die Moslemin zusammen und gewannen zwei Schlachten. Infolge dieser Siege ging der Beherrscher von Tunis gern auf einen Vertrag ein (1270), welchen Karl von Anjou hauptsächlich zum Vorteil seiner sizilischen Lande zu wenden wußte. Freiheit des Kultus wurde den Christen gewährt, der Hafen von Tunis ihnen geöffnet, und Karl von Anjou erhielt einen stattlichen Jahrestribut zugesichert. Der englische Prinz, der sich erst nach Abschluß des Vertrages einfand, sowie die Friesen begaben sich nach Palästina. Hier unterhandelte Eduard zwar mit Hulagus Nachfolger, Abogha, über eine Verbindung gegen die Ägypter; er brachte diese aber nicht zu stande und konnte überhaupt nichts weiter ausrichten, als daß er 1272 vor seiner Heimkehr mit Bibars einen Waffenstillstand schloß, vermöge

dessen die Christen im Besitz von Akkon, Tripolis und einigen kleineren Orten blieben. Was durch diesen Vertrag gewonnen war, ging durch die Zwietracht der Christen bald wieder verloren. Der Beherrscher von Cypern, Hugo III., hatte sich 1269 zum König von Jerusalem krönen lassen und verwandte die Kräfte seiner Insel zur Verteidigung von Palästina; die Venezianer aber waren mit ihm entzweit und hemmten alles, was er that, und Karl von Anjou, der als Beherrscher des Reiches Sizilien und als Erbe der Hohenstaufischen Ansprüche sich ebenfalls König von Jerusalem nennen zu dürfen glaubte, schickte 1278 einen Stellvertreter nach Palästina, um Besitz davon zu nehmen. Die Parteiungen und Zänkereien, welche aus diesem Streit um die Krone entstanden, beschäftigten die christliche Bevölkerung so sehr, daß darüber auch die gewöhnlichsten Verteidigungsmaßregeln vergessen wurden.

Unterdessen hatte Bibars glückliche Kriege mit Hulagus Nachfolger geführt, war aber 1278 in Damaskus plötzlich gestorben, wahrscheinlich an einer Wunde, die er auf seinem letzten Zuge nach Persien erhalten hatte. Von seinen beiden Söhnen ward der ältere gleich nach des Vaters Tode durch das Heer wieder abgesetzt und dann der jüngere, welcher erst sieben Jahre alt war, als Sultan begrüßt. Dies geschah jedoch nur zum Schein; denn der eigentliche Herrscher war von Anfang an sein Atabeg oder Vormund, der Feldherr Seif eddin Kalawun, und schon wenige Wochen nachher nahm dieser auch den Titel Sultan an. Kalawun begann sogleich den Krieg mit den persischen Mongolen wieder und erfocht 1281 bei Hims einen glänzenden Sieg, welcher um so mehr Aufsehen machte, als einer der ersten Prinzen aus Dschengischans Hause, Aboghas Bruder Mangu-Timur, das feindliche Heer anführte. Bald darauf fand im Persisch-Mongolischen Reich eine Umwälzung statt. Abogha starb 1282, und einer seiner Brüder ward als der älteste der Familie zum Nachfolger ernannt. Dieser trat, um durch mohammedanische Hilfe seine Herrschaft gegen Aboghas Söhne behaupten zu können, zum Islam über, gab sich bei seiner Bekehrung den Namen Ahmed und knüpfte mit dem ägyptischen Sultan Unterhandlungen an. Er erbitterte jedoch durch diesen Schritt seine Landsleute gegen sich. Zwar gelang es ihm, seinen empörten Neffen Argun zu besiegen und gefangen zu nehmen; allein das Volk erhob sich darauf in Masse gegen ihn, befreite den Prinzen, rief denselben zum Herrscher aus und tötete Ahmed (1284). Nachher wurde Aruns Macht lange Zeit ganz durch innere Unruhen und durch Kriege mit dem Chan von Kaptschak in Anspruch genommen. Kalawun von Ägypten benutzte diese Verhältnisse des Persisch-Mongolischen Reiches, um seine Herrschaft in Syrien zu erweitern. Er unternahm schon 1285 einen Zug gegen das feste Markab, einen Zug, welchem der be-



Ansicht von Akkon.

Nach einer Original-Photographie.

rühmte mosleminische Geschichtschreiber Abulfeda, damals zwölf Jahre alt, in Begleitung seines Vaters beiwohnte, und setzte sich in den Besitz dieser Hauptburg der Franken. Im Jahre 1289 eroberte er sodann das ungemein stark befestigte Tripolis, bei dessen Fall nicht weniger als 7000 Christen blieben, und ließ diese Stadt dem Erdboden gleich machen. Sein im nächsten Jahre erfolgter Tod brachte den Christen, welche nur noch Akkon, Tyros und einige wenige andere Seestädte besaßen, eine kurze Ruhe; denn sein Sohn und Nachfolger, Aschraf, schloß sogleich einen Waffenstillstand mit ihnen. Unglücklicherweise kam aber im folgenden Jahre eine Schar Räubergesindel, welche der Papst Nikolaus IV. in Europa hatte zusammenpredigen lassen, nach Palästina, überfiel, weil sie sich an jenen Waffenstillstand nicht gebunden glaubte, eine ägyptische Karawane und verweigerte dem erbitterten Sultan jede Genugthuung. Dieser zog hierauf mit seiner ganzen Macht nach Palästina, wo damals Heinrich von Cypern, ein Bruder Hugos, seit 1286 den Königstitel führte. Aschraf wandte sich sogleich gegen Akkon und vereinigte nicht nur die von allen Seiten her zuströmenden Glaubensgenossen, unter welchen ein neuer Eifer für den Kampf gegen die Christen erwacht war, sondern ließ auch ungeheure Belagerungsmaschinen von nah und fern herbeischaffen. Sein Heer, in welchem sich auch diesmal Abulfeda befand, eröffnete im April 1291 die Belagerung der Stadt, deren Verteidiger zu einer hartnäckigen Gegenwehr entschlossen waren, und es zeigte sich nun aufs neue, wie schon oft auf dem nämlichen Boden, ein Wettstreit orientalischer und abendländischer Tapferkeit. Der Kampf war jedoch ungleich, das Schicksal den Christen feindlich und die Maschinen der Ägypter so furchtbar, daß aus ihnen Steinmassen geworfen wurden, welche ganze Stücke der Mauer mit den darauf stehenden Türmen niederrissen. Schon am 18. Mai ward die Stadt mit Sturm genommen; doch wehrten sich die christlichen Ritter in den einzelnen Häusern und Türmen, bis alles in Trümmern lag. Von den Einwohnern entgingen nur wenige durch die Flucht dem Tode, die Stadt selbst wurde von den Eroberern völlig zerstört. Das traurige Schicksal von Ptolemais sowie die Flucht des Königs von Jerusalem, der sich schon vor dem Falle der Stadt nach Cypern gerettet hatte, und dessen Beispiel bald auch von den Ersten des Landes befolgt ward, raubte den Verteidigern von Tyros allen Mut, und diese Stadt, die den Christen ehemals so viel Blut gekostet hatte, ward ohne Schwertstreich übergeben. Auch die übrigen Plätze fielen gleich nachher in die Gewalt der Ägypter, und die Herrschaft der Christen in Palästina hatte auf immer ein Ende.

Inhaltsverzeichnis.

Die Zeit von Karl dem Großen

bis zum Beginn der Kreuzzüge.
(Fortsetzung.)

II. Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser. Seite

1. Erste Niederlassung der Normannen in Unteritalien und Heinrichs II. letzte Lebensjahre 3
2. Geschichte der Deutschen, Burgunder, Ungarn und italienischen Normannen zur Zeit Konrads II 6
3. Kaiser Heinrich III. 23
4. Übersicht der byzantinischen Geschichte von Basilius II. bis auf Alexius I. Komnenus und Geschichte der Normannen am Ende dieser Zeit 37
5. Geschichte der Päpste von Leo IX. bis auf Gregor VII. 57
6. Heinrich IV. bis zum Tode seines Gegenkönigs Rudolf 66
7. Robert Guiscard, Gregor VII. und Heinrich IV. 108
8. Das Deutsche Reich während der letzten zwanzig Jahre von Heinrichs IV. Regierung 117
9. Das Deutsche Reich und die Päpste zur Zeit Heinrichs V. . . . 129
10. Civilisation und Litteratur bis zur Zeit der Hohenstaufen.
    A. Volkssprache, Volksbildung und Volkspoesie in den Ländern romanischer Zunge 144
    B. Schulbildung oder Fortschritte der in lateinischer Sprache behandelten Teile des menschlichen Wissens.
        1. Schulen, Lehre und Philosophie bis zum Ende des 12. Jahrhunderts 151
        2. Geschichte und Staatswissenschaft 164

Das Zeitalter der Kreuzzüge.

I. Geschichte der mohammedanischen Reiche des Ostens kurz vor dem Anfang der Kreuzzüge.

1. Einleitung 173
2. Geschichte der Seldschukken in Persien 175
3. Geschichte der Fatimiden in Ägypten bis zur Zeit der Kreuzzüge 185
4. Die Okailiden, Kelabiden und ersten Atabegen in Syrien . . . 196

Seite

II. Der erste Kreuzzug und das Königreich Jerusalem.

1. Allgemeine Bemerkungen 202
2. Die Veranlassungen und Vorbereitungen zum ersten Kreuzzuge . 204
3. Der erste Kreuzzug 208
4. Das Königreich Jerusalem in der ersten Zeit 216
5. Die Assassinen 221
6. Die geistlichen Ritterorden und das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzuge 226

III. Geschichte der vornehmsten Staaten Europas bis gegen die Zeit des dritten Kreuzzuges.

1. Das Deutsche Reich zur Zeit Lothars II. 233
2. Das Deutsche Reich unter Konrad III. 241
3. Das Deutsche Reich unter Friedrich Barbarossa bis zur Demütigung Heinrichs des Löwen 253
4. Deutsche Poesie bis zum Auftreten der ritterlichen Dichter . . . 283
5. Französische Geschichte seit Philipps I. Regierungsantritt 297
6. Englische Geschichte von Wilhelm I. bis zum Regierungsantritt Heinrichs II. 311
7. England unter Heinrich II. 328

IV. Der zweite und dritte Kreuzzug und die damit zusammenhängenden Begebenheiten in Deutschland, Italien, England und Frankreich.

1. Der zweite Kreuzzug und der Orient bis zum Beginn des dritten Kreuzzuges 343
2. Friedrich Barbarossas letzte Jahre und sein Kreuzzug 360
3. Der Kreuzzug der Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England 367
4. Deutschland und Italien von Friedrich Barbarossas Tod bis zur Ermordung Philipps von Schwaben 379
5. England und Frankreich am Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts 393

V. Die letzten Kreuzzüge und die mit ihnen zusammenhängenden Begebenheiten.

1. Papst Innocenz III. 413
2. Frühere Geschichte von Venedig 419
3. Übersicht der byzantinischen Geschichte zur Zeit der ersten Kreuzzüge 423
4. Der vierte oder lateinische Kreuzzug 437
5. Das Lateinische Reich in Konstantinopel 446
6. Geschichte der Ejubiden und der christlichen Unternehmungen im Orient von Saladins Tod bis zur Zeit Ludwigs des Heiligen . . 465
7. Ludwigs des Heiligen Kreuzzug nach dem Orient 478

Seite

8 Geschichte der Orientalen von der Entstehung des Reiches Chowaresmien bis auf das Erscheinen der osmanischen Türken in Kleinasien.

1. Die Chowaresmier und Choriden 486
2. Die Tataren unter Dschengischan und seinen Söhnen bis zum Untergange des Chowaresmischen Reiches 491
3. Die Züge der Tataren nach Europa 502
4. Das Mongolische Reich in der ersten Zeit nach Dschengischans Tode und der Untergang des Kalifats 509
5. Persien, Syrien und Ägypten bis zum gänzlichen Untergange der christlicher. Macht in Palästina 515

Verzeichnis

der Abbildungen und Karten.

Karte Nr. 8: Mitteleuropa im Jahre 1000 . . . . . Zum Titel.

Sarkophag Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom zu Bamberg. Nach einer Original-Photographie . . . . . Zu Seite 7

Feste Giebichenstein bei Halle a. S. Gezeichnet von W. Herwart „ „ 13

Kanzel und Beichtstuhl in der Kathedrale zu Salerno. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 39

Nikephoros III. Botoniates. Dedikationsbild in der für Nikephoros III. geschriebenen Auswahl aus den Werken des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos . . . . . „ „ 57

Kaiserpfalz zu Goslar. Nach einer Original-Photographie . . „ „ 67

Feste Harzburg im Jahre 1574 . . . . . „ „ 81

Dom zu Speier. Originalzeichnung von Karl Sprosse . . . . „ „ 129

Kloster des Ordens von Clugny. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 151

Kloster Citeaux . . . . . „ „ 153

Auferstehungskirche zu Jerusalem. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 191

Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem. Gezeichnet von W. Herwart . . . . . „ „ 217

Inneres der Geburtskirche zu Bethlehem: Krönungsstätte Balduins I. Nach einer Original-Photographie . . . . „ „ 219

Inneres des Johanniterhospitals zu Jerusalem. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 227

Ruinen der Burg von Edessa. Nach einer Original-Photographie „ „ 231

Schloßkapelle des Palastes der Normannenkönige zu Palermo. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 237

Reiterstandbild Konrads III. im Dom zu Bamberg . . . „ „ 253

Kaiser Friedrich Barbarossa mit Bischof Otto von Freising und Beatrix, die Gemahlin des Kaisers. Skulpturen am Dom zu Freising. Nach Original-Photographien . . . „ „ 271

Ruinen der Kaiserpfalz Friedrich Barbarossas zu Gelnhausen. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 281

Krypta der Abteikirche von St. Denis. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 301

Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou . . . . . „ „ 321

Heinrich II. von England und seine Gemahlin Eleonore. Grabsteine im Kloster zu Fontévrault. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 339

Aleppo. Nach einer Original-Photographie . . . . . Zu Seite 355
Joppe (Jaffa). Nach einer Original-Photographie . . . . . " " 377
Dom und eherner Löwe Heinrichs des Löwen zu Braunschweig. Gezeichnet von W. Herwart . . . . . " " 381
Ruinen der Burg Trifels. Gezeichnet von A. Haun . . . " " 383
Inneres des Domes zu Braunschweig mit dem Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde. Nach einer Original-Photographie . . . . . " " 385
Heinrich VI. Nach einer Abbildung aus der Manessischen (Pariser) Minnelieder-Handschrift . . . . . " " 389
Papst Innocenz III. Aus Raffaels Disputa . . . . . " " 415
Hauptportal der St. Markuskirche in Venedig mit den vier antiken kupfernen Pferden aus Byzanz. Gezeichnet von W. Herwart . . . . . " " 447
Papst Honorius III. und Gregor IX. . . . . " " 475
Ueberreste des Palastes der Seldschukkensultane von Ikonium. Nach Texier . . . . . " " 491
Akkon. Nach einer Original-Photographie . . . . . " " 519
Karte Nr. 9: Europa im Jahre 1150 . . . . . Zum Schluß des Bandes.

Stereotypendruck: Hallberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig), Leipzig.


EUROPA
im Jahre 1150.
Römisch-Deutsches Kaiserreich.
NORD-SEE
KGR. NORWEGEN
KGR. SCHWEDEN
KGR. DÄNEMARK
KGR. IRLAND
KGR. SCHOTTLAND
KGR. ENGLAND
KGR. FRANKREICH
KGR. BURGUND
KGR. DEUTSCHLAND
KGR. POLEN
KGR. UNGARN
KGR. SERBIEN
KGR. ITALIEN
KGR. SIZILIEN
KGR. PORTUGAL
KGR. LEON
KGR. KASTILIEN
KGR. NAVARRA
KGR. ARAGONIEN
KGR. KATALONIEN
KGR. GEORGIEN
KGR. BULGAREI
RUSSISCHES REICH
POLOWZER
KUMANEN ODER
CHAZAREN
ALANEN
WOTJAKEN
NORDWINEN
SCHWARZES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
ATLANTISCHER OZEAN
AQUITANISCHER MB.
REICH DER ALMOHADEN
REICH DES NUREDDIN
KHALIFAT BAGHDAD
KHALIFAT KAIRO
SULTANAT VON IKONIUM
OSTRÖMISCHES REICH
KONSTANTINOPEL
Sardinien
Corsica
Sizilien
Kreta
Rhodus
Menorca
Mallorca
Ibiza
Gotland
Oland
Bornholm
Lund
Upsala
Stockholm
Novgorod
Susdal
Pskow
Polotzk
Smolensk
Rjazan
Kursk
Tschernigow
KIEW
Wladimir
Halitsch
Brest
Turowo
Posen
Gnesen
Krakau
Prag
Prag
Passau
Regensburg
Bamberg
Würzburg
Magdeburg
Erfurt
Köln
Aachen
Bremen
Hamburg
Lübeck
Stettin
Wolga
Don
Dnjepr
Dniestr
Sarkel
Tmutarakan
Cherson
Oleschie
Sakow
Berlad
Drastra
Donau
Belgrad
Ragusa
Triadiza
Adrianopel
Sinope
Trapezunt
Tiflis
Berda
Donau
Khelat
Caesarea
Dorylaeum
Nikaea
Thessalonich
Smyrna
Laodicea
Attalia
Iconium
Larissa
Athen
Edessa
Aleppo
Hama
Antiochia
Tadmor
Damaskus
Tyrus
Jerusalem
Askalon
Alexandria
Damiate
Tripolis
Kirwan
Mahedia
Bona
Tunis
Fes
Tlemsen
Tanger
Ceuta
Sevilla
Cordova
Granada
Toledo
Valentia
Barcelona
Saragossa
Pamplona
Leon
Oporto
Burgos
Toulouse
Narbonne
Arles
Nimes
Montpellier
Clermont
Dijon
Lyon
Vienne
Basel
Trient
Mailand
Genua
Pisa
Florenz
Ravenna
Ancona
Spoleto
Rom
Capua
Neapel
Bari
Tarent
Messina
Palermo
Salerno
Amalfi
Gaeta
Orleans
Tours
Nantes
Paris
Reims
Rouen
Metz
Brügge
Gent
Lüttich
Utrecht
Mainz
Worms
Speyer
Straßburg
Augsburg
Salzburg
Stuhlweissenburg
Gran
Pressburg
Kiin Marchen
Wien
Olmütz
Prag
Bamberg
Nürnberg
Würzburg
Magdeburg
Erfurt
Köln
Aachen
Bremen
Hamburg
Lübeck
Stettin
Posen
Gnesen
Krakau
Wladimir
Halitsch
Brest
Turowo
Tschernigow
KIEW
Smolensk
Rjazan
Kursk
Susdal
Pskow
Novgorod
Polotzk
Dorpat
Oesel
Gotland
Oland
Bornholm
Lund
Upsala
Stockholm
Opslo
Bergen
Dublin
York
London
Hastings
Canterbury
Rochester
Lincoln
Durham
Chester
Exeter
Winchester
Salisbury
Oxford
Gloucester
Hereford
Worcester
Coventry
Nottingham
Leicester
Lincoln
Peterborough
Ely
Cambridge
Norwich
Ipswich
Colchester
Canterbury
Rochester
Winchester
Salisbury
Exeter
Chester
Durham
Lincoln
York
Dublin
Bergen
Opslo
Upsala
Stockholm
Novgorod
Susdal
Pskow
Dorpat
Oesel
Gotland
Oland
Bornholm
Lund
Hamburg
Bremen
Magdeburg
Erfurt
Köln
Aachen

BIBLIOTEKA NAUKOWA WAP
t. V
31534/I/2

Hübel & Denck, Buchb., Leipzig.